This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

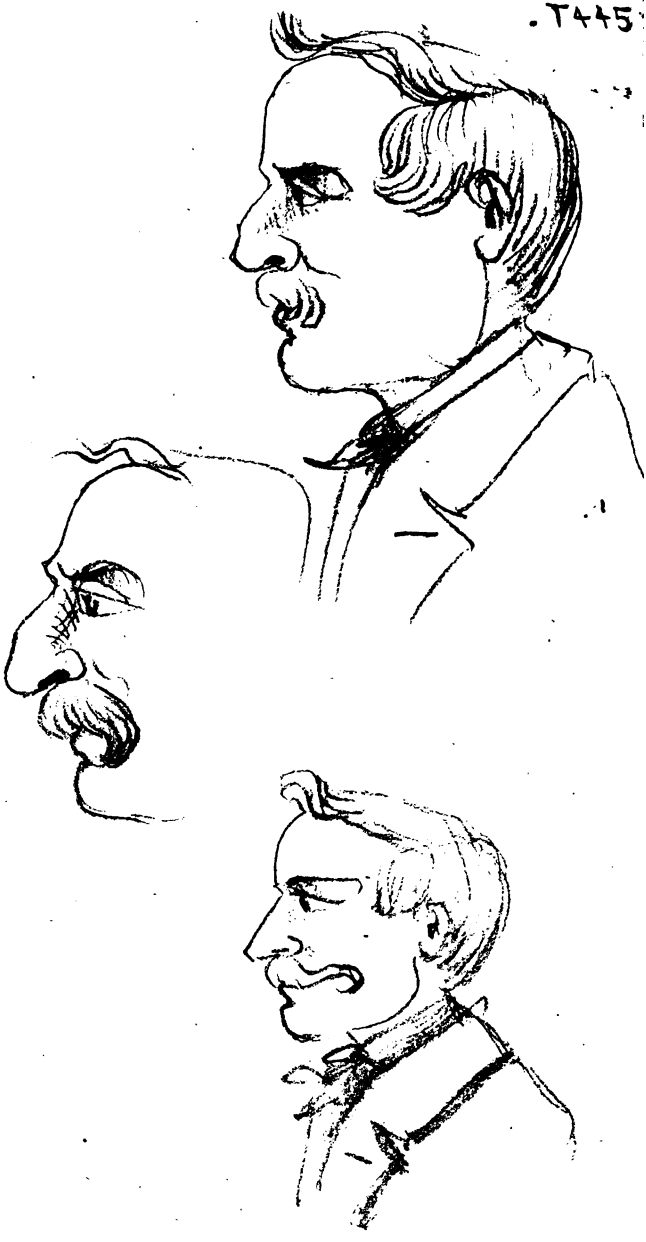
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

# THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

DC
148
.T445



*Ludwig* XVI.

# Geschichte

der

37474

# französischen Revolution

von

M. A. Thiers,

Mitgliede der Akademie, Deputirten und Minister des Innern.

---

Nach der fünften vermehrten und verbesserten Original-Ausgabe

von

**Ferd. Philippi.**

Erster Theil.

---

Leipzig,
in Commission bei Georg Wigand.

1836.

# Geschichte
## der französischen Revolution.

Ich beginne die Geschichte einer denkwürdigen Revolution, welche die menschliche Gesellschaft in ihren Grundtiefen erschütterte und sie noch heute spaltet. Nicht fremd sind mir die Schwierigkeiten dieses Unternehmens; denn Leidenschaften, welche man unter dem Einfluße militairischer Gewaltherrschaft längst gänzlich erstickt glaubte, flammen jetzt neu wieder auf. Wie mit einem Male fühlen Männer, bereits niedergedrückt von Jahren und von Mühen, wiederum Regungen in sich erwachen, welche schon erloschen zu sein schienen, und theilen sie uns, ihren Söhnen, ihren Erben, mit. Aber, wie sehr uns auch obliegt, ihre Sache zu vertheidigen, ihre Handlungen haben wir nicht zu vertreten; denn die Freiheit ist wohl zu trennen von ihren guten und schlechten Dienern, und wir dürfen uns nur mit Vorsicht des Vortheils bedienen, jene greisen Männer zu hören und zu beobachten, die, noch trunken von Erinnerungen, tief bewegt von unauslöschlichen Eindrücken, uns den Geist und Charakter der Partheien offenbaren und sie begreifen lehren. Vielleicht ist der Augenblick, wo die Handelnden von der Bühne abtreten, für die Geschichtschreibung der günstigste; wir können die Zeugen abhören, ohne ihre Leidenschaften zu theilen.

Wie dem aber auch sei, ich habe männlich jede Regung des Hasses in mir niedergekämpft; ich habe mich abwechselnd persönlich in jegliche Lage gedacht, — wie ich, unter dem Strohdache geboren und von einem würdigen Ehrgeize beseelt, durch Thaten erringen würde, was die stolze Anmaßung höherer Klassen mir widerrechtlich verweigert; oder — wie ich im Pallaste auferzogen, uralter Vorrechte begünstigter Erbe, nur mit tiefem Schmerze auf einen Besitz verzichten möchte, welchen ich als mein rechtmäßiges Eigenthum betrachte. Von diesem Augenblicke an konnte Nichts mich mehr irren; ich beklagte die Kämpfenden und neigte mich bewundernd nur vor den wahrhaft erhabenen Geistern. —

# Erstes Kapitel.

Moralischer und politischer Zustand Frankreichs gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts. — Thronbesteigung Ludwigs 16. — Maurepas, Turgot und Necker als Minister. — Calonne. — Versammlung der Notabeln. — Der Minister von Brienne. — Opposition des Parlaments, dessen Auflösung und abermalige Einberufung. — Verbannung des Herzogs von Orleans. — Verhaftung des Staatsraths d'Espremenil. — Necker wird zurückberufen und ersetzt Herrn v. Brienne. — Neue Versammlung der Notabeln. — Erörterungen in Bezug auf die états-généraux. — Entstehung der Clubs. — Ursachen der Revolution. — Erste Wahlen der Deputirten zu den états-généraux. — Brand des Hauses Reveillon. — Der Herzog von Orleans; sein Character. —

Die frühern Revolutionen, welche die französischen Monarchie erlitten sind bekannt; man weiß, daß zuerst die Griechen, später die Römer unter die halbwilden Gallier ihre Waffen trugen und die Civilisation; daß nach ihnen die Barbaren hier ihre militairische Hierarchie gründeten, und daß diese Hierarchie später von der Person auf den Grundbesitz übertragen, zuletzt zu dem Feudalsystem führte. Die Herrschaft theilte sich in Folge desselben zwischen dem Lehnsoberhaupte (Könige), und den ihm untergeordneten Häuptlingen, den Vasallen, welche wiederum ihrerseits gleich Königen über ihre eignen Unterthanen herrschten. In unsern Tagen, wo die Wechselwirkung zwischen Anklage und Vertheidigung alles gegenseitige Unrecht an das Licht zieht, haben wir genügend erkannt, wie die Oberlehnsherrlichkeit zuerst bei den Vasallen Widerstand fand, wie das gewöhnlich von denen zu geschehen pflegt, die der Herrschaft zunächst

stehen; wie sie später sich mit dem Oberhaupte hinein theilten, woraus eben die Feudalmonarchie sich entwickelte, und wie endlich die Herrschaft wieder zum Throne allein zurückkehrte, wo sie sich unter Ludwig dem 11ten, Richelieu und Ludwig XIV. zum schroffsten Despotismus verdichtete. Das französische Volk ist nur stufenweise und zwar durch die Arbeit, die erste Quelle des Reichthums und der Freiheit, frei geworden; vom Landbau zum Handel und zur Industrie übergehend, gewannen die untern Stände allmählig so sehr an Bedeutung, daß sie bald den eigentlichen Kern der Nation bildeten. Nur als Flehende in den Generalstaaten zugelassen, erschien die Nation dort nur auf den Knieen, um sich auf Gnade und Ungnade der Willkühr ihrer Herren preis zu geben, bis endlich es Ludwig XIV. unverholen aussprach, daß er diese unterwürfigen Versammlungen nicht mehr möge, eine Erklärung, welche er vor dem versammelten Parlamente, in Stiefeln und Sporen abgab, die Reitpeitsche in der Hand. Von diesem Augenblicke an, sah man an der Spitze des Staats einen König, bekleidet mit einer theoretisch schwach begränzten, der That nach aber völlig unumschränkten Gewalt, von Großen umgeben, welche ihre Lehnsherrlichkeit gegen die wandelbare Gunst des Monarchen tauschten, und sich lediglich mit den Waffen der Intrigue unter einander ihren Antheil an dem Schweiße des Volkes streitig machten, und unter ihnen eine unermeßliche Bevölkerung, in keiner andern Verbindung mit dieser königlichen Aristokratie als durch die Gewohnheit ererbter Unterwürfigkeit und durch die Zahlung der Steuern. Inmitten des Hofes und des Volkes, standen die Parlamente, bekleidet mit der Macht, Recht zu sprechen und die königlichen Befehle zu registriren. Die höchste Gewalt ist stets ein Gegenstand des Streites; wird sie nicht in den gesetzlichen Versammlungen der Nation angefochten, so geschieht es im Pallaste des Fürsten selbst. Die Parlamente durften zwar durch die Weigerung die königlichen Befehle zu registriren, deren Ausführung hemmen; dis endete aber gewöhnlich mit einer persönlichen Sitzung des Königs im Parlament (lit de justice) und einem Vergleich, bei einem schwachen Fürsten, und mit gänzlicher Unterwerfung, wenn der König Willenskraft genug besaß. Bei

Ludwig XIV. bedurft es deſſen nicht einmal, denn kein Parlament erlaubte ſich unter ſeiner Regierung einigen Widerſpruch; er riß die Nation mit ſich fort, während ſie ihn mit den Großthaten verherrlichte, welche ſie ſelbſt im Kriege wie in Kunſt und Wiſſenſchaft verrichtete, denn das Volk gieng damals in ſeinem Fürſten auf und Beide ſtrebten nur Einem Ziele zu. Kaum aber hatte Ludwig XIV. die Augen geſchloſſen, als der Regent den Parlamenten die Gelegenheit bot, wegen ihrer langen und ſchmachvollen Nichtbeachtung Rache zu üben. Der Wille des Monarchen, bei ſeinem Leben ſo gefürchtet, verlor nach ſeinem Tode ſeine Kraft, und deſſen Teſtament ſeine Giltigkeit. Die Herrſchaft wurde wieder ein Gegenſtand des Streites; ein langwieriger Kampf entſpann ſich zwiſchen dem Parlamente, dem Clerus und dem Hof im Angeſichte einer Nation, welche durch unaufhörliche Kriege erſchöpft, es endlich müde wurde, bald von der wollüſtigen Ueppigkeit, bald von der Kriegsluſt ihrer verſchwenderiſcher Herrn ſich das Mark ausſaugen zu laſſen. Bis jetzt hatte ſie ihre geiſtigen Kräfte nur im Dienſte ihres Fürſten und für deſſen Vergnügungen entwickelt; von jetzt an verwandte ſie dieſelbe zu ihrem eignen Beſten, und begann mit der Prüfung ihrer Rechte und Intereſſen. Es iſt eine der weſentlichſten Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes, unaufhaltſam von einer Stufe zur andern vorwärts zu eilen. Von der Bühne und von der Kanzel, wandte ſich der Geiſt des Franzöſiſchen Volkes mit Energie zu den moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, und bald nahm Alles eine andere Geſtalt an. Man denke ſich während eines ganzen Jahrhunderts, die Uſurpatoren aller Nationalrechte, die mißbrauchte Herrſchaft einander ſtreitig machend; die Parlamente den Clerus und der Clerus die Parlamente verfolgend: letztre zugleich im Kampfe gegen die Autorität des Hofes, und dieſer, ſorglos und ruhig mitten unter den Kämpfenden, im Schooße der größten Zerwürfniſſe das Mark des Volkes vergeudend: die Nation endlich, bereichert und im Erwachen, alle Parthien beobachtend, und ſich mit den Zugeſtändniſſen der einen gegen die andern waffnend, aller politiſchen Thätigkeit bar und blos auf Theorien beſchränkt, mit gleicher Kühnheit und Unwiſſenheit dogmatiſirend, vor Allem aber des

Wunsches voll, ihren alten Rang in Europa einzunehmen, und vergebens Gut und Blut zur Wiedereroberung jenes Ehrenplatzes opfernd, von welchem sie in Folge der Schwäche ihrer Fürsten verdrängt worden war: so haben wir ein treues Abbild unsers achtzehnten Jahrhunderts.

Das öffentliche Aergernis hatte seinen höchsten Gipfel erreicht, als Ludwig XVI., ein gutdenkender, minder verschwenderischer, und ob auch in seiner Erziehung vernachlässigter, doch durch natürlichen Hang zum Guten geneigter Fürst, in noch zarter Jugend, im Jahre 1774 den Thron bestieg. Einem alten Hofmanne vertrauete er die Sorge für sein Reich an, und sein Vertrauen theilte er zwischen seinem Kanzler Maurepas und der Königin, einer jungen, lebhaften und liebenswürdigen östreichischen Prinzessin, voll Einfluß auf ihren königl. Gemahl. Maurepas und die Königin betrachteten sich stets mit Abneigung, und der König, bald seinem Minister, bald seiner Gemahlin beipflichtend, begann so schon bei guter Zeit die lange Laufbahn einer steten Unentschlossenheit. Zwar verbarg er sich den trostlosen Zustand seines Reichs nicht und schenkte in diesem Punkte den Ansichten der Encyclopädisten vollen Glauben; aber in streng christlichen Gesinnungen auferzogen, war er gleichwohl nur zu sehr gegen sie eingenommen. Die öffentliche Meinung bezeichnete ihm mit lauter Stimme Turgot, aus der Klasse der Oekonomisten, einen Mann von einfacher Sitte, Tugend und Charakterfestigkeit, zwar langsamen Geistes, aber bis zur Halsstarrigkeit fest und voll Tiefe, zum Minister. Fest von seiner Rechtlichkeit überzeugt, und von seinen Reformplanen entzückt, äußerte Ludwig XVI. oft: „Nur ich und Turgot sind des Volkes wahre Freunde.“ Turgot's Reformen scheiterten aber an dem Widerstande der höhern Klassen, in deren Interesse es lag, alle jene mannigfaltigen Mißbräuche aufrecht zu erhalten, welche der strenge Minister abzuschaffen gedachte. Ludwig XVI. entließ ihn, nicht ohne inneres Widerstreben. Während seines ganzen Lebens, welches nur ein fortgesetztes Märtyrerleben war, hatte dieser unglückliche Fürst immer den Schmerz, das Gute flüchtig zu sehen und es aufrichtig zu wollen, immer aber fehlte es ihm an der nöthigen Kraft es zu vollbringen.

Der König, zwischen den Hof, die Parlamente und das Volk gestellt, und allen Ränken und Einflüsterungen der Parteien bloßgegeben, wechselte mit den Ministern wie mit den Kleidern; noch einmal gab er der öffentlichen Stimme und der Dringlichkeit der Reformen nach, und berief zu Ordnung der Finanzen 1777 Necker, einen durch Wechselgeschäfte reichgewordenen Genfer, einen Anhänger und Schüler Colbert's, so wie Turgot ein Schüler Sully's war. Er war ein sparsamer und unbescholtener Finanzmann, aber in seiner Eitelkeit wähnte er sich berufen, in allen Dingen, eben sowohl in der Philosophie als in der Religion und in der Freiheit als Führer voraufzugehen, und von den Lobeserhebungen seiner Freude und des Publikums umnebelt, schmeichelte er sich die Geister bis dahin leiten und festhalten zu können, wo der seinige Stillstand machte.

Necker stellte die Ordnung in den Finanzen her und fand hinreichende Mittel, die ungeheuern Kosten des Amerikanischen Krieges aufzubringen. Von weniger umfassendem Geiste, aber biegsamer als Turgot, und im Besitze des vollen Vertrauens der Capitalisten, fand er für den Augenblick Allen so unerwartete Hilfsquellen, daß das allgemeine Vertrauen wieder festen Fuß zu fassen begann. Aber mit bloßen finanziellen Kunstgriffen war den Zerrüttungen des Schatzes für die Dauer nicht abgeholfen, und so versuchte er es denn auf dem Wege der Reformen. Seine ersten Maßregeln wurden ihm keineswegs leichter, als früher Turgot die seinigen; die Parlamente von seinen Plänen unterrichtet, einigten sich gegen ihn und zwangen ihn endlich zum Rücktritt.

Die Nothwendigkeit der Abschaffung zahlloser verrotteter Mißbräuche leuchtete Jedermann ein; die Ueberzeugung davon herrschte allgemein, selbst der König war nur zu gut davon unterrichtet, und litt dabei unaussprechlich. Selbst die Höflinge, die von diesen Mißbräuchen sich mästeten, hätten wohl gern die Verlegenheiten des Schatzes endigen sehen, aber ohne das geringste Opfer ihrerseits. Gelehrte Abhandlungen hierüber wurden bei Hofe gehalten, und philosophische Maximen ausgekramt; man bemitleidete auf Jagdpartien den braunen Landmann, ob der zahllosen Plackereien, denen man ihn aussetzte; ja man sah

sie sogar der Befreiung des nördlichen Amerikas Beifall zujauchzen, und mit lauten Ehrenbezeugungen die jungen Franzosen empfangen, welche freiheitgekrönt aus der neuen Welt zurückkehrten. Auch die Parlamente sprachen viel von den Interessen des Volks und erhoben laute Beschwerden über die Leiden des Armen, widersetzten sich aber nichts desto weniger jeder gleichmäßigeren Vertheilung der Abgaben und Tilgung der Ueberreste eines barbarischen Feudalismus. Alle sprachen vom öffentlichen Wohle; nur wenige erstrebten es, und das Volk, noch wenig geübt, seine wahren Freunde zu erkennen, spendete allen denen Beifall, welche sich seiner sichtbaren Feindin, der Regierung, widersetzten.

Man hatte wohl Turgot und Necker entfernen können, nicht aber gleichmäßig die hilflose Lage der Dinge; die Verlegenheiten des Schatzes blieben dieselben. Gern hätte man noch so lange als möglich die Dazwischenkunft der Nation fern gehalten; aber es handelte sich um die unentbehrlichsten Subsistenzmittel, man brauchte neue Hilfsquellen, um die Verschwendung des Hofes zu bestreiten. Die Bedrängniß, für einen Augenblick durch die Absetzung eines Ministers, oder durch eine neue Anleihe, oder durch gewaltsame Einführung einer drückenden Steuer beseitigt, kehrte, wie jedes vernachlässigte Uebel, bald mit verstärkter Kraft wieder. Noch immer aber zauderte man, wie dis stets zu geschehen pflegt, wenn es gilt, einen gefürchteten, aber nothwendigen Schritt zu thun. Eine neue Intrigue führte Herrn v. Calonne ins Ministerium, den jedoch die öffentliche Meinung wenig begünstigte, weil er eifrig zur Verfolgung von La Chalotais (1783) mitgewirkt hatte. Calonne, geistreich, einnehmend, unerschöpflich an Hilfsmitteln, baute mit allzugroßer Zuversicht auf sein Genie, auf sein Glück und auf die Wandelbarkeit der Menschen, und taumelte so der Zukunft mit vergnüglicher Harmlosigkeit zu. Sein Grundsatz war, sich nicht im Voraus zu ängstigen und kein Uebel eher aufzudecken, als an dem Tage, wo man ihm abhelfen wolle. Er führte den Hof durch sein Betragen irre, vermochte ihn durch seinen Eifer, Alles zu bewilligen, verschaffte damit dem Könige und seiner Umgebung einige leichtere Augenblicke, und ließ so auf die un-

glücklichsten Vorbedeutungen, einen kurzen Sonnenschein des Glücks und blinden Vertrauens folgen.

Aber die Zukunft, von der man Alles gehofft hatte, nahete jetzt; endlich mußte es zu entscheidenden Maßregeln kommen. Dem Volke neue Abgaben auferlegen war unmöglich, und doch waren die Kassen leer. Nur Ein Mittel gab es, dem abzuhelfen; die Ausgaben mußten durch Aufhebung der zahllosen Gnadengelder vermindert werden, und wenn dis Mittel nicht zureichte, die Abgabenpflichtigkeit auf eine größere Anzahl von Steuerbaren, das ist auf Adel und Geistlichkeit sich ausdehnen. Diese Entwürfe, der Reihe nach von Turgot und Necker versucht, wurden von Calonne wieder aufgenommen, dem ihre Ausführung nur dann möglich schien, wenn jene Bevorrechteten selbst ihre Zustimmung erklärten. Calonne ersann das Mittel, sie in eine Versammlung, Notabeln genannt, zu vereinigen, um ihnen seine Plane vorzulegen und ihnen ihre Zustimmung, sei es durch List oder Ueberredung, zu entreißen.*) Diese Versammlung bestand aus den vornehmsten Mitgliedern der Geistlichkeit, des Adels und der obrigkeitlichen Behörden und eine Unzahl von Requetenmeistern und andern Magistratspersonen aus der Provinz nahmen daran mit Theil. Durch diese Art der Zusammensetzung, vor Allem aber mit Hilfe einiger volksfreundlicher und philosophischer Großen, die hinein zu ziehen er Sorge getragen hatte, schmeichelte sich Calonne, Alles mit sich fortzureißen.

Nur zu bald erwachte der Minister aus seiner Selbsttäuschung. Die öffentliche Meinung hatte es ihm noch nicht verziehen, daß er sich an den Platz eines Turgot und Necker eingedrängt; entzückt, daß man einen Minister nöthige, Rechnung abzulegen, unterstützte sie den Widerstand der Notabeln. Bald begannen die lebhaftesten Erörterungen. Calonne beging den Fehler, den schlechten Zustand des Schatzes, seinen Vorgängern, namentlich Neckern zur Last zu legen. Necker vertheidigte sich, und wurde verbannt, aber die Opposition regte sich darob nur um so lebhafter. Calonne füllte seinen Platz voll Geistesge-

*) Diese Versammlung wurde eröffnet den 22. Februar 1787.

genwart und Besonnenheit aus, er setzte den Siegelbewahrer, Herrn von Miromenil ab, weil er mit den Parlamenten in heimlicher Unterhandlung stand, aber sein Triumpf währte nur zwei Tage. Der König, welcher ihn liebte, hatte ihm mehr versprochen wie er halten konnte, als er ihm sein königliches Wort gegeben, ihn zu unterstützen. Er wich erschüttert den Vorstellungen der Notabeln, welche den Planen Calonne's ihre Beistimmung unter der Bedingung zusagten, daß deren Ausführung einem tugendhafteren und des Vertrauens würdigeren Minister überlassen werde. Auf die Einflüsterungen des Abbé von Vermont schlug die Königin einen neuen Minister vor, dessen Annahme sie auch durchsetzte, den Herrn von Brienne, Erzbischoff von Toulouse und Einer der Notabeln, welche das Meiste zu Calonnes Sturze, in der Hoffnung ihm zu folgen, beigetragen hatten.

Der Erzbischoff von Toulouse, ein Mann von schwachem Character aber ein harter Kopf, hatte, schon von Kindheit auf nur von dem Ministerposten träumend, durch jedes Mittel diesem Ziele seiner Wünsche nachgestrebt. Vor Allem sollte ihm der Einfluß der Frauen dazu behilflich sein, denen er zu gefallen suchte und in der That auch bei ihnen Glück machte. Ueberall prahlte er mit seiner Verwaltung von Languedoc. Wurde ihm auch bei seinem Eintritte in das Ministerium nicht dieselbe öffentliche Gunst zu Theil, welche Neckern von allen Seiten entgegen kam, so hatte er doch in den Augen des Publikums das Verdienst, Calonne's Nachfolger zu sein. Er trat nicht sogleich als Minister ein, aber er wurde es um so schneller. Unterstützt von dem Siegelbewahrer, Herrn von Lamoignon, einem hartnäckigen Feinde der Parlamente, begann er seine Laufbahn unter sehr günstigen Verhältnissen. Die Notabeln, durch ihre eignen Versprechungen gebunden, gaben zu Allem, was sie erst verweigert hatten, jetzt eifrig ihre Zustimmung: die Grund- und Stempelsteuer, die Aufhebung der Frohnen, Provinzialstände, Alles wurde mit einem Schein von aufopfernder Hingebung bewilligt. Man nahm die Miene an, als habe man sich nicht sowohl jenen Vorschlägen, sondern nur deren Urheber, widersetzt, und die öffentliche Meinung siegte. Calonne konten nur

Verwünschungen nach, aber die Notabeln, von dem allgemeinen Beifallssturme umsaust, hatten wenig Freude an jenen Ehren, die mit so großen Opfern erkauft worden waren. Hätte es Vienne verstanden, aus seiner günstigen Stellung den rechten Vortheil zu ziehen, hätte er voll Eifer die Ausführung der Maßregeln, denen die Notabeln beistimmten, beschleunigt, hätte er sie allesammt mit einem Male und ohne Zögern in dem Augenblicke dem Parlamente vorgelegt, wo solches Zugeständniß den höhern Klassen der Gesellschaft unerläßlich schien, so würde vielleicht noch Alles anders gekommen sein; von allen Seiten gedrängt, hätte man Alles bewilligt, und dieser Vergleich, obgleich nur einseitig und erzwungen, hätte wahrscheinlich für lange Zeit den Kampf hinausgeschoben, der nun bald beginnen sollte.

Aber von All' dem geschah nichts. Durch unkluges Zögern ließ man den Weg zu Rückschritten offen, die Gesetzentwürfe wurden nur einzeln, einer nach dem andern vorgelegt, das Parlament gewann Zeit zu Discussionen, es ermannte sich und gelangte bald dahin jener, den Notabeln eingejagten Furcht Herr zu werden. Nach langer Debatte registrirte es endlich das Gesetz in Bezug auf die Ablösung der Frohnen und ein anderes, über die freie Ausfuhr des Getreides. Mit dem größten Ingrimme kehrte es sich aber vor Allem wider die Zuziehung des Adels zu der Grundsteuer; gleichwohl fürchtete es durch eine Verweigerung derselben, der Nation die Augen zu öffnen und die selbstsüchtigen Beweggründe seiner Opposition damit an den Tag zu bringen. Noch schwankte es, als man ihm plötzlich diese Verlegenheit ersparte, und mit dem Grundsteuergesetz zugleich das Stempelgesetz vorlegte, ja sogar die Berathung mit dem Stempelgesetze eröffnete. So konnte denn das Parlament das erstere verwerfen, ohne sich über das zweite näher auszusprechen; denn durch die Verweigerung der Stempelsteuer, welche der Mehrzahl der Steuerpflichtigen mißfiel, schien es noch überdis die öffentlichen Interessen zu wahren. In einer Sitzung, welcher auch die Pairs beiwohnten, denuncirte es gegen die Mißbräuche, das ärgerliche Treiben und die Verschwendung des Hofes und forderte

Ausgabenetats, (états de dépenses). Ein Parlamentsrath benutzte dis zu einem Wortspiele und rief: „Nicht états brauchen wir, sondern états-généraux (Generalstaaten)!“ Diese unerwartete Forderung erfüllte alle Welt mit Staunen. Bis jetzt hatte man Widerstand geleistet weil man litt; jede Opposition, gleichviel, ob der Volkssache förderlich oder nicht, hatte Unterstützung gefunden, sobald sie nur gegen den Hof, dem man alles Uebel beimaß, gerichtet war. Doch war man mit seinen Wünschen noch immer nicht im Klaren gewesen; man war stets in Allem viel zu sehr davon entfernt geblieben, auch nur den geringsten Einfluß auf die Regierung zu üben, man war so sehr daran gewöhnt sich beim bloßen Klagen zu beruhigen, daß man klagte, ohne auch nur leise dem Gedanken Raum zu geben, von Worten zur That zu schreiten, oder vollends gar zu revolutioniren. Ein einziges Wort steckte plötzlich ein unerwartetes Ziel; aus jedem Munde hallte es wieder; und mit lautem Geschrei verlangte Alles nach états-généraux.

D'Espremenil, ein junger Rath, ein heftiger Redner und Unruhstifter ohne eigentliches Ziel, Demagoge in den Parlamenten, und Aristokrat in den Generalstaaten, der von der constituirenden Nationalversammlung mittelst Decrets für aberwitzig erklärt wurde, dieser D'Espremenil zeigte sich bei dieser Gelegenheit als einer der ungestümsten parlamentarischen Redner. Aber im Stillen wurde die Opposition von Duport geleitet, einem jungen Manne von vielumfassendem Geiste, festem und ausdauerndem Character, welcher vielleicht der Einzige inmitten dieser Wirren, die Zukunft im Auge behielt, und seine Gefährten, samt dem Hofe und der Nation zu einem weit andern Ziele zu führen gedachte, als das einer parlamentarischen Aristokratie.

Das Parlament theilte sich in alte und junge Räthe. Die erstern wollten der königlichen Gewalt ein Gegengewicht bilden, um ihrer Körperschaft größere Bedeutsamkeit zu geben; die zweiten feuriger und offener, wollten die Freiheit in den Staat einführen, ohne darum gerade das politische System, unter dem sie geboren waren, umzustürzen. Das Parlament that ein hochwichtiges Geständniß: es erkannte sich für incom-

petent hinsichtlich des Rechtes, Steuern zu bewilligen, indem es erklärte, daß nur den Generalstaaten allein das Recht zustehe, dieselben aufzulegen, und forderte vom Könige die Vorlage der Staatsausgabe und Einnahme.

Mit Recht mußte dieses Geständniß der Incompetenz von der einen, und der Usurpation von der andern Seite, in Erstaunen setzen, da das Parlament sich bisher das Recht der Steuerbewilligung beigemessen hatte. Der Minister-Prälat, wüthend über diesen Widerstand, berief sogleich das Parlament nach Versailles, und ließ die zwei Gesetze in einem Lit de justice registriren (6. August). Das Parlament aber erließ nach seiner Rückkehr nach Paris eine Protestation dagegen und ordnete eine Untersuchung gegen Calonne's Verschwendung an. Unmittelbar darauf cassirte eine Entscheidung des Staatsraths die Beschlüsse des Parlaments und verbannte es nach Troyes (15. August).

So standen die Sachen am 15. August 1787. Die beiden Brüder des Königs, Monsieur und der Graf Artois wurden abgesandt, der Eine an den Rechnungshof, der Andere an das Steueramt, um daselbst die Gesetze registriren zu lassen. Der Erstere, durch seine Aeußerungen in der Versammlung der Notabeln populär geworden, wurde von dem Beifallsrufe einer unermeßlichen Volksmenge empfangen, und mitten unter dem allgemeinen Freudengeschrei bis in den Luxemburg geleitet. Der Graf Artois hingegen, von dem man wußte, daß er Calonne unterstützt hatte, sah sich mit lautem Murren empfangen, ja man vergriff sich sogar an seinem Gefolge, so daß die bewaffnete Macht zu Hilfe gerufen werden mußte.

Die Parlamente hatten eine zahlreiche Clientschaft für sich, aus Rechtsgelehrten, Pallastdienern, Schreibern, Studenten, — einen thätigen, lebhaftbeweglichen und stets für ihre Interessen schlagfertigen Bevölkerung zusammengesetzt. An diese natürlichen Verbündeten der Parlamente schlossen sich die Capitalisten an, welche einen Staatsbanquerot fürchteten; ferner die aufgeklärten Klassen, welche es mit jeglicher Opposition hielten, und endlich die Masse, welche immer den Ruhestörern anhangt.

Die Unruhen nahmen jetzt einen ernsteren Character an und die Behörden hatten Mühe sie zu unterdrücken.

Das Parlament auf seinem Sitze zu Troyes, versammelte sich Tag für Tag und rief die Partheien auf. Weder Sachwalter aber, noch Bevollmächtigte erschienen, und die Rechtspflege war suspendirt, wie dis so oft schon im Verlaufe dieses Jahrhunderts vorgekommen war. Inzwischen wurden die Räthe ihres Exils satt, und Herr von Brienne brauchte Geld. Zwar behauptete er mit ziemlicher Zuversicht, daß er dasselbe hinreichend besitze, und stellte damit den lediglich hierüber beunruhigten Hof, zufrieden; aber in der That fehlte es ihm daran, und unfähig durch einen energischen Entschluß den Knoten zu zerhauen, ließ er sich mit mehrern Parlamentsmitgliedern in Unterhandlungen ein. Seine Bedingungen waren eine Anleihe von 440 Millionen, auf vier Jahre vertheilt, nach deren Ablauf die Generalstaaten zusammenberufen werden sollten. Für diesen Preis verzichtete Brienne auf jene beiden Auflagen, welche so bittere Zwietracht angeregt hatten, und als er sich einiger Mitglieder versichert, hoffte er die ganze Körperschaft gewonnen zu haben, und rief das Parlament den 10. September zurück. — Schon den Zwanzigsten desselben Monats hatte eine königliche Sitzung Statt. Der König überbrachte persönlich das Gesetz, jene successive Anleihe und die Zusammenberufung der Generalstaaten nach Verlauf von fünf Jahren, betreffend. Man hatte geflissentlich jede nähere Erklärung über die Natur dieser Sitzung gemieden, und in Ungewißheit gelassen, ob sie als Lit de justice zu betrachten sei. Düsterer Ernst ruhte auf allen Gesichtern, und tiefes Schweigen herrschte ringsum, als der Herzog von Orleans sich mit sichtbarer Bewegung und allen Zeichen einer innern heftigen Stimmung erhob, und indem er sich zu dem Könige wandte, an ihn die Frage richtete: ob diese Sitzung ein Lit de justice oder eine freie Berathung sei. „Es ist eine königliche Sitzung,“ antwortete der König. Die Räthe Freteau, Sabatier, d'Espremenil nahmen hierauf nach dem Herzoge das Wort und redeten mit gewohnter Heftigkeit. Die Registrirung des Gesetzes wurde nunmehr erzwungen, die Räthe Freteau und Sa-

vatier auf die Hyerischen Inseln und der Herzog von Orleans nach Villers-Cotterets verwiesen, die Einberufung der Generalstaaten aber auf fünf Jahre verschoben.

Dis waren die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1787. Das Jahr 1788 begann mit neuen Feindseligkeiten. Am 4ten Januar erließ das Parlament eine Verordnung gegen die geheimen Haftbriefe (lettres de cachet) und für die Zurückberufung der Verbannten. Der König cassirte diese Verordnung; das Parlament bestätigte sie aufs Neue.

Während dieser Zeit, vermochte der Herzog von Orleans, welcher auf Villers-Cotterets beschränkt war, seine Verbannung nicht zu ertragen. Dieser Prinz war nach seiner Vereinigung mit dem Hofe in der öffentlichen Meinung, die ihm seither nicht eben sonderlich günstig gewesen, wiederum gestiegen. Zu gleicher Zeit seiner prinzlichen Würde und der Sicherheit eines Tribuns beraubt, vermochte er jedoch nicht ein so leichtes Ungemach zu ertragen; und um seine Zurückberufung zu erlangen, ließ er sich bis zu Bitten, selbst gegen seine persönliche Feindin, die Königin herab.

Brienne war außer sich ob dieser Hindernisse, ohne die Kraft zu besitzen, sie zu bewältigen. Schwach nach Außen gegen Preußen, dem er Holland opferte, schwach nach Innen gegen die Parlamente und die Großen des Reichs, wurde er nur von der Königin unterstützt, und noch überdis in seinen Arbeiten oft von Krankheit gehemmt. Er wußte weder die Aufstände zu unterdrücken, noch die von dem Könige angeordneten Reductionen ins Werk zu setzen, und trotz der unvermeidlichen Erschöpfung des Schatzes heuchelte er eine unbegreifliche Sorglosigkeit. Mitten in dieser schwierigen Lage versäumte er indeß nicht sich selbst mit neuen königl. Gunstbezeugungen auszustatten und seiner Familie zahlreiche einträgliche Aemter und Würden zuzuwenden.

Der Siegelbewahrer Lamoignon, weniger schwach, aber auch von geringerem Einfluß als der Erzbischoff von Toulouse, schmiedete mit ihm einen neuen Plan, um die politische Gewalt der Parlamente zu brechen; denn hierauf war in diesem Augenblicke das allgemeine Streben der Gewalt gerichtet. Alle

kam darauf an das Geheimniß zu bewahren. In der Stille wurde Alles vorbereitet, geheime Briefe an die Commandanten der Provinzen entsandt, und die Druckerei, in welcher man die Edicte druckte, rings mit Wache umgeben. Man beabsichtigte, daß das neue Project nur erst in dem Augenblicke seiner Mittheilung an die Parlamente, bekannt werden solle. Der Zeitpunkt nahete sich und das Gerücht lief um, daß ein großer Staatsstreich vorbereitet werde. Dem Parlamentsrathe d'Espremenil gelang es durch Geld, einen Druckergehilfen zu bestechen und sich so ein Exemplar jener Verordnungen zu verschaffen. Augenblicklich begab er sich damit in das Parlamentshaus, versammelte seine Amtsgenossen und machte ihnen voll Kühnheit Anzeige von dem Plane des Ministers (Mai). Diesem Plane zufolge sollten sechs große Amteien (bailliages) in dem Sprengel des Pariser Parlaments errichtet, und ihnen dessen allzu ausgebreitete Gerichtsbarkeit zugewiesen werden. Das Recht in letzter Instanz zu entscheiden und die Gesetze und Verordnungen zu registriren, sollte auf eine allgemeine cour plénière, bestehend aus Pairs, Prälaten, Magistraten und hohen Officieren, sämmtlich von dem Könige dafür gewählt, übergehen. Selbst der Commandant der Garden sollte dabei Sitz und Stimme haben. Wie dieser Plan die richterliche Gewalt des Parlaments unmittelbar angriff, so mußte er auch dessen seitherige politische Bedeutsamkeit zugleich mit vernichten. Die bestürzten Räthe wußten nicht, welchen Weg einschlagen. Ueber einen Plan berathen, der ihnen noch nicht officiell vorlag, wäre voreilig gewesen, und doch lag Alles daran, sich nicht überraschen zu lassen. In dieser Verlegenheit griff man zu einem ebenso wirksamen als schlauen Mittel, und publicirte in einer eignen Parlamentsverordnung gleichsam zu besondrer geschärfter Nachachtung die wichtigsten constitutiven Reichsgesetze, und vergaß dabei nicht sich selbst und seine Rechte darunter zu begreifen. Durch eine solche allgemeine Maßregel, machte es sich keines Eingriffs in die Rechte oder Gesetzgebungsplane der Regierung schuldig und verschaffte sich gleichwohl eine neue Garantie wie es solche brauchte.

In dieser merkwürdigen Erklärung des Parlaments vom 5. Mai 1788 hieß es denn unter Anderm: „Daß Frankreich eine

von einem Könige nach bestimmten Gesetzen beherrschte Monarchie sei und daß in mehreren dieser Gesetze, welche als Grundgesetze gelten, unwiderruflich bestimmt und auf ewige Zeiten festgesetzt sei: 1) Das Recht der Thronfolge, vom Vater auf den Sohn nach dem Rechte der Erstgeburt; 2) das Recht der Nation sich selbst zu besteuern, mittelst gesetzlich dazu bestimmter und regelmäßig zusammenberufener Generalstaaten; 3) die Gewohnheitsrechte und Capitulationen der Provinzen; 4) die Unabsetzbarkeit der Magistraturen; 5) das Recht der obersten Gerichtshöfe, in jeder Provinz die Befehle des Königs zu protocolliren, und nur dann deren Registratur anzuordnen, wenn sie sowohl den constitutiven Gesetzen deren Provinz, als auch den Grundgesetzen des Reichs nicht zuwider liefen; 6) das Recht eines jeden Bürgers, unter keinem Vorwande seinem natürlichen, durch das Gesetz bestimmten Richter entzogen zu werden; und 7) das Recht, ohne welches alle andern kraftlos sein würden: daß Niemand, auf wessen Befehl es auch sei, festgenommen werden könne, ohne sonder Aufschub den Händen seines competenten Richters überliefert zu werden. Besagter Gerichtshof verwahrt sich zugleich feierlich gegen jedweden Angriff auf die hier ausgedrückten Grundsätze."

Dieser energischen Erklärung begegnete der Minister mit der gewöhnlichen, allezeit falschen und nutzlos angewandten Maßregel, gegen mehre Mitglieder des Parlaments zu wüthen. D'Espremenil und Goislart de Monsalbert, flüchteten sich, als sie sich bedroht sahen, in die Mitte der Parlamentsversammlung. Ein Officier Vincent d'Agoult, begab sich an der Spitze einer Compagnie dahin, und, da er die bezeichneten Magistratspersonen nicht kannte, rief er sie bei ihren Namen auf. Das tiefste Schweigen herrschte anfangs in der Versammlung, aber bald riefen die Räthe: sie alle hießen d'Espremenil. Endlich gab sich der wahre d'Espremenil zu erkennen und folgte dem mit seiner Verhaftung beauftragten Officier. Jetzt stieg der Tumult auf den höchsten Grad; das Volk begleitete die Magistratspersonen und jauchzte ihnen Beifall zu. Drei Tage später ließ der König in einem Lit de justice die beiden Edicte registriren; die Prinzen und die ver-

sammelten Pairs gaben so das Vorbild jener cour plenière, die nun die Stelle des Parlaments einnehmen sollte.

Aber auch der königliche Gerichtshof zu Paris (le chatelet) sprach sich in einem öffentlichen Erlaß gegen die neuen Edicte aus. Das Parlament von Rennes erklärte Alle, welche in der neuen cour plenière eintreten würden, für ehrlos. In Grenoble vertheidigten die Einwohner ihre Magistratspersonen gegen zwei Regimenter; die Truppen selbst, durch ihre adeligen Vorgesetzten zum Ungehorsam verleitet, weigerten sich einzuschreiten. Als der Commandant der Dauphiné die Regimentsbefehlshaber versammelte, um sie zu befragen, ob man auf ihre Soldaten rechnen könne, wollte keiner mit der Sprache heraus. Der Jüngste, welcher zuerst das Wort nehmen mußte, erklärte endlich: man könne nicht auf die Untergebenen rechnen, wenn der Vorgesetzte selbst ihre Gesinnungen theile. Solchem Widerstande setzte der Minister die Beschlüsse des großen Raths entgegen, welche die Entscheidungen der obersten Gerichtshöfe vernichteten, und strafte acht von ihnen mit Verbannung.

Der Hof, durch die obersten Klassen der Gesellschaft bedroht, die ihm den Krieg erklärten, indem sie das Interesse des Volkes ins Spiel zogen und dessen Dazwischenkunft anriefen, nahm seinerseits zu demselben Mittel seine Zuflucht; er beschloß den dritten Stand zu Hilfe zu rufen, — eine Maßregel, deren sich schon früher Könige von Frankreich mit vielem Erfolg zur Vernichtung der Feudalrechte bedient hatten. Er beschleunigte hierauf durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel, die Einberufung der Generalstaaten. Er ordnete Untersuchungen über die Art und Weise ihrer Zusammensetzung an; forderte Schriftsteller und gelehrte Gesellschaften auf, ihre Meinung darüber abzugeben; und, während der versammelte Clerus seinerseits erklärte, daß man den Zeitpunkt der Zusammenberufung beschleunigen müsse, nahm der Hof diese Herausforderung an, und den Befehl des Zusammentritts der cour plenière zurück, und setzte die Einberufung der Generalstaaten auf den 1. Mai 1789 fest. Hierauf erfolgte denn der Rücktritt des Erzbischofs von Toulouse (24. August), welcher durch die lahme Vollführung kühner Entwürfe einen Widerstand her-

vorgerufen hatte, der entweder gar nicht angeregt oder schonunglos unterdrückt werden mußte. Bei seinem Abtreten hinterließ er den öffentlichen Schatz ohne alle Hilfsquellen, die Rentenzahlungen in Rückstande, alle Behörden im Kampfe mit einander und die Provinzen unter den Waffen. Was ihn selbst betraf, so hatte er, mit Pfründen von noch mehr als 800,000 Franken Einkommen sich bedenkend, und im Besitze des Erzbisthum von Sens und des Cardinalshuts, wenn nicht das öffentliche, doch wenigstens sein eigenes Wohl nichts weniger als unberücksichtigt gelassen. Sein letzter Rath an dem König war, Neckern in das Finanzministerium zurückzurufen, und sich dessen Popularität gegen den unbesiegbar gewordenen Widerstand der höhern Klassen zu bedienen.

Während dieser zwei Jahre, 1787 — 1788, strebten die Franzosen, die Bahn eitler Theorie verlassend, auf praktischem Wege fortzuschreiten. Die Streitigkeiten der obersten Staatsbehörden unter einander hatte ihnen dafür Wunsch und Gelegenheit gegeben. Im Verlaufe eines ganzen Jahrhunderts hatte das Parlament gegen die Geistlichkeit angekämpft und dessen ultramontane Gesinnungen entschleiert; nach dem Clerus hatte es den Hof selbst angegriffen, den Mißbrauch seiner Gewalt zur Sprache gebracht und seine Ausschweifungen öffentlich dargelegt. Jetzt, von Repressalien und in seiner eignen Existenz bedroht, verfiel es zuletzt darauf, mindest der Nation die Vorrechte zuzuwenden, die der Hof ihm selbst zu entziehen, und auf einen außerordentlichen Gerichtshof überzutragen unternahm. Nachdem es solchergestalt die Nation über ihre Rechte aufgeklärt, hatte es seine ganze Stärke darein gesetzt, den Aufstand anzufachen und zu fördern. Die hohe Geistlichkeit ihrerseits durch Hirtenbriefe, und der Adel durch Nährung des Ungehorsams der Truppen, theilten auf das Nachdrücklichste diese Bestrebungen der Behörden, und riefen so vereint das Volk zur Vertheidigung ihrer Privilegien in die Waffen.

Von so mannigfaltigen Feinden in die Enge getrieben, leistete der Hof nur schwachen Widerstand. Von der Nothwendigkeit, entschieden aufzutreten überzeugt, zögerte er gleich-

wohl von einem Augenblick zum andern, hob hin und wieder einen Mißbrauch, mehr zum Vortheil des Schatzes als des Volkes auf, und verfiel alsbald wieder in die alte Lethargie zurück. Endlich, im letzten Rückhalt von allen Seiten angegriffen, und gewahrend, daß die höhern Stände das Volk auf den Kampfplatz riefen, beschloß er durch Einberufung der Generalstaaten es unmittelbar selbst dahin einzuführen. Während eines ganzen Jahrhunderts hindurch im strengsten Gegensatze zu dem philosophischen Geiste desselben, kam er ihm jetzt plötzlich von selbst entgegen und unterwarf seiner Prüfung die Grundgesetze des Königreichs. So waren die obersten Staatsbehörden selbst das leidige Beispiel des ungerechten Haushalters, indem sie sich im Beisein des rechtmäßigen Besitzers um dessen Habe stritten, und damit endigten, ihn selbst zum Richter aufzurufen.

So standen die Sachen, als Necker wieder in das Ministerium trat (August). Das öffentliche Vertrauen folgte ihm, der Credit gewann wieder festen Fuß, und die drückendsten Schwierigkeiten wurden schnell beseitigt. Er half durch allerhand Auswege vor der Hand den dringendsten Ausgaben bis zum Zusammentritt der Generalstaaten, ab, welche Jedermann als das einzige Rettungsmittel betrachtete.

Alle Welt beschäftigte jetzt die große Frage ihrer Zusammensetzung; man fragte sich, welche Rolle der dritte Stand dabei spielen werde? Ob er dabei auftreten werde als Gleichberechtigter unter seines Gleichen oder als Bittender? Ob er durch eine gleiche Anzahl Abgeordneter wie die ersten Stände repräsentirt werden würde? Ob man nach Köpfen oder nach Klassen stimmen, und endlich ob dem dritten Stande nur Eine Stimme gegen die Zwei Stimmen des Adels und der Clerus zugestanden werden dürfte?

Aber zunächst lag die Verhandlung über die Frage, welche Zahl von Deputirten berufen werden solle. Wohl keine philosophische Controverse des achtzehnten Jahrhunderts hatte einen ähnlichen Sturm hervor gerufen. Die Gemüther erhitzten sich dabei um so heftiger, da eben jetzt bis zum Incidenzpunkt wurde. Abbé Sieyes, ein eben so prägnanter als scharfgeißeln-

der und energischer Schriftsteller, stellte sich bei diesen Debatten auf dieselbe Stelle, von welcher aus die erleuchtetsten Geister des Jahrhunderts bei Abhandlung philosophischer Fragen gegangen waren. Sieyes, warf in einer Schrift, die auf den öffentlichen Geist unwiderstehlich einwirkte, die Frage auf: „Was ist der dritte Stand? Antwort: Nichts. — Was soll er sein? — Alles!“

Die Stände der Dauphiné traten gegen den ausdrücklichen Willen des Hofes zusammen. Adel und Geistlichkeit, die in dieser Provinz größere Gewandtheit und Popularität als irgendwo besaßen, entschieden sich dahin, daß die Vertretung des dritten Standes der ihrigen völlig gleich sein solle. Das Parlament von Paris, welchem jetzt die Folgen seiner unbedachten Provocationen einzuleuchten begannen, erkannte bald, daß der dritte Stand in Kurzem nicht blos zur Aushilfe, sondern selbstständig und als Herr auftreten werde, und fügte daher der Registratur des Einberufungsdecrets als ausdrückliche Klausel, die Beibehaltung der Formen von 1614 bei, welche die Rolle des dritten Standes zu einem bloßen Schattenspiel herabwürdigten. War es schon früher durch die, gegen das Gesetz, welches den Protestanten bürgerliche Rechte ertheilte, erhobenen Hindernisse in der öffentlichen Meinung gesunken, so wurde an diesem Tage seine Sinnesweise vollends entlarvt, und der Hof vollständig an ihm gerächt. So erfuhr es zuerst die Unbeständigkeit der Volksgunst; aber wie undankbar auch sich die Nation später gegen ihre Vorfechter bezeigte, welche sie einen nach dem andern ihrem Geschicke überließ, so war sie doch dismal in Beziehung zu dem Parlament vollkommen in ihrem Rechte, das schon wieder rückschritt, bevor sie noch irgend in den Besitz eines ihrer Rechte gesetzt worden war.

Der Hof, welcher diese wichtigen Fragen nicht selbst entscheiden, vielleicht auch zu seinem Vortheil die beiden ersten Stände in der Volksgunst herabsetzen mochte, befragte sie um ihre Meinung, im Voraus den Vorsatz hegend, sie, wenn wie voraus zu sehn, dieselbe dem dritten Stande abfällig lauten sollte, unbeachtet zu lassen. Er berief zu diesem Ende eine neue Versammlung

der Notabeln *), in welcher alle auf die Abhaltung der Etats-généraux bezüglichen Fragen verhandelt werden sollten. Der Streit faßte Feuer, von der einen Seite pochte man auf alte Ueberlieferungen, von der andern machte man die natürlichen Rechte des Menschen und der Vernunft geltend. Aber selbst, wenn man das traditionelle Recht dabei zu Rathe zog, stand noch die Sache des dritten Standes im Vortheil; denn den Formen von 1614, auf welchen sich beide höhere Stände beriefen, ließen sich leicht noch ältere, dem dritten Stande günstigere, entgegensetzen. So hatte man in vorzeitigen Versammlungen zu gewissen Zeiten nach Köpfen gestimmt, andere Male wiederum nach Provinzen und nicht nach Ständen, ja oft war die Zahl der Deputirten des dritten Standes der, des Adels und der Geistlichkeit zusammengenommen, gleich gewesen. Wie mochte man also mit Sicherheit auf den alten Gebräuchen fußen? Hatte die Staatsgewalt nicht unaufhörliche Umwälzungen erfahren? Die königliche Macht, welche anfangs unbeschränkt, später beengt und der Souverainität entkleidet war, dann durch Unterstützung des Volks sich aufs neue erhoben und die Herrschaft wieder an sich gezogen hatte, stellte ja in sich selbst einen rastlosen Kampf und einen stets wechselnden Besitz dar. Man sagte der Geistlichkeit, daß sie, wenn sie sich auf die Vorzeit berufen wolle, sie derselben getreu, keinen eignen Stand bilden könne; dem Adel gab man zu bedenken, daß dann nur wirkliche Lehnsbesitzer wählbar, die Mehrzahl von ihnen aber von der Repräsentation auszuschließen sein würde; den Parlamenten warf man vor, wie sie nichts als ungetreue Beamten des Königthums seien; Allen zusammengenommen endlich, daß die französische Verfassung selbst nur eine lange Revolution sei, während welcher wechselsweise jede Gewalt eine Zeit lang die Oberherrschaft behauptet habe, daß mithin eigentlich Alles einmal Neuerung gewesen und somit in diesem unbegränzten Conflicte entgegengesetzter Ansprüche nur die Vernunft allein entscheiden könne.

*) Sie begann zu Versailles d. 6. November, und schloß ihre Sitzung den 8. December desselben Jahres.

Der dritte Stand umfaßte ziemlich die Gesammtheit der Nation, die nützliche, betriebsame und aufgeklärte Klasse der Gesellschaft; befaß er auch nur einen Theil des Bodens eigenthümlich, so gewann er doch allein ihm seine Früchte ab, und Vernunft und Naturrecht gaben ihm gleichen Anspruch, in gleicher Anzahl wie die beiden andern Stände die Nationalversammlung zu beschicken.

Nichts desto weniger erklärte sich die Versammlung der Notabeln gegen die sogenannte Verdoppelung des dritten Standes. Nur ein einziges Bureau, dem Monsieur, der Bruder des Königs, vorsaß, stimmte für diese doppelte Repräsentation. Der Hof, in Erwägung, wie er sich ausdrückte, der Meinung der Minorität, in Erwägung ferner des Ausspruchs der Prinzen von Geblüt so wie des Verlangens der drei Stände der Dauphiné, ingleichen der Gesuche der Provinzialstände, und des Beispiels verschiedener andrer Staaten, endlich in Erwägung des Gutachtens der meisten Publicisten, und der Wünsche, die sich in einer großen Anzahl Adressen aussprachen, entschied: daß die Gesammtzahl der Deputirten nicht unter Tausend sei, daß dieselbe aus den verschiedenen Bezirken nach Verhältniß ihrer Bevölkerung und ihrer directen Steuern gebildet werden, und daß die Anzahl der Deputirten des dritten Standes gleich seyn solle, der der beiden ersten Stände zusammengenommen. (Consilbeschluß v. 27. December 1788).

Diese Erklärung erregte den allgemeinsten Enthusiasmus. Da man sie Neckern zuschrieb, so stieg er dadurch eben so sehr in der Gunst des Volkes, als er sich damit den Haß der Großen zuzog. Indessen enthielt diese Erklärung noch nichts Entscheidendes in Bezug auf das Stimmen nach Köpfen oder nach Ständen, obschon, genau betrachtet, sie diese Entscheidung in sich begriff; denn wozu sollte man die Stimmen vermehren, wenn sie nicht gezählt werden sollten? Und so blieb es denn dem dritten Stande selbst überlassen, sich das, was man ihm gegenwärtig versagte, später mit Gewalt zu verschaffen. So trug dieser Beschluß die Schwäche des Hofes und Neckers wohl recht eigentlich an der Stirn. In der That aber auch

bot der Hof ein solches Meinungsgemisch, daß ein entscheidendes Resultat schlechthin unmöglich war. Der König, zwar gemäßigt in seiner Denkart, voll des redlichsten Willens aber zu mißtrauisch gegen sich selbst, liebte das Volk und hörte freundlich dessen Klagen an, aber oft beraubte ihn eine panische und abergläubige Furcht jeder Willenskraft, und im Gefolge der Freiheit und Toleranz sah er immer nur die Anarchie und Gottlosigkeit. Wohl hatte der Geist der Philosophie bei seinem ersten Erwachen falsche Bahnen eingeschlagen, und wohl mußte ein von Natur furchtsamer, fast bigotter Fürst davor zurückschaudern. Von Schwäche, Schrecken und Unentschlossenheit gänzlich eingenommen, blieb der unglückliche Ludwig XVI., zu allen persönlichen Opfern bereit, aber unfähig, sie Andern aufzulegen, ein Opfer seiner Nachsicht gegen den Hof, seiner Nachgiebigkeit gegen die Königin und büßte so alle Fehler, die er nicht begangen, deren Mitschuldiger er aber wurde, indem er sie nicht hinderte. Die Königin, vergnügungssüchtig und sich gern der Macht ihrer Reize erfreuend, hatte den aufrichtigen Wunsch, daß der König sorgenfrei, der Schatz gefüllt, und sie selbst vom Hofe und den Unterthanen angebetet werde. Jetzt aber mit dem Könige über die Dringlichkeit der Reformen einverstanden, wenn die höchste Noth dazu trieb, lenkte sie schnell denselben wieder ab, wenn sie das königliche Ansehen gefährdet und die ihr befreundeten Höflinge von Verlusten bedroht sah, und vereitelte so, die besten und populairsten Minister entfernend, jede nützliche Maßregel und jede Hoffnung des Guten. Ganz besonders stand sie unter dem Einfluß der Adelspartei, welche den Thron dicht umlagert hielt, und in dessen verschwenderischen Gnadenbezeugungen schwelgte. Dieser Hofadel wünschte ohne Zweifel eben so wohl, wie die Königin selbst, daß es dem Könige nicht an Mitteln fehle, an ihnen Gnaden zu verschwenden, und hieraus erklärt sich denn auch sein Haß gegen die Parlamente, wenn sie die Steuern verweigerten; er näherte sich ihnen aber um so schneller wieder, wenn sie seine Privilegien vertheidigten und unter nichtigen Scheingründen eine gleichere Vertheilung der Grundsteuern verweigerten. Zwischen so entgegengesetzten Einflüssen schwankend umhergetrieben, gab der König, welcher

den wachsenden Schwierigkeiten weder offen ins Gesicht zu schauen, noch die Mißbräuche zu untersuchen und sie mit Gewalt zu unterdrücken wagte, abwechselnd dem Hofe und der öffentlichen Meinung nach und wußte so weder dem einen noch der andern zu genügen.

Wenn, im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts, als noch die Philosophen, in einem Baumgange der Tuilerien zusammenkommend, sich mit bloßen Wünschen für Friedrich und die Amerikaner, für Turgot und für Necker begnügten; wenn damals, als sie noch nicht nach Einfluß auf die Leitung des Staates strebten, sondern nur die Fürsten über ihre Herrscherpflichten aufzuklären gedachten, und höchstens in weiter Ferne das Schreckbild einer Revolution gewahrten, welche durch das allgemeine Mißbehagen und die Widersinnigkeit der Institutionen zuletzt herbeigeführt werden konnte, wenn zu jener Zeit der König aus eignem Antrieb eine gleichere Vertheilung der Lasten durchgesetzt und dafür einige Garantien gewährt hätte, so würde sich Alles auf eine lange Zeit beigelegt und Ludwig XVI. gleich dem Mark Aurel vergöttert worden sein. Als aber im Laufe der Zeit alle Autoritäten durch einen langen Kampf wechselseitig herabgewürdigt und in der Versammlung der Notabeln alle Mißbräuche schonungslos aufgedeckt worden waren, als die Nation selbst mit in den Streit hineingezogen, mit der Hoffnung zugleich den Willen in sich angeregt fühlte, fortan auch etwas zu sein, da machte sich dieser Wille auch bald gebieterisch geltend. Man hatte ihr einmal Generalstaaten versprochen, und jetzt forderte sie deren baldige Einberufung; kaum war dis bewilligt, so forderte sie das Uebergewicht in dieser Versammlung, und während man ihr auf der einen Seite dis verweigerte, gab man ihr auf der anderen durch die Verdoppelung ihrer Repräsentantenzahl selbst das Mittel in die Hand, ihren Willen durchzusetzen. So gab man immer nur theilweise und erzwungen nach, aber der Nation waren bereits die Schwingen gewachsen, sie war sich ihrer Kraft bewußt worden und sie wollte jetzt Alles, was sie durfte und konnte. Jener fortdauernde Widerstand reizte ihre Ehrsucht und machte sie bald unersättlich. Aber auch da noch, hätte

nur sonst ein energischer Minister den König mit seiner Kraft gestählt, hätte er die Königin für sich gewonnen, die Privilegirten im Zaum gehalten, und wäre er den Forderungen der Nation durch das freiwillige Geschenk einer freien Verfassung befriedigend zuvorgekommen: hätte er sich an die Spitze der Bewegung gestellt, und dem äußern Anstoße folgend, die Nation nicht zu Reformen, sondern zu Berathung ihres Budjets auf geordnetem, verfassungsmäßigen Wege zusammenberufen, — vielleicht wäre dieser furchtbare Kampf nimmer zum Ausbruch gekommen. Aber man mußte den Schwierigkeiten zuvorkommen, statt ihnen zu folgen, und vor Allem jene ungemessenen Ansprüche allesammt zum Opfer bringen. Es bedurfte eines Mannes, der mit sich selbst und seinem Willen fertig, mit Kühnheit, Thatkraft, ja selbst einiger Leidenschaftlichkeit ausgerüstet, dem hin und her schwankenden Hofe durch sich selbst imponirt hätte. So aber wollte man die öffentliche Meinung und die engherzigsten Interessen zugleich schonen, griff zu halben Maßregeln, und wählte, wie wir bereits gesehen, einen halbkühnen Halbphilosophen zum Minister, welcher nur um deswillen eine so ungeheure Popularität besaß, weil selbst dessen halbpopuläre Maßregeln als die eines Agenten der Gewalt, damals auch die kühnsten Hoffnungen überflogen und den Enthusiasmus desselben Volkes auffachten, dem später die zügellosesste Demagogie nicht mehr genügte.

Die Geister waren allesammt in brandender Gährung, und durch ganz Frankreich hatten sich nach dem Beispiele Englands und unter demselben Namen, sogenannte Clubs gebildet. Hier besprach man die Mißbräuche, welche abzuschaffen, die Reformen, welche einzuführen, und die Verfassung, welche aufzurichten war. Die Gemüther erhitzten sich bei dieser strengen Prüfung über den Zustand des Landes. In der That war auch dessen politischer und finanzieller Zustand wahrhaft kläglich. Jedes hatte seine besondern Privilegien: die Individuen, die Stände, die Städte, die Provinzen, ja selbst die Zünfte; allenthalben nichts als Fesseln für die Industrie und den Geist. Civilämter, geistliche Würden, Civilanstellungen, Offiziersstellen, Alles war ausschließliches Eigenthum bevorrechteter Classen und begünstigter

Individuen. Selbst kein Handwerk durfte man ohne besondere Rechtstitel und geldliche Leistungen ergreifen. Die Städte hatten ihre eignen Privilegien für ihre Steuersätze, für deren Vertheilung und Erhebung, so wie für die Wahl ihrer Obrigkeiten. Selbst die freiwilligen Gnadengehalte des Hofes waren durch ununterbrochene Anwartschaft zu Familienbesitzthümern geworden, und gestatteten selbst dem Monarchen nicht mehr, dabei irgend eine Wahl zu treffen. Nur über wenige Geldbewilligung stand ihm noch eine freie Verfügung zu, und man hatte ihn sogar gezwungen gesehen, sich mit dem Herzog von Coigny über Einziehung einer Sinecure zu streiten. So war denn Alles fast zum unbeweglichen Eigenthum in den Händen einer anmaßlichen Kaste geworden, die, eine geringe Anzahl, der beraubten Nation feindlich gegenüberstand. Alle Staatsämter lagen in der Hand dieser Einen Klasse, fast zwei Drittel des Bodens waren Adelsgut und geistliche Pfründe; das letzte Drittel, dem Volke gehörig, bezahlte allein die Steuern dem Könige, die Lehnsgefälle dem Adel, den Zehnten der Geistlichkeit, und mußte noch überdies sich die Verwüstungen seiner Felder durch adlige Jäger und geschontes Wild ohne Widerspruch gefallen lassen. Selbst die Verbrauchssteuern lasteten zum großen Theile auf dem Volke allein; dabei war ihre Erhebung drückend, die Vornehmern blieben ungescheut im Rückstande, das Volk im Gegentheil, gemißhandelt und eingekerkert, war verdammt in Ermangelung genügenden Erwerbes mit seiner Person zu zahlen. So nährte es mit seinem Schweiße und schirmte mit seinem Blute die höhern Klassen der Gesellschaft, während es kaum selbst erschwingen konnte womit sein Leben fristen. Die gewerbfleißigen und aufgeklärten Städtebürger waren zwar weniger unglücklich als das Landvolk, entbehrten aber gleichwohl, indem sie den Staat durch ihre Industrie bereicherten und mit ihren Talenten verherrlichten, der Vortheile, die ihnen als Frucht ihrer Anstrengungen gebührten. Die Rechtspflege, in einigen Provinzen in den Händen der Grundbesitzer, in den königlichen Gerichtsbezirken aber in denen von Magistratspersonen, deren Stellen käuflich waren, war schleppend, parteiisch, kostspielig und meist den Ruin der Prozessirenden herbeiführend, und vor Allem unmenschlich und grausam in Criminalfällen. Die persönliche Freiheit wurde einmal übers andre durch Geheimbriefe (lettres de cachet), die Freiheit

der Presse von königlichen Censoren vernichtet, und dazu kam endlich noch, daß der Staat schlecht nach außen vertheidigt, verkauft von Ludwig des XV. Maitressen, verrathen von Ludwig XVI. schwachen Ministern, noch ganz zuletzt durch die schmähliche Preisgebung Hollands und Polens, sich in den Augen von ganz Europa entehrt hatte.

Schon begann es in den Massen zu gähren, mehrfach waren bereits während des Streites der Parlamente Unruhen entstanden, ganz besonders bei des Erzbischoffs von Toulouse Rücktritt aus dem Ministerium. Man hatte sein Bildniß verbrannt, die bewaffnete Macht war gehöhnt, ja sogar angegriffen worden, und die Behörden hatten die Ruhestörer, welche ihren Planen dienten nur schwach verfolgt. Die aufgeregten Gemüther, erfüllt von der dunkeln Idee einer nahen Umwälzung, waren in fortwährender Spannung. Die Parlamente und die höhern Klassen sahen schon die Waffen gegen sich gerichtet, welche sie selbst dem Volke in die Hand gegeben. In der Bretagne hatte sich der Adel der Verdoppelung des dritten Standes widersetzt, und sich geweigert Deputirte zu wählen. Der Bürgerstand, der ihnen so kräftig gegen den Hof beigestanden hatte, war hierauf gegen sie selbst auf den Kampfplatz getreten, und mörderische Gefechte hatten Statt gefunden. Der Hof, welcher sich noch nicht hinlänglich an dem Adel der Bretagne gerächt glaubte, hatte ihm nicht nur seinen Beistand versagt, sondern sogar einige seiner Mitglieder, welche um Beschwerde zu führen nach Paris gekommen waren, in Verhaft genommen.

Selbst die Elemente schienen entfesselt zu seyn. Ein Hagelschlag hatte am 13. Juli die Ernte vernichtet, und mußte nothwendig die Verproviantirung von Paris, zumal mitten unter den Unruhen welche sich jetzt verbreiteten, erschweren. Die angestrengteste Thätigkeit des Handelsstandes vermochten kaum die nothdürftigen Lebensmittel dieser unermeßlichen Stadt zuzuführen, und es war zu fürchten, daß ihre Zufuhr bald noch schwieriger werden würde, sobald die politischen Wirren das Vertrauen zerstörten und die Communicationen unterbrächen. Seit dem harten Winter, welcher auf die Unglücksperiode Ludwig des XIV. folgte, und welcher Fenelon's christliche Milde verewigte, hatte man keinen strengeren als den von 88 bis 89 erlebt. Alle Mild-

thätigkeit, welche sich hierbei auf die rührendste Weise an den Tag legte, vermochte nicht das Elend des Volkes zu lindern. Aus allen Winkeln Frankreichs sah man Landstreicher ohne Arbeit und Verdienst herbeieilen, und von Versailles bis Paris ihr Elend und ihre Nacktheit zur Schau stellen, welche denn auch bei dem geringsten Auflauf eifrigst bei der Hand waren, aus den Unruhen Vortheil zu ziehen, welche denen immer gelegen kommen, die nichts zu verlieren haben, und denen Alles fehlt, selbst das tägliche Brot. — So vereinigten sich alle Umstände, um eine Revolution herbeizuführen. Ein volles Jahrhundert hatte beigetragen die Mißbräuche zu entschleiern und sie bis zum Uebermaß zu steigern; aber zwei einzelne Jahre reichten hin, die Empörung hervorzurufen und die Volksmasse schlagfertig zu machen, indem man sie an den Streitigkeiten der privilegirten Klassen Theil nehmen ließ. Endlich führten noch verheerende Naturereignisse und das zufällige Zusammentreffen vieler anderen unglücklichen Umstände die Katastrophe herbei, deren Ausbruch wohl verschoben werden konnte, die aber früher oder später furchtbar in Erfüllung gehn mußte.

Während so das Schicksal eilenden Fußes heranschritt, gingen die Wahlen vor sich, stürmisch in einigen Provinzen, lebhaft überall, und nur in Paris allein friedlich, weil dort eben Eintracht und Einmüthigkeit herrschte. Man vertheilte die Wahllisten, man suchte sich zu verständigen und Einheit in die Wahlen zu bringen. Kaufleute, Advocaten, Gelehrte, erstaunt sich zum ersten Male so vereint zu sehn, reisten so allmählig der Freiheit entgegen. In Paris setzten sie gleichsam aufs Neue die vom Könige ernannten Büreaus ein, indem sie dieselben bestätigten, und ohne das Personal zu ändern, damit einen Act der Gewalt ausübten. Der weise Bailly verläßt seinen Ruhesitz in Chaillot; den Intriguen fremd, erfüllt von seiner hohen Sendung, begibt er sich allein und zu Fuße in die Versammlung. Er bleibt auf seinem Wege an der Terrasse des Feuillands stehen; ein junger unbekannter Mensch tritt ihn ehrerbietig an: „Sie werden gewählt werden", sagt er zu ihm. „Ich weiß es nicht", erwiedert Bailly, „eine solche Ehre darf weder zurückgewiesen noch nachgesucht werden." Der bescheidene Akademiker setzt seinen Weg fort, begibt sich in die Versammlung, und wird nacheinander zum Wähler und Deputirten ernannt.

Stürmischer war die Wahl des Grafen Mirabeau; zurückgewiesen von dem Adel, und von dem dritten Stande aufgenommen, setzte er die Provence, sein Vaterland in Flammen, und zeigte sich bald furchtbar in Versailles.

Der Hof wollte keineswegs auf die Wahlen einwirken; es war ihm eben erwünscht, eine große Anzahl Pfarrer darunter zu gewahren; er rechnete auf ihre Opposition gegen die großen geistlichen Würdenträger und zugleich auf ihre Ehrfurcht vor dem Throne. Ueberdis sah er in seiner Kurzsichtigkeit in den Deputirten des dritten Standes, mehr die Widersacher des Adels als seine eignen. Den Herzog von Orleans bezieh man dagegen der Umtriebe für seiner Creaturen und seine eigene Wahl. Ohnehin schon zu den Gegnern des Hofes gezählt, ein Verbündeter der Parlamente, und von der Volkspartei, gleichviel ob mit oder wider seinen Willen zum Oberhaupte gewählt, gab man ihm verschiedene geheime Machinationen Schuld. In der Vorstadt S. Antoine hatte eine beklagenswerthe Scene Statt gefunden, und wie man nun für jedes Ereigniß einen Urheber sucht, — maß man ihm deren Veranlassung bei. Ein Fabrikant bunter Papiere, Namens Réveillon, welcher voll kluger Betriebsamkeit umfangreiche Werkstätten unterhielt, diesen Zweig französischer Industrie außerordentlich vervollkommt hatte, und gegen dreihundert Arbeitern Unterhalt verschaffte, wurde beschuldigt, die Arbeitslöhne auf die Hälfte herabsetzen zu wollen. Der Pöbel drohte ihm das Haus über den Kopf anzustecken; der Haufen wurde zerstreut, kehrte jedoch den Tag darauf zurück, stürmte und zündete das Haus an und zertrümmerte Alles, was sich darin vorfand. (27. April). Schon den Tag vorher hatten die Stürmenden öffentlich damit gedroht und ihre Zusammenrottung förmlich angesagt, gleichwohl griff die Behörde nur erst ein, als es schon zu spät war und dann wieder mit einer gleich tadelnswerthen Rücksichtlosigkeit. Man wartete ruhig ab, bis das Volk das Haus erstürmt hatte, dann erst griff man es darin mit Wuth an, und metzelte nun eine große Anzahl dieser wilden und todeskühnen Aufwiegler nieder, welche von da an, bei jeder Gele-

genheit auftauchten, und mit den Namen Brigands — bezeichnet wurden.

Alle Parteien klagten bei dieser Gelegenheit sich gegenseitig an, man warf dem Hofe sein anfangs so schlaffes und später so blutigeres Einschreiten vor; man war zu glauben geneigt, er habe das Volk nur darum nicht in jenem Excesse gehindert, um ein Beispiel statuiren und die Truppen feuern lassen zu können. Das Geld, das man bei mehreren der Zerstörer des Hauses Reveillon fand, die Worte, welche einem und dem andern dabei entschlüpft waren, weckten den wohl nicht ungegründeten Verdacht, daß sie von einer geheimen Hand dafür geworben und geleitet worden seien, und die Gegner der Volkspartei beschuldigten alsbald den Herzog von Orleans, mit diesen aufrührerischen Rotten den Versuch gemacht zu haben.

Dieser Prinz, mit glücklichen Anlagen ausgestattet, ein Erbe ungeheurer Reichthümer, hatte durch zügellose Ausschweifung entsittlicht, alle jene seltnen Gaben der Natur und des Glücks auf das Aergste gemißbraucht. Ohne alle Ausdauer, abwechselnd bald völlig gleichgiltig gegen die öffentliche Meinung bald dürstend nach Popularität, war er heute der kühnste und ehrsüchtigste Mann, und morgen furchtsam und zerstreut. Mit der Königin verfeindet, hatte er den ganzen Hof gegen sich, und als die Parteien sich zu bilden begannen, hatte er seinen Namen und seine Reichthümer willig dazu hergeliehen. Auf eine unsichere Zukunft weitaussehende Plane bauend, that er zu viel, um sich der öffentlichen Anklage bloszustellen, und zu wenig um sich einen Erfolg zu sichern, und ließ so seine Anhänger, wenn sie wirklich Plane mit ihm hatten, durch seine Unbeständigkeit bald an ihm verzweifeln.

## Zweites Kapitel.

Zusammenberufung und Eröffnung der Generalstaaten. — Verhandlungen über die Prüfung der Vollmachten und das Stimmen nach Ständen und Köpfen. — Der dritte Stand erklärt sich zur Nationalversammlung. — Der Saal der Generalstaaten wird geschlossen, die Deputirten versammeln sich an einem andern Orte. — Der Schwur im Ballhaus. — Königliche Sitzung vom 23. Juni. — Die Versammlung setzt ihre Berathungen, unbekümmert um das Königl. Verbot fort. — Definitive Vereinigung aller drei Stände. — Erste Arbeiten der Versammlung. — Volksunruhen in Paris. — Das Volk befreit die in der Abtei eingeschlossenen Garden. — Complott des Hofes. Die Truppen nahen sich Paris. — Verabschiedung Neckers. — 12. 13. und 14. Juli. Erstürmung der Bastille. — Der König begiebt sich in die Versammlung und von da nach Paris. — Zurückberufung Neckers. —

Der Augenblick der Einberufung der Generalstaaten war gekommen; in dieser gemeinsamen Gefahr begannen sich die ersten Stände wieder dem Hofe zu nähern, und gruppirten sich um die Prinzen von Geblüt und die Königin. Sie suchten durch Schmeicheleien den Landadel zu gewinnen, während sie hinter dem Rücken desselben, dessen bäurische Sitten verspotteten. Die Geistlichkeit so wie der Militairadel bemühten sich jeder, die Plebejer ihres Standes, für sich zu gewinnen. Die Parlamente, welche auf die erste Hauptrolle in den Generalstaaten sich Hoffnung gemacht, begannen eine baldige Enttäuschung in ihren ehrgeizigen Erwartungen zu ahnen. Die Deputirten des dritten Standes, einflußreich durch überragendes Talent und den energischen Ausdruck ihrer Mandate, durch wachsenden Anhang ermuthigt und aufgespannt durch die Zweifel selbst, welche die Meisten gegen jeden Erfolg ihrer Bemühungen hegten, waren voll des festen Entschlusses gekommen, keinen Fußbreit zu weichen.

Der unglückliche König allein, der seit seinem Regierungsantritte noch keinen Augenblick der Ruhe genossen, betrachtete die Generalstaaten als das Ende aller seiner Verlegenheiten. Eifersüchtig auf sein Ansehn, nicht sowohl seinet- als seiner

Kinder willen, denen er ihr väterliches Erbtheil ungeschmälert überliefern zu müssen glaubte, war es ihm nicht eben unerwünscht, einen Theil davon auf die Nation überzutragen und sich damit der Regierungssorgen zu entlasten. In der That traf er auch mit Freuden die Vorbereitungen zu dieser großen Versammlung. In der Eile hatte man einen Saal dazu vorgerichtet, dabei war man unvergessen das Costüm vorzuschreiben, und zugleich dem dritten Stande eine demüthigende Etiquette aufzulegen. Die Menschen sind in der Regel nicht minder eifersüchtig auf ihr Ansehn als auf ihre Rechte; voll gerechten Stolzes untersagten den Deputirten ihre Vollmachten, sich einem solchen erniedrigenden Ceremoniel zu unterwerfen. Abermals ein Fehler des Hofes, der wie alle frühern seinen Grund in dem Wunsche hatte, da die Sache verloren war, doch mindest den Schein davon zu behaupten, eine unselige Eitelkeit, die in einem Augenblicke tiefe Erbitterung hervorrufen mußte, wo man den Angriff vorbereitend, sich ohnehin schon mit eifersüchtigen Augen maß.

Am 4. Mai, den Tag vor der Eröffnung, fand eine feierliche Procession statt. Der König, sämmtliche drei Stände, sammt allen Würdenträgern des Reichs, begaben sich in die Kirche Notre-Dame. Der Hof stellte dabei eine außerordentliche Pracht zur Schau und auch die beiden ersten Stände erschienen im größten Pomp. Die Prinzen, Herzöge und Pairs, Edelleute und Prälaten, gingen in Purpur, das Haupt mit Federhüten geschmückt, stolz einher. Die Deputirten des dritten Standes in einfache schwarze Mäntel gehüllt, folgten zuletzt, und erschienen, trotz ihres bescheidenen Aeußern, stark durch ihre Zahl und ihre Einsichten. Man bemerkte, daß der Herzog von Orleans, welcher in den letzten Reihen des Adels ging, geflissentlich zurückblieb, um sich den vordern Abgeordneten des dritten Standes anzuschließen.

Dieser kriegerische und religiöse Nationalpomp, die frommen Gesänge, die kriegerischen Instrumente, vor Allem aber das Großartige der Scene selbst, ließen einen tiefen Eindruck zurück. Die Rede des Bischofs von Nancy, die reinsten Gesinnungen athmend, wurde trotz der Heiligkeit des Ortes und der Gegenwart des Königs mit enthusiastischem Beifallklatschen aufgenom-

men. Große Versammlungen erheben die Seele, lassen den Menschen aus sich selbst herausgehen, und ziehen ihn mehr zu andern hin; ein allgemeiner Rausch erfaßte auch jetzt die Gemüther; mehr als ein Herz fühlte plötzlich allen Haß schwinden, und wallte für einen Augenblick von Humanität und Vaterlandsliebe über. *)

Den Tag darauf, am 5. Mai 1789 wurden die Generalstaaten eröffnet. Der König saß auf einem erhöhten Throne, die Königin ihm zur Seite, der Hof auf den Tribunen, die beiden ersten Stände zu beiden Seiten, der dritte Stand im Hintergrunde des Saales auf niedrigeren Sesseln. Eine unruhige Bewegung entstand als man des Grafen Mirabeau ansichtig wurde; aber sein Blick, seine Haltung imponirten der Versammlung. Der dritte Stand bedeckte das Haupt, dem Herkommen entgegen, mit den beiden andern Ständen zugleich. Der König richtete eine Rede an die Versammlung, in welcher er dem Einen Uneigennützigkeit, dem Andern Weisheit empfahl, Allen aber seine Liebe zum Volke versicherte. Hierauf nahm der Siegelbewahrer Barentin, und nach ihm Necker das Wort, welcher eine Denkschrift über den Zustand des Reichs verlas, worin er ein Langes und Breites über die Finanzen sprach, ein Deficit von 56 Millionen angab, und wen er nicht durch seine schulmeisterlichen Lehren beleidigte, durch seine Weitschweifigkeit ermüdete. — Den andern Tag wurde den Deputirten jedes Standes angesagt, sich in den für sie bestimmten Räumen zu versammeln. Außer dem gemeinschaftlichen Saale, weit genug, alle drei Stände zu fassen, waren noch zwei andere Säle für die Geistlichkeit und den Adel eingerichtet worden. Der gemeinschaftliche Saal war für den dritten Stand bestimmt, und er hatte sonach den Vortheil, indem er in seinem eigenen Sitze versammelt war, sich zugleich in dem aller drei Stände zu befinden. Zuerst ging es nun an das Prüfen der Vollmachten und es entstand die Frage, ob dis gemeinschaftlich oder für jeden Stand besonders vor sich gehen solle. Die Deputirten des dritten Standes behaupteten, daß einem

*) Man sehe Note 1. am Ende des ersten Bandes.

jeden Theile der Generalstaaten daran liegen müsse, sich von der Legalität der beiden andern zu überzeugen, und forderten darum eine gemeinschaftliche Prüfung. Der Adel und die Geistlichkeit dagegen, welche die Trennung der Stände aufrecht zu erhalten wünschten, verlangten, daß jeder Stand sich besonders constituire. Diese Frage war noch bei weitem eine andere, als die der Abstimmung nach Köpfen, denn man konnte füglich die Vollmachten gemeinschaftlich prüfen, und später gleichwohl besonders stimmen; aber sie war ihr sehr ähnlich, und vom ersten Tage an säete sie den Saamen einer Uneinigkeit aus, die leicht vorauszusehen, und welcher durch Vermeidung jedes Rangstreites so glücklich zu begegnen war. Aber der Hof hatte nimmer die Kraft das Unbillige zu verweigern, noch das Rechte zuzugestehen, und hoffte vielleicht auch durch Uneinigkeit am Leichtesten Alle zu beherrschen.

Die Abgeordneten des dritten Standes blieben in dem gemeinschaftlichen Saale vereinigt, sich jeder andern Maßregel vorsichtig enthaltend, indem sie, wie sie sich ausdrückten, erst den Hinzutritt ihrer Collegen abwarten wollten. Der Adel und die Geistlichkeit zogen sich in ihre beiderseitigen Säle zurück und begannen über die Prüfung der Vollmachten zu verhandeln. Die Geistlichkeit stimmte für eine abgesonderte Prüfung mit einer Majorität von 133 Stimmen gegen 114, und der Adel mit einer Majorität von 188 gegen 114. Der dritte Stand blieb unbeweglich und verharrte auch am andern Tage in gleichem Benehmen, denn er suchte jede Maßregel zu vermeiden, welche auf ihn den Schein hätte werfen können, als habe er sich als ein getrennter Stand constituirt. Aus diesem Grunde trug er denn auch, als er einige seiner Mitglieder an die beiden andern Stände abordnete, Sorge, sie mit keiner besondern Mission zu beauftragen, sondern er sandte sie lediglich an den Adel und die Geistlichkeit, um dieselben wissen zu lassen, daß man sie in dem gemeinschaftlichen Saale erwarte. Der Adel war eben nicht zur Sitzung versammelt; der Clerus war jedoch beisammen und erbot sich, Commissarien zur Ausgleichung der sich erhebenden Differenzen zu ernennen. Er ernannte deren auch in der That und lud den Adel ein, ein Gleiches

zu thun, wie denn überhaupt die Geistlichkeit in diesem Kampfe eine der des Adels ganz entgegengesetzte Gesinnung bekundete. Unter allen privilegirten Klassen hatte sie am meisten von den Angriffen des 18. Jahrhunderts gelitten; man hatte ihr ihre politische Existenz streitig gemacht, aber sie war in Folge der großen Anzahl ihrer Pfarrer mehr getheilt, und schon durch ihren Standpunkt mehr auf Mäßigung und den Geist des Friedens hingewiesen, darum suchte sie, wie so eben erzählt wird, hier den Vermittler zu machen.

Doch der Adel weigerte sich beharrlich, Commissarien zu ernennen. Weniger umsichtig als der Clerus und sich des Besitzes seiner Rechte sicher haltend, glaubte er sich weniger zur Mäßigung als zur Furchtlosigkeit aufgefordert, und weigerte sich und drohte zugleich. Diese Männer, welche an Andern keine Leidenschaft entschuldigten, überließen so sich selbst den ihrigen ohne Zügel, und folgten wie in allen Versammlungen dem Zuge der Heftigsten unter ihnen. Casales und d'Espremenil, Beide erst vor Kurzem geadelt, setzten die maßlosesten Motionen durch, nachdem sie solche zuvor in besondern Zusammenkünften vorbereitet hatten. Umsonst strebte eine Minderzahl verständiger oder von besonnenerem Ehrgeiz geleiteter Männer, diesen stolzen Adel eines Bessern zu belehren; man hörte sie nicht, man sprach von einem Kampfe auf Leben und Tod, und zwar, wie man hinzusetzte, von einem Kampfe für Gesetz und Recht! — Der dritte Stand, unbeweglich wie zuvor, blieb sich bei allen diesen Stürmen gleich; er verbarg seinen Ingrimm und ging mit jener Klugheit und Festigkeit zu Werke, welche jede werdende Gewalt in ihrem Entstehen sich zum Gesetze macht, und erndtete so die Beifallbezeugungen der Tribunen, welche anfangs für den Hof bestimmt, bald von dem Volke eingenommen wurden.

Schon waren mehrere Tage vergangen. Die Geistlichkeit hatte dem dritten Stande mehrfache Schlingen gelegt, ihn zu bestimmten Handlungen zu drängen, welche ihn als besondern constituirten Stand bezeichnet hätten. Aber der dritte Stand weigerte sich dessen folgerecht; er nahm nur die für die innere Ordnung unerlaßlichsten Maßregeln, und beschränkte sich darauf,

einen Alterspräsidenten nebst dessen Adjuncten zum Einsammeln der Stimmen zu wählen. Er weigerte sich, an ihn besonders adressirte Briefe zu öffnen, und erklärte, daß er keinen gesonderten Stand bilde, sondern eine durch die gesetzmäßige Behörde zusammenberufene Versammlung von Bürgern sei, die hier noch andere Bürger für ihr gemeinsames Wirken erwarte.

Der Adel, welcher sich anfangs geweigert hatte, Commissarien zur Vermittelung des Streites zu ernennen, willigte endlich ein, deren Behufs der Unterhandlung mit den beiden andern Ständen abzusenden; aber diese Mission wurde unnütz, da er dieselbe zu gleicher Zeit mit der Erklärung beauftragte, daß er bei dem am 6. Mai gefaßten Beschlusse, welcher für eine getrennte Prüfung der Vollmachten entschieden, beharren müsse. Die Geistlichkeit, ganz im entgegengesetzten Sinne, hatte ihrer Rolle getreu, die in ihrer Kammer schon begonnenen Prüfungen wieder ausgesetzt, und sich in Erwartung der vermittelnden Conferenzen der Commissarien für nicht constituirt erklärt. Endlich nahmen die Conferenzen ihren Anfang; die Geistlichkeit schwieg, die Deputirten der Gemeinen machten ihre Gründe mit Ruhe, der Adel mit vielem Ungestüm geltend. Man trennte sich nur um so erbitterter, und der dritte Stand, fest entschlossen, nicht nachzugeben, sah es ohne Zweifel nicht ungern, daß jeder Vergleich unmöglich geworden. Der Adel erhielt mit jedem Tage von seinen Commissarien die neue Versicherung, wie sehr sie im Vortheil wären, und seine Aufregung wuchs dadurch nur noch mehr. Mit einem flüchtigen Schimmer von Klugheit erklärten die beiden ersten Stände, daß sie ihren geldlichen Privilegien entsagten. Der dritte Stand nahm dieses Zugeständniß bestens an, aber er verharrte nichts desto weniger in seiner Unthätigkeit, indem er fortwährend auf gemeinschaftliche Prüfung bestand. Die Conferenzen währten fort, als man endlich als Auskunftmittel vorschlug, die Vollmachten durch Commissarien aus allen drei Ständen prüfen zu lassen. Die Abgeordneten des Adels erklärten in dessen Namen, auch hierauf nicht eingehen zu können, und traten ab, ohne einen Tag zu einer neuen Confe-

renz zu bestimmen. So zerschlug sich jede Ausgleichung und noch am selbigen Tage erließ der Adel einen Beschluß, worin er auf's Neue erklärte, daß er für diese Sitzung die Prüfung der Vollmachten getrennt vornehmen werde, dabei aber den Ständen unbenommen bleibe, für die Zukunft eine andere Modalität dafür zu bestimmem. Dieser Entschluß wurde den Gemeinden am 27. Mai mitgetheilt. Man war schon seit dem 5ten versammelt und 22 Tage somit verflossen, während deren Nichts geschehen war; es war hohe Zeit, zu einem Entschluß zu kommen. Mirabeau, voll Einfluß auf die Volkspartei, machte bemerklich, wie dringlich es sei zur Entscheidung zu kommen und das schon allzu lange hintangesetzte Wohl zu berathen. Er schlug demnach nach der bekannten Erklärung des Adels vor, die Geistlichkeit aufzufordern, sich sofort zu erklären, ob sie sich den Gemeinen anschließen wolle oder nicht? Dieser Vorschlag wurde alsbald angenommen. Der Abgeordnete Target begab sich hiernach an der Spitze einer zahlreichen Deputation in den Saal der Geistlichkeit. „Die Herren von den Gemeinen" sprach er, „laden die Herren von der Geistlichkeit im Namen des Gottes des Friedens und im Interesse der Nation ein, sich mit ihnen in dem allgemeinen Versammlungssaal zu vereinigen, um die Mittel zur Herstellung der in diesem Augenblicke dem öffentlichen Wohle so nöthigen Eintracht zu berathen." Diese friedlichen Worte machten einen tiefen Eindruck auf die Geistlichkeit; eine große Anzahl ihrer Mitglieder antwortete mit Beifallsrufen und wollte augenblicklich dieser Einladung folgen; aber man hinderte sie daran und antwortete den Deputirten der Gemeinen, daß man sich darüber berathen wolle. Nach der Rückkehr der Deputation beschloß der unbeugsame dritte Stand noch in gegenwärtiger Sitzung die Antwort der Geistlichkeit abzuwarten. Als diese Antwort nicht erfolgte, ließ man ihr sagen, daß man darauf harre. Die Geistlichkeit beschwerte sich, daß man sie zu sehr dränge und verlangte, daß man ihr die nöthige Zeit lasse. Man antwortete ihr mit Mäßigung: daß sie sich diese Zeit nehmen könne, und daß man, wenn es sein müsse, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht darauf harren wolle.

Es war in der That nicht leicht hier das Rechte zu treffen; die Geistlichkeit wußte, daß nach erfolgter Antwort die Gemeinen alsbald an's Werk gehen, und einen entscheidenden Entschluß nehmen würden. Sie wollte temporisiren, um sich inzwischen mit dem Hofe zu verständigen, und forderte daher Bedenkzeit bis auf den andern Tag; nur ungern gestand man sie ihr zu. Des andern Tages entschloß sich endlich der König, von den beiden ersten Ständen bestürmt, zur Vermittlung. In diesem Augenblicke, einer Volksmacht gegenüber, welche sich mit solcher Unwiderstehlichkeit erhob, war alle frühere Feindschaft zwischen dem Hofe und den ersten Ständen vergessen, und der König forderte, als er endlich erschien, alle drei Stände zur Wiederaufnahme der Conferenzen in Gegenwart seines Siegelbewahrers auf. Der dritte Stand, was man auch von seinen Planen sage, welche man nur nach den Ereignissen zu beurtheilen gewohnt ist, verstieg sich damals mit seinen Wünschen nicht über die beschränkte Monarchie. Mit den Absichten Ludwigs XVI. bekannt, hegte er aufrichtige Ehrfurcht für ihn; da er überdies durch kein Unrecht seiner eigenen Sache schaden wollte, so antwortete er, daß er, obgleich man nach den Erklärungen des Adels sie für unnütz halten mußte, doch aus Ergebenheit für den König der Wiederaufnahme der Conferenzen seine Zustimmung ertheile. Er fügte dieser Antwort eine Adresse bei, mit deren Ueberreichung an den König er seinen Vorsitzenden beauftragte. Dieser Präsident war Bailly, ein schlichter, tugendhafter Mann und ein eben so ausgezeichneter als bescheidener Gelehrter, welcher aus den stillen Arbeiten seines friedlichen Studirzimmers plötzlich inmitten der bürgerlichen Unruhen versetzt worden war. Zum Präsidenten jener großen Versammlung gewählt, entsetzte er sich anfangs vor diesem neuen Amte, hielt sich für unwürdig dasselbe anzunehmen, und unterzog sich demselben nur aus Pflichtgefühl. Aber plötzlich zur Freiheit emporgehoben, ward er sich einer selbst nie geahneten Geistesgegenwart und Festigkeit bewußt, und inmitten so vielfach sich widerstrebender Interessen, hielt er das Ansehn der Versammlung aufrecht, und stand ihr mit aller der Tugend und der Einsicht eigenen Würde vor.

Bailly hatte die größte Mühe, bis zum Könige zu gelangen. Da er darauf bestand, vorgelassen zu werden, so breiteten die Höflinge aus, er habe nicht einmal den Schmerz des Mo-

narchen über den Tod des Dauphin geachtet. Endlich wurde er vorgelassen, wobei er das ganze erniedrigende Ceremoniel zu umgehn wußte, und ebensoviel Festigkeit als Bescheidenheit an den Tag legte. Der König empfing ihn mit Güte, doch ohne sich über seine Gesinnungen näher auszusprechen.

Die Regierung, zu einigen Opfern geneigt, um sich die nöthigen Fonds zu verschaffen, wollte, indem sie die Stände einander gegenüber stellte, zwischen ihnen als Schiedsrichter auftreten, dem Adel mit Hilfe des dritten Standes seine Steuerfreiheit entreißen, und den Anmaßungen des dritten Standes mit Hilfe des Adels Einhalt thun. Der Adel aber, welcher sich wenig um die Verlegenheiten der Verwaltung kümmerte, und nur an die Opfer dachte, die man ihm zumuthete, hoffte immer noch die Wiederauflösung der Generalstaaten herbeizuführen, und so deren Zusammenberufung ganz erfolglos zu machen. Die Gemeinen aber, welche der Hof und die ersten Stände unter diesem Namen nicht anerkennen mochten, und sie daher nur immer den dritten Stand nannten, wuchsen ohne Aufhören an Macht, und wollten, entschlossen allen Gefahren zu trotzen, sich keine Gelegenheit, die sich dazu noch darbieten würde, entschlüpfen lassen. — Die vom Könige gewünschten Conferenzen nahmen wieder ihren Anfang. Die Commissarien des Adels erhoben zwar Schwierigkeiten aller Art über den Titel von „Gemeinen", welchen sich der dritte Stand beigelegt, so wie über die Form und Unterzeichnung der Protokolle, endlich aber traten sie denn doch der Berathung bei, und waren durch die Gründe, die man ihnen entgegensetzte, fast zum Stillschweigen gebracht, als Necker im Namen des Königs ein neues Auskunftsmittel vorschlug. Jeder Stand solle besonders die Vollmachten prüfen, und den andern davon Mittheilung machen: in dem Fall, daß sich Schwierigkeiten erhöben, sollten die Commissarien jeder Kammer davon Bericht erstatten, und wenn die Entscheidung der verschiedenen Stände nicht gleichmäßig ausfiele, der König darüber in letzter Instanz den Ausspruch fällen. So dachte der Hof jede Differenz zu seinem Vortheile zu beseitigen, und die Conferenzen wurden alsbald ausgesetzt, um die Beistimmung der Stände hierüber einzuholen. Die Geistlichkeit nahm den Vorschlag ohne Weiteres an, auch der Adel lieh ihm anfangs geneigtes Ohr, aber verleitet von den gewöhnlichen Ruhestörern, nahm er keine Rücksicht auf den

Ausspruch der Weisesten unter sich, und motivirte jenen Vergleichsvorschlag. Von diesem Tage datiren sich alle seine nachmaligen Unfälle.

Die Gemeinen, von diesem Beschlusse in Kenntniß gesetzt, warteten, um sich ihrerseits darüber auszusprechen, dessen Mittheilung ab; aber die Geistlichkeit, welche sie mit ihrer gewohnten Arglist in den Augen des Volkes herabsetzen wollte, forderte sie durch eine Deputation auf, sich mit ihnen vereint über das täglich wachsende Elend des Volkes zu berathen und in aller Schnelle gemeinschaftlich dem Mangel und der Theurung der Lebensmittel abzuhelfen. Die Gemeinen, welche sich, wären sie bei einer solchen Aufforderung gleichgiltig geblieben, der allgemeinen Ungunst blosstellten, setzten List der List entgegen, und antworteten, daß sie, von gleichem Pflichtgefühl beseelt, die Geistlichkeit in dem gemeinschaftlichen Saale erwarteten, um sich mit ihr über diesen wichtigen Gegenstand zu berathen. Um dieselbe Stunde erschienen auch die Abgeordneten des Adels, und theilten den Gemeinen feierlichst dessen Entschluß mit. „Man nehme — sagten sie — den Vorschlag zu einer endlichen Ausgleichung an, müsse aber bei der besondern Prüfung der Vollmachten beharren, und wolle nur dann an die gesammten Stände und an die oberste Gerichtsbarkeit des Königs recurriren, wenn sich Bedenklichkeiten über die Deputationen einer ganzen Provinz erheben sollten.“ — Dieser Entschluß machte aller Ungewißheit der Gemeinen ein plötzliches Ende. Gezwungen entweder nachzugeben, oder, im Fall der Adel jenen Vorschlag der Ausgleichung angenommen hätte, sich allein gegen die beiden ersten Stände und die Autorität des Königs in Opposition zu setzen, waren sie jetzt einer Erklärung ganz überhoben, da eben dieser Vorschlag nur unter großen Abänderungen Eingang gefunden hatte. Der Augenblick war entscheidend. Mit der gesonderten Prüfung gab man zwar noch immer nicht das Stimmen nach Ständen zu; aber einmal schwach sich zeigen hieß sich fortwährend zur Schwäche verurtheilen. Man mußte sich entweder als Null betrachten und behandeln lassen, der Regierung Geld verwilligen, und sich bei der Möglichkeit den Staat zu neuem Leben umzugestalten mit der Aufhebung einiger Mißbräuche begnügen, oder einen festen Entschluß fassen, und sich gewaltsam eines Theils der gesetzgebenden Gewalt bemächtigen.

Es war dieſes der erſte revolutionäre Schritt, aber die Verſammlung zögerte nicht ihn zu thun. Nach Unterzeichnung der Protokolle und Beendigung der Conferenzen erhob ſich Mirabeau. „Von Prüfung eines Vorſchlags zu einer Ausgleichung, ſprach er, welcher von einer Partei bereits verworfen worden, kann bei der andern Partei nicht wohl mehr die Rede ſein. Ein Monat iſt verfloſſen, es iſt hohe Zeit zu einem Entſchluſſe zu kommen; ein Deputirter von Paris hat einen wichtigen Antrag zu ſtellen, man höre ihn.“ Mirabeau, welcher ſo die Berathung kühn eröffnet hatte, bahnte hiermit Sieyes den Weg zur Rednerbühne, einem eben ſo vielumfaſſenden, als ſyſtematiſchen, und in ſeinen Folgerungen ſtrengen Kopfe. Sieyes wirft in wenig Worten einen Rückblick auf das Verfahren der Gemeinen, und entwickelte wohlbedächtig: wie ſie allen Ausgleichungsvorſchlägen mit der größten Bereitwilligkeit entgegengekommen wären: wie ihre lange Nachgiebigkeit ohne allen Erfolg geweſen: wie ein längeres Zögern dem Zwecke ihrer Sendung widerſtreite, und ſie demnach noch eine, aber die letzte Einladung an die beiden andern Stände ergehen laſſen möchten, ſich mit ihnen zu gemeinſchaftlicher Prüfung der Vollmachten zu vereinigen.“ Dieſer ſtreng motivirte Vorſchlag *) wird mit Enthuſiasmus aufgenommen; man ſchlägt ſogar vor die andern Stände aufzufordern, binnen einer Stunde ſich zu vereinigen **), doch wird zuletzt der Zeitpunct noch verſchoben, und zwar, weil der folgende Tag, der Donnerſtag, ein Feiertag war, auf den nächſten Freitag. An dieſem Freitage erfolgte die letzte Aufforderung; die beiden Stände antworteten, daß ſie ſich darüber berathen würden, der König, daß er ſeine Abſichten ſpäter zu erkennen geben werde. Der Stimmenaufruf nach den Bezirken beginnt: den erſten Tag begeben ſich drei Geiſtliche herüber und werden mit Beifallsrufen begrüßt; den zweiten kommen ſechs; am dritten und vierten zehn, unter ihnen der Abbé Gregoire.

Während des Stimmenaufrufs und der Prüfung der Vollmachten erhob ſich ein heftiger Streit über den Namen, welchen die Verſammlung annehmen ſolle. Mirabeau ſchlug vor den „Repräſentanten des franzöſiſchen Volks“ zu wählen,

*) Man ſehe die Note 2 am Ende des Bandes.

**) Sitzung vom 10. Juni.

Mounier, den „der in Abwesenheit der Minorität berathenden Majorität," der Deputirte Legrand den: „Nationalversammlung." Dieser letztere wurde nach einer langen, bis zur Nacht des 16. Juni dauernden Berathung angenommen. Es war schon 1 Uhr Morgens, als man noch schwankte, ob man sich noch in derselben Sitzung constituiren oder bis auf den morgenden Tag damit zögern wolle. Ein Theil der Abgeordneten war der Meinung, man habe keinen Augenblick zu verlieren, einen gesetzlichen Charakter anzunehmen, der dem Hofe imponire. Ein kleinerer Theil, welcher die Arbeiten der Versammlung noch verschoben wissen wollte, erhob sich dagegen mit wüthendem Geschrei. Beide Parteien standen zu beiden Seiten der langen Tafel und bedrohten sich gegenseitig; Bailly, im Centrum sitzend, von den Einen aufgefordert, die Versammlung aufzuheben, von den Andern über den Vorschlag der Constituirung abstimmen zu lassen, blieb, unempfindlich bei diesem wüthenden Geschrei, länger als eine Stunde stumm und unbeweglich. Der Himmel war stürmisch, der Wind heulte heftig durch den Saal und vermehrte den Lärmen. Endlich zogen sich die Wüthenden zurück; da wandte sich Bailly an die durch das Abtreten der Ruhestörer wieder beruhigte Versammlung, und bewog sie, diesen wichtigen Act auf den folgenden Tag zu verlegen. Man folgte seinem Rathe und ging darauf, seiner Festigkeit und Besonnenheit Beifall spendend, friedlich auseinander.

Am Morgen des 17. Juni wurde der Vorschlag aufs Neue in Berathung gezogen, und mit einer Majorität von 491 gegen 90 Stimmen constituirten sich die Gemeinen zur Nationalversammlung. Sieyes, nochmals aufgefordert diesen Beschluß zu motiviren, that dis mit gewohnter Schärfe in folgender Weise:

„Die Versammlung hat nach voraufgegangener Prüfung ihrer Vollmachten zur Berathung übergehend, erkannt, daß sie bereits aus Repräsentanten zusammengesetzt ist, welche von mindest sechs und neunzig Hunderttheilen der Nation direct anher entsendet worden. Eine solche Anzahl von Abgeordneten kann nicht um der Abwesenheit der Deputirten einiger Bezirke, oder einiger Klassen ihrer Mitbürger willen in Unthätigkeit verharren; denn die Abwesenden, welche aufgerufen worden sind, können die

Anwesenden nicht an der vollen Ausübung ihrer Rechte hindern, insonderheit wenn die Ausübung dieser Rechte eine so gebieterische als dringende Pflicht ist.

„Da es ferner nur den geprüften und für zulässig erachteten Repräsentanten zukommt, zur Berathung des allgemeinen Wohles zusammenzutreten und keine dieser geprüften Vollmachten in dieser Versammlung fehlen darf, so ist es unerlaßlich, daß es ihr und zwar nur ihr allein zustehe, den allgemeinen Willen der Nation auszusprechen und zu vertreten.

„Eben so kann zwischen dem Throne und der Versammlung kein Veto, keine negative Gewalt existiren."

„Die Versammlung erklärt demnach, daß das gemeinsame Werk der Nationalrestauration ohne Zögern durch die gegenwärtigen Deputirten vorgenommen werden kann und muß, und daß sie dieses Ziel ununterbrochen und ungehindert verfolgen sollen. — Der Name Nationalversammlung ist unter den gegebenen Verhältnissen der allein dieser Versammlung gebührende, theils weil ihre Mitglieder die einzigen, gesetzlich und öffentlich anerkannten und geprüften Repräsentanten der Nation sind, theils weil sie von der Gesammtheit der Franzosen abgeordnet worden, theils endlich auch, weil die Repräsentation nur eine und untheilbare ist und keiner der Deputirten, welchem Stande und Range er auch angehöre, diese Functionen außerhalb dieser Versammlung und von ihr getrennt ausüben darf.

„Die Versammlung hegt das Vertrauen, auch die heute noch abwesenden Deputirten bald in ihrem Schooß vereint zu sehen, und sie wird nicht aufhören, dieselben aufzufordern, ihrer Pflicht den Versammlungen der Generalstaaten beizuwohnen, zu genügen. Zu welcher Zeit auch die abwesenden Deputirten in den nun beginnenden Sitzungen sich einfinden mögen, — sie erklärt im Voraus, daß sie dieselben jederzeit bereitwillig aufnehmen und mit ihnen nach Prüfung ihrer Vollmachten die Reihenfolge der großen Arbeiten fortsetzen werde, welche die Wiedergeburt Frankreichs herbeiführen sollen."

Sogleich nach diesem Beschlusse bestätigte die Versammlung, als Act der ihr beiwohnenden Gewalt und zum Beweise,

daß sie den Gang der Verwaltung nicht aufzuhalten beabsichtige, die Erhebung der, obschon ohne allgemeine Zustimmung der Nation neu eingeführten Steuern, und um ihrer Auflösung zuvorzukommen, fügte sie hinzu, daß diese Erhebung von dem Tage an sistiren soll, wo sie aufgelöst sein würde; da sie überdis den Staatsbanquerout als das letzte Mittel der Verwaltung, sich aus ihren finanziellen Bedrängnissen zu retten und sich der Nationalversammlung zu entledigen, voraussah, so genügte sie ebensowohl den Forderungen der Klugheit als der Ehre, indem sie die Staatsgläubiger unter den Schutz der Nationalehre stellte. Endlich erklärte sie noch, sich ungesäumt mit den Ursachen der Theurung und des öffentlichen Elends beschäftigen zu wollen.

Diese Maßregeln, welche eben so viel Muth als sichern Tact bekundeten, brachten einen tiefen Eindruck hervor. Der Hof und die ersten Stände erschraken ob dieser Kühnheit und Energie. Unterdessen wurde von der Geistlichkeit in einer höchst stürmischen Sitzung berathen, ob man sich den Gemeinen anschließen solle. Das Volk wartete vor der Thüre das Ergebniß ihrer Berathungen ab; die niedere Geistlichkeit siegte endlich, und bald vernahm man, daß die Vereinigung mit einer Majorität von 149 Stimmen gegen 115 beschlossen worden sei. Die, welche für die Vereinigung gestimmt hatten, wurden mit lautem Freudengeschrei empfangen, die Andern geschmäht und vom Volke verfolgt.

Dieser Augenblick mußte die Aussöhnung des Hofes und der hohen Aristokratie herbeiführen. Die Gefahr war für alle beide gleich dringend. Der letzte Beschluß schadete eben so sehr dem Könige als den höhern Klassen selbst, welche letztere die Gemeinen entbehren zu können erklärten. Alsbald warf man sich dem Könige zu Füßen; der Herzog von Luxemburg, der Cardinal von Larochefoucauld, der Erzbischof von Paris baten ihn flehentlich, der Kühnheit des dritten Standes Einhalt zu thun und ihnen ihre bedrohten Rechte zu wahren. Das Parlament schlug ihm vor, sich der Generalstaaten ganz zu entschlagen, und versprach zu allen Steuern seine Zustimmung zu geben. Zuletzt wurde der König noch von den Prinzen und der Königin umringt; mehr bedurfte es bei seiner Schwäche nicht;

zum Ueberflusse drängte man ihn noch, nach Marly zu gehen, um ihm in der Ferne eine durchgreifende Maßregel abzugewinnen.

Der Minister Necker, an die Sache des Volkes gefesselt, begnügte sich mit unnützen Vorstellungen, welchen der König beipflichtete, wenn er freien Geistes war, deren Wirkung aber der Hof immer wieder schnell zu vernichten wußte. Sobald Necker die Dazwischenkunft der königlichen Autorität nöthig schien, entwarf er den für seine Zaghaftigkeit immer noch kühnen Plan: daß der Monarch in einer königlichen Sitzung die Vereinigung aller drei Stände, jedoch nur für alle Maßregeln von allgemeinem Interesse verordne, daß er sich die Sanction aller von den Generalstaaten gefaßten Beschlüsse vorbehalte, daß er im Voraus jeden Eingriff gegen die monarchische Verfassung, gleich dem einer einigen und untheilbaren Versammlung verwerfe, und daß er endlich die Aufhebung der Privilegien und die gleiche Zulassung aller Franzosen zu allen Civil- und Militärämtern feierlich verspreche u. s. w. Aber Necker, welcher nicht die Kraft gehabt hatte, mit einem solchen Plane der Zeit voraus zu eilen, besaß sie noch weniger, demselben die Ausführung zu sichern.

Der Staatsrath war dem Könige nach Marly gefolgt. Dort wurde der Vorschlag Neckers, den man zuerst gebilligt hatte, nochmals in Berathung gezogen: da wird dem Könige ein Billet überbracht; plötzlich ist der Staatsrath aufgehoben, und trotz der Dringlichkeit der Sache auf den folgenden Tag verlegt. Am andern Tage waren dem Staatsrathe mehrere neue Mitglieder, darunter die Brüder des Königs beigesellt. Neckers Plan wird modificirt; der Minister widersteht, giebt endlich nach, sieht sich überstimmt und kehrt nach Versailles zurück. Ein Page überbringt ihm dreimal Schreiben mit neuen Modificationen; sein Plan ist gänzlich entstellt und die königliche Sitzung wird auf den 22. Juni festgesetzt.

Aber schon am 20. schloß man den Saal der Generalstaaten unter dem Vorwande von Vorkehrungen, welche die Gegenwart des Königs nothwendig machte. Diese Vorkehrungen hätten höchstens einen halben Tag erfordert, aber der Clerus hatte den Tag vorher seine Vereinigung mit den Gemeinen de-

exclirt, und eben diese Vereinigung glaubte man dadurch hindern zu können. Ein Befehl des Königs setzte sogleich die Sitzungen bis zum 22. aus. Bailly, welcher der Versammlung, die sich Freitags den 19. bis auf den folgenden Sonnabend vertagt hatte, Gehorsam schuldig zu sein glaubte, erschien trotz des königlichen Befehls am Eingange des Saales, welchen Französische Garden mit der Ordre besetzt hielten, Niemanden einzulassen; der dienstthuende Officier empfing Bailly auf das Ehrerbietigste und gestattete ihm den Eintritt in einen Hof, um eine Protestation gegen dis Verfahren aufzusetzen. Einige junge und feurige Deputirte wollten den Eintritt erzwingen; Bailly eilt herzu, besänftigt sie und führt sie mit sich fort, um nicht den wackern Officier, welcher mit so viel Mäßigung seine Ordre vollzog, bloszustellen. Man rottet sich lärmend zusammen, man besteht darauf zusammenzukommen; einige sprechen sogar davon, unmittelbar unter den Fenstern des Königs selbst Sitzung halten zu wollen, andre schlagen den Saal des Ballhauses vor, und auf der Stelle begiebt man sich dahin, da ihn der Besitzer mit Freuden dazu hergibt.

Dieser Saal war von großem Umfange, aber seine Wände standen grau und nackt, und selbst an Sesseln fehlte es darin. Man bietet dem Präsidenten einen Lehnstuhl an, dieser aber weist ihn zurück, und will mit der ganzen Versammlung stehen; eine Bank dient zum Bureautische, zwei Deputirte halten Wache an der Thüre, werden aber alsbald von dem Prévot des Hotels, der seine Dienste anbietet, abgelöst. Das Volk läuft in Masse herbei und die Berathung beginnt. Man erhebt sich von allen Seiten gegen diese Suspension der Sitzungen, und schlägt verschiedene Mittel vor, um ihr in Zukunft vorzubeugen. Die Aufregung nimmt zu und die erhitztesten Köpfe fangen an, sich den ausschweifendsten Vorstellungen zu überlassen. Man schlägt vor, sich nach Paris zu begeben: dieser Vorschlag wird mit Feuer ergriffen und lebhaft verhandelt; schon spricht man davon, sich in corpore und zu Fuße dahin zu begeben. Bailly, vor den Gewaltthätigkeiten zurückschreckend, welchen die Versammlung dabei unterwegs ausgesetzt sein

könnte, und eine Spaltung fürchtend, widersetzt sich diesem Beschlusse. Da schlägt Mounier den Deputirten vor, sich durch einen Eid zu verbinden, vor Gewährung einer Constitution sich nicht von einander zu trennen. Dieser Vorschlag wird mit stürmendem Beifall aufgenommen, und man schreitet sogleich zu Entwerfung der Eidesformel. Bailly bittet um die Ehre, ihn zuerst schwören zu dürfen, und verliest die Formel in folgender Fassung: „Wir schwören feierlichst, uns nimmer zu trennen, und allenthalben zusammenzukommen, wo es die Umstände erheischen, bis die Constitution des Königreichs gegeben und auf feste Grundlagen gestellt sein wird.“ Diese Formel, mit lauter und deutlicher Stimme gesprochen, drang bis außerhalb des Saals hindurch. Alsbald schallte der Schwur in einem und demselben Augenblicke aus Aller Munde, alle Arme waren gegen Bailly gerichtet, welcher dis feierliche Gelübde, die Ausübung der Nationalrechte durch die Gesetze zu sichern, stehend und unbeweglich entgegen nahm. Zu gleicher Zeit, brach das Volk in den Ruf aus: „Es lebe die Versammlung! es lebe der König!“ gleichsam zum Beweise, daß es ohne Zorn und Haß, aber voll Pflichtgefühl, zurückfordere, was die Nation zu fordern berechtigt sei. Die Deputirten schicken sich darauf an, die eben abgelegte Erklärung zu unterzeichnen. Nur ein einziger, Martin d'Auch, unterzeichnet seinen Namen mit dem Beisatze des Nichtbeitritts; augenblicklich erhebt sich ein großer Tumult um ihn her. Bailly steigt, um gehört zu werden, auf einen Tisch, wendet sich mit Mäßigung an den Deputirten und stellt ihm vor, daß er zwar das Recht habe, seine Unterschrift zu verweigern, nicht aber das, auf dem Papiere erst eine Opposition zu beginnen. Der Deputirte beharrt bei seinem Sinne, und die Versammlung aus Achtung für seine individuelle Freiheit, läßt das Wort stehen und nimmt das Protocoll auf.

Dieser neue Act von Energie schreckte endlich den Adel auf, welcher den andern Tag seine Klagen zu den Füßen des Königs niederlegte, sich so gut es gehn wollte, über die Restrictionen zu rechtfertigen versuchte die er dem Versöhnungsent-

warfe beigefügt, und ihn um seinen Beistand anging. Die Minorität des Adels protestirte gegen diese Schritte, indem sie mit Recht einwandte, daß es jetzt nicht mehr an der Zeit sei, die königliche Intervention nachzusuchen, nachdem man sie früher so unbedacht zurückgewiesen. Diese viel zu wenig berücksichtigte Minorität, zählte 47 Mitglieder, meist Militair- und aufgeklärte Magistrats-Personen, als den Herzog von Clermont, den edlen Freund seines Königs und der Freiheit, den Herzog von Larochefoucauld, ausgezeichnet durch erprobte Tugend und große Einsicht, Lally-Tolendal, schon berühmt durch das Unglück seines Vaters und seine begeisterte Ehrenrettung desselben, Clermont-Tonnerre, ein Mann, von großen Rednergaben, die Gebrüder Lameth, zwei junge Obersten, durch Geist und Muth gleich ausgezeichnet, Dûport, bereits in dem Rufe großer Fähigkeiten und eines festen Charakters; endlich der Marquis von Lafayette, der Vertheidiger der amerikanischen Freiheit, welcher französische Lebhaftigkeit mit der Standhaftigkeit und Einfachheit eines Washington vereinigte.

Niedere Intrigue hemmte auch noch das wenige Entgegenkommen des Hofes. Die Sitzung, anfangs auf den 22. Montags festgesetzt, wurde auf den 23. verschoben. Ein Handschreiben benachrichtigte Bailly sehr spät und erst nach dem Auseinandergehen des großen Raths, von diesem neuen Aufschube, und gab hinreichendes Zeugniß, von der gewaltigen Bewegung in welcher man sich befand. Necker seinerseits war entschlossen, sich in der Sitzung nicht mit einzufinden, um nicht durch seine Gegenwart als Beförderer jener Plane aufzutreten, die er höchlich mißbilligte.

Die kleinlichsten Mittel, die gewöhnliche Zuflucht einer schwachen Regierung, wurden angewendet, um die Sitzung auf Montag den 22. zu hintertreiben, und die Prinzen miethten für diesen Tag den Saal des Ballhauses zum Ballspiele. Die Versammlung begab sich deshalb in die Kirche des heiligen Ludwig zum Empfange der Majorität des Clerus, an dessen Spitze sich der Erzbischof von Vienne befand. Diese Vereinigung, mit großer Würde vollzogen, erregte die lebhafteste Freude; die Geistlichkeit hieß

es, habe sich in die allgemeine Prüfung der Vollmachten gefügt.

Der 23., als der für die königliche Sitzung bestimmte Tag erschien. Die Deputirten der Gemeinen mußten durch eine abgelegene und von der der Geistlichkeit und des Adels verschiedene Pforte eintreten. Wagte man auch keine Gewaltthätigkeiten gegen sie, so ersparte man ihnen doch keine nur mögliche Demüthigung. Mitten im Regen ließ man sie lange Zeit draußen warten; der Präsident, genöthigt an die Thüre zu klopfen, mußte dis, da sie sich noch immer nicht öffnete, mehrmals wiederholen, aber die Antwort lautete: man habe noch nicht Zeit. Schon wollten sich die Deputirten zurückziehen, Bailly pochte noch einmal; endlich öffnete sich die Pforte, die Deputirten traten ein und fanden die beiden ersten Stände schon auf ihren Plätzen, deren sie sich so im Voraus zu versichern gewußt hatten. Diese Sitzung war weit verschieden von der am 5. Mai, die würdevoll und erhebend, zugleich einen hinreißenden Eindruck in Aller Herzen zurückgelassen hatte. Eine zahlreiche Miliz und ein dumpfes Schweigen unterschied sie merklich von jener ersten Feierlichkeit. Die Deputirten der Gemeinen hatten beschlossen, die tiefste Stille zu beobachten. Der König nahm das Wort, und verrieth eben dadurch seine Schwäche, daß er sich seinem Character entgegen, viel zu energisch ausdrückte; man hatte ihm nur Verweise und Befehle in den Mund gelegt. So forderte er auf das Bestimmteste die Trennung nach Ständen, vernichtete die bisherigen Beschlüsse des dritten Standes und versprach dagegen die Aufhebung der Steuerfreiheit nach erfolgter Zustimmung der Berechtigten zu sanctioniren. Er bestätigte ferner alle Feudalrechte, als eben so heilsame und würdige als unverletzliche Besitzthümer; er empfahl nicht einmal Einigkeit bei Verhandlungen von allgemeinem Interesse, sondern ließ dieselbe blos von der Mäßigung der höhern Stände hoffen. So forderte er von den Gemeinen gebieterisch Gehorsam, während er sich bei der Aristokratie denselben vorauszusetzen begnügte. Er bestätigte sodann den Adel und die Geistlichkeit als Richter in ihren eignen Angelegenheiten und schloß endlich mit der Erklärung, daß er, im Fall ihm neue Hindernisse entgegen-

träten, für sich allein die Wohlfahrt seines Volkes begründen und sich als dessen einzigen Repräsentanten betrachten würde. Dieser Ton und diese Sprache erregten die Gemüther auf das Heftigste nicht sowohl gegen den König, welcher schwach genug, fremden Leidenschaften nur als Organ diente, sondern gegen die gesammte Aristokratie, die ihn zu ihrem Werkzeug herabwürdigte.

Sogleich nach dieser Rede befahl er der Versammlung sich auf der Stelle zu trennen. Der Adel, nebst einem Theile der Geistlichkeit gehorcht; eine größere Zahl der geistlichen Deputirten bleiben, und die Deputirten der Gemeinen beobachten unbeweglich das tiefste Stillschweigen. Mirabeau, welcher überall den Anfang machte, erhob sich. „Meine Herrn," sprach er, „ich gestehe, daß, was wir so eben vernommen, wohl zum Heile des Vaterlands führen könnte, wenn die Geschenke des Despotismus nicht immer verderblich wären .... Sieh da, Waffengeräusch und Entweihung des Nationaltempels, um ihnen zu befehlen glücklich zu werden!.... Wo sind denn die Feinde der Nation? Ist Catilina vor unsern Thoren?.... Ich trage darauf an, daß Sie bedeckt mit dem Schilde Ihrer Würde und Ihrer gesetzgebenden Gewalt, sich fest an die Heiligkeit des geschwornen Eides halten, der Ihnen vor vollendeter Constitution die Trennung nicht gestattet!"

Der Marquis von Brézé, Ober-Ceremonienmeister, trat hierauf ein, und sprach, sich zu Bailly wendend: „Sie haben die Befehle des Königs vernommen!" — „Ich bin so eben im Begriff — erwiderte Bailly, — die Befehle der Versammlung zu vernehmen." Mirabeau tritt hinzu: „Ja, mein Herr, ruft er, wir haben die Erklärung vernommen, welche man vom Könige erschlichen hat, aber Sie haben hier weder Sitz noch Stimme, noch das Recht zu reden. Um indessen jede Verzögerung zu melden, sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier sind durch die Macht des Volkes, und daß man uns nur durch die Gewalt der Bajonette von hier vertreiben kann." Der Marquis Brézé zieht sich zurück; Sieyes spricht: „Wir sind heute, was wir gestern waren, gehen wir zur Berathung über!" Die Versammlung geht hierauf zur allgemeinen Berathung über die Aufrechterhaltung ihrer frühern Beschlüsse über. „Der erste dieser Beschlüsse, sprach Barnave, bestimmt was Sie sind; der zweite setzt die

öffentlichen Auflagen fest, über die Sie allein zu bestimmen haben; der dritte ist der Eid, Ihrer Pflicht nachzukommen. Keine dieser Maßregeln bedarf der königlichen Sanction. Der König kann das nicht verhindern, wofür es seiner Zustimmung nicht bedarf." In diesem Augenblicke nahen Arbeiter, um die Bänke wegzuräumen, bewaffnete Schaaren dringen in den Saal, andere umzingeln ihn von außen; Gardes du Corps nähern sich der Thüre. Die Versammlung bleibt unerschütterlich auf ihren Sitzen und sammelt die Stimmen, und sie fallen einmüthig für die Aufrechterhaltung aller erlassenen Beschlüsse aus. Doch auch dis ist noch nicht hinreichend; im Schooße der Königsstadt, von des Königs Dienern umgeben, und des Beistandes der von jetzt an so furchtbaren Volksmenge beraubt, konnte die Versammlung leicht mit Gewalt bedroht werden. Mirabeau betritt wieder die Tribune und schlägt vor, die Unverletzlichkeit jedes Abgeordneten zu decretiren. Auf der Stelle erklärt die Versammlung, der Gewalt nur die Majestät ihres Willens entgegensetzend, ein Jedes ihrer Mitglieder für unverletzlich, und Jeden, welcher sich an ihren Personen zu vergreifen wage, für vogelfrei und des Hochverraths schuldig.

Unterdessen brachte der Adel, welcher durch jenen lit de justice den Staat gerettet glaubte, den Prinzen, welche dazu angeregt, und später auch der Königin seine Glückwünsche dar. Diese, ihren Sohn auf den Armen haltend, zeigte ihn den sich geschäftig herzudrängenden Dienern, empfing ihren Treuschwur, und gab sich zu ihrem Unglücke dem blindesten Vertrauen hin. In demselben Augenblick hört man ein Geschrei: jeder eilt herzu und man vernimmt, wie das Volk sich in Massen versammelt, und Neckern darum hoch leben läßt, daß er jener königlichen Sitzung nicht beigewohnt. So folgte der Freude der Schrecken auf dem Fuße, der König und die Königin ließen jetzt eilend Necker kommen, und in all ihrer Hoheit zu Bitten sich herab, daß er sein Portefeuille noch beibehalte. Der Minister gab nach, und trug damit auf den Hof einen Theil jener Popularität über, welche er sich selbst durch sein Nichterscheinen in jener unheilbringenden Sitzung bewahrt hatte. — Auf solche Weise war der erste Act der Revolution zu Ende gespielt. Der dritte Stand hatte die gesetzgebende Gewalt wieder erlangt, und seine Gegner sie

verlangen, eben weil sie dieselbe für sich allein zu behaupten gedachten. In Zeit von wenigen Tagen war diese legislative Umwälzung zu Stande gekommen, aber auch da noch ließ man die kleinlichsten Mittel nicht unversucht, und suchte z. B. die innern Verbindungen in den Versammlungssälen zu hemmen. Doch umsonst! Am 24. begab sich die Majorität des Clerus in die Versammlung, und verlangte die gemeinschaftliche Prüfung der Vollmachten, um sodann ohne Weiteres die von dem Könige in der Sitzung vom 23. Juni gemachten Propositionen in Berathung zu ziehn. Die Minorität des Clerus fuhr dagegen fort, sich in ihrer eigenen Kammer zu berathen. Der Erzbischof von Paris, Juigné, ein tugendhafter Prälat und Wohlthäter des Volkes, aber ein starrer Vertheidiger der Privilegien, wurde durch Gewalt vermocht, sich für die Vereinigung zu erklären, und in der That begab er sich auch kurz darauf, begleitet von dem Erzbischofe von Bordeaux, einem beim Volke beliebten Prälaten, welcher später Minister wurde, in die Nationalversammlung.

Die größte Unruhe zeigte sich in den Reihen des Adels. Seine gewöhnlichen Stimmführer entflammten seine Leidenschaften; d' Espremenil schlug vor, den dritten Stand in Anklagestand zu versetzen, und durch den General-Procurator gerichtlich verfolgen zu lassen; die Minorität war für die Vereinigung. Diese Motion wurde unter großem Lärmen verworfen! Der Herzog von Orleans unterstützte die Minorität, obgleich er den Tag vorher den Polignac's das gerade Gegentheil versprochen hatte. Sieben und vierzig Mitglieder beschlossen trotz der Entscheidung der Majorität sich mit der General-Versammlung zu vereinigen, zogen in corpore dahin, und wurden mit allgemeiner Freude aufgenommen. Allein trotz dieser, durch ihre Gegenwart hervorgerufenen Heiterkeit, bedeckte Trauer ihr Antlitz. „Wir folgen der Stimme unseres Gewissens, sagte Clermont-Tonnerre, aber nur mit Schmerz trennen wir uns von unsern Brüdern. Wir kommen des Entschlusses voll das Unsere zur Widergeburt des Vaterlandes beizutragen, und jeder von uns wird, so weit es seine Vollmacht gestattet, dafür nach Kräften wirken."

Mit jedem Tage schlossen neue Glieder sich an, und die Versammlung wuchs zusehends an Zahl. Von allen Seiten liefen

Adressen ein mit dem Ausdruck der Wünsche und des Beifalls der Städte und Provinzen. Mounier wußte die Deputirten der Dauphiné zu gewinnen. Paris brachte die seinige von selbst, und sogar das Palais Royal sandte eine eigene Deputation, welche die Versammlung, noch umringt von Gefahren, und um sich die Menge nicht zu entfremden, nicht zurückweisen durfte. Wie hätten sie auch damals schon die Ausschweifungen des Pöbels voraussehen sollen? Man bedurfte übrigens der Energie der Masse und ihres Beistandes, wiewohl deren Wirksamkeit von Vielen in Zweifel gezogen wurde, und der Muth des Volkes nur noch als ein glücklicher Traum erschien. So hatte das Beifallsrufen auf den Tribunen, wie unangenehm es auch der Versammlung sein mußte, doch oftmals ihren Widerstand gekräftigt, und Niemand wagte demselben Schranken zu setzen. Zwar wollte Bailly mehrmals dagegen das Wort nehmen, aber man erstickte seine Stimme und seine Motion durch das wildeste Beifallsgeschrei.

Die Majorität des Adels setzte ihre Sitzungen mitten unter dem Toben und den heftigsten Ausbrüchen der Erbitterung fort. Der Schrecken ergriff selbst seine Stimmführer, und eben die, welche noch vor Kurzem zum Widerstande gerathen hatten, gaben jetzt selbst das Signal der Vereinigung. Aber die allzusehr erregten Leidenschaften, einmal aus ihren Bahnen getreten, waren nur mit Mühe wieder zu zähmen. Der König selbst mußte in einem Handschreiben dazu anmahnen, und der Hof und die Großen sich zu Bitten herablassen: „die Vereinigung würde nur vorübergehend sein, — sagte man zu den Hartnäckigsten — Truppen nahen sich, gebt nach, um den König zu retten.“ So wurde unter dem heftigsten Tumult die Zustimmung erpreßt, und die Majorität des Adels, begleitet von der Minorität des Clerus, begab sich den 27. Juni in die National-Versammlung. Der Herzog von Luxembourg erklärte daselbst im Namen Aller, daß sie kämen, um dem Könige ein Zeichen ihrer Ehrfurcht, und der Nation einen Beweis ihrer Vaterlandsliebe zu geben. „Jetzt ist die Familie vollständig“ entgegnete Bailly; und in der Voraussetzung, daß die Vereinigung eine vollständige sei, und es sich nicht blos um die Prüfung der Vollmachten, sondern um eine allgemeine Berathung handele, fügte er hinzu: „Fortan werden wir uns ohne Zaudern und fernere Zerstreuung nur mit der

Widergeburt des Königreichs und des öffentlichen Wohls beschäftigen können." — Mehr als ein kleinlicher Kunstgriff wurde fortwährend angewandt, um den Schein zu retten, als sei die so erzwungene Vereinigung noch immer nicht wirklich vor sich gegangen. Die Neuhinzugetretenen erschienen stets nur erst nach Eröffnung der Sitzungen und zwar in corpore, gleichsam als bildeten sie noch einen eignen Stand; sie stellten sich hinter dem Stuhle des Präsidenten auf, gleich als nähmen sie gar keine Sitze ein. Aber mit vielem Tacte wußte Bailly beharrlich allen Widerstand zu besiegen und bewog sie endlich zum Niedersitzen. Auf gleiche Weise wollte man ihm auch das Präsidium nicht sowohl mit offener Gewalt, als durch geheime Umtriebe und ränkevolle Hinterlist streitig machen. Bailly aber behauptete sein Amt, nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Pflichtgefühl, und man sah einen schlichten Bürger, statt hohen Ranges nur durch Tugenden und Talente ausgezeichnet, allen Großen des Reichs und der Kirche präsidiren.

So war denn die legislative Revolution ganz augenscheinlich vollendet. Obgleich der erste Streitpunkt lediglich die Modalität der Vollmachtsprüfungen, keineswegs aber die der Abstimmung zum Gegenstande hatte, obgleich die Einen ihrer Erklärung nach, nur Behufs der allgemeinen Prüfung der Vollmachten, die Andern aber, nur aus Gehorsam gegen die königliche Willensäußerung vom 23. Juni in deren Vereinigung gewilligt hatten, war doch das Stimmen nach Köpfen bereits unvermeidlich, und daher jede Reclamation dagegen eben so unnütz als unpolitisch geworden. Demohngeachtet protestirte der Cardinal von Larochefoucauld im Namen der Minorität, und erklärte, nur Behufs der Berathung über allgemeine Gegenstände und unter stetem Vorbehalte des Rechtes, einen besondern Stand zu bilden, der Vereinigung beigetreten zu sein. Der Erzbischof von Vienne erwiderte mit Lebhaftigkeit, daß die Minorität nichts in Abwesenheit der Majorität des Clerus habe entscheiden können, noch überhaupt das Recht habe, im Namen des ganzen Standes zu sprechen. Auch Mirabeau erhob sich mit Nachdruck gegen diese Anmaßung, und fand es höchst befremdend, in einer und derselben Versammlung gegen eben

diese Versammlung selbst aufzutreten; man solle entweder ihre Souverainität anerkennen oder aus derselben heraustreten.

Hierauf zog man die Frage über die Natur der erhaltenen Vollmachten in Betracht. Die Mehrzahl derselben drückte den Wunsch der Wähler in Bezug auf vorzunehmende Reformen aus, und machte die Abgeordneten für deren Durchführung verantwortlich. Ehe man aber zur That überging, mußte die Grenze, bis zu welcher man dis könne, zuvor festgestellt werden; diese Frage mußte daher die erste sein; sie wurde mehreremale fallen gelassen und immer wieder aufgenommen. Die Einen wollten, man solle deshalb an die Committenten selbst zurückgehen; die Andern meinten, daß man von den Committenten nichts als den Auftrag empfangen könne, seine Stimme über die von den gesammten Abgeordneten der ganzen Nation beleuchteten und berathenen Gegenstände abzugeben, daß aber kein Abgeordneter eine bereits im Voraus fertige Meinung mit in die Versammlung bringen könne. Hielte man sich in der That davon überzeugt, daß man nur in einer Generalversammlung ein gutes Gesetz schaffen könne, sei es, weil dort die Intelligenz zusammengedrängt auftritt, sei es, weil die beste Meinung nur aus den wechselseitig vernommenen Ansichten aller Klassen der Nation sich herausstelle, so folge daraus unwiderleglich, daß die Deputirten gänzlich frei und ohne verbindliches Mandat sein müßten. Mirabeau, der die Gründe der Vernunft durch Ironie trefflich zu verstärken wußte, rief, daß die, welche ihre Meinung durch ihre Vollmachten geregelt erachteten, Unrecht gehabt hätten, selbst zu erscheinen; sie hätten nur eben diese Vollmachten auf den Bänken liegen lassen dürfen, und diese würden alsdann in den Sitzungen dasselbe geleistet haben, wie sie selber. Sieyes, welcher mit gewohntem Scharfsinn voraussah, daß trotz der ganz richtigen Entscheidung der Versammlung eine große Anzahl der Mitglieder sich auf ihre Eide berufen, und, so ihr Gewissen als Vorwand brauchend, unangreifbar sein würden, schlug die Tagesordnung aus dem Grunde vor, weil ein Jeder über die Giltigkeit des von ihm geleisteten Eides sein eigner Richter sei. „Diejenigen, sagte er, welche sich durch ihre Vollmachten gebunden glauben, werden so gut wie die,

welche die Prüfung derselben in der Generalversammlung verweigert haben, als abwesend betrachtet werden." Diese Meinung ging denn auch durch; hätte die Versammlung unklugerweise dem Gewissen der Opponenten Gewalt anzuthun versucht, so würde sie ihnen damit zugleich unwiderlegbare Ausflüchte an die Hand gegeben haben, während sie, ihnen scheinbar freie Hand lassend, sich ihrer versicherte; denn von jetzt an war ihr Sieg entschieden.

Der Hauptgegenstand ihrer Zusammenberufung war eine gänzliche Reform des Staates, das heißt, eine Feststellung einer Constitution, deren Frankreich trotz Allem, was man dagegen anführt, bis jetzt noch immer entbehrt hatte. Wenn man freilich jede Art des Verhältnisses zwischen Herrscher und Beherrschten eine Constitution nennen will, so besaß Frankreich ohne Zweifel eine solche; denn ein König hatte befohlen und die Unterthanen gehorcht, die Minister hatten nach Gefallen eingekerkert, die Generalpächter den letzten Heller des Volks in ihre Tasche gesteckt, die Parlamente Unglückliche zum Rade verurtheilt. Selbst die rohesten Völker erfreuen sich solcher Constitutionen. Man hatte wohl in Frankreich Generalstaaten gehabt, aber ohne bestimmte Rechte, ohne regelmäßige, gesetzliche Einberufungszeit, und jederzeit ohne Erfolg. Die königliche Gewalt war abwechselnd bald zur Ohnmacht herabgewürdigt, bald unbeschränkt gewesen. Frankreich hatte Tribunale und souveraine Gerichtshöfe gehabt, welche oft mit der richterlichen Gewalt auch die gesetzgebende vereinigten, aber es gab kein Gesetz, welches die Verantwortlichkeit der öffentlichen Beamten, die Freiheit der Presse und die persönliche Freiheit, kurz alle jene Garantien gewährt hätte, welche im Gesellschaftsvertrage die Fiction der natürlichen Freiheit ersetzen. *)

Das Bedürfniß einer Constitution wurde allgemein empfunden und anerkannt; alle Vollmachten hatten dis energisch genug ausgedrückt und sich selbst formell über die Fundamentalartikel dieser Constitution ausgesprochen. Sie hatten einstimmig die monarchische Regierungsform, die Erblichkeit im Mannesstamm,

*) Man vergleiche Note 3. am Ende dieses Bandes.

die ausübende Gewalt ausschließlich in den Händen des Königs, die Verantwortlichkeit aller Beamten, das Zusammenwirken der Stände und des Königs in der Gesetzgebung, die freie Steuerbewilligung und die persönliche Freiheit gefordert. Mehr getrennt waren die Meinungen über die Errichtung einer oder zweier gesetzgebender Kammern, über die Permanenz, periodische Dauer und Auflösung des gesetzgebenden Körpers, über die politische Existenz des Clerus und der Parlamente und endlich über die Ausdehnung der Preßfreiheit. So mannigfaltige, in den Vollmachten theils entschiedene, theils vorgelegte Fragen bekunden zur Gnüge, wie damals schon in allen Theilen des Königreichs der öffentliche Geist erwacht war, und wie allgemein und ununwunden sich die Wünsche Frankreichs für die Freiheit aussprachen. *) Aber, trotz alles Widerstandes, unter den entfesselten Schwingungen der Geister, auf den Trümmern einer veralteten Gesetzgebung eine neue, gute Verfassung gründen, war ein großes, ein schwieriges Werk. Außer der Mißstimmung, welche die Verschiedenheit der Interessen nothwendig mit sich brachte, mußte noch die natürliche Divergenz der Meinungen Besorgniß einflößen. Einem großen Volke eine vollständige Legislatur zu geben, mußte natürlich die Geister so heftig aufregen, und sie mit so weitschichtigen Planen, mit so chimärischen Hoffnungen erfüllen, daß man ohne Zweifel auf unangemessene, überspannte, ja oft feindliche Maßregeln gefaßt sein mußte. Um in den Arbeiten eine Folgenreihe beobachten zu können, übertrug man es einem Comité, deren Umfang vorläufig zu bemessen und sie verhältnißmäßig zu vertheilen. Dieser Comité bestand aus den gemäßigteren Mitgliedern der Versammlung. Mounier, ein einsichtvoller, aber harter Kopf war der thätigste und einflußreichste derselben; er allein fast bereitete gegen den Geschäftsgang vor.

Aber die Schwierigkeit, eine Constitution zu entwerfen, war nicht die einzige, welche die Versammlung zu überwinden hatte. Zwischen eine übelgesinnte Regierung und einen verhungerten Pöbel gestellt, welcher schnelle Sättigung verlangte, konnte sie

*) Siehe Note 4. am Ende des Bandes.

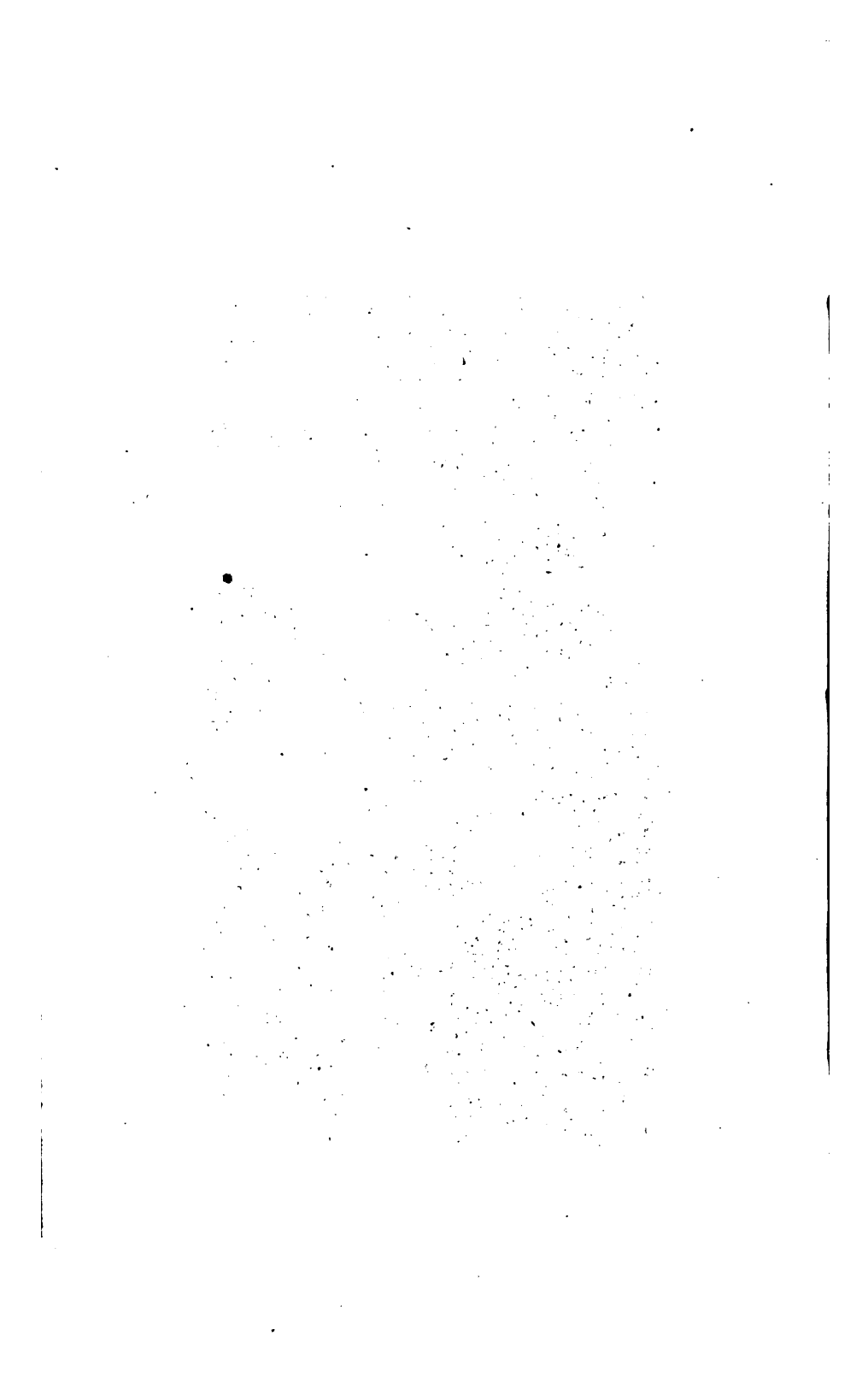
nur mit großer Mühe jedwede Einmischung in die Verwaltung umgehen. Der Behörde mißtrauend und gedrängt dem Volke beizustehn, mußte sie, selbst wenn sie frei von Ehrgeiz war, nothgedrungen allmählig in die ausübende Gewalt mit eingreifen. Schon hatte die Geistlichkeit ihr dis Beispiel gegeben, indem sie dem dritten Stande den bedenklichen Vorschlag that, sich unmittelbar über Herbeischaffung der Lebensbedürfnisse zu berathen. Die Versammlung hatte sich kaum constituirt, als sie daher auch schon einen Comité der Lebensmittel ernannte, vom Ministerium die desfalls erforderlichen Nachweisungen forderte und den Vorschlag machte, die freie Zufuhr der Lebensmittel von Provinz zu Provinz zu begünstigen, sie auf Staatskosten in die Orte, wo Mangel herrsche, schaffen zu lassen, Almosen auszutheilen, und den Bedarf dafür durch Anleihen zu decken. Das Ministerium setzte sie von den wirksamen Maßregeln in Kenntniß, welche es getroffen, und welche Ludwig XVI. als ein sorglicher Hausvater mit aller Macht begünstigt hatte.

Lally-Tolendal schlug vor, über den freien Verkehr mit Lebensmitteln Verordnungen zu erlassen, wogegen Mounier einwand, daß dergleichen Verordnungen die königl. Sanction erheischen würden, und daß diese Sanction als noch nicht festgestellt zu großen Schwierigkeiten führen würde. So mußten sich denn alle Hindernisse vereinigen; man sollte Gesetze geben, ohne daß die legislativen Formen dafür festgestellt worden wären; auf die Verwaltung ein wachsames Auge haben, ohne in die ausübende Gewalt einzugreifen, und bei so vielen Bedenklichkeiten stets das Rechte treffen, trotz des bösen Willens der Verwaltung, trotz des Widerstreites der Interessen, der abweichenden Meinungen und der stürmischen Forderungen eines Volkes, welches, kaum erst zum Bewußtsein erwacht, nur einige Stunden von der Versammlung, inmitten einer unermeßlichen Hauptstadt auf und nieder wogte.

Nur eine kleine Strecke Wegs trennt Paris von Versailles, die leicht an einem Tage mehrmals zurückgelegt werden kann. Alle Volksbewegungen zu Paris wurden daher unmittelbar auch in Versailles bei Hofe und in der Nationalversammlung verspürt. Paris bot damals ein neues und außerordentliches

Schauspiel dar. Die Wähler, in 70 Wahlbezirke vertheilt, hatten sich nach erfolgten Wahlen nicht trennen wollen, sondern waren beisammen geblieben, sei es nun, um ihren Deputirten Instructionen zu ertheilen, sei es aus dem Bedürfniß gemeinschaftlicher Einigung und Anregung, welches, stets heimisch in den Herzen der Menschen, meist um so gewaltsamer hervorbricht, je länger es unterdrückt gewesen. Sie hatten dabei dasselbe Schicksal, wie früher die Nationalversammlung erlitten: das Local ihrer Sitzung war geschlossen worden, sie hatten sich in ein anderes begeben; endlich hatten sie die Oeffnung des Stadthauses durchgesetzt, und von dort aus fuhren sie fort Zusammenkünfte zu halten und mit ihren Deputirten zu correspondiren. Damals gab es noch keine öffentlichen Blätter, welche über die Sitzungen der Nationalversammlung Bericht erstattet hätten; man mußte persönlich zusammen kommen, um sich über die Ereignisse zu besprechen und zu verständigen. Der Garten des Palais Royal war der besuchteste Versammlungsort. Dieser prachtvolle Garten, umgeben von den reichsten Magazinen Europas, und einen Flügel des Palastes des Herzogs von Orleans bildend, war der Sammelplatz der Fremden, der Müßlinge, der Müssiggänger und vor allem der heftigsten Bewegungsmänner. In den Kaffeehäusern desselben, oder in dem Garten selbst wurde die kühnste Sprache vernommen. Hier sah man die Redner auf die Tische steigen, und Haufen Volks um sich sammeln und durch die zügellosesten Reden entflammen, Reden, die in der Regel ungestraft blieben, da das Volk hier als Souverain zu gebieten hatte. Besonders thaten sich in Heftigkeit dabei Menschen hervor, die man als Anhänger des Herzogs von Orleans bezeichnete. Der Reichthum dieses Prinzen, seine bekannte Verschwendung, seine ungeheuern Schulden, die Nähe seines Wohnsitzes, sein, obschon stets schwankender Ehrgeiz, Alles mußte gegen ihn zeugen. Die Geschichte, ohne einen Namen zu nennen, darf mindest zugestehn, daß Gold ausgetheilt worden ist. Wenn der gesunde Theil der Nation feurig die Freiheit wünschte, wenn die unruhige und leidende Menge sich tummeln und ihr Schicksal verbessern wollte, so fehlte es dabei nicht an Anstiftern, welche nur zu oft

CAMILLES DESMOULINS IM PALAIS ROYAL.



das Volk aufregten und sehr wahrscheinlich dessen Ausschweifungen die Richtung gaben. Nichts desto weniger kann dieser Einfluß bei den Ursachen der Revolution nicht mit in Rechnung kommen, denn mit einer Handvoll Gold und derlei geheimen Machinationen setzt man nicht leicht eine Nation von 25 Millionen Menschen in Aufruhr.

Bald zeigte sich neue Gelegenheit zu Unruhen. Die französischen Garden, ein auserwähltes, zur Leibwache des Königs bestimmtes Corps, standen in Paris. Vier Compagnien lösten sich wechselseitig ab, um in Versailles Dienst zu thun. Außer der barbarischen Strenge der neueingeführten Disciplin hatten sich diese Truppen auch noch über die ihres neuen Chefs zu beklagen. Bei der Plünderung des Hauses Réveillon hatten sie wohl einige Erbitterung gegen das Volk gezeigt, später aber darüber Reue empfunden, und, da sie tagtäglich mit ihm in Berührung kamen, seinen Aufwiegelungen Gehör gegeben. Ueberdis fühlten die Soldaten und Unterofficiere nur zu gut, daß ihnen jede Laufbahn gänzlich verschlossen war; sie sahen mit Unwillen, wie ihre jungen Officiere beinahe gar keinen Dienst thaten sondern nur bei Paraden figurirten und nach gehaltener Revûe nicht einmal das Regiment in die Casernen begleiteten. Es gab unter ihnen wie anderswo, ebenfalls einen dritten Stand, welcher Alles leistete und an keinem Genusse Theil hatte. So riß bald Insubordination ein, und mehrere Soldaten wurden in die Abtei gefangen gesetzt. — Alsbald versammelte man sich in dem Palais royal, unter dem Geschrei: Nach der Abtei! Das Volk lief schaarenweise dahin; die Pforten wurden gesprengt und die Soldaten im Triumpfe herausgeholt und ihrem Gefängnisse entrissen. (30. Juni). Während das Volk sie im Palais royal bewachte, wurde die Nationalversammlung in einem Schreiben um ihre Freilassung ersucht. Zwischen das Volk und die Regierung gestellt, die in ihrer eignen Sache in den Verdacht der Parteilichkeit kommen mußte, konnte die Versammlung nicht vermeiden, nothwendig einzuschreiten und durch diese Einmischung einen Eingriff in die executive Gewalt zu begehen. Unter diesen Umständen, faßte sie einen eben so tactvollen als umsichtigen Entschluß; sie gab der Be-

völkerung von Paris ihre Wünsche für Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung zu erkennen, und empfahl ihr, sie nicht zu stören, sandte aber zu gleicher Zeit eine Deputation an den König, um, als das untrüglichste Mittel, Frieden und Eintracht wiederherzustellen, dessen Gnade für die Schuldigen anzuflehen. Der König, von der Mäßigung der Versammlung gerührt, versprach sofort nach hergestellter Ordnung, Gnade ergehn zu lassen. Die französischen Garden wurden auf der Stelle in das Gefängniß zurückgeführt, und alsbald nach erhaltener königlicher Begnadigung, wieder auf freien Fuß gesetzt. Bis hier ging Alles noch erträglich; aber der Adel, welcher zu seiner Vereinigung mit den beiden andern Ständen höchst ungern, und nur gegen das Versprechen seine Zustimmung gegeben hatte, daß diese Vereinigung blos von kurzer Dauer sein sollte, versammelte sich noch fortwährend alle Tage, und protestirte gegen die Arbeiten der Nationalversammlung. Zwar wurden diese Zusammenkünfte allmählig immer weniger zahlreich besucht, denn am 3. Juli hatte man 138 Mitglieder daselbst gezählt, am 10. waren nur 93 anwesend gewesen, und am 11. gar nur 80., indeß die Hartnäckigsten hatten denn doch auf ihren Forderungen beharrt und am 11. eine Protestation beschlossen, deren Redaction nur durch die nachherigen Ereignisse verhindert wurde. Der Hof seinerseits, hatte gleichfalls nur mit Verdruß und nicht ohne Absicht nachgegeben. Von dem Schrecken über die Sitzung vom 23. Juni wieder zu sich gekommen, hatte er in die allgemeine Versammlung nur deshalb gewilligt, weil er dieselbe vermittelst des Adels in ihrem Gange aufzuhalten, und bald wieder mit Gewalt aus einander zu sprengen hoffte. Necker war blos beibehalten worden, um durch seine Gegenwart das geheime Complot, welches man schmiedete, zu verdekken. Nur durch die seltsame Unruhe, die er wahrzunehmen glaubte und durch die Zurückhaltung, welche man gegen ihn beobachtete, ward dieser auf die Vermuthung eines geheimen Anschlags gebracht. Selbst der König war nicht von Allem unterrichtet, und ohne Zweifel dachte man noch viel weiter zu gehn als er selbst wollte. Necker, nach dessen Meinung sich alle Thätigkeit eines Staatsmannes nur auf Raisonnement be-

schränken sollte, und welcher zu Gegenvorstellungen das Recht und die Pflicht hatte, erschöpfte sich umsonst darin. Zugleich mit Mounier, Lally-Tolendal und Clermont-Tonnerre, sann er auf Einführung der englischen Verfassung. Unterdessen verfolgte der Hof seine geheimen Vorbereitungen, und hielt die adeligen Deputirten, welche sich abtrennen wollten, mit der Aussicht auf ein bevorstehendes wichtiges Ereigniß zurück.

Die Truppen näherten sich, über welche der alte Marschall von Broglie den Oberbefehl, und der Baron von Besenval das specielle Commando bei denjenigen Abtheilungen erhalten hatte, welche Paris umzingeln sollten. Funfzehn, größtentheils fremde Regimenter, standen in den Umgebungen der Hauptstadt. Die Großsprecherei der Höflinge entschleierte aber die Gefahr, und die Verschwörer, allzu vorschnell mit ihren Drohungen, stellten so selbst ihre Plane bloß. Die Volksdeputirten, noch nicht von allen Einzelheiten eines Planes unterrichtet, welcher nicht in seinem ganzen Umfange zu ihrer Kenntniß gelangt, und selbst dem Könige wohl nur zum Theil bekannt worden war, welcher Plan aber ihnen jedenfalls die Anwendung von Gewalt fürchten ließ, — die Volksdeputirten dachten in voller Entrüstung nun auf Mittel zum Widerstande. Man kennt noch heute den Antheil nicht, welchen diese geheim gehaltenen Mittel an der Insurrection vom 14. Juli gehabt, und wird ihn wahrscheinlich auch nie ergründen; aber was liegt auch daran? Die Aristokratie verschwor sich, warum sollte die Volkspartei nicht eben so gut das Gleiche thun? Da die angewandten Mittel demnach von beiden Seiten dieselben waren, so handelte es sich nur um die Gerechtigkeit der Sache, und diese Gerechtigkeit konnte wohl schwerlich auf der Seite derjenigen seyn, welche wieder die Trennung der drei Stände einführen, die Nationalrepräsentation auflösen, und an den muthvollsten Deputirten fürchterliche Rache nehmen wollten.

Mirabeau war der Meinung, der sicherste Weg die Regierung einzuschüchtern wäre, sie zu einer öffentlichen Erklärung über die getroffenen Maßregeln zu nöthigen. Zu diesem Zwecke müsse man sie offen anklagen; zögere sie mit der Antwort, suche sie dieselbe zu umgehn, so habe sie sich selbst gerichtet, dann sei die Nation gewarnt und werde sich einmüthig erheben.

Er schlug deshalb vor, unterdessen die Arbeiten über den Constitutionsentwurf auszusetzen und den König um Rücksendung der Truppen zu ersuchen. Seine Rede, voll Ehrfurcht für den König, enthielt zugleich die bittersten Vorwürfe gegen die Regierung. Er machte bemerklich, daß täglich neue Truppen vorrückten, alle Verbindungen seien unterbrochen, die Brücken und Spaziergänge in Militärposten umgewandelt, und öffentliche und geheime Thatsachen, übereilte Befehle und Gegenbefehle, Allen auffällig, deuteten unzweideutig auf kriegerische Zurüstungen. Dieser Aufzählung der Thatsachen fügte er die bittersten Vorwürfe hinzu. „Man zeigt, sagte er, der Nation mehr drohende Soldaten, als man wahrscheinlich deren dem eindringenden Feinde entgegensetzen würde, und wenigstens tausendmal mehr, als man zum Schutze von Freunden zusammenzubringen vermochte, die als Märtyrer ihrer Treue fielen, oder als man zusammenzog, um die so kostbare, so theuer erkaufte und so schmachvoll verlorne holländische Allianz zu bewahren.“

Seiner Rede ward stürmender Beifall; die Adresse, die er vorschlägt, wird angenommen. Nur der einzige Punct, worin er verlangte, daß an die Stelle der zurückzusendenden Truppen Bürgergarden treten sollten, wurde verworfen; im Uebrigen wurde die Adresse bis auf vier Stimmen einmüthig angenommen. In dieser noch heute berühmten Adresse, zu welche er, wenn er sie, wie man sagt, nicht selbst verfaßt, doch mindest alle Ideen einem seiner Freunde mitgetheilt hatte, sah Mirabeau beinahe Alles voraus was wirklich geschah, nämlich die wüthenden Angriffe des Volkes und den Abfall der Truppen in Folge ihrer Annäherung an die Bürger. Eben so gewandt als kühn wagte er dem Könige darin zu versichern, daß es sich hier nicht um eitle Versprechen handle: „Sie haben uns gerufen, sagte er zu ihm, um die Wiedergeburt des Königreichs zu vollenden; Ihre Wünsche sollen erfüllt werden trotz aller Schlingen, Fallstricke und Gefahren u. s. w.“ — Die Adresse wurde durch eine Deputation von 24 Mitgliedern überreicht. Der König, welcher in keine nähere Erklärung eingehen wollte, antwortete, daß diese Zusammenziehung der Truppen nichts anderes als die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und den der Versammlung gebührenden Schutz bezwecke; hege dieselbe aber trotz dem noch Besorgnisse, so wolle

er sie zum Ueberfluß nach Soissons oder Noyon verlegen, er selbst aber sich nach Compiègne begeben.

Die Versammlung konnte nicht füglich mit einer solchen Antwort, und noch weniger mit dem Anerbieten einverstanden sein, sie von der Hauptstadt zu entfernen, um ihr ihren Platz zwischen zwei Feldlagern anzuweisen. Der Graf von Crillon schlug vor, sich auf das Wort des Königs, der ein ehrlicher Mann sei, zu verlassen. „Das Wort eines Königs, der ein ehrlicher Mann ist, entgegnete Mirabeau, ist eine schlechte Bürgschaft für die Handlungen seines Ministeriums; unser blindes Vertrauen auf unsere Könige hat uns schon an den Abgrund gebracht; wir haben verlangt, daß sich die Truppen zurückziehen, nicht aber daß wir vor ihnen fliehen sollen; wir müssen nochmals und zwar unverweilt auf unserer Forderung verharren."

Dieser Vorschlag wurde nicht weiter unterstützt. Mirabeau aber drang mit solchem Nachdruck auf offne Maßregeln, um seine eigenen geheimen Machinationen vergessen zu machen, wenn er deren wirklich jemals angewendet haben sollte.

Der 11. Juli war erschienen. Schon öfters hatte Necker gegen den König geäußert, daß er, wenn ihm seine Dienste je mißfallen sollten, sich sofort ehrfurchtvoll zurückziehen werde. „Ich werde Sie beim Worte nehmen", hatte der König geantwortet. Am Abend des 11. empfing Necker ein Handschreiben, worin ihn Ludwig XVI. aufforderte, sein Wort zu halten und ihn zur schnellsten Abreise mit dem Bemerken drängte: er zähle so sehr auf ihn, daß er mit Gewißheit hoffe, er werde seine Abreise aller Welt verheimlichen. Necker rechtfertigte das ehrenvolle Vertrauen des Monarchen, nahm bei seiner Abreise von keinem seiner Bekannten, ja selbst nicht von seiner Tochter Abschied, und befand sich in wenig Stunden schon weit von Versailles. Der darauf folgende 12. Juli war ein Sonntag. Das Gerücht verbreitete sich schnell in Paris, Necker, sowie die Herren de Montmorin, de la Luzerne, de Puységur und de Saint-Priest seien entlassen worden. Man bezeichnete als ihre Nachfolger die Herren von Breteuil, von la Vauguyon, von Broglie, Foulon und Damécort, beinahe Alle als Gegner der Volkssache bekannt. Der Lärmen lief durch ganz Paris, man drängte sich zum Palais-Royal. Ein junger Mann, schon

durch seine republikanische Begeisterung bekannt, gefühlvoll aber aufbrausend, Camille Desmoulins, steigt auf einen Tisch, zeigt seine Pistolen mit dem Rufe: „Zu den Waffen!“ reißt ein Baumblatt ab, macht sich eine Cocarde daraus, und fordert die Umstehenden zur Nachahmung auf. In einem Augenblicke sind alle Bäume entlaubt; man begiebt sich in ein Wachsfigurencabinet, bemächtigt sich darin der Büsten Neckers und des Herzogs von Orleans, welche Beide mit Verbannung bedroht sein sollten, und vertheilt sich schnell in die verschiedenen Quartiere von Paris. Der Haufe durcheilt die Straße Saint-Honoré, da begegnet er in der Nähe des Vendôme-Platzes einer Abtheilung des Regiments Royal-Allemand, welche sich auf ihn stürzt, und mehrere Personen, unter ihnen einen französischen Gardisten, verwundet. Diese letzteren, dem Volke befreundet, aber feindlich gegen das Regiment Royal-Allemand gestimmt, mit welchen sie einige Tage zuvor Streit gehabt hatten, hatten ihre Kaserne an dem Platze Ludwigs des XV.; sie gaben Feuer auf Royal-Allemand. Der Prinz von Lambesc, welcher dieses Regiment commandirte, wirft sich sogleich auf den Garten der Tullerien, dringt auf die dort lustwandelnden friedlichen Spaziergänger ein, tödtet mitten in der Verwirrung einen alten Mann, und läßt den Garten räumen. Während dessen sammelten sich die Truppen, welche Paris umzingelten, auf dem Marsfelde und dem Platze Ludwigs XV. Jetzt hatte der Schrecken keine Grenzen mehr und wandelte sich in Wuth. Man durchzieht die Stadt mit dem Rufe: Zu den Waffen! Das Volk läuft zum Stadthause und fordert Waffen. Die Wähler waren hier gerade in eine Generalversammlung vereinigt. Sie gaben die Waffen preis, die sie nicht mehr verweigern durften und deren man sich bereits mit Gewalt bemächtigte, als sie sich endlich entschieden, dieselben auszuliefern. Diese Wähler waren in diesem Augenblicke die einzige bestehende Autorität. Ohne alle eigentliche obrigkeitliche Macht legten sie sich dieselbe alsbald in der Maße bei, als eben die Umstände es erheischten, und verordneten die Zusammenberufung der verschiedenen Districte. Alle Bürger begaben sich dahin um die Mittel zu berathen, sich zugleich vor der Wuth des Pöbels und den Angriffen der königlichen Truppen zu schützen. Während der Nacht stürmt und brennt das Volk, das immer zuerst nach dem läuft, was seinen Inter-

essen am Nächsten liegt, die Barrieren nieder, verjagt die Zollbeamten, und macht alle Zugänge frei. Die Laden der Waffenschmiede werden geplündert, und jene Räuber, welche sich schon bei der Demolition des Hauses Réveillon so hervorgethan, und die seit dieser Zeit bei allen Gelegenheiten wie aus dem Boden hervorwuchsen, erscheinen plötzlich mit Piken und Stöcken bewaffnet und verbreiten Schrecken wo sie sich zeigen. Diese Ereignisse fanden Sonntags den 12. Juli und in der Nacht vom Sonntage zum Montage den 13. statt. Am Montag Morgen, den 13., glaubten die Wähler, welche noch immer im Stadthause versammelt waren, ihrer Autorität eine gesetzlichere Form geben zu müssen, und beriefen daher den Vorstand der Kaufleute, als herkömmlichen Vorgesetzten der Stadt. Dieser aber weigert sich, anders als einer Requisition in gehöriger Form Folge zu leisten. Man requirirt ihn demnach, setzt ihm eine gewisse Anzahl Wähler zur Seite, und bildet so eine Munizipalität mit der erforderlichen Gewalt bekleidet. Diese Munizipalität beruft den Leutnant der Polizei vor sich, und entwirft in wenig Stunden einen Plan zur Bewaffnung der Bürgermiliz.

Diese Miliz sollte aus den einzelnen Districten erhoben und 48,000 Mann stark werden. Ihr Abzeichen sollte anstatt der grünen Cocarde, die Pariser (roth und blau) seyn. Jedes Individuum das bewaffnet und mit dieser Cocarde geschmückt angetroffen würde, ohne in die Bürgergarde seines Districts eingetragen zu sein, sollte festgenommen, entwaffnet und bestraft werden. Dis die erste Entstehung der Nationalgarde. Dieser Entwurf wurde von allen Districten angenommen und voll Eifer in Ausführung gebracht. Im Verlauf desselben Morgens hatte der Pöbel das Haus von St. Lazarus, darin nach Brotfrüchten suchend, zerstört, die Rüstkammer aufgesprengt, um sich Waffen zu verschaffen, und die alten bestäubten Armaturen zu seinem Gebrauche von den Wänden herabgenommen. Haufen, mit Helmen und Piken bewaffnet durchzogen die Stadt, aber dem Raube zeigte sich das Volk dabei abgeneigt und stellte mit seiner angebornen Beweglichkeit seine Uneigennützigkeit zur Schau, ließ das Gold unberührt, und nahm nichts als die Waffen, ja brachte sogar Jeden der daran sich zu vergreifen wagte selbst zur Haft. Die französischen Garden und die Milizen der Schaarwache hatten

ihre Dienste gleichfalls angeboten, und waren in die Bürgergarde eingereiht worden.

Noch immer schrie Alles laut nach Waffen. Der Prévot Flesselles, welcher anfangs seinen Mitbürgern widerstanden hatte, zeigte sich plötzlich sehr eifrig, und versprach für diesen Tag 12000 Gewehre und später noch mehrere. Er gab vor mit einem unbekannten Waffenschmidt einen Handel darüber abgeschlossen zu haben. Die Sache mußte bei der Kürze des Termins schwierig erscheinen. Demohngeachtet erschienen am Abend die von Flesselles verheißenen Gewehrkisten vor dem Stadthause; man öffnet sie und findet sie voll alter Wäsche. Bei diesem Anblicke kehrt sich die Wuth der Menge gegen den Prévot, der vorgab, betrogen zu sein. Um sie zu besänftigen, führt er sie mit der Versicherung zu den Karthäusern, daß sie dort Waffen finden würden. Die bestürzten Mönche führen den wüthenden Haufen durch ihre einsamen Zellen, und überzeugen sie nur mit Mühe, daß bei ihnen nichts von dem zu finden sei, was der Prévot bei ihnen suche.

Das mehr als je erbitterte Volk schreit jetzt über Verrath. Um es zufrieden zu stellen, wird die Fertigung von 50,000 Piken angeordnet, inzwischen kommen Kähne, mit Pulver befrachtet, das nach Versailles bestimmt war, die Seine herab; augenblicklich bemächtigte man sich ihrer und ein Wähler übernahm unter den größten Gefahren die Auskheilung dieses Pulvers.

Die furchtbarste Verwirrung aber herrschte in dem Stadthause selbst, dem Sitze der Autoritäten, dem Hauptquartier der Miliz und Mittelpunkte aller Operationen. Von hier aus sollte zu gleicher Zeit für die äußere, vom Hofe bedrohte, und für die innere, von räuberischen Rotten gefährdete Sicherheit Sorge getragen werden; jeden Augenblick hatte man mit einem neuen Verdachte des Volkes zu kämpfen, welches sich unaufhörlich verrathen glaubte, und ihm die unglücklichen Opfer seines Mißtrauens, seiner Wuth zu entreißen. Reisewagen, aufgefangene Zuführen von Lebensmitteln, Reisende, welche der Erlaubniß harrten, ihren Weg fortsetzen zu dürfen, stopften den Platz. Während der Nacht wurde das Stadthaus noch einmal von Raubgesindel bedroht; einer der Wähler, der muthige Moreau de Saint-Méry, dessen Obhut es anvertraut worden, ließ eilend Pulverfässer her-

beischaffen und drohte es beim ersten Angriff in die Luft zu sprengen. Bei diesem Anblick entfernte sich die Rotte. Während der Zeit hielten die Bürger zu Hause sich auf jeden Angriff bereit; das Straßenpflaster war aufgerissen, Laufgräben geöffnet, und alle Maßregeln getroffen, um einer Belagerung zu widerstehen.

Während dieser Unruhen in der Hauptstadt herrschte die größte Bestürzung in der Nationalversammlung. Sie war am Morgen des 13., aufgeschreckt durch die Ereignisse welche sich verbreiteten und noch unbekannt mit den Vorfällen zu Paris, zusammen getreten. Der Deputirte Mounier erhebt sich zuerst gegen die Entlassung der Minister. Nach ihm besteigt Lally-Tolendal die Tribune und hält Neckern eine glänzende Lobrede und alle Beide schlagen vereint eine Adresse an den König um die Zurückberufung der in Ungnade gefallenen Minister vor. Ein Deputirter des Adelstandes, Herr von Virieu macht sogar den Vorschlag, die Beschlüsse vom 17. Juni durch einen neuen Eid zu bestätigen. Dem widersetzt sich jedoch Herr von Clermont-Tonnerre als unnütz, und, nachdem er der Versammlung die schon von ihr beschworenen Verpflichtungen ins Gedächtniß gerufen, setzt er hinzu: „Die Constitution wird sein oder wir werden aufhören zu sein!“ Die Berathung hatte sich bereits in die Länge gezogen, als die Nachricht von den am Morgen des 13. in Paris stattgehabten Unruhen und von den Gefahren eingeht, womit die Hauptstadt von undisciplinirten Franzosen, die, nach dem Ausdruck des Herzogs von Larochefoucauld, in Keines Hand waren, und von disciplinirten Ausländern, in der Hand des Despotismus, zugleich bedroht war. Sogleich beschließt man eine Deputation an den König abzusenden, um ihm die trostlose Lage der Hauptstadt zu schildern und um Zurücksendung der Truppen und Aufrichtung von Bürgergarden ehrfurchtvoll zu ersuchen. Der König antwortet seinem eigenen Gefühle zuwider kalt und einsylbig, und macht wiederholt bemerklich, daß Paris sich nicht selbst beschützen könne. Da erhebt sich die Versammlung voll des edelsten Muthes, und erläßt jenen denkwürdigen Beschluß, worin sie auf die Zurücksendung der Truppen und die Einführung der Bürgergarden besteht, die Minister und alle Agenten der Gewalt dafür verantwortlich erklärt,

auf die Schultern der königlichen Räthe, welches Rangs sie auch seien, alle Verantwortlichkeit des heraufziehenden Unglücks wirft, die öffentliche Schuld consolidirt, das ehrlose Wort Staatsbanquerot auszusprechen verbietet, nochmals alle ihre frühern Beschlüsse bestätigt und den Präsidenten beauftragt, Neckern, so wie den andern Ministern ihrer Theilnahme zu versichern. Nach diesen eben so energischen als umsichtigen Maßnahmen erklärt sich die Versammlung, um ihre Mitglieder vor jeder persönlichen Gewaltthätigkeit sicher zu stellen, für permanent und ernennt den Herrn von Lafayette zur Unterstützung des ehrwürdigen Erzbischofs von Vienne, welchem sein Alter die ausdauernde Theilnahme an den Tag und Nacht währenden Sitzungen nicht gestattete, zum Vicepräsidenten.

Die Nacht vom 13. zum 14. verfloß so mitten unter Lärmen und Unruhen. Jeder Augenblick brachte neue und niederschlagende Neuigkeiten und widerrief sie; man kannte zwar nicht die Plane des Hofes, aber man wußte, daß mehre Deputirte bedroht waren, und daß gegen Paris und die ausgezeichnetsten Mitglieder der Versammlung Gewalt gebraucht werden sollte. Nach einer augenblicklichen Erholung wurde die Sitzung am 14. Juli um 5 Uhr Morgens wieder eröffnet. Die Versammlung nahm mit imponirender Ruhe die Verfassungsarbeiten wieder vor, und debattirte mit großer Genauigkeit die Mittel, ihre Ausführung zu beschleunigen und sie mit Klugheit zu leiten. Man ernannte zugleich einen Comité für Vorbereitung der einschlagenden Fragen, aus dem Bischof von Autun, dem Erzbischof von Bordeaux, den Herren Lally, Clermont-Tonnerre, Mounier, Sieyes, Chapelier und Bergasse. So verstrich der Morgen, immer schreckendere Gerüchte verbreiteten sich; der König, hieß es, werde in der Nacht abreisen, und die Versammlung mehren fremden Regimentern Preis gegeben bleiben. In demselben Augenblicke sah man, wie die Prinzen, die Herzogin von Polignac und die Königin auf ihrem Spaziergange in der Orangerie, schmeichelnd Offiziere und Soldaten begrüßten, und ihnen Erfrischungen reichen ließen. Ein großer Plan schien für die Nacht vom 14. bis 15. im Werke zu sein; Paris sollte auf sieben Punkten zugleich angegriffen, das Palais royal umzingelt, die Versammlung getrennt, und die Declaration vom 23. Juni

vor das Parlament gebracht, den Bedürfnissen des Schatzes aber durch einen Staatsbanquerot und Schatzscheine abgeholfen werden. Es ist erwiesen, daß die Befehlshaber der Truppen Ordre erhalten hatten, vom 14. bis 15. vorwärts zu rücken, daß die Schatzscheine bereits fertig da lagen, daß die Schweizercasernen mit Munition angefüllt waren und der Gouverneur der Bastille Alles bis auf das Unentbehrlichste ausgeräumt und in dem Platze nur das Nothdürftigste zurückgelassen hatte. Nachmittags verdoppelten sich die Schrecken der Versammlung; man sah den Prinzen von Lambesc mit verhängtem Zügel angesprengt kommen, man hörte den Donner der Kanonen und legte sich mit dem Ohre auf die Erde, um das geringste Geräusch zu vernehmen. Mirabeau schlug hierauf vor, die Berathungen auszusetzen und eine zweite Deputation an den König abzusenden. Die Deputation setzte sich auf der Stelle in Bewegung, um neue Vorstellungen zu machen. In demselben Augenblicke versicherten zwei Mitglieder der Versammlung, welche in größter Eile von Paris kamen, daß man sich darin gegenseitig niedermetzele und Einer von ihnen bezeugte einen Leichnam in schwarzer Kleidung und des Kopfes beraubt, liegen gesehen zu haben. Es begann schon zu dämmern, als abermals die Ankunft zweier Wähler gemeldet wurde. Das tiefste Stillschweigen herrschte in dem Saale; man hörte das Geräusch ihrer Tritte in der Dunkelheit und vernahm bald aus ihrem Munde, daß die Bastille angegriffen und mit Kanonen gefeuert worden sei, daß Blut flösse und daß man von dem furchtbarsten Unglück bedroht werde. Sogleich wurde eine neue Deputation noch vor der Rückkehr der zuletzt entsandten abgeordnet. Während diese noch verweilte, erschien die erste und überbrachte die Antwort des Monarchen. Der König, sagte sie, habe die Entfernung der auf dem Marsfelde lagernden Truppen befohlen, und von der Bildung der Bürgergarde benachricht, Offiziere zu ihrer Leitung ernannt.

Bei Ankunft der zweiten Deputation sprach der immer unruhiger werdende Monarch: „Meine Herren, Sie zerreißen durch Ihren Bericht von dem Unglücke der Hauptstadt mehr und mehr mein Herz. Es ist nicht möglich, daß die den Truppen ertheilten Befehle die Schuld davon tragen.“ Noch hatte man nichts weiter als die Entfernung der Truppen verlangt. Es war

zwei Uhr nach Mitternacht. Man antwortete der Stadt Paris, „daß zwei Deputationen abgesandt worden seien, daß die Vorstellungen den andern Tag erneuert und so lange fortgesetzt werden sollten, bis man sich desjenigen Erfolges versichert habe, welcher mit Recht von dem Herzen des Königs, sobald es frei von fremdem Einflusse den eignen Regungen folge, zu erwarten stehe." Die Sitzung wurde für einen Augenblick ausgesetzt und man erfuhr Abends die Ereignisse, die am 14. Statt gehabt.

Das Volk war, von der Nacht des 13. an, nach der Bastille geströmt; einige Flintenschüsse waren gefallen, und es scheint, daß mehrere Aufwiegler zu verschiedenen Malen, den Ruf: „Nach der Bastille!" hatten vernehmen lassen; der Wunsch ihrer Zerstörung war schon in einigen Mandaten ausgesprochen worden, und somit die Idee dazu bereits im Voraus gefaßt.

Man verlangte unausgesetzt nach Waffen. Das Gerücht hatte sich verbreitet, daß das Hôtel der Invaliden davon einen beträchtlichen Vorrath enthalte. Auf der Stelle begab man sich dahin. Der Commandant, Herr von Sombreuil verweigert den Eingang, weil er erst Befehle von Versailles einholen müsse. Das Volk will von Nichts hören, es stürzt in die Halle und führt die Kanonen nebst einer großen Anzahl Gewehre hinweg. Schon in diesem Augenblicke umlagerte eine beträchtliche Volksmenge die Bastille. Die Belagerer behaupteten, daß das Geschütz auf die Stadt gerichtet sei, und daß man das Feuern aus demselben verhindern müsse. Ein Districtsdeputirter verlangt in die Festung eingelassen zu werden, und erhält von dem Commandanten die Erlaubniß. Bei diesem Besuche findet er zwei und dreißig Schweizer und zwei und achtzig Invaliden darin, und erhält von der Garnison ihr Ehrenwort, daß sie, wenn sie nicht angegriffen würde, kein Feuer geben werde. Während diesem Hin- und Herreden, wird das Volk unruhig, da es seinen Deputirten nicht zurückkommen sieht, und dieser muß, um die Menge zu besänftigen, sich schnell ihr zeigen. Endlich gegen 11 Uhr Mittags zieht es sich zurück. Aber kaum ist eine halbe Stunde verflossen, als sich ein neuer bewaffneter Haufe mit dem Geschrei naht: „Wir müssen die Bastille haben!" Die Garnison fordert die Anstürmenden auf, zurückzuweichen, aber sie widersetzen sich. Zwei Männer

Erstürmung der Bastille.

steigen voll Unerschrockenheit auf das Dach das Wachthauses und zerschlagen mit der Axt die Ketten der Brücke, welche niederfällt. Der Haufe eilt darüber hin und stürzt nach der zweiten Brücke, um diese gleichfalls niederzulassen. In diesem Augenblicke hält ihn eine Salve Musketenfeuer auf; er zieht sich, Feuer gebend, zurück. Der Kampf hält einige Augenblicke an. Die im Stadthause vereinigten Wähler werden bei dem Knallen des Musketenfeuers immer unruhiger, und schicken zwei Deputationen eine über die andere ab, um den Commandanten aufzufordern, eine Abtheilung der pariser Miliz in den Platz einzulassen, und zwar aus dem Grunde, weil jetzt die ganze Militairgewalt von Paris in den Händen der Stadt sein müsse. Beide Deputationen folgten einander. Von Volkshaufen umlagert war es schwer sich Gehör zu verschaffen; der Lärm der Trommel und der Anblick einer Fahne unterbrechen auf einige Zeit das Feuer. Die Deputirten nahen sich; die Garnison erwartet sie, aber es ist unmöglich sich zu verständigen. Jetzt fallen einige Flintenschüsse, man weiß nicht, woher. Das Volk, in dem Wahne, daß es verrathen sei, stürzt wüthend vor, um den gefürchteten Waffenplatz in Brand zu stecken, und die Garnison schießt noch einmal mit Kartätschen. Die französischen Garden kommen mit Kanonen hinzu und eine förmliche Attaque beginnt.

Inzwischen wird ein Billet von dem Baron von Besenval an Delaunay, Commandanten der Bastille, aufgefangen und im Stadthause vorgelesen. Besenval forderte darin Delaunay mit der Versicherung zum Widerstande auf, daß er bald Hilfe erhalten würde. In der That sollten auch am Abend dieses Tages die Plane des Hofes in Ausführung gebracht werden. Unterdessen ergriff Delaunay, der ohne Beistand blieb und die Erbitterung des Volkes wachsen sah, eine brennende Lunte, um die Festung in die Luft zu sprengen. Die Besatzung widersetzte sich jedoch und zwang ihn, sich zu ergeben; die Signale stiegen auf und die Brücke ward niedergelassen. Die Belagerer näherten sich mit dem Versprechen, keinen Unfug zu begehen, aber ein wilder Haufe stürzt sich hinein und erfüllt die Höfe. Den Schweizern gelingt es, sich zu retten, und die überfallenen Invaliden werden nur durch die Aufopfe-

rung der französischen Garden der Volkswuth entrissen. In diesem Augenblicke zeigt sich ein schönes, junges, zitterndes Mädchen; man hält sie für Delaunay's Tochter, ergreift sie und ist eben im Begriff, sie ins Feuer zu werfen, da stürzt ein braver Soldat herbei, entreißt sie den Wüthenden, eilt mit ihr hinweg um sie in Sicherheit zu setzen, und mischt sich dann wieder unter die Kämpfenden.

Es ist halb sechs Uhr. Die Wähler bleiben in der fürchterlichsten Ungewißheit; endlich dringt ein dumpfes anhaltendes Murmeln zu ihren Ohren. Ein wüster Haufen stürzt mit Siegesgeschrei herein, und bringt schaarenweise in den Saal; ein französischer Gardist mit Wunden bedeckt und mit Lorbeeren gekrönt, wird im Triumpfe vom Volke herbeigetragen. Das Reglement der Bastille und ihre Schlüssel hangen auf der Spitze eines Bajonets; eine blutige Hand erhebt sich über den Haufen und zeigt eine Halsschnalle, es war die des Gouverneurs Delaunay, welchem eben der Kopf abgeschlagen worden war. Zwei französische Gardisten, Elie und Hullin, hatten ihn bis auf's äußerste vertheidigt. Noch viele andere Opfer waren gefallen, obgleich sie mit Heldenmuth gegen die Wildheit des Pöbels vertheidigt worden waren. Eine zügellose Wuth entflammte zugleich gegen Flesselles, den Vorsteher der Kaufleute, welchen man der Verrätherei beschuldigte. Man behauptete, er habe das Volk betrogen, indem er ihm mehreremale Waffen versprochen, ohne je die Absicht gehabt zu haben, sie ihm zu verabreichen. Der Saal war voll Menschen, welche von dem langen Kampfe erhitzt, noch von hundert Tausend Andern gedrängt wurden, welche noch draußen harrten, und gleicherweise hinzu treten wollten. Die Wähler waren umsonst bemüht, Flesselles in den Augen der Menge zu rechtfertigen; er begann seine Fassung zu verlieren, und schon ganz bleich rief er: „Da man mir nicht mehr traut, so ist's am besten, ich ziehe mich zurück." „Nein, ward ihm entgegnet, fort mit Dir in das Palais-Royal, dort sollst Du gerichtet werden!" Er geht hinab, um sich mit dahin zu begeben; der Haufe setzt sich in Bewegung, ihn eng umschließend, als an dem Quai Pelletier angelangt, ihm ein Unbekannter mit einem Pi-

stolenschusse niederstreckt. Man behauptet, ein Brief von ihm an Delaunay sei aufgefangen worden, in welchem ihm Flesselles geschrieben: „Haltet euch gut, inzwischen werde ich die Pariser mit Cocarden hinhalten.“ — Dis waren die unglücklichen Ereignisse jenes Tages. Ein dumpfer Schrecken machte bald der Trunkenheit des Sieges Platz. Die Sieger der Bastille über ihre eigene Kühnheit erschreckt, und für den andern Tag des rächenden Einschreitens der Regierungsgewalt gewärtig, wagten nicht mehr sich zu nennen. Jeden Augenblick verbreitete sich von Neuem das Gerücht, daß die Truppen sich näherten, um Paris der Plünderung Preis zu geben. Moreau de Saint-Méry, derselbe, welcher den Tag zuvor den Räubern gedroht hatte, das Stadthaus in die Luft zu sprengen, blieb unerschütterlich, und erließ im Verlaufe einiger Stunden mehr als drei Tausend Befehle. Sobald die Einnahme der Bastille auf dem Stadthause gemeldet worden war, unterrichteten die Wähler die Nationalversammlung davon, welche es gegen Mitternacht erfuhr. Die Sitzung wurde aufgehoben, aber die blutige Neuigkeit verbreitete sich mit Blitzesschnelle. Der Hof, der bis jetzt ohne Glauben an die Energie des Volkes, der Anstrengungen einer blinden Menge spottete, welche einen früher von dem großen Condé vergebens belagerten Platz zu stürmen gedachte, überließ sich indessen gänzlicher Sorglosigkeit und ergoß sich in geringschätzigen Witzeleien.

Zuletzt fing denn doch der König an, unruhig zu werden; seine letzten Antworten hatten selbst seinen Schmerz verrathen. Schon hatte er sich zur Ruhe begeben. Der Herzog von Liancourt, ein Mann von großherzigen Gesinnungen, und Ludwigs XVI. Vertrauter hatte in seiner Eigenschaft als Grand-maitre de la garderobe stets unmittelbaren Zutritt zu ihm. Von den Ereignissen in Paris unterrichtet, stürzte er in voller Hast zu dem Monarchen, weckte ihn trotz des Widerstrebens der Minister, und setzte ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß. — „Welch' eine Revolte!“ rief der gebeugte Monarch. — „Sire, antwortete der Herzog, sagen Sie lieber Revolution!“ Der König, durch Liancourt's Mittheilungen über alles Geschehene aufgeklärt,

willigte ein, sich gleich den nächsten Morgen persönlich in die Versammlung zu begeben. Auch der Hof gab endlich nach, und so ward denn dieser Act des Vertrauens einmüthig beschlossen. Inzwischen hatte die Versammlung ihre Sitzung wieder aufgenommen. Noch kannte man diese von dem König eben beschlossene Maßregel nicht, und es handelte sich eben davon eine letzte Deputation an ihn abzusenden, um nochmals den Versuch zu wagen, sein Herz zu rühren und von ihm das noch gewährt zu erhalten, was noch zu bewilligen in seiner Macht stand. Diese Deputation war seit jenen traurigen Ereignissen bereits die fünfte. Sie bestand aus 24 Mitgliedern und wollte eben aufbrechen, als sie Mirabeau heftiger als je zurückhielt. „Sagen Sie dem Könige, rief er, sagen Sie es ihm nur, daß die fremden Horden, mit denen man uns umzingelt, gestern von Prinzen, Prinzessinnen, Günstlingen und Favoritinnen Besuche erhalten, und mit Liebkosungen, Bitten und Geschenken überschüttet worden sind! Sagt ihm, daß die ganze Nacht hindurch diese fremden Söldlinge, mit Wein und Gold überfüllt, in ihren Orgien Frankreichs Knechtschaft gefeiert und in wilden Trinksprüchen den Untergang der Nationalversammlung ausgebracht haben! Sagt ihm, daß in seinem eigenen Palaste die Hofschranzen nach dem Tacte dieser wilden Klänge getanzt, und daß einst die Bartholomäusnacht mit gleichem blutigen Vorspiel begonnen hat! Sagt ihm, daß jener Heinrich, dessen Andenken noch heute die Welt segnet, daß — statt dieser sein edler Ahnherr, welchen er sich zum Vorbild zu nehmen versprach, einst in das von ihm belagerte rebellische Paris selbst Lebensmittel schaffen ließ, — dagegen seine emtmenschten Räthe selbst das Mehl zurückhalten, welches der Verkehr seiner treuen und ausgehungerten Hauptstadt zuführen will!"

Schon wollte die Deputation aufbrechen, als man erfuhr, daß der König so eben aus eigner Bewegung ohne Wache und Begleitung sich nahe. „Warten wir erst ab — nahm wiederum Mirabeau mit Würde das Wort: „Warten wir erst ab, was uns der König Gutes mitzutheilen gedenkt! Nur schweigsame Ehrfurcht möge in diesem Augenblicke des Schmerzes den Mo-

narchen empfangen. Das Schweigen der Völker ist die Lehre der Könige!"

Ludwig XVI. trat jetzt ein, von seinen beiden Brüdern begleitet. Seine einfache und rührende Anrede erregt die lebhafteste Begeisterung. Er suchte die Versammlung wieder zu beruhigen, die er zum Erstenmale als Nationalversammlung begrüßte, und beklagte sich mit gewinnender Milde über das herrschend gewordene Mißtrauen. „Sie fürchteten von mir, — sprach er, wohlan! so will ich denn Ihnen vertrauen!" Diese Worte wurden mit stürmischem Beifall überschüttet. Augenblicklich erheben sich die Deputirten, umringen den Monarchen und geleiten ihn zu Fuß in das Schloß zurück. Die Menge drängt sich um ihn, Thränen fließen aus allen Augen, und nur mit Mühe vermag er sich einen Weg durch das zahlreiche Gefolge zu öffnen. Die Königin befand sich in diesem Augenblicke mit dem Hofe auf einem Balkon, und war von fern Zuschauerin dieser ergreifenden Scene. Sie hatte ihren Sohn auf den Armen, während ihre Tochter ihr zur Seite stand und kindlich unbefangen mit den Locken ihres Bruders spielte. Tief ergriffen, schien diese Fürstin großen Wohlgefallen an dieser Liebe der Franzosen zu finden. Ach! wie oft hat nicht, während dieser traurigen Zerwürfnisse ein wechselseitiges gemüthvolles Entgegenkommen die Gemüther versöhnt und besänftigt! Für den Augenblick schien Alles vergessen; aber schon den folgenden Tag, ja den nämlichen noch, fiel wiederum der Hof in die gewohnte Hoffarth und das Volk in den alten Argwohn zurück, und der unversöhnlichste Haß trennte bald von neuem die Gemüther.

Mit der Versammlung hatte man zwar Frieden geschlossen, aber noch blieb Paris zu beruhigen. Die Nationalversammlung sandte gleich anfangs eine Deputation auf das Stadthaus, um dort die so glücklich bewirkte Versöhnung mit dem Könige zu verkünden. Bailly, Lafayette, Lally-Tolendal waren unter der Zahl der Abgesandten. Ihre Ankunft verbreitete die ausgelassenste Freude. Lally's Rede rief einen so lebhaften Jubel hervor, daß man ihn im Triumphe an ein Fenster des Stadthauses trug, um ihn dem Volke zu zeigen. Eine Blumenkrone ward ihm auf's Haupt

gesetzt, und er empfing diese Huldigungen unmittelbar jenem Platze gegenüber, auf welchem einst sein Vater, einen Knebel im Munde, sein Leben geendet. Der Tod des unglücklichen Flesselles, als Chefs der Munizipalität, und die Weigerung des Herzogs von Aumont das Commando der Bürgermiliz zu übernehmen, machten jetzt die Ernennung eines neuen Prevots und eines Generalcommandanten nothwendig. Bailly wurde zu der ersten Stelle vorgeschlagen und unter dem rauschendsten Beifalle zum Nachfolger Flesselles mit dem Namen eines Maire von Paris ernannt. Die Krone ging von Lally's Haupte auf das des neuen Maire über, er wollte sie herabnehmen, aber der Erzbischof von Paris hielt sie trotz seines Widerstrebens darauf fest. Da stürzten dem tugendhaften Greise die Thränen aus den Augen und er ergab sich den schweren Pflichten seines neuen Amtes. Ein würdiger Repräsentant einer großen Versammlung in der Nähe der Majestät des Throns, war er weniger befähigt, dem Toben einer Gemeine zu widerstehen, deren Massen sich mit wüthendem Ungestüm gegen ihre Magistrate auflehnten. Nichts desto weniger übte er diese Selbstverläugnung und gab sich ganz der schweren Sorge hin, ein Volk zu nähren, das ihn später mit empörendem Undank dafür lohnte. Noch blieb der Commandant der Miliz zu wählen. Es befand sich in dem Saale eine Büste, welche das befreite Amerika der Stadt Paris zum Geschenk gesandt hatte. Moreau de Saint-Mery deutete mit der Hand auf sie, alle Augen wandten sich nach ihr, — es war die Büste des Marquis von Lafayette. Einhällig rief man ihn zum Commandanten aus; zugleich wurde ein Te Deum angeordnet und Alles strömte in Masse nach Nôtre-Dame. Die neuen Magistratspersonen, der Erzbischof von Paris und die Wähler in buntem Gemenge mit französischen Garden und Bürgersoldaten verfügten sich Arm in Arm in trunkener Freude in die alterthümliche Cathedrale. Auf dem Wege dahin stürzten sich Findelkinder zu Bailly's Füßen, der so viel für milde Anstalten gethan hatte. Sie nannten ihn ihren Vater; Bailly schloß sie in seine Arme und nannte sie seine Kinder. Jetzt gelangte man zur Kirche; die feierliche Ceremonie ging vor sich, und Alles zerstreute sich nach deren Beendigung in der Stadt, wo dem gestrigen Schrecken eine fast wahnsinnige Freude gefolgt war. Jetzt

erst wagte sich das Volk in jene so lange gefürchtete Höhle, deren Eingang für Jedermann offen stand. Mit geschäftiger Neugierde, aber noch halb in Furcht, durchwühlte man die Bastille. Man suchte die Marterinstrumente und tiefen Kerker auf. Vorzüglich fesselte die Aufmerksamkeit ein ungeheurer Stein in der Mitte eines finstern und feuchten Kerkers, an dessen Mittelpunkt eine schwere Kette befestigt war.

Der Hof, eben so blind in seiner Furcht, als er es früher in seinem stolzen Selbstvertrauen gewesen, zitterte jetzt so sehr vor dem Volke, daß er in jedem Augenblick fürchtete, eine pariser Armee auf Versailles losgehen zu sehen. Der Graf Artois, und die der Königin so werthe Familie Polignac verließen hierauf Frankreich und eröffneten so den Reihen der Emigrirten. Bailly kam um den König zu beruhigen und veranlaßte ihn zur Reise nach Paris, welche auch trotz des Widerstandes der Königin und des Hofs beschlossen ward.

Der König schickte sich zur Abreise an. Zweihundert Deputirte wurden bestimmt, ihn zu geleiten. Die Königin sagte ihm in tiefstem Schmerze Lebewohl. Die Garde du Corps begleiteten ihn bis Sévres, wo sie Halt machten, um ihn wieder zu erwarten. Bailly an der Spitze der Municipalität, empfing ihn an den Thoren von Paris, und überreichte ihm dieselben Schlüssel der Stadt, welche einst schon Heinrich IV. überliefert worden waren. „Dieser gute König, sprach Bailly, eroberte einst sein Volk, heute hat das Volk sich seinen König wieder erobert.“ In Versailles war die Nation gesetzgebend aufgetreten, in Paris stand sie unter den Waffen. Ludwig XVI. sah sich bei seinem Einzuge von einer schweigenden und militairisch geordneten Volksmenge umgeben. Durch einen Ehrenbogen von über sein Haupt gekreuzten Schwertern gelangte er (17. Juli) auf das Stadthaus. Seine Worte waren einfach und ergreifend. Das Volk, welches sich in seiner Ungeduld nicht mehr halten konnte, drängte herzu und überschüttete den König mit gewohnten Beifallsbezeugungen. Diese Huldigungen ließen den gebeugten Fürsten wieder etwas freier athmen, doch konnte er gleichwohl bei dem Anblick der auf den Höhen von Sévres aufgestellten Garde du Corps einen Anflug von Freude nicht unterdrücken, und bei seiner Zurückkunft warf sich ihm die Königin um den Hals, und umschloß

ihn mit einer Heftigkeit, als habe sie gefürchtet, ihn nie wiederzusehen.

Um den öffentlichen Wünschen vollständig zu genügen, verfügte der König die Zurückberufung Neckers und entließ die sämmtlichen neuen Minister. Herr von Liancourt, der persönliche Freund des Königs und ein ihm so nützlicher Rathgeber, wurde zum Präsidenten der Versammlung erwählt. Auch die adeligen Deputirten, welche, obwohl bei den Berathungen anwesend, doch noch immer sich sträubten, daran thätig Theil zu nehmen, wurden endlich nachgiebiger und stimmten fortan mit. So nahm die seitherige Verwirrung der Dinge ein Ende, und von diesem Augenblicke an konnte man die Revolution als vollendet betrachten. Die Nation, durch die constituirende Versammlung im Besitze der gesetzgebenden Gewalt, und durch sich selbst Herrin der öffentlichen Macht konnte von nun an Alles ins Leben einführen, was ihren Interessen förderlich schien. So war die verweigerte gleichere Vertheilung der Abgaben selbst die Veranlassung zur Zusammenberufung der Generalstaaten geworden; so hatte man durch unkluges Auflehnen gegen jeden billigen Rechtseinfluß des dritten Standes in diesen Generalstaaten den eigenen Einfluß darin zugleich verloren gegeben; so hatte man endlich, als man diesen Einfluß wieder zu gewinnen gedachte, damit Paris in die Waffen gerufen und die gesammte Nation gleichsam dazu herausgefordert, sich durch eigne Kraft der öffentlichen Gewalt zu bemächtigen.

# Drittes Kapitel.

Arbeiten der Munizipalität in Paris. — Lafayette Commandant der Nationalgarde; sein Character und seine Rolle in der Revolution. — Ermordung von Foulon und Berthier. — Necker's Rückkehr. — Lage und Spaltung der Partheien und ihrer Anführer. — Mirabeau; sein Character, seine Plane und sein Genie. — Die Brigands. — Unruhen in den Provinzen und auf dem Lande. — Die Nacht des 4. August. — Aufhebung der Feudalrechte sammt allen Privilegien. — Erklärung der Menschenrechte. — Discussionen über die Constitution und das Veto. — Unruhen in Paris. — Auflauf im Palais-Royal.

---

Inzwischen gährte es in dem Schooße der Hauptstadt, wo die neu eingesetzten Autoritäten so eben ihre Wirksamkeit begannen. Derselbe Anstoß, welcher die Wähler zu schneller That gedrängt hatte, fibrirte durch alle Klassen der Gesellschaft gleichmäßig fort. Die Nationalversammlung diente der Versammlung des Stadthauses, das Stadthaus den Districten, und die Districte den verschiedenen Zünften zum Vorbilde. Schneider, Schuhmacher, Bäcker, Herrendiener versammelten sich im Louvre, auf dem Platze Ludwig XV., auf den Elysäischen Feldern, trotz der wiederholten Verbote der Munizipalität zu feierlichen Berathungen. Inmitten dieser oft gegen einander selbst gerichteten Bewegungen war das Stadthaus, mit den Districten in Streit liegend, bedroht von den Zusammenrottungen im Palais-Royal, auf allen Seiten von Hindernissen umthürmt und vermochte nur mit Mühe seinem unermeßlichen Verwaltungskreise zu genügen. Es vereinigte in sich alle bürgerliche, richterliche und Militairgewalt. Hier war das Hauptquartier der gesammten Miliz, hierhin sandten die Richter, über ihre Competenz selbst noch in Ungewißheit, anfangs alle Angeklagten, ja es besaß selbst die gesetzgebende Gewalt, denn es war zugleich mit dem Entwurfe einer neuen städtischen Verfassung beauftragt. Zu diesem Zwecke hatte Bailly von jedem Districte zwei Commissarien gefordert, welche unter dem Namen von Repräsentanten der Commun deren Verfassung regeln sollten. Um so vielen Verpflichtungen zu genügen, theilten sich die

Wähler in verschiedene Comités. Der Eine, Comité der Untersuchungen (recherches) genannt, hatte die polizeilichen Geschäfte; ein Anderer, Comité der Lebensmittel geheißen, war mit der schwierigsten und gefährlichsten Sorge, mit der Verproviantirung der Stadt beauftragt. Bailly hatte damit Tag und Nacht vollauf zu thun. Fortwährend mußte Getreide aufgekauft, in die Mühlen geschafft und mitten quer durch das verhungerte Land nach Paris verfahren werden. Oft wurden die Ladungen angehalten und es bedurfte zahlreicher Truppenabtheilungen, um auf der Heerstraße und auf den Märkten deren Ausplünderung zu verhüten. Obgleich der Staat das Getreide mit Verlust verkaufte, damit nur die Bäcker den Preis des Brotes erniedrigen konnten, so war das Volk doch damit noch nicht zufrieden; man mußte den Preis von Tag zu Tag noch mehr herabsetzen und eben diese Herabsetzung erhöhte die Theurung in Paris, weil nun auch die Landbewohner zum Einkauf herbeieilten. Die Sorge für den morgenden Tag bewegte Jeden, sich wo möglich in Ueberfluß zu versorgen, und was sich sonach unter den Händen der Einen aufspeicherte, mußte nothwendig den Andern entgehen. Nur das allgemeine Zutrauen vermag den öffentlichen Verkehr zu beschleunigen, Lebensmittel herbeizuführen und ihre Vertheilung nach Bedürfniß zu erleichtern; ist aber einmal dis Zutrauen verschwunden, so hat alle commerzielle Thätigkeit ein Ende, und da die Gegenstände nicht mehr im Verhältnisse des Bedarfs herbeigeschafft werden, so steigert sich selbst dieser Bedarf, und zur Theurung tritt noch die Unordnung, welche vollends jede angemessene Vertheilung des wenigen Vorhandenen unmöglich macht. Die Sorge für die Lebensmittel war daher die peinlichste von Allen, und diese schwere Last nahm ausschließlich Bailly und den Comité in Anspruch. Die Arbeit eines ganzen Tages reichte kaum für das Bedürfniß desselben Tages hin und mit jedem neuen Morgen erneuerten sich die Sorgen. — Nicht weniger Noth hatte Lafayette als Commandant der Bürgerbewaffnung *). Er hatte dieser Miliz, die der Revolution geneigten französischen Garden, eine bestimmte Anzahl Schweizer und eine große Menge Soldaten einverleibt, welche

*) Seine Ernennung zu diesem Posten war am 15. Juli auf dem Stadthause erfolgt.

in Erwartung höhern Soldes von der Linie desertirt waren. Der König selbst hatte ihn dazu ermächtigt. Diese vereinten Truppen bildeten die sogenannten Compagnien des Centrums. Die Miliz nahm den Namen Nationalgarde an, uniformirte sich, und fügte der rothen und blauen Farbe der Pariser Cocarde noch die weiße, als die königliche Farbe hinzu. Hieraus entstand jene dreifarbige Cocarde, deren Bestimmung Lafayette so weit voraussagte, als er von ihr sich ausdrückte: „sie werde die Reise durch die Welt machen!" — An der Spitze dieser Schaaren bemühte sich Lafayette während der zwei folgenden Jahre unablässig die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten und den Gesetzen, welche die Versammlung jeden Tag erließ, ihre Vollziehung zu sichern. Lafayette, der Sprößling einer alten Familie, welche mitten unter der Verderbtheit der Großen ihre Reinheit bewahrt hatte, ein Mann von gesundem Verstande und festem Sinne und dem wahren Ruhme schwärmerisch anhangend, war der Frivolität des Hofes und der pedantischen Disciplin der französischen Armee überdrüssig worden; da ihm sein Vaterland kein Feld für edlere Bestrebungen eröffnete, so entschied er sich für das großartigste Unternehmen des Jahrhunderts und schiffte sich an demselben Tage nach Amerika ein, wo das Gerücht von dessen Unterjochung in Europa verbreitet wurde. Hier kämpfte er an Washingtons Seite und gab für die Befreiung der neuen Welt durch das Bündniß mit Frankreich den Ausschlag. In sein Vaterland mit einem europäischen Namen zurückgekehrt, und von dem Hofe wie jede neue Erscheinung aufgenommen, trat er dort einfach und frei wie ein Amerikaner auf. Als die Philosophie, welche bisher nichts als ein Geistesspiel für vornehme Müssiggänger gewesen, auch ihrerseits Opfer heischte, blieb er fast allein bei seiner Meinung stehen, verlangte Generalstaaten, trug kräftig zur Vereinigung der Stände bei und wurde zum Lohne Generalcommandant der Nationalgarde. Lafayette besaß nicht die Leidenschaften und den Genius, welche so oft zum Mißbrauch der Gewalt verleiten; voll Gleichmuth, aber scharfblickend und von unverwüstlicher Uneigennützigkeit war er vor Allen zu der Rolle geschickt, welche ihm die Umstände zugetheilt hatten, zu der nämlich, die Gesetze vollziehen zu lassen. Von seinen Truppen fast angebetet ohne sie durch Siege an sich gefesselt zu haben, mitten unter der Volkswuth,

kaltblütig und voll Hilfsmittel, hielt er die Ordnung mit unermüdlicher Wachsamkeit aufrecht. Die Parteien, welche ihn unbestechlich erfanden, verdächtigten seine Tüchtigkeit, da sie seinem Character nichts anzuhaben vermochten. Gleichwohl täuschte er sich nicht über die Ereignisse und die Menschen, erkannte den Hof und würdigte die Parteiführer für das was sie waren, schirmte sie mit seinem Leben ohne sie darum zu achten, und kämpfte oft ohne Hoffnung gegen die Factionen, mit der Standhaftigkeit eines Mannes, welcher der guten Sache auch dann nicht den Rücken kehrt, wenn er selbst nichts mehr für sie hofft.

Lafayette war trotz seiner Wachsamkeit nicht immer so glücklich, die Volksstürme aufzuhalten. Denn wie thätig auch die bewaffnete Macht war, sie konnte nicht allenthalben zugegen sein, bei einem Volke, das Aller Orten im Aufstande begriffen, in jedem Menschen einen Feind erblickte. Jeden Augenblick verbreiteten sich Gerüchte, die, so lächerlich sie waren, doch immer bereitwillig Glauben fanden. Bald erzählte man, daß französische Gardisten vergiftet worden seien, bald, daß man das Mahl absichtlich verderben lasse oder seine Zufuhr verhindere, und eben diejenigen, welche sich abmühten, die Hauptstadt zu verproviantiren, mußten mehr als einmal, vor dem bethörten Volke erscheinen, welches sie je nach der Stimmung des Augenblicks bald mit Schmähungen überhäufte, bald mit Beifall überschüttete. Indeß ist auch gewiß, daß die Wuth des Volkes, welches in der Regel seine Opfer weder zu wählen noch lange zu suchen weiß, oft durch Elende gelenkt wurde, welche wie man gesagt hat, dafür bezahlt wurden, die Unruhen durch Gräuelscenen zu steigern, oder auch durch Männer, welche von tiefem Groll erfüllt waren. Foulon und Berthier wurden planmäßig verfolgt und fern von Paris fest genommen. Was sie betrifft, so war nichts natürlicher als die Wuth des Pöbels der sie ermordete. Foulon, ein alter Intendant, ein harter und habsüchtiger Mann, der sich der schrecklichsten Erpressungen schuldig gemacht hatte, war als einer der Minister bezeichnet worden, welche Neckers und seiner Collegen Stelle überkommen sollten. Er wurde in Viry angehalten, obschon er

*Foulon's Tod.*

das Gerücht von seinem Tode zu verbreiten gesucht. Von hier führte man ihn nach Paris, weil man ihn der Aeußerung beschuldigte: das Volk müsse noch Heu fressen lernen!" Man band ihm Brennesseln um den Hals, gab ihm einen Strauß von Disteln in die Hand und band ihm ein Heubündel auf dem Rücken. In diesem Aufzuge schleppte man ihn nach dem Stadthause. Zu gleicher Zeit wurde sein Eidam, Berthier von Sauvigny, in Compiègne angeblich auf einen Befehl der Gemeinen von Paris, welcher jedoch nie erfolgt war, festgenommen. Die Gemeine schrieb auf der Stelle, ihn frei zu geben, aber man gehorchte nicht, sondern schlug mit ihm den Weg nach Paris in demselben Augenblicke ein, wo Foulon auf dem Stadthause der Wuth jener Rasenden preis gegeben war. Der Pöbel wollte Letztern sofort erdrosseln, durch die Vorstellung Lafayette's aber einigermaßen beruhigt, willigte er endlich darein, Foulon erst vor Gericht zu stellen, verlangte aber, daß das Urtel sofort gefällt werde, um sich auf der Stelle an der Execution ergötzen zu können. Einige Wähler wurden zu Richtern in dieser Angelegenheit ernannt, aber unter verschiednen Vorwänden weigerten sie sich dieser gräßlichen Amtspflicht. Endlich forderte man Bailly und Lafayette dazu auf, welche sich so in die traurige Nothwendigkeit versetzt sahen, sich entweder selbst der Volkswuth bloszustellen, oder ihr ein Schlachtopfer preis zu geben. Noch immer suchte Lafayette mit eben soviel Gewandheit als Festigkeit Zeit zu gewinnen; mehrmal schon hatte er mit Erfolg zum Volke gesprochen, da begieng der unglückliche Foulon, welcher neben ihm auf einem Sessel saß, die Thorheit seinen letzten Worten Beifall zu klatschen. „Seht ihr! — rief einer der Anwesenden, — sie verstehen sich mit einander!" Bei diesen Worten bricht der Hause los und stürzt sich auf Foulon. Es gelingt Lafayetten mit unglaublicher Anstrengung, ihn den Mördern zu entreißen; man packt ihn aufs Neue, der unglückliche Greis wird an einen Laternenpfahle gehenkt und sein Kopf auf eine Pike gesteckt durch die Straßen von Paris getragen. In demselben Augenblicke traf Berthier in einem von Wachen umgebenen Cabriolet unter Begleitung einer zahllosen Volks-

menge ein. Man zeigt ihm den blutigen Kopf, ohne daß er eine Ahnung davon hat, daß dis der Kopf seines Schwiegervaters sei. Man bringt ihn auf das Stadthaus, wo er voll Muth und Entrüstung das Wort nimmt. Aufs Neue vom Volke ergriffen, macht er sich einen Augenblick frei, bemächtigt sich einer Waffe, vertheidigt sich mit Muth, und erduldet bald den Tod auf ähnliche Weise wie der unglückliche Foulon. *) Diese Mörder waren entweder von den Feinden Foulons oder denen der öffentlichen Sache geleitet, denn, war auch die Wuth des Volkes bei ihrem Anblicke sehr erklärlich, so hatte man doch jedenfalls ihre Gefangennehmung planmäßig veranstaltet. Lafayette, von Schmerz und Unwillen erfüllt, beschloß seine Entlassung zu geben. Bailly und die Munizipalität, von diesem Entschlusse erschreckt, wandten Alles an ihn davon zurückzubringen. Man kam hierauf überein, daß er zwar seinen Abschied nehme, um dem Volke seinen Unwillen über das Vorgefallene fühlen zu lassen, sich aber durch die Vorstellungen, die man ihm jedenfalls machen würde, wieder gewinnen lassen solle. In der That, drängte sich das Volk und die Miliz um ihn her, und gelobten fortan den unverbrüchlichsten Gehorsam. Unter dieser Bedingung übernahm er das Commando von Neuem, und hatte seit der Zeit die Genugthuung durch seine Energie und die Ergebenheit seiner Truppen einen großen Theil der Unruhen zu verhindern.

Während dieser Zeit hatte Necker in Basel die Befehle des Königs und die Vorstellungen der Nationalversammlung erhalten. Eben jene Polignacs, welche er triumphirend in Versailles verlassen hatte und nun flüchtig in Basel antraf, waren die Ersten, welche ihm das Unglück des Thrones, und seine plötzliche Wiederannahme zu Gnaden verkündeten. Er machte sich auf den Weg und wurde überall auf seiner Reise durch Frankreich im Triumphe vom Volke eingeholt, welches er seiner Gewohnheit nach zum Frieden und zur Ordnung ermahnte. Der König empfing ihn höchst verlegen, die National-Versammlung mit Herzlichkeit, und er entschloß sich nach Paris zu gehen, wo

*) Diese Blutscene ereignete sich den 22. Juli.

eben auch ein Triumph seiner harrte. Es war Neckers Plan, die Wähler um Begnadigung und Freilassung des Barons von Besenval zu bitten, obgleich derselbe sein persönlicher Feind war. Vergebens stellte ihm Bailly, obschon nicht weniger als er harten Maßregeln abhold, aber voll richtigen Tactes bei Abwägung der Umstände, das Nachtheilige einer solchen Maßregel vor, und machte ihm bemerklich, wie diese dem Augenblicke abgezwungene Gunst, unstreitig schon den andern Tag wieder als illegal zurückgenommen werden dürfte, weil eine Verwaltungsbehörde weder verdammen noch begnadigen könne; Necker beharrte jedoch bei seiner Meinung und versuchte es mit seinem Einflusse auf die Hauptstadt. Er begab sich auf das Stadthaus den 30. Juli. Alle seine Hoffnungen wurden übertroffen, er mußte sich, als er bei seinem Erscheinen den Jubel des Volkes gewahrte, wohl für allmächtig halten. Tief erschüttert, das Auge voll Thränen, sprach er für eine allgemeine Amnestie, welche auch sogleich durch Beifallruf gewährt ward. Die beiden Versammlungen der Wähler und der Repräsentanten bekundeten gleichen Eifer: die Wähler decretirten die allgemeine Amnestie, die Gemeinderepräsentanten Besenvals Freilassung. Necker zog sich verklärt zurück, indem er die Beifallsbezeugungen, welche mehr seiner Ungnade galten, für sich selbst in Anspruch nahm. Aber noch denselben Tag sollte er enttäuscht werden; Mirabeau bereitete ihm ein grausames Erwachen. In der National-Versammlung und in den einzelnen Bezirken erhob sich zuerst ein allgemeines Geschrei gegen die Empfindsamkeit des, zwar entschuldbaren, wie man meinte, aber doch fehlgreifenden Ministers. Der District de l'Oratoire, von Mirabeau, wie man versichert hat, aufgeregt, reclamirte zuerst dagegen. Man machte bald von allen Seiten darauf aufmerksam, daß ein administrativer Körper, weder verdammen noch freisprechen könne. Die illegale Maßregel des Stadthauses wurde zurückgenommen und es blieb bei der Verhaftung des Barons von Besenval. So bewährte sich Baillys richtige Ansicht der Dinge, welcher Necker nicht beipflichten mochte.

Von nun an fingen die Parteien an, schärfer hervorzutre-

ten. Die Parlamente, der Adel, der Clerus, der Hof, Alle von gleichem Verderben bedroht, machten gemeinschaftliche Sache und handelten in Uebereinstimmung. Es gab aber an dem Hofe keinen Graf Artois und keine Polignacs mehr. Eine gänzliche Rathlosigkeit und Verzweiflung hatte sich der gesammten Aristokratie bemächtigt. Hatte sie früher das, was ihr das größte Uebel dünkte, nicht verhindern können, so wünschte sie jetzt, das Volk möge noch Schlimmeres thun, um es durch das Uebermaß des Bösen wieder zum alten Gleise zurückzuführen. Zu diesem aus Aerger, Schaam und Treulosigkeit gewobenen System, dem sogenannten politischen Pessimismus, pflegen die Parteien meist dann erst zu greifen, wenn sie schon zu viel verloren, um nicht auch noch das, was ihnen noch geblieben daran zu setzen, in der Hoffnung Alles in reichem Maße wieder zu erlangen. Die Aristokratie beeiferte sich fortan, es in Anwendung zu bringen, und sehr oft sah man sie jetzt mit den heftigsten Gliedern der Volkspartei stimmen. — Die Verhältnisse bringen die Männer hervor, deren sie eben bedürfen. Die Gefahr, in welcher der Adel schwebte, hatte ihm einen ritterlichen Vertheidiger erweckt. Der junge Cazalès, Hauptmann im Regimente Königin-Dragoner, ward sich plötzlich einer nie geahnten geistigen Kraft und natürlichen Sprachgewandtheit bewußt. Klar und schlicht wußte er, was zu sagen war, zur rechten Zeit und am rechten Orte vorzubringen, und man kann es nur bedauern, daß ein so klarer Kopf sich einer Sache weihte, die erst durch die Verfolgung, welche sie zu erdulden hatte, einigen Rechtsgrund für sich gewann. Der Clerus hatte seinen Vertheidiger in dem Abbé Maury gefunden. Dieser Abbé, ein geübter und unerschöpflicher Sophist von glücklichem Witze und großer Kaltblütigkeit, wußte muthig jedem Tumulte und keck der augenscheinlichsten Ueberzeugung zu trotzen. Hierauf waren denn aber auch allein die Mittel und Anstalten der Aristokratie beschränkt.

Das Ministerium hatte weder Plane noch Aussichten. Necker allein hegte, wenn nicht einen Plan, doch mindest einen Wunsch; er hatte stets die englische Constitution, als die beste unstreitig, welche man die Interessen des Thrones, der

Aristokratie und des Volks zu vermitteln, wählen konnte, im Auge gehabt; doch die Einführung dieser Constitution, bereits von dem Bischof von Langres noch vor Bildung der Nationalversammlung in Vorschlag gebracht, und von den ersten beiden Ständen verworfen, war nun bereits unmöglich geworden. Der hohe Adel mochte keine zwei Kammern, weil dis einen Vertrag voraussetzte; der niedere Adel war dagegen, weil er in die hohe Kammer nicht eintreten konnte; die Volkspartei endlich, weil sie der Aristokratie, voll Mißtrauen in ihre Gesinnungen, durchaus gar keinen Einfluß gestatten wollte. Nur einige Deputirte wünschten, die Einen aus Mäßigung, die Andern aus Vorliebe die englischen Institutionen, und diese allein bildeten die Partei des Ministers, eine um so schwächere Partei, weil sie den aufgeregten Leidenschaften nur Versöhnungsvorschläge und ihren Gegnern nur Gründe, aber keine augenfällige Thaten entgegenzusetzen hatte.

Auch die Volkspartei spaltete sich, sobald sie die Oberhand gewann. Lally-Tolendal, Mounier, Mallouet und die andern Anhänger Neckers billigten Alles was bisher geschehen war, weil Alles was geschehen, die Regierung ihren Ideen, das ist, der englischen Constitution zuführte. Jetzt meinten sie daß genug geschehen sei, und mit der Verwaltung ausgesöhnt wollten sie sich fortan der Bewegung entgegen stellen. Die exaltirte Partei dagegen glaubte noch nicht, daß es zum Einhalten Zeit sei. Vorzüglich im Club Breton*) trat sie mit größter Heftigkeit hervor. Zwar mochte wohl wahre Ueberzeugung die Triebfeder der Mehrzahl seiner Mitglieder sein, nichts desto weniger aber leuchteten die persönlichen Ansprüche hindurch, und schon folgten dem ersten begeisterten Aufschwunge der Vaterlandsliebe allmählig die Regungen kleinlicher Interessen. Barnave, ein junger Advokat aus Grenoble, ein klarer und gewandter Kopf und der Rede in einem bewundernswürdigen Grade mächtig, bildete mit den beiden Lameth's ein Triumvirat, welches durch seine Jugend lebhaftes Interesse einflößte, und durch seine

*) Dieser Club hatte sich in den letzten Tagen des Juni gebildet. Er nannte sich später Gesellschaft der Freunde der Constitution.

rastlose Thätigkeit und hervorstechenden Talente bald entscheidenden Einfluß gewann. Düport, jener junge Parlamentsrath, den wir schon früher eine Rolle spielen gesehen, nahm gleichfalls an dieser Verbindung Theil, und man sagte damals: Düport denke Alles was geschehen solle, Barnave kleide es in Worte und die beiden Lameth's führten es aus. Indeß waren diese jungen Deputirten zwar Freunde unter sich, doch ohne darum die erklärten Gegner irgend eines Andersdenkenden zu sein.

Der Kühnste aber aller populairen Parteihäupter, derjenige, welcher, stets Allen vorauf, die kühnsten Berathungen hervorrief, war Mirabeau. Die verwerflichen Einrichtungen der alten Monarchie hatten alle Vernünftigen verletzt und jedes redliche Gemüth mit tiefem Unwillen erfüllt, aber sie hatten nothwendig auch in manche glühende Seele heißen Ingrimm geworfen und verzehrende Leidenschaften darin entzündet. Eine solche Seele besaß Mirabeau, welcher, von Kindheit an von jeder Art des Despotismus, durch seinen Vater, durch die Regierung und die Gerichtshöfe gestachelt, seine volle Jugend daran setzte, ihn zu bekämpfen und zu hassen. Unter der heißen Sonne der Provence geboren, ein Sprößling einer vornehmen Familie, hatte er schon früher durch seine Ausschweifungen, durch seine Händel und seine hinreißende Beredtsamkeit sich einen Namen gemacht. Seine Reisen, seine vielfältigen Erfahrungen, seine ungeheure Belesenheit hatten ihn von Allem unterrichtet und sein Gedächtniß es ihm treu bewahrt; aber in Uebertreibungen sich gefallend, bizarr und Sophist selbst, wenn ihn die Leidenschaft nicht emporflügelte, wurde er nur erst durch sie zum außerordentlichen Manne. Blitzesschnell aufgeregt durch den Anblick der Tribune und durch die Gegenwart seiner Opponenten, flammte schnell sein Geist empor, und anfangs unklar, sich selbst unterbrechend und siedenden Blutes, überkam es ihn dann plötzlich wie ein höheres Licht, sein Geist umfaßte in einem Augenblicke die Arbeit von Jahren, und stand er dann auf der Rednerbühne, so lag Alles unentschleiert vor ihm, und sein Ausdruck wurde hinreißend und allgewaltig. Jeder neue Einwurf spannte ihn zu eindringenderer und hellerer Ueberredung

auf, und ließ ihn das Rechte in treffenden, oft furchtbaren Bildern finden. Waren die Verhältnisse besonders schwierig und die Geister von langen Berathungen ermattet oder von Gefahren eingeschüchtert, dann entschlüpfte seinem Munde ein Ausruf oder irgend ein entscheidendes Wort, sein Antlitz lugte hervor gleich furchtbar durch Häßlichkeit und Genie, und die Versammlung, durch ihn erleuchtet und gestählt, trat alsbald wieder als Gesetzgeberin auf oder faßte großherzige Beschlüsse.

Stolz auf seine seltenen Eigenschaften, seiner eigenen Laster spottend, abwechselnd hoffärtig und geschmeidig, gewann er die Einen durch Schmeichelreden und schüchterte die Andern durch bittre Sarkasmen ein, und riß sie Alle in wunderbarer Anziehungskraft mit sich fort. Ueberall hatte er seine Anhänger, im Volke, in der Versammlung, selbst am Hofe, überall endlich; wo er eben seine Worte hinrichtete. Mit allen Ständen traulich verkehrend, und gerecht wo er es sein mußte, hatte er dem aufkeimenden Talente Barnave's, obgleich er dessen jungen Freunde nicht liebte, seinen Beifall gezollt; er würdigte die Tiefe eines Sieyes und schmeichelte seinem wilden Humor; er fürchtete Lafayette's Sittenreinheit und haßte Necker's unmäßigen Rigorismus, dessen dünkelvollen Verstand und seine Anmaßung, eine Revolution leiten zu wollen, wozu er allein sich berufen glaubte. Auch war er kein sonderlicher Freund des Herzogs von Orleans und seines schwankenden Ehrgeizes, und niemals hatte er, wie wir bald sehen werden, irgend ein gemeinschaftliches Interesse mit ihm. So griff er allein mit seinem Genie den Despotismus an, welchem er den Untergang geschworen hatte. Indeß, wollte er auch nicht den eitlen Prunk der Monarchie, so war er doch noch viel weniger für den Ostracismus der Republik; aber bis er sich nicht genugsam an den Großen und der Regierung gerächt glaubte, ließ er auch im Zerstören nicht nach. Ueberdis von Bedürfnissen fast verzehrt und unzufrieden mit der Gegenwart, jagte er einer unbekannten Zukunft nach, indem er Alles von seinen Talenten, seinem Ehrgeize, seinen Lastern und seinen zerrütteten Vermögensumständen erwarten ließ, und durch den Cynismus seiner Aeußerungen jeden Verdacht und jede Verläumdung rechtfertigte.

So trennte sich Frankreich und die Parteien. Die ersten Zwiste zwischen den Volksdeputirten hatten bei Gelegenheit der ersten Ausschweifungen des Volkes statt. Mounier und Lally-Tolendal waren für eine feierliche Proklamation an das Volk, welche jene Excesse mißbilligen sollte. Die National-Versammlung, die Nutzlosigkeit dieser Maßregel und zugleich die Nothwendigkeit einsehend, das Volk, das sie geschirmt hatte, bei Gutem zu erhalten, verwarf sie anfangs; endlich aber den Vorstellungen einiger ihrer Mitglieder nachgebend, erließ sie denn doch eine Proclamation, welche aber, wie man vorausgesehen, gänzlich erfolglos blieb, denn ein aufgestandenes Volk läßt sich mit Worten nicht beruhigen.

Die Aufregung war allgemein. Ein panischer Schrecken hatte sich verbreitet. Die Gräuel jener Raubmörder, welche man noch bei allen Emeuten hatte auftauchen sehen, waren in Aller Mund, ihr Bild jeder Seele eingeprägt. Der Hof maß die Schuld dieser Räubereien der Volkspartei und diese umgekehrt sie wieder dem Hofe bei. Ganz unerwartet erschienen von allen Seiten Couriere, und durchkreuzten Frankreich nach allen Richtungen mit der Nachricht, daß die Brigands in Anzug wären, um die Ernten noch vor der Reife zu vernichten. Dieser Kunstgriff, welcher die Revolution vom 14. Juli über das ganze Land ausbreitete, indem er die Bewaffnung der ganzen Nation hervorrief, wurde anfangs allen Parteien, später aber zunächst der Volkspartei, beigemessen, welche mindest allein dessen Früchte genoß. Es ist bemerkenswerth, daß man die Verantwortlichkeit dieser mehr sinnreichen als verbrecherischen List einander so eifrig zuzuschieben suchte. Man hat sie auf Rechnung Mirabeau's gesetzt, welcher die Beifallsbezeugungen darüber willig entgegennahm, und sie gleichwohl gemißbilligt hat. Sie lag so ziemlich im Character des Geistes Sieyes, und Einige haben darum geglaubt, daß dieser letzte sie dem Herzog von Orleans eingegeben habe. Andre endlich haben den Hof dessen beschuldigt, indem sie meinten, diese Couriere würden, wenn nicht die Regierung damit einverstanden gewesen wäre, auf jedem Schritte angehalten worden seien, und daß der Hof, welcher die Revolution nie für allgemein,

sondern nur für eine einseitige Emeute der Pariser gehalten, dadurch die Provinzen habe gegen Paris bewaffnen wollen. Wie dem auch sei, den Vortheil dieser Maßregel zog allein die Nation, welche dadurch in die Waffen gerufen und in den Stand gesetzt wurde, für ihre Sicherheit und ihre Rechte zu wachen.

Die Bevölkerung der Städte hatte ihre Ketten gesprengt, das Landvolk wollte nun auch ein Gleiches für sich thun. Es weigerte sich die Lehnsgebühren zu entrichten, verfolgte die Herrn, welche sich Bedrückungen gegen dasselbe erlaubt hatten, steckte die Schlösser in Brand, verbrannte die Lehnsbriefe, und überließ sich in einigen Gegenden der entmenschtesten Rachlust. Ein beklagenswürdiges Ereigniß hatte vornehmlich diese allgemeine Gährung hervorgerufen. Ein Herr von Mesmai, Lehnsherr von Quincey, gab auf dem Plane vor seinem Schlosse ein Fest. Die Landleute der Umgegend waren daselbst versammelt und überließen sich harmlos der Freude, als ein Pulverfaß, welches sich entzündet hatte, auf einmal eine mörderische Explosion verursachte. Dieser unglückliche Zufall, welchen spätere Untersuchungen lediglich als ein Werk des Zufalls und keineswegs eines Verraths herausgestellt haben, wurde dem Herrn von Mesmai als Verbrechen beigemessen. Das Gerücht davon verbreitete sich bald weiter und rief überall die Grausamkeiten dieser durch ein mühseliges Leben abgehärteten und durch lange Leiden erbitterten Landleute hervor. Die Minister erschienen sämmtlich in der National-Versammlung, statteten ihr Bericht von dem beklagenswerthen Zustande Frankreichs ab und begehrten von ihr die Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung. Alles dieses Mißgeschick hatte mit dem 14. Juli begonnen. Schon nahte der Monat August, und es ward hohe Zeit, Regierung und Gesetze wieder in Kraft treten zu sehen. Aber um dis mit Erfolg versuchen zu können, mußte zuvörderst die Wiedergeburt des Staates mit der Reform all jener Institutionen beginnen, welche das Volk am tiefsten drückten und es immer mehr zum Aufstande geneigt machten. Ein Theil der Nation, der andern unterthan, war mit unzählbaren sogenannten Feudalrechten belastet, von denen die Einen, als Nutznießung den Bauern kaum erschwingliche Grundzinsen auflegten, und

die Andern als Ehrenrechte, ihnen eine sklavische Ehrfurcht gegen ihre Grundherrn und die herabwürdigendste Dienstbarkeit zur Pflicht machten. Es waren dis noch die Ueberreste jenes barbarischen Feudalismus, dessen Aufhebung längst die Menschlichkeit geboten hätte. Diese Privilegien aber, als unveräußerliches Besitzthum geltend, und als solche selbst vom Könige in der Erklärung vom 23. Juni bezeichnet, vermochten bloße Berathungen nicht wohl aufzuheben; nur durch einen Moment der Ueberraschung und begeisternder Aufregung konnten die Besitzer bewogen werden, sich freiwillig derselben zu entäußern.

Die Versammlung berieth in jenen Tagen die so berühmt gewordene Erklärung der Menschenrechte. Lange hatte man geschwankt, ob eine solche zu erlassen sei, bis endlich am Morgen des 4. August man sich dafür entschied und beschloß, sie an die Spitze der Constitution zu stellen. Am Abend desselben Tages stattete der Comité seinen Bericht über die Unruhen und die Mittel zu ihrer Beilegung ab. Der Vicomte von Noailles und der Herzog von Aiguillon, Beide Mitglieder des Adels, besteigen die Rednerbühne, und entwickeln, wie wenig das Einschreiten der Gewalt zur wahren Beruhigung des Volkes beitragen könne, man solle zuvörderst die Ursachen seiner Leiden zerstören, dann würde die Aufregung, als nothwendige Folge derselben, bald von selbst sich legen. Endlich wagen sie es unumwunden auszusprechen, daß alle jene veratorischen Rechte, die unter dem Namen von Feudalrechten das Land zu Grunde richteten, gänzlich und für immer abgeschafft werden sollten. Ein Herr Leguen de Kerengal, Grundbesitzer in der Bretagne, besteigt hierauf die Rednerbühne in der Kleidung eines Landmannes und entwirft ein abschreckendes Gemälde von dem ganzen Feudalwesen. Alsbald erwacht bei den Einen durch wirkliche Großmuth, bei den Andern durch Stolz gezeitigt, eine plötzliche großherzige Uneigennützigkeit, und Jeder drängt sich zur Tribune, um dort seinen Privilegien zu entsagen. Der Adel giebt zuerst das Beispiel, die Geistlichkeit, von gleichem Eifer beseelt, beeilt sich ihm zu folgen. Ein edelmüthiger Rausch bemächtigt sich der Versammlung, und ohne sich in eine überflüssige Discussion einzulassen, deren es wahrlich auch nicht

bedurfte, um die Verdienstlichkeit solcher Opfer darzuthun, beeilen sich alle Stände, alle Klassen, ja wer nur irgend ein Vorrecht besaß, ebenfalls ihre Verzichtleistung auszusprechen. Nach den Deputirten der höhern Stände legten ihrerseits auch die Abgeordneten der Gemeinen ihre Opfer auf den Altar des Vaterlandes nieder, und da sie keine persönlichen Vorrechte beizubringen hatten, so boten sie die Provinzial- und Stadtrechte dar. So war die Gleichheit der Rechte, wie unter den Individuen auch bald über alle Theile des Grundeigenthums verbreitet. Einige entsagten ihren Pensionen, und ein Parlamentsglied, das nichts besaß und nichts zu geben hatte, weihete dem Vaterlande seine Ergebenheit für das öffentliche Wohl. Die Stufen zur Rednerbühne waren mit Deputirten erfüllt, welche sich drängten dort ihre Entsagung feierlich niederzulegen; man begnügte sich für den Augenblick, die dargebrachten Opfer aufzuzeichnen, und sparte deren besondere Eintragung dem nächstfolgenden Tage auf. Der Strom der Begeistrung riß Alles unwiderstehlich mit sich, aber dennoch konnte man mitten in diesem Enthusiasmus leicht wahrnehmen, daß Mehrere dieser Bevorrechteten in ihrem argen Sinne diesen Gleichheitsrausch auf die Spitze zu treiben und zum Schlimmsten zu wenden gedachten, und in der That war von der Einwirkung der Nacht, und von dem einmal gegebenen Impulse Alles zu fürchten; da erkannte Lally-Tolendal die drohende Gefahr und spielte dem Präsidenten ein Billet des Inhalts in die Hand: „Die Aufregung der Versammlung läßt das Aergste besorgen, eilen Sie die Sitzung aufzuheben!“ In demselben Augenblicke wendet sich einer der Abgeordneten zu ihm, drückt ihm mit innerer Bewegung die Hand und spricht: „Schaffen Sie uns die königliche Bestätigung und wir sind Freunde!“ Lally-Tolendal, von der Nothwendigkeit mehr als je überzeugt, die Revolution an den König zu fesseln, schlägt vor, ihn als den Wiederhersteller der französischen Freiheit zu proclamiren. Dieser Vorschlag wird mit Begeisterung aufgenommen und ein Te Deum decretirt, und nur erst gegen Mitternacht trennt sich die Versammlung. So war denn in dieser denkwürdigen Nacht beschlossen worden: die Aufhebung der Leibeigenschaft, das Recht

der Ablösung der herrschaftlichen Gefälle; die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit; die Vernichtung der ausschließlichen Jagdberechtigung, des Taubenhaltens, der Kaninchenjagd u. s. w.; die Ablösung des Zehnten; die gleiche Vertheilung der Steuern; die Zulässung aller Bürger zu allen Civil- und Militairämtern; die Abschaffung der Käuflichkeit der Stellen; die Vernichtung aller Privilegien der Städte und der Provinzen; die Umgestaltung der Geschwornengerichte, und die Unterdrückung der Sinekuren.

Noch blieb übrig, diese nur erst in allgemeiner Form aufgestellten Beschlüsse als Gesetze zu fassen, und so geschah es denn, daß nachdem der erste Großmuthstaumel sich gelegt hatte, und ein Jeder seinen Interessen wieder Gehör schenkte, die Einen die erhaltenen Concessionen möglichst auszudehnen, die Andern sie beschränkt zu sehen wünschten. Die Discussion nahm an Heftigkeit zu, und ein zu spät hinterher kommender übel verstandener Widerstand ließ bald jede Erkenntlichkeit für die gebotenen Opfer schwinden.

Man war zwar über die Aufhebung der Feudalrechte übereingekommen, aber es waren dabei diejenigen Rechte, welche gänzlich aufgehoben werden sollten, von denen zu unterscheiden, welche der Ablösung unterworfen blieben. Als einst die Eroberer, als die ersten Ahnherrn des spätern Adels, sich des Landes bemächtigt hatten, legten sie den Bewohnern Frohnen und dem Boden Zinsen auf. Einen Theil des Bodens hatten sie stets für sich zurückbehalten, und ihn nur erst später gegen darauf gelegten Erbzins ihren Bauern zur Bebauung überlassen. Durch verjährten Besitz und fortwährende Vererbung, Beides Rechtstitel welche das Eigenthumsrecht constatirten, waren auch alle den Personen und dem Grundbesitz auferlegte Lasten Eigenthumsrechte geworden. Die constituirende Versammlung sah sich daher genöthigt, unmittelbar das Eigenthumsrecht selbst anzutasten. In dieser Lage hatte sie denn auch nicht sowohl die Rechtstitel von deren Erwerbung, als vielmehr deren größere oder geringere Nachtheile und Beschwerden für die Gesellschaft in's Auge zu fassen. Sie hob daher zuerst die persönlichen Frohnen, und da mehrere derselben in Zinsen verwandelt worden waren, diese

Zinspflichtigkeit auf. Von den Bodenzinsen unterdrückte sie die, welche augenscheinlich noch Ueberbleibsel der Leibeigenschaft waren, wie z. B. die Gefälle bei Gutsvererbungen, und erklärte alle eisernen Renten, gegen welche einst der Adel den Gutshörigen einen Theil des Bodens überlassen hatte, für ablösbar. Nichts ist daher thörigter, als die constituirende Versammlung der Verletzung des Eigenthums anzuklagen weil Alles zu solchem geworden war, und es kann nicht anders als befremden, daß der Adel, nachdem er so lange Zeit allen Rechtsgrundsätzen Hohn gesprochen und von Andern Steuern fordernd sich selbst denselben entzogen hatte, plötzlich zum ritterlichen Vertheidiger jener Rechtsgrundsätze wurde, als es sich um seine Vorrechte handelte. Die Patrimonialgerichtsbarkeit hieß ebenfalls Eigenthum, weil sie seit Jahrhunderten vererbt worden war, aber die Versammlung ließ sich durch diesen Namen nicht schrecken, und hob sie mit der einzigen Beschränkung auf, sie so lange noch in Wirksamkeit zu lassen, bis sie durch eine andere Justizeinrichtung ersetzt sei.

Die ausschlüßliche Jagdberechtigung wurde nicht minder ein Gegenstand heftigen Streites. Trotz des nichtigen Einwurfes daß, bei allgemeiner Freigebung der Jagd bald die ganze Bevölkerung unter den Waffen stehen würde, wurde sie einem Jeden auf seinem eigenen Grund und Boden überlassen. Aus ähnlichen Vorwänden suchte man das Privilegium der Taubenhäuser aufrecht zu erhalten. Die Versammlung aber entschied, daß ein Jeder deren halten könnte, daß aber zur Zeit der Ernte die Feldtauben gleich dem gewöhnlichen Wild, auf dem Gebiete auf welchem sie betroffen würden, getödtet werden könnten. Alle hohen Jagdämter wurden ebenfalls, jedoch mit der Clausel aufgehoben, daß für das persönliche Vergnügen des Königs durch Mittel gesorgt werden solle, welche mit der Freiheit und dem Eigenthumsrechte vereinbar wären. Ein Gegenstand führte wegen der hier einschlagenden noch weit wichtigeren Fragen, von denen er nur das Vorspiel war, und wegen der Interessen die er bedrohte, vor Allen zu heftigen Debatten: es war dis die Frage über den Zehnten. In der Nacht vom 4. August hatte die Versammlung den Zehnten für ablösbar erklärt; bei der Redaction des darüber abzufassenden Ge-

setzes wollte sie denselben ohne Ablösung unter Hinzufügung des Vorbehalts aufheben, daß von Staatswegen für den Unterhalt der Geistlichkeit gesorgt werden solle. Ohne Zweifel war dis ein Fehler in der Form, weil man damit auf einen bereits gefaßten Beschluß wieder zurück kam, allein Garat begegnete diesem Einwurfe, indem er anführte, daß jener Vorbehalt eine wahrhafte Ablösung, nur mit dem Unterschiede sey, daß statt des Steuerpflichtigen der Staat selbst den Zehnten ablöse, indem er auf sich die Verpflichtung nehme für die Bedürfnisse des Clerus zu sorgen. Der Abbé Sieyes, welchen man voll Befremden mit unter den Vertheidigern des Zehnten erblickte, und eben für keinen ganz uneigennützigen Fürsprecher dieser Abgabe hielt, räumte zwar ein, daß der Staat damit in der That den Zehnten ablöse, behauptete aber daß er dabei einen Raub an der Gesammtheit der Nation begehe, indem man ihr im Allgemeinen als öffentliche Schuld aufbürde, was blos die Grundbesitzer zu tragen hätten. Dieser Einwurf, mit tief einschneidenden Worten vertheidigt, wurde von dem so herben und seit der Zeit so oft wiederholten Zuruf begleitet: „Sie wollen frei sein, und wissen nicht gerecht zu sein!" Obgleich Sieyes eine Widerlegung seines Einwurfs nicht für möglich hielt, so lag solche doch auf der Hand. Die Verpflichtung für den öffentlichen Gottesdienst zu sorgen haben alle Staatsbürger mit einander gemein; warum sollte der Grundbesitzer vorzugsweise und nicht vielmehr die Gesammtmasse der Steuerpflichtigen sie zu tragen haben? Die Entscheidung hierüber kommt allein dem Staate zu. Er beraubt Niemand, wenn er die Steuern auf die passendste Weise umlegt. Der Zehnte drückte die kleinen Grundbesitzer und hemmte den Ackerbau, der Staat durfte daher mit vollem Rechte diese Steuer durch eine andere ersetzen, was auch Mirabeau bis zur höchsten Evidenz auseinandersetzte. Der Clerus, welcher lieber den Zehnten beibehalten wissen wollte, weil er voraussah, daß das ihm vom Staate auszusetzende Einkommen sich nur auf seine wirklichen Bedürfnisse beschränken werde, behauptete durch unvordenkliche Verwilligungen Eigenthümer des Zehnten geworden zu sein, und machte von Neuem den so oft wiederholten Grund von der Länge des Besitzes geltend, welcher nichts beweis't, da diesem Rechtstitel zufolge Alles, selbst die Tyrannei, durch den bloßen Besitz rechtmäßig würde. Man antwortete ihm, daß der Zehnte nichts

als bloße Nutznießung sei, daß er nicht vererbt werden könne und sonach den Grundcharacter des Eigenthums entbehre, und daß er augenscheinlich nur eine zu Gunsten der Geistlichkeit eingeführte Steuer sei, welche mit einer andern zu vertauschen, dem Staate unbezweifelt das Recht zustehe. Der Stolz der Geistlichkeit lehnte sich aber gegen den Gedanken auf, eine Besoldung anzunehmen und sie beklagte sich mit vieler Heftigkeit; aber Mirabeau, der die Blitze der Vernunftgründe und der Ironie im entscheidenden Augenblicke trefflich zu schleudern verstand, entgegnete den Widerstrebenden: „er kenne nur drei Mittel in der Gesellschaft fortzukommen: als Dieb, oder Bettler, oder Besoldeter," und der Clerus erkannte endlich, daß es an der Zeit sei, das freiwillig aufzugeben, was sich nicht mehr vertheidigen ließ. Die Landgeistlichen namentlich, welche bald einsahen, daß sie von dem in der Versammlung herrschenden Rechtsgefühl Alles zu gewinnen hatten, und daß es mehr auf den schwelgerischen Ueberfluß der Prälaten abgesehen sei, standen zuerst von ihren Forderungen ab. Hierauf wurde die gänzliche Aufhebung des Zehnten mit dem Zusatze decretirt, daß der Staat den für den Cultus erforderlichen Aufwand übernehmen und daß bis dahin der Zehnte noch fort erhoben werde. Dieser letzte, von nothwendiger Rücksicht gebotene Vorbehalt hatte indeß bereits alle Bedeutung verloren. Das Volk wollte ihn nicht mehr geben, es hatte schon vor Erlassung jenes Decrets sich dessen geweigert, und als die Nationalversammlung das Lehnwesen aufhob, existirte es factisch schon nicht mehr. Den 13. August wurden sämmtliche Beschlüsse dem Monarchen vorgelegt, welcher den Titel eines Wiederherstellers der französischen Freiheit annahm und dem deshalb veranstalteten Te Deum beiwohnte, wobei der Präsident der Nationalversammlung sich ihm zur Rechten befand und sämmtliche Deputirten ihn umstanden.

So wurde die wichtigste Reform der Revolution vollbracht, indem die Versammlung dabei eben so viel Kraft als Besonnenheit entwickelt hatte. Unglücklicher Weise weiß aber das Volk niemals mit Mäßigung in die Ausübung seiner Rechte wieder einzutreten. Grausamkeiten und die empörendsten Gewaltthätigkeiten wurden im ganzen Königreiche verübt, fortwährend steckte man Schlösser in Brand, und die Fluren waren von Zügen

überschwemmt, welche mit unersättlicher Gier von dem ihnen so neuen Rechte Gebrauch machten. Sie verbreiteten sich über Reviere, welche seither ausschließlich den Jagdfreuden ihrer Unterdrücker vorbehalten gewesen, und richteten darin die furchtbarsten Verwüstungen an. Jede Usurpation unterliegt zuletzt einem traurigen Rückfall, und wer nur immer sich solche Anmaßung gestattet, vergesse doch nicht, daß einst seine Nachkommen mindest seine Schuld zu büßen haben.

Die Ereignisse drängten sich fortan mit wachsender Schnelle. Seit dem 7. August waren die Minister aufs Neue wieder vor der Versammlung erschienen, um ihr über den Zustand des Königreichs Bericht abzustatten. Der Siegelbewahrer hatte die vorgefallenen schreckenerregenden Unordnungen, Necker, den traurigen Zustand der Finanzen offen dargelegt. Die Versammlung nahm diese zwiefache Trauerbotschaft mit Schmerz, aber ohne Entmuthigung entgegen. Den 10. erließ sie ein Decret über die öffentliche Ruhe, durch welches den Munizipalitäten aufgegeben wurde, durch sofortige Zerstreuung aller aufrührerischen Zusammenrottungen für die öffentliche Ruhe zu wachen. Jeder gewöhnliche Ruhestörer sollte den Gerichtsbehörden überliefert, diejenigen aber, welche lügenhafte Schreckensnachrichten verbreitet, oder sich falscher Ordres bedient, oder sonst zu Gewaltthätigkeiten aufgereizt hätten, eingezogen und die Acten an die Nationalversammlung eingesendet werden, um solchergestalt den Unruhen auf den Grund zu kommen. Die Nationalmiliz und die regulairen Truppen sollten zur Verfügung der Munizipalität gestellt werden und der Nation, dem Könige, nnd dem Gesetze Treue schwören. Es ist dis derselbe Eid, der seitdem der Bürgereid genannt wird.

Neckers Bericht über die Finanzen war höchst beunruhigend. Eben das Bedürfniß neuer finanzieller Hilfsquellen hatte die Regierung genöthigt, bei einer Nationalversammlung Hülfe zu suchen; diese war sofort nach ihrer Zusammenberufung mit der Staatsgewalt in Streit gerathen, und nur auf das dringende Bedürfniß bedacht, verfassungsmäßige Garantien zu erhalten, hatte sie es verabsäumt die Staatseinkünfte zu sichern. Auf Necker allein lastete die ganze Finanzverwaltung. Wäh-

rend Bailly mit der Sorge für Herzuschaffung der Lebensmittel in die Hauptstadt fortwährend den ängstlichsten Verlegenheiten preisgegeben war, wurde Necker von weniger für den Augenblick dringlichen, aber weit ausgedehnteren Ansprüchen gequält, und strengte, versunken in mühselige Rechnungen und von tausend Kümmernissen gefoltert, alle seine Kräfte an der öffentlichen Noth abzuhelfen, übersah aber lediglich mit seinen Finanzfragen beschäftigt, dabei ganz, daß die National-Versammlung sich nur der Erörterung politischer Fragen hingab. Necker und die National-Versammlung, Beide gänzlich von ihrem Gegenstande eingenommen, hatten für nichts Anderes Auge und Ohr. Man darf jedoch hierbei nicht vergessen, daß wenn Neckers Besorgnisse in der gegenwärtigen Noth ihre Rechtfertigung fanden, die Zuversicht der Versammlung durch die höhere Richtung ihrer Blicke in eine ferne Zeit verzeihlich wurde. Diese Versammlung, die Frankreich und seine Zukunft umfaßte konnte sich dem Wahne nicht hingeben, daß dis schöne Land, zwar für den Augenblick tief verschuldet, für immer in Dürftigkeit versinken sollte.

Necker fand bei seinem Eintritt in das Ministerium im August 1788, nicht mehr als 400 Millionen Franks im Schatze vor. Er hatte mit vieler Mühe dem augenblicklichen Nothstande abgeholfen, seit der Zeit aber hatten die Verhältnisse die Bedürfnisse gesteigert und die Hilfsquellen verringert. Man hatte Getreide aufkaufen, es unter dem Preise wieder losschlagen, bedeutende Almosen austheilen und öffentliche Arbeiten zur Beschäftigung der Arbeiter unternehmen müssen. Zu diesem letzten Zwecke allein waren täglich aus dem Schatze zwölftausend Franken verabreicht worden. Zu gleicher Zeit hatten sich die Ausgaben gemehrt und die Einnahmen vermindert. Die Herabsetzung des Salzpreises, die Verzögerung der Gehaltszahlungen, und die hier und da ganz unumwundene Weigerung die Steuern zu entrichten, die bewaffneten Schleichhändlerbanden, die Zerstörung der Barrièren, die Vernichtung der Einnahmejournale und Ermordung der Zollbeamten Alles das hatte dazu beigetragen, einen Theil der Einkünfte ganz versiegen zu lassen. In Folge dessen verlangte Necker eine Anleihe von

30 Millionen. Der erste Eindruck welchen sein Bericht machte war so groß, daß man anfangs durch bloße Acclamation für die Anleihe stimmen wollte, aber dieses erste Feuer legte sich schnell. Man zeigte bald offenbaren Widerwillen gegen jede neue Anleihe, und verwickelte sich zugleich in Widersprüche mit sich selbst, indem man sich dabei wiederum auf die Vollmachten berief, welche jede neue Steuerbewilligung vor Gewährung einer Constitution untersagten, obschon man diese Vollmachten bereits für unverbindlich erkannt hatte, ja man ging so weit, schon jetzt die Berechnung der seit den letzten Jahren eingegangenen Summen zu verlangen, gleich als traue man dem Minister nicht mehr. Inzwischen gebot denn doch die unausweichliche Nothwendigkeit die Staatsbedürfnisse zu decken, endlich die Bewilligung einer Anleihe; aber man änderte dabei den Plan des Ministers ab und reducirte die Zinsen auf vier und ein halb Procent, in der trügerischen Hoffnung auf einen Patriotismus, der zwar wohl in der Nation sich regte, keineswegs aber von Staatsgläubigern von Profession zu erwarten stand, die doch meist allein auf dergleichen Finanzspeculationen eingehen. Dieser erste Fehler war einer von denen, welche die Ständeversammlungen gewöhnlich zu begehen pflegen, wenn sie den mit genauer Sachkenntniß von einem Minister entworfenen Plan, der die Ansichten von vielen hundert Speculanten dabei im Auge haben muß, nach eignem willkührlichen Ermessen abändern wollen und es war dabei leicht zu bemerken, wie der Geist der Nation allmählig anfing, sich nicht mehr in die zaghaften Besorgnisse des Ministers zu fügen.

Nachdem diese für die öffentliche Ruhe und den Staatshaushalt unerlaßlichen Sorgen beigelegt waren, zog man aufs Neue die Erklärung der Menschenrechte in Berathung. Die erste Anregung hierzu war von Lafayette ausgegangen, der sie seinerseits wieder den Amerikanern entlehnt hatte. Die Verhandlungen hierüber, zuerst durch die Revolution vom 14. Juli unterbrochen, sodann am 1. August wieder aufgenommen und durch die Discussionen über Aufhebung des Feudalsystems von Neuem vertagt, wurden wiederum fortgesetzt und endlich am 12. August definitiv erledigt. Diese Idee hatte etwas Impo-

santes, das auch die Versammlung electrisirte. Der hochstrebende Aufflug, welchen die Geister genommen, machte sie allen großartigen Ideen geneigt, und diesem Geistesflug verdankte sie denn auch ihr Vertrauen, ihren Muth sammt allen ihren guten und nachtheiligen Beschlüssen. So wurde denn auch diese Idee mit Feuereifer ergriffen, um sie sofort zur Ausführung zu bringen. Hätte es sich nur darum gehandelt, einige, von der unumschränkten Gewalt, deren Joch man so eben abgeworfen, zur Ungebühr verläugneten Rechtsgrundsätze, wie die Steuerbewilligung, freie Religionsausübung, Preßfreiheit, ministerielle Verantwortlichkeit geltend zu machen, so würde dis weit weniger Schwierigkeiten gehabt haben. — Amerika und England hatten mit ihrem Beispiel dabei vorangeleuchtet, und Frankreich durfte nur noch in wenigen klaren und bestimmten Sätzen seine neuen Verwaltungsgrundsätze feststellen; aber dieses Frankreich, welches mit der Vergangenheit gänzlich gebrochen hatte und zu dem Naturzustande zurückzukehren gedachte, mußte darauf denken, eine vollständige Erklärung aller Rechte des Menschen und des Bürgers zu erlassen. Man sprach gleich anfangs über die Nothwendigkeit und das Gefährliche einer solchen Erklärung und discutirte unnützerweise und viel zu viel über diesen Gegenstand, da eine solche dem Volksverstande unzugängliche, aus Formeln zusammengesetzte Erklärung an sich weder sonderlichen Nutzen noch Schaden bringen konnte, weil sie nur für eine kleine Zahl philosophischer Geister, welche in der Regel allen Volksaufständen fremd bleiben, von einigem Interesse war. Endlich entschied man sich doch dahin, daß sie erlassen und an die Spitze der Constitutionsacte gestellt werden sollte. Aber sie wollte auch besonders gefaßt sein, und darin eben lag die größte Schwierigkeit. Was ist ein Recht? Alles, was dem Menschen gebührt. Aber auch alles Gute, was man den Menschen nur immer erzeugen kann, gebührt ihnen; jede vernünftige Regierungsmaßregel wird somit zum Rechte. In der That enthielten auch alle vorgeschlagenen Entwürfe mehr die Definition des Gesetzes, die Modalität seiner Abfassung, das Princip der Souverainität und dergleichen mehr, und man wandte mit Recht dagegen ein, daß dis keine Rechte, sondern nur all-

gemeine Maximen seien; indeß es kam jetzt nun einmal darauf an, sich über diese Maximen öffentlich auszusprechen. Mirabeau rief endlich ungeduldig; „Lassen wir das Wort „Recht" ganz aus dem Spiele und sagen kurz: In dem Interesse Aller, wird hiemit erklärt ....." Nichts desto weniger zog man den vollklingenderen Titel: „Erklärung der Rechte" vor, unter welchem letzteren, Maximen, Principien, Definitionen, kurz Alles unter einander wirrte. Aus diesem bunten Gemisch bildete man die berühmte Declaration, welche an der Spitze der Constitution von 91 steht. Genauer betrachtet hatte dis keinen andern Nachtheil, als daß einige Sitzungen an einen philosophischen Gemeinplatz verschwendet wurden. Aber wer vermag die Geister zu tadeln, wenn sie sich von ihrem Gegenstande berauschen lassen? Und wer hat das Recht, verächtlich auf die unvermeidliche Befangenheit der Gemüther in den ersten Augenblicken des Enthusiasmus herabzusehen?

Es war endlich an der Zeit, zu den Arbeiten des Constitutionsentwurfs selbst zu schreiten. Allgemein war man der Präliminarverhandlungen über diesen Gegenstand müde, und schon discutirte man außerhalb der Versammlung die Fundamentalfragen. Die engkische Constitution war das Vorbild, welches sich hierbei wie von selbst den helleren Geistern aufdrängte, weil sie zugleich die Vergleichsacte bildet, welche in England in Folge der zwischen dem König, der Aristokratie und dem Volke statt gehabten Zwiste zu Stande gekommen ist. Diese Constitution besteht ihrem eigentlichen Wesen nach aus zwei Kammern und dem königlichen Sanctionsrechte. Die Geister aber verlangten in ihrem ersten Aufschwunge nur nach den einfachsten Ideen; ein Volk, welches seinen Willen ausspricht und ein König, welcher ihn in Ausführung bringt, erschienen daher auch jetzt als die einzige legitime Verwaltungsform. Der Aristokratie durch eine eigne hohe Kammer einen gleichen gesetzgebenden Antheil, wie ihn die Nation besaß, und dem Könige in der Sanction der Gesetze das Recht zu gewähren, dem Nationalwillen entgegen zu treten, erschien ihnen thörigt. „Die Nation beschließt, der König vollstreckt": von diesen einfachen Elementen entfernten sich die Geister nicht und sie

wähnten noch, die Monarchie zu wollen, weil sie sich noch einen König als Vollstrecker des Nationalwillens dachten. Die wahre Monarchie, wie sie sich selbst in den Staaten findet, welche man als frei annimmt, ist die Herrschaft eines Einzigen, welcher durch die Mitwirkung der Nation Grenzen gesetzt sind. Der Wille des Fürsten thut dort in der That beinahe Alles und der der Nation ist nur auf die Verhinderung des Bösen beschränkt, sei es durch Verweigerung der Steuern, oder durch die ihr zum dritten Theile gebührende Mitwirkung bei der Gesetzgebung. Aber von dem Augenblicke an, wo die Nation verfügen kann, was und wie sie will, ohne daß der König sein Veto dem entgegen setzen darf, ist der König nichts mehr als eine Magistratsperson, und man hat eine Republik mit Einem Consul statt mehrerer. Polens Verfassung wurde, obgleich ein König an der Spitze stand, nie Monarchie, sondern stets eine Republik genannt; auch in Lacedämon gab es einen solchen König.

Die Monarchie im reinen Sinne des Wortes bedarf daher großer Zugeständnisse von Seiten des Volksgeistes; aber, nachdem dieser so lange Zeit gar nichts gegolten, konnte er im ersten Enthusiasmus unmöglich hierzu geneigt sein. So hatte man die Republik schon im Sinne, ehe man es noch auszusprechen wagte, und man war Republikaner ohne es selbst zu wissen.

Man drückte sich auch keineswegs in den Berathungen mit der nöthigen Klarheit dabei aus, und trotz des Genies und des seltenen Wissens das sich in der Versammlung vorfand, ward diese Frage doch falsch behandelt und wenig verstanden. Die Anhänger der englischen Constitution, Necker, Mounier, Lally, erkannten das Wesen der const. Monarchie nicht, und hätten sie es auch erkannt, so würden sie doch nicht gewagt haben, der Versammlung unumwunden zu erklären, daß der Wille der Nation nicht allmächtig sein dürfe, und daß er weniger thätig eingreifend sondern nur hemmend sein müsse. Sie wiederholten nur unaufhörlich: der König müsse den Ausschreitungen einer Stände-Versammlung Einhalt thun können, und um das Gesetz willig und zweckgemäß in Ausführung zu bringen, Selbst zu seiner Abfas-

sung mitgewirkt haben, und endlich müsse auch zwischen der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt Uebereinstimmung herrschen. Diese Gründe waren sämmtlich schlecht gewählt und höchst unhaltbar. Es war in der That eine Thorheit, nachdem man einmal eine Nationalsouverainität anerkannt, ihr den einzigen Willen des Königs entgegensetzen zu wollen.*)

Besser vertheidigten sie das Zweikammersystem, weil sich in der That selbst in einer Republik höhere Klassen finden, welche sich durch Vertheidigung der alten Institutionen gegen die neuen dem allzureißenden Vorwärtsschreiten des aufstrebenden Volkes entgegenstellen sollen. Aber diese hohe Kammer, welche noch unentbehrlicher als die königliche Prärogative erschien, weil es kein Beispiel einer Republik ohne Senat giebt, wurde mit noch weit größerer Heftigkeit als das königliche Bestätigungsrecht zurückgewiesen, weil man noch erbitterter gegen die Aristokratie als gegen das Königthum selbst war. Die Einführung einer hohen Kammer ward schlechthin unmöglich, weil Niemand sie wollte; ihr widersetzte sich der niedere Adel, weil er darin keine Plätze für sich fand, ihr strebten die Alles auf's Spiel setzenden Privilegirten entgegen, weil sie das Schlimmste in allen Dingen herbeigeführt wünschten; gegen sie erklärte sich endlich die Volkspartei, weil sie die Aristokratie nicht eine Stellung einnehmen lassen wollte, von wo aus sie den Nationalwillen beherrschen konnte. Mounier, Lally und Necker waren beinahe die Einzigen, welche eine erste Kammer wünschten. Sieyes, durch die eigne Abgeschlossenheit seines Geistes oft zu Irrthümern verleitet, mochte weder von zwei Kammern noch von der königlichen Sanction etwas wissen. Er betrachtete die Gesellschaft als eine Einheit, und nach ihm hatte die Masse ohne Unterschied von Ständen zu beschließen, der König aber als die einzige Magistratsperson zu vollziehen. Daher behauptete er in voller Ueberzeugung, daß Monarchie und Republik ein und dasselbe seien, weil nach ihm der Unterschied nur in der Zahl der mit Vollstreckung der Gesetze beauftragten Magistratspersonen bestand. Das Hervorstechende im Geiste Sieyes's war

*) Siehe Note 5. am Ende des Bandes.

die Verkettung, das heißt, die strenge folgerechte Verbindung seiner eigenthümlichen Ideen. Er verstand nur sich selbst, aber weder die Natur der Dinge nach fremde von seinen Ansichten abweichende Geister. Er beherrschte sie zwar durch die Gewalt seiner starren, fest abgeschlossenen Theorie, aber überzeugte sie nur selten; so mußte er, da er weder sein System zerstückeln lassen wollte, noch dessen gänzliche Annahme durchzusetzen vermochte, gar bald verdrüßlich werden. Mirabeau, ein klarer, Alles schnell auffassender und gewandter Kopf, stand in seiner Kenntniß der Staatswissenschaft weit über der Versammlung; auch er verwarf daher das Zweikammersystem nicht sowohl aus Ueberzeugung, als im richtigen Gefühl daß dessen Einführung gegenwärtig unmöglich sei, vielleicht auch aus Haß gegen die Aristokratie. Er vertheidigte dagegen die königliche Prärogative der Sanction der Gesetze aus Hinneigung zur Monarchie, wie er solche schon bei Eröffnung der Generalstaaten durch die Aeußerung an den Tag gelegt hatte, daß er ohne diese Sanction der Gesetze lieber in Constantinopel als in Paris leben wolle. Barnave, Düport und Lameth konnten mit Mirabeau hierin nicht einerlei Meinung sein; sie mochten eben so wenig von einer ersten Kammer, als von der königlichen Sanction etwas hören; aber minder hartnäckig als Sieyes, zeigten sie sich einer Modifizirung ihrer Meinung geneigt, indem sie dem Könige und der hohen Kammer ein bloßes suspensives Veto, das heißt das Recht beigelegt wissen wollten, sich eine Zeit lang dem Nationalwillen, wie er sich in der zweiten Kammer ausgesprochen, zu widersetzen.

Die ersten Berathungen begannen den 28. und 29. August. Die Partei Barnave wollte mit Mounier unterhandeln, der als der Hartnäckigste an der Spitze der Partei stand, welche für die englische Constitution war. Der Unbeugsamste mußte zunächst gewonnen werden, daher wandte man sich vor Allen an ihn. Mehrere Conferenzen hatten deshalb Statt gefunden. Als man aber die Unmöglichkeit erkannte, ihn von einer Meinung abzubringen, die ihm zur geistigen Gewohnheit geworden, willigte man endlich in diese ihm so am Herzen liegenden englischen Formen, jedoch nur unter der Bedingung, daß, indem man der Volkskammer eine Kammer der Pairs und einen König entgegensetze, Beiden ein suspensives Veto zukomme, und daß überdis der

König die Kammer nicht auflösen dürfe. Mouniers Antwort war vollkommen die eines von der Richtigkeit seiner Meinung überzeugten Mannes; er sagte, daß die Wahrheit nicht sein Eigenthum sei, von dem er einen Theil opfern könne, um den andern zu retten. So gab er beide Institutionen Preis, indem er sie keiner Einschränkung unterwerfen wollte; und wäre dem wirklich so, daß die Constitution von 91. durch Beseitigung einer ersten Kammer den Umsturz des Throns verschuldet hat, was aber, wie wir noch sehen werden keineswegs der Fall war, so würden Mounier deshalb große Vorwürfe treffen. Dieser Deputirte war nicht leidenschaftlich aber hartnäckig; sein System lag in ihm so fertig wie bei Sieyes, und er setzte lieber Alles aufs Spiel, als daß er nur irgend von seiner Ueberzeugung gewichen wäre. Voll Verdruß brach man die Unterhaltung ab, drohte Mounier mit Paris und der öffentlichen Meinung, und schickte sich an den Einfluß geltend zu machen, womit man ihn bedroht hatte *).

Diese Fragen spalteten das Volk eben so wohl wie die Repräsentanten, das, ohne dieselben zu verstehen, dafür und dawider Partei nahm. Man hatte sie alle unter dem kurzen und schnell fertigen Worte Veto zusammengefaßt. Man wollte das Veto oder wollte es nicht, und dis hieß eben so viel: man wolle die Tyrannei oder sei gegen dieselbe. Das gemeine Volk, welches auch nicht einmal dis verstand, nahm endlich gar das Veto für eine Steuer welche man aufheben müsse, oder für einen Feind welcher den Strang verdiene, und wollte ihn daher an einen Laternenpfahl aufhängen**).

Das Palais Royal vorzüglich war in der größten Gährung. Dort kamen die Heftigsten zusammen, welche selbst die in den Districten vorgeschriebenen formellen Gesetze noch zu lästig fanden und auf die Stühle stiegen, das Wort nahmen ohne zuvorderst darum zu bitten, und bald ausgepfiffen, bald von einer unermeßlichen Volksmenge im Triumph einhergetragen wurden,

*) Siehe Note 6. am Ende des Bandes.

**) Zwei Landbewohner sprachen vom Veto. — „Weißt Du, was das Veto für ein Ding ist?“ fragte der Eine. — Nein. — Nun siehst Du, Du hast Deinen Napf voll Suppe; wenn nun der König sagt: gieß' Deine Suppe weg! so mußt Du sie wegschütten!“

welche die gehörten Vorschläge alsbald in Ausführung bringen wollte. Der schon früher genannte Camille Desmoulins, zeichnete sich hierbei durch die Begeisterung, Originalität und den Cynismus seines Geistes ganz besonders aus, und ohne gerade grausam zu sein, verleitete er doch sehr oft zu solchen. Nächst ihm sah man noch hier einen alten Marquis, Namens Saint-Hurugue, welcher, lange Zeit wegen Familienzwiste in der Bastille gefangen gehalten, gegen die Regierung bis zum Wahnsinn erbittert war. Mit jedem Tage wiederholten sie hier die Aufforderung: man müsse nach Versailles gehn und den König so wie die Versammlung wegen der Saumseligkeit, womit sie das Wohl des Volkes verzögerten, zur Rechenschaft ziehen. Lafayette hatte die größte Noth, sie durch immerwährende Patrouillen in Zaum zu halten. Schon beschuldigte man die Nationalgarde, daß sie aristokratisch gesinnt sei. „Im Ceramicus zu Athen, sagte Desmoulins, gab es keine Patrouillen!" Sogar der Name Cromwell wurde neben dem von Lafayette genannt. Eines Tags, es war an einem Sonntag den 30. August, ward im Palais Royal eine Motion besondern Inhalts gestellt; man klagt Mounier förmlich an, spricht davon, daß Mirabeau in Lebensgefahr sei und schlägt vor nach Versailles zu gehen, um das bedrohte Leben des Letztern zu wahren. Unterdessen vertheidigte Mirabeau die Sanction, ohne jedoch aus seiner Rolle als Volkstribun zu fallen, und ohne darum weniger als solcher in den Augen des Volkes zu erscheinen. Saint-Hurugue begiebt sich an der Spitze mehrer Exaltirten auf die Straße nach Versailles, um, wie sie sagten, die Nationalversammlung zu veranlassen, ihre unredlichen Mitglieder auszuweisen und andere an ihre Stelle zu ernennen, den König aber und den Dauphin zu bitten, sich nach Paris in die Mitte des Volks in Sicherheit zu begeben. Lafayette eilt herbei, hält sie an und bewegt sie zur Rückkehr. Den darauf folgenden Tag, Montags den 31., kamen sie aber auf's Neue zusammen, und erließen eine Adresse an die Gemeine, worin sie die Zusammenberufung der Bezirke verlangen, um das Veto zu mißbilligen, und die Deputirten, welche es aufrecht zu erhalten suchen, zurückzurufen und andere an ihre Stelle zu erwählen. Die Gemeine weis't sie zweimal mit der entschiedensten Festigkeit zurück. Unterdessen herrschte die größte Aufregung in der National-

Versammlung. Die Mißvergnügten hatten an die bedeutendsten Deputirten Briefe voll Drohungen und Schmähungen erlassen, einer derselben war mit dem Namen Saint-Hurugue unterzeichnet. Montags den 31. zeigte Bailly bei Eröffnung der Sitzung an, daß er einen Deputirten des Palais-Royal empfangen, welcher ihn aufgefordert, sich von den schlechten Bürgern welche das Veto vertheidigten, zu trennen und dabei zugleich bemerkt habe, daß eine Armee von 20,000 Mann marschfertig sei. Auch Mounier las seinerseits Briefe vor die er empfangen, und schlug vor die geheimen Urheber dieser Machinationen festzunehmen und drängte die Versammlung, dem Denuncianten einen Preis von 500,000 Franken auszusetzen. Eine tumultuarische Aufregung war die Folge dieses Vorschlages. Düport behauptete, es sei gegen die Würde der Versammlung, sich mit solchen Einzelnheiten zu befassen. Mirabeau theilte gleicherweise Briefe mit, welche an ihn geschrieben worden waren, und worin er von den Feinden des öffentlichen Wohls nicht viel besser als Mounier behandelt wurde. Die Versammlung ging zur Tagesordnung über, und Saint-Hurugue, welcher den einen der mitgetheilten Briefe unterzeichnet hatte, wurde auf Befehl der Commun eingesperrt.

Man berieth jetzt auf einmal die drei Fragen: über die Permanenz der Versammlungen, über das Zweikammersystem und das Veto. Die Permanenz wurde beinahe einstimmig angenommen. Man hatte zu sehr unter der langen Unterbrechung der Nationalversammlung gelitten, um nicht ihre Permanenz zu beschließen. Hierauf ging man sogleich auf die große Frage der Einheit des gesetzgebenden Körpers über. Die Tribunen waren von einer zahlreichen und lärmenden Versammlung eingenommen, und viele Deputirte zogen sich zurück. Der Präsident, damals der Bischof von Langres, bemüht sich vergeblich, sie zurückzuhalten; sie entfernen sich in großer Anzahl. Von allen Seiten dringt man mit großem Geschrei auf Abstimmung. Noch einmal verlangt Lally das Wort: man verweigert es ihm und macht es dem Präsidenten zum Vorwurfe, ihn auf die Tribune gelassen zu haben; ein Mitglied erlaubt sich sogar zu fragen, ob er nicht müde sei, die Versammlung zu belästigen. Von diesen Worten beleidigt, verläßt der Prä-

sident seinen Stuhl, und die Berathung wird nochmals ausgesetzt. Den andern Tag am 10. September verliest man eine Adresse der Stadt Rennes, worin sie das Veto für unzulässig, und die dafür Stimmenden für Vaterlandsverräther erklärt. Mounier und seine Anhänger, höchlichst erbittert, schlagen vor, der Munizipalität einen tüchtigen Verweis zu geben. Mirabeau entgegnet, daß die Versammlung nicht beauftragt sei, den Munizipalbeamten guté Lehren zu geben, und daß man darüber zur Tagesordnung übergehn müsse. Die Zwei-Kammer-Frage wird endlich votirt und mitten unter lärmendem Freudengeschrei, die Einheit und Untheilbarkeit der Versammlung beschlossen. 499 Stimmen erklären sich für Eine Kammer, 89 für zwei, 122 Stimmen fehlten, da viele Deputirte sich aus Furcht zurückgezogen hatten.

Endlich kommt die Frage über das Veto an die Reihe. Man hatte einen vermittelnden Ausdruck, den des suspensiven Veto gefunden, welches das Gesetz nur auf einige Zeit, während einer oder mehrerer Legislaturen aufhalten können sollte. Man betrachtete dis wie eine Berufung an das Volk, weil der König, indem er sich an eine neue National-Versammlungen wendet und dieser bei fortwährendem Widerstande nachgiebt, in der That an die National-Autorität Recurs nimmt. Mounier und seine Anhänger widersetzten sich dem; sie hatten Recht nach dem Systeme der englischen Monarchie, wo der König die Nationalrepräsentanten befragt, aber nimmer ihnen gehorcht, aber sie hatten Unrecht in der Lage, in welcher sie sich jetzt befanden. Sie hätten, sagten sie, nur einem übereilten Entschlusse vorbeugen wollen. Nun aber brachte in der That das suspensive Veto dieselbe Wirkung wie das absolute hervor. Blieben die Repräsentanten dabei, so that sich hierdurch der Wille der Nation unzweideutig kund; legte man aber diesem die Souverainität bei, so war es thörigt, ihm auf so unbestimmte Weise widerstehn zu wollen.

Das Ministerium fühlte wohl, daß das suspensive Veto materiell von gleicher Wirkung mit dem absoluten sei; Necker rieth daher dem Könige, sich in den Vortheil eines freiwilligen Opfers zu setzen und in einem besondern Schreiben an die Ver-

sammlung das suspensive Veto zu verlangen. Das Gerücht hiervon verbreitete sich sehr bald und man kannte im Voraus schon Zweck und Geist dieser Schrift. Sie wurde den 11. September eingegeben, aber Jeder kannte schon ihren Inhalt. Jedenfalls sollte man glauben, Mounier habe, da er das Interesse des Thrones unterstützte, nichts anders als den Thron selbst im Auge gehabt; aber die Parteien haben sehr oft ein von denen, welchen sie dienen, verschiedenes Interesse. Mounier wies diese Vermittelung zurück und behauptete, man müsse, wenn der König auch freiwillig einer der Nation nützlichen Prärogative entsage, dieselbe ihm, seinem eignen Willen entgegen, um des öffentlichen Wohles willen bewahren. Die Rollen wechselten dismal und die Gegner des Königs unterstützten dabei seine Dazwischenkunft; aber alle ihre Mühe war umsonst und jenes Schreiben wurde mit Härte zurückgewiesen. Man begann aufs Neue sich über die Bedeutung des Wortes Sanction zu streiten und verhandelte die Frage, ob sie insbesondre bei Gewährung einer Verfassung erforderlich sei. Nachdem man es aber herausgehoben, daß die constituirende Gewalt über der constituirten stehe, wurde angenommen, daß die Sanction sich zwar auf gesetzgebende, aber keineswegs auf constitutive Handlungen erstrecke, welche letztere blos der Promulgation bedürften. Sechs hundert drei und siebzig Stimmen erklärten sich für das suspensive und dreihundert fünf und zwanzig für das absolute Veto. So wurden die Fundamentalartikel der neuen Constitution beschlossen, Mounier und Lally-Tolendal aber nahmen sofort ihre Entlassung als Mitglieder des Verfassungscomité.

Man hatte seither eine Masse von Decreten erlassen, ohne sie jemals der königl. Genehmigung zu unterlegen; die Artikel des 4. August aber beschloß man dem Könige zu überreichen. Es handelte sich hierbei nur um die Frage, ob, je nachdem man sie als legislativ oder als constitutiv betrachtete, für sie die königl. Genehmigung (Sanction) oder nur die bloße Veröffentlichung (Promulgation) gefordert werden solle. Maury und selbst Lally-Tolendal behaupteten unklugerweise, sie seien legislativ und verlangten daher für sie die Sanction, gleich als erwarteten sie von Seiten der königl. Gewalt irgend eine hemmende Maßregel dagegen.

Mirabeau jedoch, mit einem durchdringenden Blicke begabt, wandte damals ein, daß die Einen dieser Artikel das Feudalwesen aufhöben und daher unzweifelhaft constitutiver Art seien, die andern aber nichts als eine freie und edelmüthige Verzichtleistung des Adels und der Geistlichkeit enthielten, und wie ohne Zweifel weder Adel noch Geistlichkeit wünschen würden, daß der König ihre Opfer widerrufe. Chapelier fügte hinzu, daß man die Zustimmung des Königs gar nicht einmal als nothwendig vorauszusetzen brauche, da ja derselbe den Titel eines Wiederherstellers der französischen Freiheit angenommen und dem deshalb veranstalteten Te Deum beigewohnt habe. In Folge dessen ersuchte man den König um bloße Promulgation jener Gesetze. *)

Ein Mitglied brachte plötzlich die Erblichkeit der Krone und die Unverletzlichkeit der Person des Königs zur Berathung. Die Versammlung, welche in dem Könige noch immer aufrichtig die erste erbliche Magistratsperson erblickte, nahm beide Artikel durch bloße Acclamation an und schlug zugleich die Unverletzlichkeit des muthmaßlichen Thronerben vor; aber der Herzog von Mortemart bemerkte sogleich, daß schon manche Söhne die Entthronung ihrer Väter versucht hätten, und man sich der Mittel dem zu begegnen, nicht berauben dürfe. Aus diesem Grunde wurde die Proposition verworfen. Der Deputirte Arnoult schlug bei dem Artikel über die Erblichkeit im Mannsstamme und von Linie zu Linie vor, die im Utrechter Tractate ausgesprochene Entsagung der spanischen Linie zu bestätigen. Dem entgegnete man aber, daß eine Berathung hierüber unstatthaft sei, weil man sich dadurch einen treuen Alliirten entfremden würde, welcher Ansicht auch Mirabeau beitrat und demgemäß auch die Versammlung zur Tagesordnung überging. Auf einmal fiel es Mirabeau ein, um eine Erfahrung zu machen, die ihm aber sehr übel ausgelegt worden ist, dieselbe Frage zu deren Beseitigung er selbst eben beigetragen hatte, wieder zur Discussion zu bringen. Das Haus Orleans concurrirte für den Fall des Aussterbens der regierenden Linie mit dem spanischen Hause, und Mirabeau hatte die große Hast bemerkt, mit welcher man zur Tagesordnung übergegangen war. Dem Interesse des Herzogs gänzlich fremd, obschon mit ihm auf vertrautem

*) Diese Artikel wurden ihm den 20. September vorgelegt.

Fuße, wie er bis mit Jedermann zu sein wußte, wollte er nichts desto weniger über den Stand der Parteien dabei ins Klare kommen, und die Freunde und Feinde des Herzogs kennen lernen. Die Frage wegen der Regentschaft bot ihm hierzu erwünschte Gelegenheit; für den Fall einer eintretenden Minderjährigkeit nämlich durften die Brüder des Königs nicht zugleich die Vormünder ihres Neffen seien, weil ihnen als Erben des königlichen Mündels nur wenig an dessen Erhaltung liegen konnte. Die Regentschaft gehörte demnach den nächsten Verwandten, also entweder der Königin, oder dem Herzoge von Orleans oder dem spanischen Hause. Mirabeau schlug hierauf vor, die Regentschaft nur einem Franzosen von Geburt zu überlassen. „So weit ich die Localitäten in dieser Versammlung kennen gelernt — sagte er — und nach der Gegend zu urtheilen, von welcher aus der Ruf nach der Tagesordnung zuerst erscholl, handelt es sich hier um nichts Geringeres als um eine Fremd-Herrschaft, und der Vorschlag, die Berathung hierüber fallen zu lassen, dem Anscheine nach ein spanischer, ist vielleicht nur ein österreichischer.“ Ein lautes Geschrei erhebt sich bei diesen Worten; die Berathung beginnt aufs Neue mit der außerordentlichsten Heftigkeit, alle Gegner derselben verlangen nochmals die Tagesordnung. Vergebens wiederholte ihnen Mirabeau, daß sie dabei nur von dem einen Beweggrund, eine Fremdherrschaft in Frankreich einzuführen, geleitet werden könnten, sie blieben die Antwort darauf schuldig, weil sie in der That einen Fremden dem Herzog von Orleans vorzogen. Endlich nach zweitägiger Discussion, erklärte man von Neuem, daß kein Grund zur Erörterung dieser Frage vorliege. Mirabeau hatte aber erreicht was er wünschte, indem die Parteien in diesen Streite scharf hervortraten. Dieser Versuch verfehlte nicht gegen ihn als Anklagepunkt zu dienen, und von diesem Tage an galt er Vielen für einen Agenten der Partei Orleans. —

Noch ganz erhitzt von dieser Berathung, empfing die Versammlung die Antwort des Königs auf die Artikel vom 4. August. Der König billigte den Geist derselben, ertheilte aber einigen nur eine bedingte Zustimmung: in der Hoffnung daß sie bei ihrer Anwendung einiger Beschränkung unterworfen werden würden, und erneuerte bei den meisten dieselben Bedenken

welche schon in der Berathung geäußert, von der Versammlung aber zurückgewiesen worden waren. Mirabeau bestieg nochmals die Rednerbühne. „Wir haben, sprach er, die Obmacht der constituirenden Gewalt über die vollziehende keiner genauen Prüfung unterziehen mögen; wir haben gewissermaßen einen Schleier auf diese Fragen geworfen (wirklich hatte die Versammlung, ohne etwas Bestimmtes in dieser Beziehung zu beschließen, nur zu ihren Gunsten im Allgemeinen die Art und Weise bezeichnet, wornach sie zu beurtheilen seien); aber man macht uns jetzt unsere constituirende Gewalt streitig, und dis fordert unsere Erklärung. Handle man redlich und offen! Wir räumen das Schwierige der Vollziehung ein, aber wir wollen sie auch nicht übereilt wissen. Wir verlangen zwar die Abschaffung aller käuflichen Staatsämter, aber wir setzen auch zugleich für die Betheiligten die Rückzahlung und zwar hypothekarisch fest; wir erklären die Steuer, welche seither zur Besoldung der Geistlichkeit diente, für den Ackerbau nachtheilig, aber wir beschließen die fortwährende Erhebung des Zehnten bis zu dessen Ersatz; wir heben die Patrimonialgerichtsbarkeit auf, aber lassen sie so lange in Kraft, bis andere Gerichtsämter in ihre Stelle treten. Dasselbe gilt auch von den andern Artikeln; sie enthalten sämmtlich nur jene Principien, deren Unwiderruflichkeit durch Promulgation gesichert werden muß. Aber selbst angenommen, daß sie unhaltbar wären, so sind doch alle Geister zu sehr davon eingenommen, als daß man sie jetzt noch verweigern könnte. Lassen Sie uns unumwunden dem Könige wiederholen, was einst Philipps II. Hofnarr jenem so unumschränkten Fürsten zurief: „Was wolltest Du machen, Philipp, wenn alle Welt Ja sagte, wenn Du Nein sagst?“

Die Versammlung beauftragte auf's Neue ihren Präsidenten, sich zu dem Könige zu begeben und um die Promulgation zu bitten, und der König bewilligte sie. Ihrerseits dehnte die Versammlung bei der Berathung über die Dauer des suspensiven Veto, dieselbe auf zwei gesetzgebende Versammlungen aus; aber es war ein Fehler, daß sie dabei merken ließ, wie dis mehr eine Art von Entschädigung sei, die man Ludwig XVI.

für die Concessionen gewähre, die er der öffentlichen Meinung gebracht habe.

Inzwischen verfolgte die Nationalversammlung trotz aller Hindernisse, welche die Ungunst der Privilegirten und die fortwährenden Volksaufstände rings um sie her häuften, unverwandt ihr Ziel, aber neue Verlegenheiten traten hinzu und schon triumphirten ihre Feinde, denn sie hofften, daß sie gleicherweise wie der Hof selbst, durch die Zerrüttung der Finanzen gehemmt werden würde. Die erste Anleihe von dreißig Millionen war gar nicht zu Stande gekommen; eine zweite von achtzig Millionen, nach einem neuen Entwurfe Necker's beschlossen*), hatte eben so wenig Erfolg gehabt. — „Discutiren sie nur immer, sagte eines Tags Deguy d'Arcy, lassen Sie einen Termin nach dem andern verstreichen, zuletzt werden wir Alle nicht mehr sein!..... Ich habe Ihnen schreckliche Wahrheiten mitzutheilen!" — „Zur Ordnung! zur Ordnung!" rief man von der einen, „Nein, Nein, reden Sie!" von der andern Seite. — Ein Deputirter erhebt sich und wendet sich mit den Worten an Deguy: „Fahren Sie nur fort Schrecken und Bestürzung zu verbreiten! Was wird der Erfolg seyn? Wir geben einen Theil unseres Vermögens hin, und die Sache hat ein Ende." — Deguy fährt fort: „Die von Ihnen votirten Anleihen haben nichts eingebracht; es sind keine zehn Millionen mehr im Schatze!" — Bei diesen Worten umringt man ihn auf's Neue, man überhäuft ihn mit Vorwürfen und gebietet ihm Stillschweigen. Der Herzog von Aiguillon, Präsident des Comité's für die Finanzen, straft ihn Lügen indem er den Beweis führt, daß sich gegen zwei und zwanzig Millionen in den Staatskassen vorfinden müßten; zuletzt beschließt man, daß jeder Freitag und Sonnabend besonders der Berathung über die Finanzen gewidmet sein sollen.

Endlich tritt Necker ein. Angegriffen von immerwährenden Anstrengungen, erneut er die alten Klagen und wirft der Versammlung vor, nach fünf Monaten Arbeit noch nichts für die Finanzen gethan zu haben. Die beiden Anleihen wären nicht zu Stande gekommen, weil die Unruhen den Credit untergraben hätten; die Capitale verbärgen sich; und von dem Auslande seien bei den

*) Decret vom 27. August.

projectirten Anleihen gar keine Capitalien erschienen. Die Auswanderung und die Entfernung der Fremden mache das baare Geld immer seltner, und es fehle selbst zur Bestreitung der täglichen Bedürfnisse. Der König und die Königin hätten sich bereits genöthigt gesehen ihr Tafelgeschirr in die Münze zu schicken. Dem zu Folge verlangte Necker eine Auflage vom vierten Theile des Einkommens, mit der Versicherung, daß ihm hiermit Alles hinreichend gedeckt scheine. Ein Comité verwandte einen ganzen Tag auf die Prüfung dieses Planes und gab ihm seine volle Zustimmung. Mirabeau selbst, bekanntlich ein Feind des Ministers, nimmt zuerst das Wort, um die Versammlung zur sofortigen Annahme dieses Vorschlags ohne weitere Diskussion zu bewegen. „Da die Versammlung, sagt er, nicht die Zeit hat, ihn vollständig zu prüfen, so kann sie auch nicht die Verantwortlichkeit des Ausgangs auf sich nehmen, was nothwendig geschehen würde, wenn sie das vorgeschlagene Mittel billigt oder verwirft." Aus diesem Grunde räth er, sogleich auf Treu und Glauben darüber abzustimmen. Die Versammlung, von ihm fortgerissen, ging auf diesen Vorschlag ein und beauftragte Mirabeau, mit sofortiger Redaction des dafür erforderlichen Decrets. Unterdessen legt sich aber der Enthusiasmus, und die Feinde des Ministers vermeinen, noch andere Hilfsquellen aufzufinden, die ihm entgangen seien; seine Freunde dagegen greifen Mirabeau an und legen ihm zur Last, daß er ihn allein mit der ganzen Verantwortlichkeit für den Ausgang belasten wolle. Mirabeau tritt jetzt ein und verlies't das Decret. — „Sie durchlöchern den Plan des Ministers!" ruft Herr von Virieu. — Mirabeau, welcher auch bei Rückschritten keine Antwort schuldig blieb, legt jetzt seine Beweggründe offen dar und gesteht ein, daß man seine Absicht errathen habe, wenn man ihm beimesse, daß er das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit für den Erfolg auf Herrn Necker wälzen wolle: er habe zwar nicht die Ehre dessen Freund zu sein, aber auch wenn er sein zärtlichster Freund wäre, so würde er doch seiner Bürgerpflicht treu, keinen Augenblick unschlüssig bleiben, ihn statt der Versammlung bloszustellen; er könne nicht glauben, daß das Reich in Gefahr sei, für den Fall daß Herr Necker sich getäuscht habe, wohl aber daß im Gegentheil das öffentliche Wohl sehr gefährdet würde, wenn die Versammlung durch einen Fehlgriff bei einer so entscheidenden Operation das öffentliche Zu-

trauen verscherze. Er schlägt hierauf eine Adresse vor, um den Patriotismus der Nation zur Unterstützung des ministeriellen Planes aufzurufen.

Man klatscht ihm Beifall, fährt aber demungeachtet in der Berathung fort. Tausend Vorschläge werden gemacht und die Zeit vergeht in leeren Subtilitäten. Da besteigt Mirabeau, ermüdet von so vielen Widersprüchen und von der Dringlichkeit der Bedürfnisse angespornt, noch ein Mal die Rednerbühne, bemächtigt sich des Wortes, stellt von Neuem die Frage mit bewundernswürdiger Klarheit fest, und thut die Unmöglichkeit dar, sich der gebieterischen Nothwendigkeit des Augenblicks zu entziehn. Mit glühendem Geiste mahlt er die Schrecken eines Staatsbanquerouts; er bezeichnet ihn als eine unheilvolle Steuer, die, anstatt Alle nur leicht zu berühren, nur auf Einigen bis zur Vernichtung laste; er schildert ihn als einen Abgrund, in welchen man lebende Schlachtopfer stürze, und welcher sich selbst, nachdem er sie verschlungen, noch immer nicht schließe, denn man schulde darum nicht weniger, daß man die Zahlung weigere. So erfüllt er die Versammlung mit Schrecken und schließt endlich mit den Worten: „Letzthin bei Gelegenheit eines lächerlichen Antrags des Palais Royal rief man: „Catilina ist vor den Thoren Rom's, und ihr berathet noch! und wahrlich damals gab es weder einen Catilina, noch Gefahr, noch ein Rom; aber heute steht der scheußliche Banquerot vor den Thoren, und droht Sie, Ihre Ehre, Ihre Habe zu verschlingen, und — Sie berathen noch!" *) —

Bei diesen Worten erhebt sich die Versammlung mit enthusiastischem Rufe. Ein Deputirter will ihm etwas entgegnen; er tritt vor, aber vor seinem eigenen Unternehmen erschreckend, bleibt er unbeweglich und stumm. Hierauf erklärt die Versammlung, daß sie, nach vernommenem Bericht des Comité dem Plane des Finanzministers auf Treu und Glauben ihre Zustimmung ertheile. Dis war ein Triumph der Beredtsamkeit, der nur dem zu Theil werden konnte, der zugleich das Genie und die Leidenschaften Mirabeaus in sich vereinigte.

*) Sitzungen vom 24. und 26. Sept.

## Viertes Kapitel.

Ränke des Hofes. — Festmahl der Gardes-du-Corps und der Offiziere des Regiments Flandern zu Versailles. — Der 4., 5. und 6. October; stürmische und blutige Scenen. — Volkssturm auf das Schloß von Versailles. — Der König nimmt seinen Wohnsitz in Paris. — Stand der Parteien. — Der Herzog von Orleans verläßt Frankreich. — Unterhandlungen Mirabeau's mit dem Hofe. — Die Versammlung begibt sich nach Paris. — Gesetz über das Kirchengut. — Der Bürgereid. — Mirabeau's Vertrag mit dem Hofe. — Bouillé. — Die Favrasche Angelegenheit. — Contrerevolutionaire Pläne. — Clubs der Jacobiner und Feuillants.

---

Während dem die Versammlung an alle Theile des Staatsgebäudes die Hand legte, bereiteten sich große Ereignisse vor. Durch die Vereinigung der Stände hatte die Nation die ganze legislative und constituirende Gewalt wieder erlangt, durch die Ereignisse des 14. Juli sich zum Schutze ihrer Abgeordneten bewaffnet. Der Hof und die Aristokratie standen isolirt und unbewehrt, von dem Bewußtsein eines Rechtes erfüllt, das Niemand theilte, und einer Nation gegenüber, welche Alles zu beschließen und Alles auszuführen bereit war.

Indeß befand sich der Hof, bei seiner Zurückgezogenheit in einer kleinen, nur von seinen Dienern bevölkerten Stadt, gewissermaßen noch außer dem Einflusse des Volkes, und konnte leicht gegen die Versammlung selbst einen Handstreich ausführen. Es war natürlich, daß Paris, die nur wenig Stunden von Versailles entfernte Hauptstadt des Königreichs, der Sitz einer unermeßlichen Volksmenge, den König in ihre Mitte zurückzuführen wünschte, um ihn so jedem aristokratischen Einflusse zu entziehen, und sich selbst die Vortheile zuzuwenden, welche die Gegenwart des Hofes und der Regierung einer Stadt zu gewähren pflegen. Nachdem man die Autorität des Königs so sehr geschmälert, blieb nur noch übrig, sich seiner Person zu versichern. Dis war die natürliche Folge des Ganges der Dinge, und bald hörte man von allen Seiten den Ruf: — Der König nach Paris! Die Aristokratie dachte nicht mehr daran sich gegen neue Verluste zu sichern; sie

achtete das, was ihr noch geblieben, zu gering, um sich viel Mühe für dessen Erhaltung zu geben, denn sie wünschte, ebenso wie die Volkspartei, eine gewaltsame Aenderung der Dinge herbei. Eine Revolution ist um so unvermeidlicher, wenn beide Parteien gleiches Verlangen danach tragen. Beide suchen sie herbeizuführen, aber nur die stärkste hat den Erfolg für sich. Während die Patrioten den König nach Paris zu führen wünschten, beabsichtigte der Hof ihm Metz zum Aufenthaltsort zu geben. Dort in einem festen Platze konnte er Befehle erlassen wie er wollte, oder richtiger zu sagen, wie man für ihn sie wollte. Die Hofleute schmiedeten Pläne, setzten allerhand Entwürfe in Umlauf, suchten Anhänger zu werben, und verriethen, indem sie sich glänzenden Hoffnungen hingaben, sich bald durch ihre unklugen Drohungen. D'Estaing, noch unlängst so berühmt an der Spitze der französischen Flotte, befehligte die Nationalgarde von Versailles. Er wollte zu gleicher Zeit der Nation und dem Hofe seine Treue wahren, eine allezeit schwierige Rolle, welche stets der Verläumdung blosstellt, und nur bei außerordentlicher Festigkeit mit Ehren durchgeführt werden mag. Ihm ward die Kunde von den Ränken der Hofleute. Die vornehmsten Personen waren mit unter der Zahl der Verschwornen; die glaubwürdigsten Zeugen waren ihm namhaft gemacht worden, und so schrieb er denn der Königin jenen bekannten Brief, worin er ihr mit ehrfurchtvoller Entschiedenheit das Unzulässige und Gefahrvolle jener Anschläge vorstellte. Er verhehlte nichts und nannte die Betheiligten alle.*) Dieser Brief blieb jedoch ohne Erfolg. Indem sich die Königin auf solche Unternehmungen einließ, mußte sie wohl auf Einwendungen dieser Art gefaßt und davon nicht befremdet sein.

Zu gleicher Zeit bemerkte man in Versailles eine Menge fremder Ankömmlinge; man sah sogar ganz unbekannte Uniformen. Man behielt die Compagnie der Gardes-du-Corps zurück, obgleich dieselbe längst abgelöst sein sollte, und Dragoner und Chasseurs von Trois-Evêchés wurden herbeigezogen. Die französischen Garden, welche den Dienst des Königs verlassen hatten, wollten, erbittert, daß man denselben Fremden anvertraute, sich nach Versailles begeben, um ihn wieder zu übernehmen. Ohne

*) Siehe Note 8. am Ende des Bandes.

Zweifel hatten sie keine Ursache sich zu beklagen, denn sie hatten diesen Dienst freiwillig aufgegeben; aber sie wurden, sagt man, zu diesem Zwecke aufgeregt. Man hat in jener Zeit behauptet, der Hof habe sich dieses Mittels bedient, um den König in Schrecken zu setzen, und zur Abreise nach Metz zu drängen. Eine Thatsache spricht auch für diesen Plan; seit den Emeuten des Palais-Royal hatte Lafayette, zur Vertheidigung des Weges von Paris nach Versailles, einen Posten bis Sèvres vorgeschoben; diesen mußte er nun auf Verlangen der Deputirten der rechten Seite wieder einziehen. Es gelang ihm jedoch, die französischen Garden aufzuhalten und von ihrem Vorhaben abzubringen. Er schrieb hierauf einen vertrauten Brief an den Minister Saint-Priest, um ihm das Vorgefallene zu melden und zugleich darüber zu beruhigen. Saint-Priest mißbrauchte diesen Brief und zeigte ihn d'Estaing; dieser aber theilte dessen Inhalt den Offizieren der Nationalgarde zu Versailles und der Munizipalität mit, um sie von den Gefahren, welche die Stadt bedroht hatten und in der Folge noch bedrohen konnten, zu unterrichten. Man schlug vor das Regiment Flandern herbeizuziehn; dem widersetzten sich zwar in großer Anzahl die Bataillone der Nationalgarde von Versailles, aber die Munizipalität erließ nichts desto weniger ihre Requisition, und das Regiment erhielt Marschordre. Ein Regiment gegen die Nationalversammlung wollte zwar nicht viel sagen, aber es hätte hingereicht, um den König aufzuheben und seine Flucht zu decken. D'Estaing unterrichtete die Nationalversammlung von den genommenen Maßregeln und erhielt ihre Zustimmung. Das Regiment rückte ein, und die Munition, welche es mit sich führte, obschon von wenigem Belange, verfehlte nicht Murren zu erregen. Die Gardes-du-Corps und die Hofleute nahmen die Offiziere in ihre Mitte, überhäuften sie mit Schmeichelworten, und, wie vor dem 14. Juli, schien man sich auch jetzt zu verbinden, sich gegenseitig zu verständigen, und neue Hoffnungen zu fassen.

Die Zuversicht des Hofes vermehrte das Mißtrauen zu Paris, und bald regten große Feste nur noch mehr das darbende Volk auf. Die Gardes-du-Corps beschlossen nämlich, den Offi-

cieren auf den 2. Octbr. ein Fest zu geben. Dieses Mahl wurde im Saale des Theaters ausgerichtet, und die Logen waren dabei mit Zuschauern vom Hofe angefüllt. Die Officiere der Nationalgarde sind mit unter den Geladenen, und die lebhafteste Heiterkeit herrscht während des Festes, die der Wein bald zum Uebermaße steigert. Da führt man die Soldaten des Regiments ein. Die Gäste bringen mit entblößtem Degen die Gesundheit der königlichen Familie aus; die der Nation wird zurückgewiesen oder wenigstens unterlassen; die Trompeten schmettern, man ersteigt mit großem Geschrei die Logen, stimmt das so ausdruckvolle bekannte Lied an: „O Richard! o mein König!“ und gelobt für den König zu sterben, gleich als wäre er in größter Lebensgefahr, bis der Wahnsinn alle Grenzen überschreitet. Weiße oder schwarze Cocarden, doch alle nur einfarbig, werden hierauf vertheilt, und die jungen Damen und Herrn ermuntern sich gegenseitig mit chevaleresquen Erinnerungen. In diesem Augenblicke, sagte man, sei die Nationalcocarde mit Füßen getreten worden. Man hat dis zwar später in Abrede stellen wollen, aber macht der Wein nicht Alles glaublich und verzeihlich zugleich? Und endlich wozu diese Feste, die einerseits nur eine trügerische Hingebung hervorbringen, andrerseits aber eine nachhaltige und blutige Erbitterung hervorrufen mußten? In diesem Augenblicke eilt man zur Königin; sie läßt sich überreden dem Feste beizuwohnen. Man umringt den König, der so eben von der Jagd kommt und dringt auch in ihn mit gleichen Bitten, man wirft sich Beiden zu Füßen und führt sie dann wie im Triumphe in ihre Gemächer zurück. Ohne Zweifel ist es wohlthuend Freunde zu finden, wenn man sich beraubt und bedroht glaubt, aber warum sich so blind über seine Rechte, seine Stärke und seine Mittel täuschen?

Das Gerücht von diesem Feste verbreitete sich bald, und ohne Zweifel fügte die aufgeregte Einbildungskraft des Volkes bei Erzählung der Thatsachen, den Uebertreibungen welche das Fest selbst veranlaßt hatte, noch die eignen bei. Die dabei dem Könige gebrachten Gelübde wurden als Drohungen gegen die Nation ausgelegt, die Verschwendung dabei wurde als eine Verhöhnung des öffentlichen Elendes betrachtet, und der

Ruf: nach Versailles! ließ sich fortan heftiger als jemals vernehmen. So vereinigten sich kleine Umstände, die Wirkungen allgemeiner Ursachen zu unterstützen, und als sich junge Männer mit schwarzen Cocarden in Paris zeigten, verfolgte man sie; einer von ihnen wurde sogar vom Volke geschleift, und die Gemeinde sah sich genöthigt, die einfarbigen Cocarden zu verbieten.

Den Tag nach jenem unheilvollen Festmahle hatte eine ziemlich ähnliche Scene bei einem Frühstücke statt, welches die Gardes-du-Corps in dem Saale der Reitbahn gaben. Man machte abermals der Königin die Aufwartung, welche jedoch äußerte, daß sie schon von dem letzten Feste vollkommen befriedigt sei; man hörte sie gern an, weil sie weniger zurückhaltend als der König, die Gesinnungen des Hofes unzweideutiger zu erkennen gab, und ihre Worte gingen von Mund zu Munde. Die gegenseitige Erbitterung stieg aufs Höchste, und man mußte auf die traurigsten Ereignisse gefaßt sein. Ein Aufstand kam dem Volke wie dem Hofe gelegen: dem Volke, um sich des Königs zu versichern, dem Hofe, damit der Schrecken den König zur Abreise nach Metz bewege. Selbst dem Herzog von Orleans war ein solcher erwünscht, denn er hoffte, wenn der König sich entferne, Leutnant des Königreichs zu werden; man hat selbst gesagt, daß er sich Hoffnung auf die Krone gemacht, was aber billig bezweifelt werden muß, da er nicht Kühnheit des Geistes genug besaß, um sich mit seinen ehrgeizigen Wünschen so hoch zu versteigen. Die Vortheile, welche er sich von diesem neuen Aufstande zu versprechen hatte, haben zu der Anklage Veranlassung gegeben, als habe er daran Theil genommen; doch ist dis keineswegs erwiesen. Er konnte den Aufstand nicht angeregt haben, denn dieser ging aus dem Drange der Umstände hervor; möglich ist, daß er ihn höchstens begünstigt habe; aber auch in dieser Hinsicht hat die umfangreichste Procedur und selbst die Zeit, die Alles zuletzt aufklärt, zu keiner Spur von irgend einem verabredeten Plane geführt. Ohne Zweifel ging der Herzog von Orleans hier, wie im Verlaufe der ganzen Revolution, nur hinter der Volksbewegung her, vertheilte vielleicht ein wenig Geld, und gab Anlaß zu dem und jenem Gerede, blieb aber selbst stets voll schwankender Hoffnung.

Das Volk, aufgeregt durch die Diskussionen über das Veto, erbittert durch die schwarzen Cocarden, des ewigen Patrouillirens satt und von Hunger gefoltert, war in vollem Aufstande. Bailly und Necker hatten nichts versäumt Lebensmittel im Ueberfluß herbeizuschaffen; aber, war es die Schwierigkeit des Transports oder die Unsicherheit der Straße, oder vor allem die Unmöglichkeit den freiwilligen Verkehr durch gegezwungene Maßregeln zu ersetzen, — es fehlte an Mehl. Am 4. October war die Aufregung größer als jemals. Man sprach von der Abreise des Königs nach Metz und von der Nothwendigkeit ihn von Versailles abzuholen, man spannte auf die schwarzen Cocarden, man verlangte nach Brot. Nur durch zahlreiche Patrouillen gelang es, das Volk zurückzuhalten. Die Nacht verging ziemlich ruhig. Am andern Tage, den 5., begannen die Zusammenrottungen schon mit dem frühen Morgen. Die Frauen strömten zu den Bäckern; es fehlte an Brot, und Alles eilte zum Stadthause, um sich deshalb bei den Gemeinderepräsentanten zu beschweren. Noch war Niemand in der Sitzung auf dem Platze, vor demselben aber stand ein Bataillon Nationalgarde. Mehrere Männer schlossen sich diesen Frauen an, diese aber wiesen sie mit dem Bedeuten zurück, daß Männer nicht zu handeln verständen. Sie stürzten sich hierauf auf das Bataillon und brachten es durch Steinwürfe zum Weichen. Zu gleicher Zeit wurde eine Pforte des Stadthauses gesprengt und dasselbe von ihnen erfüllt, und Räuber mit Piken bewaffnet, drängten mit den Weibern hinein, um es in Brand zu stecken. Noch glückte es sie davon abzuhalten, aber sie bemächtigten sich nun der Thüre welche zur großen Glocke führte, und läuteten Sturm. Auch die Vorstädte geriethen jetzt in Allarm. Ein Bürger, Namens Maillard, einer von denen, welche sich bei Erstürmung der Bastille ausgezeichnet hatten, berathschlagte sich mit dem das Bataillon der Nationalgarde befehligenden Officiere über die Mittel, das Stadthaus vor diesen wüthenden Weibern zu retten. Der Officier wagte nicht das Mittel, was jener ihm vorschlug, gut zu heißen, nämlich sie unter dem Vorwande zu vereinigen, mit ihnen nach Versailles zu marschiren, sodann aber sie

gleichwohl nicht dahin zu führen. Nichts desto weniger entschloß sich Maillard selbst dazu, holte einen Tambour herbei, und zog sie bald hinter sich her, mit Stecken, Besenstielen, Flinten und Säbeln bewaffnet. Mit dieser sonderbaren Armee zog er den Kai hinab, durchschnitt den Louvre, und kam, wider seinen Willen genöthigt sie mitten durch die Tuilerien zu führen, mit ihnen auf den Elysäischen Feldern an. Hier gelang es ihm endlich sie zu entwaffnen, indem er ihnen vorstellte, daß es schicklicher sei, vor der Versammlung als Bittende, statt in Gestalt bewaffneter Furien zu erscheinen. Sie willigten ein, und nun war Maillard genöthigt, sie nach Versailles zu führen, da sie sich schlechterdings davon nicht länger zurückhalten ließen. Alles hatte jetzt nur dieses Ziel vor Augen. Ganze Horden giengen, Kanonen mit sich schleppend dahin ab, andre Haufen umringten die Nationalgarde und diese wieder ihren Chef, um gleichfalls nach Versailles, dem Ziele aller Wünsche zu ziehen.

Während dieser Zeit überließ sich der Hof der Ruhe; die Versammlung aber war über eine eben erhaltene Botschaft desselben in heftiger Bewegung. Sie hatte ihm die Artikel der Constitution und die Erklärung der Menschenrechte zur Annahme vorgelegt, und hierauf als Antwort die königl. Genehmigung mit dem Versprechen der Promulgation erwartet. Statt dessen richtete der König, ohne sich genauer auszulassen, zum zweiten Male wieder Bemerkungen an die National-Versammlung und ertheilte den Artikeln der Constitution zwar seine Zustimmung jedoch ohne sie gut zu heißen; er gab darin zu, daß in der Erklärung der Rechte sich gute Grundsätze vorfänden, fand sie aber noch einer genauern Erläuterung bedürftig; denn — meinte er — das Ganze könne ja doch nur dann erst richtig beurtheilt werden, wenn die Constitution wirklich vollendet sei. — Diese Meinung hatte ohne Zweifel sehr viel für sich, auch theilten sie die meisten Publicisten, aber war es jetzt an der Zeit sie zu verlautbaren? — Kaum war diese Antwort verlesen worden, als auch von allen Seiten Beschwerden sich erhoben. Robespiere äußerte, der König habe nicht das Recht, die Versammlung zu bekritteln; Düport bemerkte, daß diese Antwort von einem verantwortlichen Minister unterzeichnet sein

müsse, Pétion nahm davon Gelegenheit, an das Festmahl der Gardes-du-Corps zu erinnern und dabei der Schmähungen zu gedenken, welche dort gegen die Versammlung ausgestoßen worden waren. Grégoire sprach von der herrschenden Theurung, und fragte, warum ein Brief an einen Müller mit dem Versprechen geschrieben worden sei, ihm, wenn er nicht malen wolle, wöchentlich zwei Hundert Livres zu zahlen. — Dieser Brief bewies zwar nichts, denn alle Parteien konnten ihn geschrieben haben; demongeachtet verursacht er einen großen Lärmen und ein Herr von Monspey forderte Pétion auf, seine Denunciation zu beweisen. Da erhebt sich Mirabeau, welcher selbst bereits auf der Rednerbühne die Schritte Pétions und Grégoire's gemißbilligt hatte, und antwortet dem Herrn von Monspey: „Ich habe zuerst diese unpolitischen Angebereien gemißbilligt, aber, weil man darauf beharrt, so werde ich selbst als öffentlicher Ankläger auftreten und sie beweisen, wenn man nur zuvor erklärt hat, daß in Frankreich Niemand als allein der König unverletzlich sei." Nach diesem furchtbaren Worte schweigt Alles und man kommt wieder auf die Antwort des Königs zurück. Es war jetzt eilf Uhr des Vormittags, und die Nachricht von den Bewegungen zu Paris verbreitet sich. Mirabeau wendet sich in diesem Augenblicke zu Mounier, welcher, trotz der Abneigung des Palais-Royal neuerdings zum Präsidenten erwählt und von einem rühmlichen Untergange bedroht, an diesem traurigen Tage eine unerschütterliche Festigkeit an den Tag legte; Mirabeau nähert sich ihm mit den Worten: „Paris ist im Anmarsch gegen uns, scheint Ihnen das bedenklich, so eilen Sie auf das Schloß und sagen Sie dem Könige, daß er die Artikel ohne Weiteres und unbedingt annehme." — Paris ist im Anmarsch! Desto besser! — antwortet Mounier; mag man uns Alle umbringen, aber auch Alle! Der Staat wird dabei nur gewinnen! — „Allerliebst gesprochen!" entgegnet Mirabeau und begiebt sich wieder auf seinen Platz. Die Discussion währt noch volle drei Stunden; endlich beschließt man, daß sich der Präsident zum Könige begeben solle, um ihn um die einfache und unbedingte Annahme zu bitten. In dem Augenblicke, wo Mounier auf das Schloß zu gehen gedenkt, meldet man eine Deputation an:

es ist Maillard mit jenen Weibern, welche ihm gefolgt wären. Maillard begehrt Einlaß um zu sprechen; er wird eingeführt, die Frauen stürzen ihm nach und dringen mit ihm zugleich in den Saal. Er verbreitet sich hierauf über das Vorgefallene, über den Mangel an Brod und die Verzweiflung des Volkes und erwähnt auch jenes, an einen Müller erlassenen Briefes, indem er dabei anführt, daß ein Mann, den sie auf dem Wege getroffen, ihnen gesagt habe, wie bereits ein Geistlicher in der Versammlung den Auftrag erhalten, davon Anzeige zu machen. Dieser Geistliche war Grégoire, und wie wir eben gesehen, war die Denunciation bereits durch ihn erfolgt. Eine Stimme klagte hierauf den Bischof von Paris, Juigné, als Verfasser dieses Briefes an. Mit lautem Unwillen weist man diese, dem tugendhaften Prälaten gemachte Beschuldigung zurück, und ruft Maillard und seine Deputation zur Ordnung. Man sagt ihnen, daß bereits alle Maßregeln zur Verproviantirung von Paris genommen seien, daß der König seinerseits nichts dabei unterlassen habe, und daß man eben im Begriff stehe ihn um neue Veranstaltungen desfalls zu bitten, und daß sie ruhig wieder nach Hause gehen möchten, denn Unruhen seien nicht das Mittel, dem Mangel zu steuern. Hierauf verläßt Mounier den Saal, um sich in das Schloß zu begeben; aber die Weiber umringen ihn und wollen durchaus ihn dahin begleiten; er weigert sich anfangs, sieht sich dann aber doch endlich genöthigt, sechs davon mitzunehmen, und mit ihnen mitten durch die von Paris eben angekommenen, mit Piken, Aexten und Eisenbeschlagenen Stöcken bewaffneten Rotten zu ziehen. Der Regen floß in Strömen herab; eine Abtheilung der Gardes-du-Corps wirft sich auf den den Präsidenten umringenden Haufen und zerstreut ihn; aber die Weiber schließen sich bald wieder an Mounier an und erreichen mit ihm das Schloß, wo das Regiment Flandern, die Dragoner, die Schweizer und die Nationalgarde von Versailles in Schlachtordnung aufgestellt waren. Anstatt jener sechs Frauen sieht man sich jetzt genöthigt, deren zwölf einzulassen; der König empfängt sie mit herablassender Güte und beklagt ihr Mißgeschick, und sie scheinen bewegt; eine von ihnen, jung und schön, kann vor Bestürzung bei dem

Anblicke des Königs kaum das Wort: Brod! hervorbringen. Der König umarmt sie voll Theilnahme, und die Frauen entfernen sich von dieser Aufnahme gerührt. Ihre Gefährtinnen nehmen sie an der Pforte des Schlosses in Empfang, und wollen ihrem Berichte keinen Glauben schenken, indem sie dieselben beschuldigen, daß sie sich hätten verführen lassen und sich anschicken sie in Stücke zu reißen. Die Gardes-du-Corps, vom Grafen de Guiche angeführt, eilen herbei um jene Frauen zu retten; Flintenschüsse fallen von verschiedenen Seiten, zwei Gardisten bleiben und mehrere Weiber werden verwundet. Nicht weit davon drängt sich ein Mann aus dem Volke an der Spitze mehrerer Weiber mitten durch die Reihen der Bataillone bis an das Schloßgitter. Herr von Savonnières verfolgt ihn, aber ein Schuß zerschmettert ihm den Arm. Diese Scharmützel steigern von beiden Seiten die Erbitterung. Der König, von der Gefahr unterrichtet, befiehlt seinen Garden, das Feuern einzustellen, und sich in ihre Kasernen zurückzuziehen. Noch auf ihrem Rückzuge werden zwischen ihnen und der Nationalgarde von Versailles einige Schüsse gewechselt, ohne daß man sagen kann, von welcher Seite die ersten gefallen waren.

Während dieser allgemeinen Unordnung hielt der König Staatsrath. Mounier harrte ungeduldig auf Antwort, und ließ mit jedem Augenblicke hinein sagen, daß seine Functionen ihn in die Versammlung zurückriefen, daß die Verkündigung der Sanction alle Gemüther beruhigen würde, und daß er sich, wenn nicht bald eine Antwort erfolge, zurückziehen müsse, da er nicht länger von seinem Posten entfernt bleiben könne. Man verhandelte im Staatsrathe eifrig die Frage, ob der König abreisen solle; die Berathung währte von sechs bis zehn Uhr Abends, denn der König — sagt man — habe seinen Platz nicht dem Herzoge von Orleans offen lassen wollen. Man gedachte die Königin nebst ihren Kindern allein reisen zu lassen; aber das Volk hielt die Wagen, so wie sie sich zeigten, augenblicklich an, und überdis war die Königin heldenmüthig entschlossen, sich nicht von ihrem Gemahle zu trennen. Endlich gegen zehn Uhr empfing Mounier die unbedingte

Genehmigung des Königs und kehrte in die Versammlung zurück; aber die Deputirten waren bereits auseinander gegangen und die Weiber hatten inzwischen den Saal eingenommen. Er benachrichtigte sie von der Erklärung des Königs, die sie trefflich zu würdigen wußten, indem sie ihn fragten, ob dadurch ihr Loos ein besseres werden, und vor Allem, ob sie nun Brod erhalten würden. Mounier antwortete ihnen so gut er konnte und ließ unter sie so viel Brot als herbeizuschaffen möglich war, vertheilen. In dieser Nacht, von welcher die mannigfachen begangenen Fehler so schwer sich bezeichnen lassen, hatte zunächst die Munizipalität darin gefehlt, daß sie für die Bedürfnisse dieser verhungerten Menge, welche, durch den Brodmangel aus Paris getrieben, auch auf ihrem Marsche dahin keines hatte finden können, nicht besser Sorge getragen hatte.

In diesem Augenblicke vernahm man die Ankunft Lafayettes. Acht Stunden lang hatte er die Nationalgarde von Paris von dem Marsche nach Versailles zurückzuhalten versucht. Einer seiner Grenadiere hatte zu ihm gesagt: „General, Sie täuschen uns nicht, aber man täuscht Sie. Anstatt unsere Waffen gegen die Weiber zu kehren, wollen wir den König in Versailles aufsuchen und uns seiner Dispositionen versichern, indem wir ihn selbst in die Mitte nehmen.“ Lafayette hatte lange gegen die Bitten seiner Armee und den stürmischen Andrang der Menge angekämpft; seine Soldaten waren nicht durch Siege, sondern lediglich durch die Meinung an ihn gefesselt; hörte die öffentliche Meinung auf für ihn zu sein, so konnte er sie auch unmöglich mehr befehligen. Trotz dem gelang es ihm, sie bis zum Abend zurückzuhalten; doch seine Stimme erstreckte sich nur auf einen kleinen Raum, darüber hinaus aber vermochte nichts mehr die Wuth des Volkes zu bändigen. Sein Kopf war mehre Male bedroht worden, nichts destoweniger widerstand er. Unterdeß erfuhr er, daß fortwährend Haufen von Paris aufbrachen; jetzt endlich, da der Aufstand sich nach Versailles zog, gebot ihm die Pflicht ihm dahin zu folgen. Zugleich befahl ihm jetzt die Gemeinde sich dahin zu verfügen, und so brach er denn auf. Auf dem Marsche ließ er seine Armee einen Augenblick Halt machen und sie dem

Könige Treue schwören, und so kam er denn in Versailles gegen Mitternacht an. Er benachrichtigte Mounier, daß die Armee feierlich angelobt habe ihre Pflicht zu thun, und daß nichts Gesetzwidriges vorfallen werde. Zugleich eilte er auf das Schloß, und erschien voll Ehrfurcht und Schmerz, um den König von den getroffenen Vorsichtsmaßregeln zu benachrichtigen, und ihn seiner und seiner Armee Ergebenheit zu versichern. Der König schien beruhigt und zog sich zurück, um sich zur Ruhe zu begeben. Die Bewachung des Schlosses hatte man Lafayette verweigert und ihm nur die äußern Posten anvertraut. Die innern Wachen waren dem Regimente Flandern, dessen Gesinnungen nicht ganz zuverlässig schienen, so wie den Schweizern und den Gardes-du-Corps übergeben worden. Diese letztern hatten anfangs Befehl gehabt, sich zurückzuziehen; später aber wieder hinbeordert hatten sie sich nicht vollständig zu sammeln vermocht, und fanden sich daher nur in kleiner Anzahl auf ihren Posten ein. Auch hatten während der herrschenden Unruhe nicht alle zugänglichen Punkte in Vertheidigungsstand gesetzt werden können; ein Gitter war sogar offen geblieben. Lafayette ließ die ihm anvertrauten äußern Posten besetzen, und keiner derselben wurde genommen, ja nicht einmal angegriffen.

Die Versammlung hatte inmitten jener Unruhen wieder ihre Sitzung begonnen und verfolgte mit Ehrfurcht gebietender Haltung ihre Verhandlungen über die Strafgesetze. Von Zeit zu Zeit unterbrach das Volk die Berathung durch sein Geschrei nach Brot. Mirabeau, endlich dieser Störungen müde, rief mit erhobener Stimme, daß die Versammlung von Niemandem Gesetze zu empfangen habe, und daß man die Tribunen räumen lassen würde. Das Volk spendete dieser Anrede lauten Beifall; nichts desto weniger schien es der Versammlung jetzt angemessen auseinander zu gehen. Nachdem Lafayette Mounier hatte wissen lassen, daß ihm Alles beruhigt scheine und er demzufolge die Deputirten entlassen könne, trennte sich die National-Versammlung gegen Mitternacht und vertagte sich auf den andern Tag, den 6., zur eilften Stunde.

Das Volk hatte sich nach allen Richtungen hin zerstreut und

schien beruhigt. Lafayette glaubte sich durch die Ergebenheit seiner Armee, welche sie in der That nie verläugnete, und durch die Stille welche überall zu herrschen schien, der Ruhe versichert. Er hatte die Caserne der Gardes-du-Corps umstellt, und zahlreiche Patrouillen nach allen Seiten ausgeschickt. Um fünf Uhr des Morgens war er noch auf den Beinen. Nachdem er Alles beigelegt glaubte, warf er sich aufs Bett, um wenige Augenblicke der Ruhe zu genießen, deren er seit vier und zwanzig Stunden entbehrt hatte *).

Um dieselbe Zeit aber wurde das Volk wieder wach und durchstrich die Umgebungen des Schlosses. Ein Streit entspinnt sich mit einem Garde-du-Corps, welcher vom Fenster aus Feuer gibt; die Brigands fliegen im Augenblick herbei, dringen durch das offen gebliebene Gitter, steigen eine Treppe hinauf welche unbesetzt war, und werden endlich von zwei Gardes-du-Corps aufgehalten, welche sich heldenmüthig vertheidigend und nur Schritt vor Schritt zurückweichend von Thür zu Thür zurückziehen. Der eine dieser großherzigen Diener hieß Miomandre. „Rettet die Königin!" rief er. Die Königin vernimmt diesen Ruf und flüchtet sich zitternd zum Könige. Während sie flieht, stürzen die Räuber herbei, und wollen, da sie das königliche Lager verlassen finden, weiter vordringen, sehen sich aber von Neuem durch die Gardes-du-Corps aufgehalten, welche sich auf diesem Punkte in großer Anzahl verschanzt hatten. In diesem Augenblicke hören die unter Lafayette's Befehlen stehenden französischen Garden, welche nahe bei dem Schlosse ihren Posten hatten, den Lärmen, eilen herbei und jagen die Räuber in die Flucht. Sie erscheinen vor der Pforte, hinter welcher sich die Gardes-du-Corps verschanzt hatten. „Oeffnet," riefen sie ihnen zu, „die französischen Garden haben es nicht vergessen, daß Ihr bei Fontenoi ihr Regiment gerettet habt!" Man öffnet und umarmt sich.

Unterdessen währt der Lärmen außerhalb des Schlosses fort. Lafayette, welcher sich kaum einige Minuten zur Ruhe begeben hatte und noch nicht einmal eingeschlafen war, hört das Getöse, wirft sich auf das erste beste Pferd, jagt mitten unter den Volkshaufen und kommt eben dazu, wie man sich anschickt mehrere

*) Man sehe Note 9 am Ende des Bandes.

Gardes-du-Corps zu erwürgen. Während er sie befreit, befiehlt er seiner Schaar auf das Schloß zu eilen und bleibt fast allein mitten unter den Räubern. Einer von ihnen gibt ihm einen Backenstreich; Lafayette, ohne einige Bewegung zu verrathen, befiehlt dem Volke, ihn hinwegzuführen; das Volk ergreift alsbald den Schuldigen, und zerschmettert ihm, unter den Augen Lafayette's, den Kopf gegen das Pflaster. Nachdem Lafayette die Gardes-du-Corps gerettet, eilt er mit ihnen auf das Schloß, wo er seine Grenadiere, die sich schon früher dahin begeben hatten, vorfindet. Alle umringen ihn und schwören für den König zu sterben. In diesem Augenblicke rufen die dem Tode entronnenen Gardes-du Corps: Es lebe Lafayette! Der ganze Hof, welcher sich durch ihn und seine Schaar gerettet sah, dankte ihm für die Erhaltung seines Lebens und von allen Seiten überhäufte man ihn mit Danksagungen. Adelaide, die Tante des Königs eilte herbei und umarmte ihn mit den Worten: „General! Sie haben uns Alle gerettet!"

Das Volk verlangte in diesem Augenblicke mit großem Geschrei, daß Ludwig XVI. sich nach Paris begebe. Man hielt darüber Rath, und Lafayette ward eingeladen, daran Theil zu nehmen, schlug es aber aus, um nicht durch seine Gegenwart der Berathung Zwang anzulegen. Endlich entschied man sich dafür, daß sich der Hof den Wünschen des Volkes fügen solle, und Zettel mit dieser Kunde wurden von den Fenstern herab ausgestreut. Ludwig XVI. zeigt sich hierauf von dem General begleitet auf dem Balkon, und der Ruf: Es lebe der König! empfängt ihn. Ganz andere Gesinnungen thun sich jedoch für die Königin kund; drohende Stimmen erheben sich gegen sie. Lafayette nähert sich ihr. „Madame, sagte er zu ihr, was gedenken Sie zu thun?" — Den König zu begleiten, antwortete muthig die Königin. „So folgen Sie mir," entgegnet der General und führt die Bestürzte auf den Balkon. Noch immer fallen Drohungen von Einzelnen aus der Menge; wie leicht konnte nicht ein unheilvoller Schuß fallen! Es war unmöglich sich vernehmen zu lassen, man mußte lediglich zu den Augen sprechen. Der General verbeugte sich, faßte die Hand der Königin und küßte sie ehrfurchtsvoll. Das Volk geräth bei diesem Anblick in freudige Bewegung und feiert diese Versöhnung mit dem Rufe: es lebe die Königin! es lebe Lafayette!

Noch blieb der Frieden mit den Gardes-du-Corps zu schließen. „Werden Sie nichts für meine Garden thun?“ fragte der König Lafayette. Dieser führt darauf einen derselben auf den Balkon, umarmt ihn und hängt ihm sein Bandelier um. Das Volk gibt abermal seine Zustimmung zu erkennen, und genehmigt durch Beifallrufen auch diese neue Versöhnung.

Die National-Versammlung hatte es ihrer Würde nicht angemessen gehalten, sich zu dem Monarchen zu begeben, obgleich er sie darum ersucht hatte. Sie hatte sich damit begnügt, eine Deputation von sechs und dreißig Mitgliedern an ihn abzusenden. Sobald sie von seinem Entschlusse abzureisen unterrichtet war, erließ sie ein Decret des Inhalts, daß sie von der Person des Monarchen unzertrennlich sei und wählte hundert Mitglieder, um ihn nach Paris zu begleiten. Der König empfing dieses Decret und trat die Reise an.

Die gefürchtetsten Hauptbanden waren schon voraus. Lafayette schickte ihnen eine Abtheilung seiner Armee nach, um ihre Rückkehr zu hindern. Er hatte zugleich die Entwaffnung jener Mörder befohlen, welche auf den Spitzen ihrer Piken die Köpfe der beiden ermordeten Gardes-du-Corps trugen. Dis schreckliche Siegszeichen wurde ihnen jedoch entrissen, und es ist sonach nicht wahr, daß sie vor dem Wagen des Königs hergetragen worden seien.

Ludwig XVI. kam endlich unter ungeheurem Volksandrang an und wurde am Stadthause von Bailly empfangen. — „Ich kehre, sagte der König, mit Vertrauen in die Mitte meines Volkes nach Paris zurück.“ — Bailly widerholte diese Worte denen, die fern standen, ließ aber dabei das Wort Vertrauen aus. — „Fügen Sie das Wort: mit Vertrauen hinzu, sagte die Königin. — „Sie sind so glücklicher, entgegnete Bailly, als wenn ich es selber ausgesprochen hätte!“

Die königliche Familie begab sich in den Palast der Tuilerien, welcher seit einem Jahrhundert nicht bewohnt worden war, und in welchem man nicht einmal die Zeit gehabt hatte, auch nur die nothwendigsten Vorkehrungen zu treffen. Die Bewachung desselben wurde den Pariser Milizen anvertraut und Lafayette ward nun auch der Nation für die Person des

Königs verantwortlich, um welche alle Parteien sich stritten. Der Adel hatte ihn in irgend einen festen Platz führen wollen, um in seinem Namen Despotismus zu üben; die Volkspartei, welche damals noch nicht daran dachte, sich dessen ganz zu entledigen, wollte ihn bewachen, um die Constitution zu vervollständigen, und einem Bürgerkriege das Haupt zu entziehen. Darum nannte denn auch die Ungunst der Privilegirten, Lafayette einen Kerkermeister, obschon seine Wachsamkeit nur den Einen Wunsch an den Tag legte, das Königthum aufrecht zu erhalten.

Von dieser Zeit an nahm der Gang der Parteien einen neuen Character an. Die Aristokratie, welche, von Ludwig dem XVI. getrennt, die Unmöglichkeit einsah, ihm zur Seite etwas unternehmen zu können, zerstreute sich in das Ausland und in die Provinzen. Von nun an erst nahm die Auswanderung bedeutend zu. Eine große Anzahl Adliger flüchtete sich nach Turin zu dem Grafen Artois, wo derselbe ein Asyl bei seinem Schwiegervater gefunden hatte. Daselbst beschränkte sich ihre Politik darauf, unter der Annahme, daß der König ein Gefangener sei, die mittägigen Departements zum Aufstand aufzuregen. Die Königin, als eine Oestreichische Prinzessin und mehr noch als Gegnerin des zu Turin neugebildeten Hofes, wandte sich mit ihren Hoffnungen nach Oestereich. Der König endlich inmitten dieser Ränke, sah Alles, hinderte nichts und wartete ruhig ab, von welcher Seite ihm Rettung kommen werde. Inzwischen erließ er die von der National-Versammlung geforderten Decrete, und war in der That eben so wenig frei, als er es in Turin oder Coblenz gewesen sein würde, oder als er es je unter Maurepas war, denn es ist das Loos der Schwäche, stets abhängig zu sein.

Die von jetzt an siegreiche Volkspartei theilte sich zwischen dem Herzoge von Orleans, Lafayette, Mirabeau, Barnave und den beiden Lameth. Die öffentliche Stimme klagte den Herzog von Orleans und Mirabeau als Urheber des letzten Aufstandes an. Glaubwürdige Zeugen wollten ihrer Versicherung nach den Herzog und Mirabeau auf dem unglücklichen Schlachtfelde vom 6. October bemerkt haben.

Diese Thatsachen wurden später in Abrede gestellt; aber in jenem Augenblicke wurden sie fest geglaubt. Die Verschwornen, — sagten die kühnsten Verläumder, — hätten die Absicht gehabt, den König zu entfernen, wo nicht gar umzubringen. Der Herzog von Orleans, fügte man hinzu, habe Leutenant des Königreiches und Mirabeau Minister werden wollen. Keiner dieser Plane aber war geglückt und Lafayette, der sie durch seine Gegenwart vereitelt zu haben schien, galt für den Retter des Königs und für den Besieger Mirabeaus und des Herzogs. Der Hof, welcher noch nicht Zeit gehabt hatte, undankbar zu werden, erkannte Lafayette als seinen Retter, dessen Macht in diesem Augenblicke unermeßlich schien. Die exaltirten Patrioten waren darüber wüthend und murmelten bereits den Namen Cromwell zwischen den Lippen. Mirabeau, welcher, wie man bald sehen wird, mit dem Herzoge von Orleans in keiner Verbindung stand, war auf Lafayette eifersüchtig und nannte ihn nur Cromwell-Grandisson. Die Aristokratie begünstigte dieses Mißtrauen und fügte demselben noch ihre eignen Verleumdungen hinzu; Lafayette aber blieb trotz aller dieser Gegenminen entschlossen, den König und die Constitution zu schützen. Zu diesem Zwecke beschloß er vor Allem, den Herzog von Orleans, dessen Gegenwart die Veranlassung zu vielen Gerüchten und, wo nicht die Mittel, doch mindest den Vorwand zu immerwährenden Unruhen gab, zu entfernen. In einer Unterredung mit diesem Fürsten schüchterte er ihn durch seine Festigkeit ein und bewog ihn sich zu entfernen. Der König, welcher um diesen Plan wußte, gab sich mit seiner gewöhnlichen Schwäche den Schein, als sei er gegen dieser Maßregel; er schrieb dem Herzoge von Orleans, daß er oder Lafayette sich zurückziehen müsse, daß bei dem jetzigen Stande der öffentlichen Meinung die Wahl nicht zweifelhaft sei, und daß er demzufolge ihm einen Auftrag nach England geben werde. Jetzt weiß man, daß Herr von Montmorin, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, um sich den Ehrgeiz des Herzogs von Orleans vom Halse zu schaffen, ihn zur Reise nach den Niederlanden beredete, welche damals in vollem Aufstande gegen De-

streich waren, und ihm Hoffnung auf den Titel eines Herzogs von Brabant gemacht hatte. Als seine Freunde diesen seinen Entschluß erfuhren, zürnten sie dieser seiner Schwäche. Ehrgeiziger als er, wollten sie nicht zugeben, daß er den Platz räume, und eilten zu Mirabeau mit dem Ersuchen, die gewaltthätigen Zumuthungen, welche sich Lafayette gegen den Prinzen erlaube, von der Rednerbühne herab zu denunciren. Mirabeau, ohnehin auf Lafayette's Popularität eifersüchtig, ließ sowohl ihm als dem Herzoge wissen, daß er, im Fall die Abreise nach England noch vor sich ginge, sie alle Beide von der Rednerbühne aus öffentlich anklagen werde. Schon schwankte der Herzog, aber eine neue Mahnung Lafayette's trieb ihn zur Abfahrt, und Mirabeau, welcher in der National-Versammlung einen Brief mit der Anzeige seiner Abreise erhielt, rief voll Verdruß: „Er ist der Mühe nicht werth, welche man sich für ihn gibt!“ *) Diese und viele andere nicht minder unbedachte Worte haben der Anklage Raum gegeben, als sei er einer der Agenten des Herzogs von Orleans gewesen, und doch war es Niemand weniger als er. Seine zerrütteten Vermögensumstände, seine oft unbedachten Aeußerungen, seine Vertraulichkeit mit dem Herzoge von Orleans, welche übrigens gegen Jedermann dieselbe war, sein Antrag hinsichtlich der spanischen Erbfolge, sein Widerstand endlich gegen die Abreise des Herzogs, mußten ihn nothwendig verdächtigen, aber nichts desto weniger war es gewiß, daß Mirabeau durchaus keine Partei, und selbst keinen andern Zweck, als den einen hatte, die Aristokratie und die Willkührherrschaft zu vernichten.

Die Urheber all jener Verdächtigungen hätten wissen sollen, daß Mirabeau zu jener Zeit häufig genöthigt war, die kleinsten Summen zu erborgen, was er sicher nicht nöthig gehabt hätte, wenn er Agent eines so unermeßlich reichen, und wie es hieß, durch seine Anhänger fast zu Grunde gerichteten Prinzen gewesen wäre. Mirabeau hatte den nahenden gänzlichen Zerfall des Staatsgebäudes längst vorausgesehen. Eine

*) Siehe Note 10. am Ende des Bandes.

Unterredung die er mit einem vertrauten Freunde im Parke von Versailles hatte und welche eine ganze Nacht währte, hatte in ihm einen ganz neuen Plan zur Reife gebracht, und er gelobte sich selbst, für seinen Ruhm, wie für das Wohl des Staats und seinen eignen Vortheil (denn Mirabeau war der Mann, der alle diese Interessen zu gleicher Zeit in Augen zu behalten verstand), unerschütterlich in seiner Stellung zwischen den Umstürzungsmännern und dem Throne zu verharren, und die Monarchie zu befestigen, indem er sich selbst eine hohe Stelle darin anwies. Der Hof hatte zwar schon den Versuch gemacht ihn zu gewinnen, sich aber dabei durchaus ungeschickt und ohne jene zarte Rücksichten benommen, welche ein Mann von seinem Stolze wohl fordern durfte, der seine Popularität selbst auf Kosten der öffentlichen Achtung, die er eben nicht in großem Grade besaß, behaupten wollte. Malouet, Necker's Freund und auch mit Mirabeau in guten Vernehmen, unternahm es zwischen Beiden eine Verbindung anzuknüpfen. Mirabeau hatte früher jeden Versuch dieser Art in der Ueberzeugung zurückgewiesen,*) daß er sich mit dem Minister nie verständigen könne; dennoch zeigte er sich jetzt dazu geneigt. Malouet übernahm es ihn dort einzuführen, und die Unverträglichkeit beider Charakter trat erst nach dieser Unterredung recht augenfällig hervor, in welcher Mirabeau nach dem Dafürhalten aller Anwesenden aufs Glänzendste jene Ueberlegenheit des Geistes entfaltete, welche er so oft in seinem Privatleben wie auf der Rednerbühne bekundete. Man breitete aus, er habe sich erkaufen lassen wollen, und da ihm Necker nicht damit entgegengekommen, beim Weggehen geäußert: „Der Minister soll noch von mir hören!" Dis ist abermals eine der gewöhnlichen Mißdeutungen des Parteigeistes. Malouet hatte Mirabeau, von dem man wußte, daß er mit den Freiheiten welche die Nation erlangt, zufrieden gestellt sei, nichts weiter als eine Verständigung mit dem

*) Malouet und Bertrand de Molleville haben nicht Anstand genommen, hiervon das gerade Gegentheil zu berichten, aber die von uns aufgestellte Thatsache ist durch die glaubwürdigsten Zeugen verbürgt.

Minister vorgeschlagen. Uebrigens knüpfte sich zu gleicher Zeit auch eine directe Unterhandlung mit dem Hofe an. Ein auswärtiger Prinz, welcher mit Männern von allen Parteien in Verbindung stand, machte die ersten Eröffnungen dazu. Ein Freund, welcher zum Unterhändler diente, machte bemerklich, daß man von Mirabeau zwar nie ein Fallenlassen seiner Grundsätze zu erwarten habe, daß aber, bei dem strengen Festhalten an die Constitution er dem Hofe eine unerschütterliche Stütze sein würde; daß, was die Bedingungen beträfe, dieselben sich durch seine Lage von selbst feststellten, und daß diese Lage schon im Interesse derer, welche sich seines Einflusses zu bedienen wünschten, ehrenvoll und unabhängig sein, und sonach seine Schulden bezahlt werden müßten, und daß man endlich, um ihn an die neue gesellschaftliche Ordnung zu fesseln ohne ihm gerade jetzt schon eine Ministerstelle zu verleihen, doch dieselbe im Hintergrunde zeigen möge.*) Diese Unterhandlungen gediehen erst zwei oder drei Monate nachher, nämlich in den ersten Monaten des Jahres 1790 zu einem erwünschten Ende. Die Geschichtschreiber, von all' den nähern Umständen wenig unterrichtet und von der Beharrlichkeit irre geführt, mit welcher Mirabeau dazumal die Verwaltung fortdauernd bekämpfte, haben den Zeitpunkt dieses Vertrags viel weiter hinausgesetzt; er wurde aber ohngefähr zu Anfange des Jahres 1790 geschlossen, und wir kommen später noch auf seinen Inhalt zurück. Barnave und beide Lameth's konnten mit Mirabeau nur durch ihren überwiegenden patriotischen Rigorismus in die Schranken treten. Von den stattgehabten Unterhandlungen unterrichtet, setzten sie das damals ohnehin schon verbreitete Gerücht von einer ihm vorbehaltenen Ministerstelle geflissentlich noch mehr in Umlauf, um es ihm hierdurch unmöglich zu machen, eine solche wirklich anzunehmen. Bald bot sich auch eine Gelegenheit dar, ihm jede Möglichkeit dazu zu benehmen. Die Minister hatten nämlich nicht das Recht, in der Versammlung zu reden. Mirabeau aber hatte nicht Lust bei Annahme des Ministerpostens auf das Wort zu verzichten, das ihm vor Allem einen so hohen Einfluß sicherte;

*) Siehe Note 11 am Ende des Bandes.

zugleich mochte er wohl auch wünschen, Neckern auf die Rednerbühne zu führen, um ihn dort desto leichter zu vernichten. Er schlug daher vor, den Ministern mindest eine beirathende Stimme in der National-Versammlung zu gewähren. Dem widersetzte sich jedoch die aufgeregte Volkspartei freilich ohne haltbaren Grund, gleich als fürchte sie die ministeriellen Verführungskünste. Aber diese Besorgnisse waren völlig grundlos, denn niemals werden wohl die Minister in ihrer öffentlichen amtlichen Stellung zu den Kammern die Nationalrepräsentanten zu bestechen versuchen. Gleichwohl ward der Vorschlag Mirabeau's verworfen, und Lanjuinais trieb den Rigorismus noch weiter und stellte sogar den Antrag, allen gegenwärtigen Deputirten den Eintritt in das Ministerium zu untersagen. Der Streit war heftig. Obgleich der Beweggrund zu diesem Antrage Keinem ein Geheimniß war, mochte ihn doch Niemand aussprechen; nur Mirabeau, dem jede Verstellung fremd war, rief endlich, daß man um eines einzigen Mannes Willen, kein dem Staate nachtheiliges Gesetz erlassen dürfe, und daß er für das Gesetz nur unter der Bedingung stimmen werde, daß man den Eintritt in das Ministerium „nicht allen gegenwärtigen Deputirten, sondern allein dem Herrn von Mirabeau, dem Deputirten des Landgerichts von Aix, untersage." So viel Freimüthigkeit und Kühnheit blieben gleichwohl ohne den gewünschten Erfolg und das Decret wurde einmüthig angenommen.

Man sieht, wie sich der Staat zwischen den Emigranten, der Königin, dem Könige und den verschiedenen Parteihäuptern, wie Lafayette, Mirabeau, Barnave und Lameth spaltete. Ein entscheidendes Ereigniß wie das vom 14. Juli oder vom 5. October war auf lange Zeit unmöglich geworden; es bedurfte neuer Mißstimmungen um den Hof und das Volk gegen einander zu hetzen und einen offenen Bruch herbeizuführen.

Die National-Versammlung hatte sich nach Paris *) versetzt, nachdem ihr von Seiten der Gemeinde die wiederholte

*) Sie hielt ihre erste Sitzung im Erzbischöflichen Palast, den 19. Oct.

Versicherung allgemeiner Ruhe und das Versprechen ungestörter Stimmfreiheit geworden. Mounier und Lally-Tolendal, noch von den Ereignissen des 5. und 6. October entrüstet, hatten ihre Demission mit der Erklärung eingereicht, daß sie weder die Zuschauer noch die Mitschuldige an den Verbrechen der Factionsmänner sein wollten. Sie hatten später um so größere Ursache diesen Rücktritt von der Sorge für das öffentliche Wohl zu bereuen, als sie Maury und Cazeles, welche sich gleicherweise von der Versammlung zurückgezogen hatten, bald darauf mit erneutem Muthe dort wieder auftreten und bis zu Ende muthig die Sache vertheidigen sahen, der sie sich einmal geweiht hatten. Mounier zog sich in die Dauphiné zurück und rief dort die Provinzialstände zusammen, aber bald gebot ein Decret deren Auflösung, welche auch alsbald ohne den geringsten Widerstand erfolgte. So hatten Mounier und Lally, welche zur Zeit der Vereinigung der drei Stände und des Schwures im Ballhause die Heroen des Volkes gewesen waren, gegenwärtig in seinen Augen allen Werth verloren. Die Parlamente waren die Ersten, welche von der Volksgewalt auf die Seite geschoben wurden; Mounier, Lally und Necker folgten ihnen nach, und vieler Andern harrte noch dasselbe Geschick.

Die Theurung, dieser wenn auch oft übertriebene, doch thatsächliche Grund jener Volksbewegungen, gab bald zu neuen Verbrechen Anlaß. Der Bäcker François war von einigen Brigands ermordet worden. (20. October.) Lafayette gelang es die Schuldigen zu ergreifen; er überlieferte sie dem Chatelet, einem Tribunale, welchem die außerordentliche Gerichtsbarkeit über alle auf die Revolution bezüglichen Vergehen zugewiesen war. Eben daselbst befanden sich auch Besenval und alle diejenigen in Untersuchung, welche der Theilnahme an der am 14. Juli vereitelten aristokratischen Verschwörung angeklagt waren. Die Gerichtsverhandlungen des Chatelet sollten fortan nach neuen Rechtsformen vor sich gehen; inzwischen und bis zur Einführung der Jury hatte die Nationalversammlung die Oeffentlichkeit, die contradictatorische Vertheidigung und alle sonstigen Schutzmittel für Angeklagte angeordnet. Die Mörder des

François wurden verurtheilt und die Ruhe wieder hergestellt. Lafayette und Bailly schlugen bei dieser Gelegenheit das Martialgesetz vor. Trotz des heftigen Widerspruchs von Seiten Robespierre's, welcher sich von jetzt an als eifriger Vertheidiger des Volkes und der Armen zeigte, wurde es durch Majorität angenommen (Decret vom 21. October). Kraft dieses Gesetzes waren die Munizipalitäten für die öffentliche Ruhe verantwortlich, bei entstehenden Unruhen zu Requisition der Linientruppen oder Bürgermiliz, und nach dreimaliger Aufforderung auseinanderzugehen zum Gebrauch der Gewalt gegen die aufrührerischen Zusammenrottungen ermächtigt. Ein eigner Comité für die Untersuchungen wurde in der Gemeinde von Paris und in der Nationalversammlung niedergesetzt, um die zahlreichen Gegner, deren Ränke sich rastlos durchkreuzten, zu bewachen. Es bedurfte nur zu sehr aller dieser Vorkehrungen, um die Entwürfe so zahlreicher, gegen die noch junge Revolution verschwornen Widersacher zu vereiteln.

Die Arbeiten zur Vollendung der Constitution wurden jetzt wieder mit Eifer vorgenommen. Man hatte das Feudalwesen aufgehoben, aber noch bedurfte es einer letzten Maßregel, um jene großen Körperschaften vollends aufzulösen, welche seither einen feindlich gesinnten Staat im Staate gebildet hatten. Die Besitzthümer des Clerus waren unermeßlich. Er hatte sie früher von den Landesfürsten unter dem Namen von Lehnsbewilligungen oder frommen Stiftungen und als Vermächtnisse erhalten. Wenn gleich das Eigenthum des einzelnen Staatsbürgers als Frucht und Ziel seiner Arbeit unverletzlich gehalten werden muß, so konnten dagegen Güter, welche ganzen Körperschaften zu einem gewissen Zwecke verliehen worden waren, wohl mit vollem Rechte vom Gesetze eine andere Bestimmung erhalten. Für den religiösen Cultus — mindest war dis die Absicht der Geber — waren sie geschenkt worden; der Cultus aber ist ein öffentlicher Dienst, und dem Gesetze stand es demnach frei die Mittel dafür auch auf eine ganz von jener verschiedenen Weise aufzubringen. Der Abbé Maury zeigte hierbei seine ganze unerschütterliche Beredtsamkeit; er brachte alle Grundbesitzer in Allarm und zeigte ihnen ihre eigene Beraubung im

nahen Hintergrunde, indem er behauptete, daß man die Provinzen der Habsucht der Agioteurs der Hauptstadt opfere. Sein Sophismus ist merkwürdig genug, um hier eine Stelle zu finden: Man verfügt über die Kirchengüter — sagte er — zur Bezahlung der öffentlichen Schuld; nun sind die Staatsgläubiger aber niemand anders als die Capitalisten der Hauptstadt, während die Ländereien, welche man ihnen Preis giebt, in den Provinzen liegen; folglich — meinte der unerschrockene Sophist — sei es erwiesen, daß man die Provinzen der Hauptstadt opfere, — als wenn gerade nicht im Gegentheil diese Zerschlagung jener unermeßlichen Ländereien, welche bisher nur der Schwelgerei einiger müßigen Priester vorbehalten waren, für die Provinzen von außerordentlichem Gewinn gewesen wäre! —

Alle seine Anstrengungen blieben aber fruchtlos. Der Erzbischof von Autun, von welchem jener Vorschlag ausging, und der Deputirte Thouret widerlegten alle seine Trugschlüsse. Schon wollte man decretiren, daß alles Kirchengut dem Staate gehöre, als die Opposition demohngeachtet nochmals auf die Eigenthumsfrage zurückkam. Man antwortete ihr aber, daß der Staat, selbst wenn sie Eigenthum wären, über diese Güter zur Zeit der Noth zu verfügen das Recht habe, da sie schon in früherer Zeit in dringenden Fällen oft zu dessen Besten verwandt worden seien, was sie denn auch nicht in Abrede zu stellen vermochten. Mirabeau, dieses Zugeständniß benutzend, schlug vor, statt des Wortes: „Alles Kirchengut gehört dem Staat" zu setzen: „stehen zur Verfügung des Staates," und in dieser Fassung wurde denn auch die Discussion auf der Stelle mit großer Stimmenmehrheit beendet. (Gesetz vom 2. Nov.) So brach die Versammlung die furchtbare Gewalt des Clerus und die Verschwendung der Ordensobern, und gewann der Nation diese unermeßlichen finanziellen Hilfsquellen, von denen die Revolution sich so lange Zeit ausschließlich nährte. Zu gleicher Zeit sorgte sie für die Subsistenz der Pfarrer durch den Beschluß, daß ihr Gehalt nicht unter zwölf Hundert Franks nebst Benutzung eines Pfarrhauses und eines daran befindlichen Gartens sein dürfe. Sie erklärte, daß alle religiösen Gelübde von Staatswegen nicht mehr anerkannt werden sollten, und gab

allen Klostergeistlichen die Freiheit ihre Zellen zu verlassen, indem sie zugleich denen, welche das Mönchsleben fortzuführen wünschten, dis gestattete, und zu diesem Zwecke die eingezogenen Güter durch ausgeworfene Pensionen ersetzte. Dabei hatte sie die Sorgfalt einen Unterschied zwischen den reichen und den Bettelorden zu machen und das Einkommen der Mitglieder derselben nach ihren frühern Verhältnissen zu bestimmen. Dasselbe geschah mit den Pensionen, und als der Jansenist Camus auf die ursprüngliche evangelische Einfachheit zurückkommen, und alle Pensionen auf ein und dasselbe, höchst geringe Firum reducirt wissen wollte, setzte die Nationalversammlung auf Anrathen Mirabeau's dieselben nach Verhältniß ihres jetzigen Werthes und der frühern Lage der Pensionaire angemessen, fest. Man konnte in der That damals die Schonung des Hergebrachten nicht weiter treiben, und hierin bestand die wahrhafteste Achtung des Eigenthums. Dem ähnlich, gab die National-Versammlung, als die bei Widerruf des Edictes von Nantes ausgewanderten Protestanten jetzt ihre Güter zurückforderten, ihnen nur diejenigen zurück, welche seither noch unverkauft geblieben waren.

Mit dieser weisen Schonung der Personen verband sie das kühnste Benehmen, wenn es die Sachen betraf, und entwikkelte besondere Festigkeit in allen Verfassungsfragen. Man hatte die Prärogative der obersten Gewalten bereits festgestellt, und es bedurfte nur noch der administrativen Eintheilung des Reichs in einzelne Gebiete. Bisher war es stets nach Provinzen eingetheilt gewesen, wie solche nach und nach zu dem alten Frankreich hinzugekommen waren. Diese durch Gesetze, Privilegien und Sitten unter sich völlig verschiedenen Provinzen bildeten ein höchst fremdartiges Ganze. Sieyes hatte die Idee, sie durch eine neue Eintheilung, welche die alten Abgrenzungen aufhöbe und für alle Theile des Königreichs dieselben Gesetze und denselben Geist der Verwaltung einführe, mehr zu vermischen. Dis geschah durch die Eintheilung in Departements. Die Departemente wurden wiederum in Districte und die Districte in Munizipalitäten eingetheilt. Bei allen diesen Unterabtheilungen wurde das Princip der Repräsentation einge-

führt. Die Verwaltung der Departemente, der Districte und der Gemeinden wurde einer berathenden und einer vollziehenden Behörde, Beide wählbar, übergeben. Diese verschiedenen Autoritäten griffen in einander ein und hatten innerhalb ihrer Ressortverhältnisse alle gleiche Befugnisse. Die Departemental-Behörde legte die Steuer in den Districten, die Bezirksbehörde in den Gemeinden und der Gemeinderath unter den Individuen um.

Die Versammlung bestimmte hierauf die Erfordernisse eines Staatsbürgers, der zu dem Genusse aller politischen Rechte befähigt sei. Sie verlangte hiezu das Alter von fünf und zwanzig Jahren und die Steuerentrichtung von wenigstens einer Mark Silber. Jedes Individuum, welches diesen Bedingungen Genüge leistete, hieß activer, alle anderen passive Staatsbürger. Diese ziemlich einfachen Benennungen wurden zwar in's Lächerliche gezogen, weil man sich gern an den Namen hält, wenn es gilt die Sache zu bespötteln; aber sie waren natürlich und drückten vollkommen das aus, was sie bezeichnen sollten. Der active Bürger nahm an den Wahlen der Mitglieder für die Verwaltung und die Nationalversammlung Theil. Für die Wahl der Abgeordneten gab es zwei verschiedene Abstufungen. Um selbst wählbar zu sein, bedurfte es weiter keines Erfordernisses; denn wie das auch in der Nationalversammlung ausgesprochen wurde, ein Jeder wird Wähler durch seine Theilnahme an dem Gesellschaftsverband, wählbar aber ist Jeder allein schon durch das Vertrauen der Wähler. Diese Arbeiten, obschon von tausend andern, durch die Umstände herbeigeführten Discussionen unterbrochen, wurden nichtsdestoweniger mit großem Eifer betrieben. Die rechte Seite war hierbei nur insofern thätig, als sie sich denselben hartnäckig entgegenstellte, wo es galt, der Nation einen Theil ihres Einflusses streitig zu machen. Die liberalen Deputirten dagegen, obgleich in verschiedene Parteien gespalten, vereinigten oder trennten sich ohne Bitterkeit, je nach ihren individuellen Ansichten. Es war leicht zu bemerken, daß bei ihnen die innere Ueberzeugung ihre Vereinigungen beherrschte. Man sah Thouret, Mirabeau, Dûport, Sieyes, Camus und Cha-

pelier bei den Verhandlungen je nach ihrer jedesmaligen Meinung bald zusammen bald von einander abweichend stimmen. Was die Mitglieder des Adels und des Clerus betrifft, so wurden sie nur bei Parteikämpfen laut. Hatten die Parlamente einen Beschluß gegen die Versammlung erlassen, oder waren Deputirte von Schriftstellern angegriffen worden, so wurden sie bereitwillig von ihnen unterstützt. Sie vertheidigten die Militaircommandanten gegen das Volk, die Sclavenhändler gegen die Neger, sie stimmten gegen die Zulassung der Juden und der Protestanten zum Genusse bürgerlicher Rechte, ja als Genua sich bei der Befreiung Corsikas und dessen Vereinigung mit dem französischen Reiche gegen Frankreich erhob, waren sie für Genua gegen Frankreich. Mit einem Worte, fremd und gleichgiltig bei allen gemeinnützigen Berathungen, und entweder gar nicht darauf hörend oder mit einander plaudernd, erhoben sie sich nur, wenn es Freiheit und Recht zu verweigern galt. *)

Wie wir schon erwähnt haben, war es nicht mehr möglich eine folgenreiche Verschwörung auf der Seite des Königs einzuleiten, da die Aristokratie auf der Flucht und der Hof von der Nationalversammlung, dem Volke und der Nationalmiliz umgeben war. Partielle Aufstände waren daher Alles, was die Mißvergnügten versuchen konnten. Sie nährten demgemäß geflissentlich die üble Stimmung der Offiziere, welche noch an der alten Ordnung der Dinge hielten, während der Soldat, der dabei nur gewinnen konnte, der neuen Zeit anhing. Häufig fanden auch Zwiste zwischen der Armee und der Bevölkerung statt; oft überlieferten sogar die Soldaten ihre Chefs dem Pöbel, welcher sie ermordete; andere Male wurden die Reibungen glücklich beseitigt, und Alles ging friedlich ab, sobald nur die Stadtcommandanten sich mit einiger Gewandtheit benahmen, und den Eid auf die neue Constitution leisteten. Der Clerus hatte die

*) Ueber die Handlungsweise der Deputirten der Rechten vergleiche man den Auszug aus den Memoiren von Ferrière, Note 12, am Ende dieses Bandes.

Bretagne mit Proteſtationen gegen die Veräußerung ſeiner Güter überſchwemmt, und befliß ſich die letzten Ueberreſte von religiöſem Fanatismus in denjenigen Provinzen anzufachen, wo noch der alte Aberglaube herrſchte. Auch die Parlamente wurden dazu mit benutzt, und ein letzter Verſuch gemacht, ihr Anſehn wieder herzuſtellen. Die Gerichtsferien derſelben waren von der Nationalverſammlung verlängert worden, weil ſie nicht erſt mit ihnen in Discuſſionen gerathen wollte, und die Ferienkammern hielten in ihrer Abweſenheit Sitzung. Zu Rouen, zu Nantes, zu Rennes erließen ſie Bekanntmachungen, worin ſie den Untergang der alten Monarchie und die ſchmähliche Verletzung der Geſetze beklagten, und ohne gerade die Verſammlung zu nennen, doch ſie als die Urſache all' dieſer Uebel zu bezeichnen ſchienen. Sie wurden deshalb vor die Schranken gefordert, doch nur das Parlament von Rennes als das ſtrafbarſte, wurde für unfähig erklärt, länger ſeine Functionen zu bekleiden. Das zu Metz hatte ſogar erklärt, daß der König nicht frei ſei, was wie bereits erwähnt, überhaupt die Politik der Unzufriedenen war. Da ſie ſich ſelbſt des Königs als Werkzeug nicht bedienen konnten, ſuchten ſie ihn als Gefangenen darzuſtellen, indem ſie dann mit einem Schein von Recht alle Geſetze annulliren zu können glaubten, zu denen er ſeine Zuſtimmung gegeben zu haben ſchien. Er ſelbſt mochte wohl dieſer Politik beipflichten. Er hatte ſeine am 5. und 6. October zurückgeſchickten Gardes-du-Corps nicht wieder zu ſich beordert, ſondern ließ ſich durch die Nationalmiliz, in deren Mitte er ſich ſicher wußte, bewachen. Seine Abſicht war hierbei, als Gefangener zu erſcheinen. Die Gemeinde von Paris vereitelte jedoch dieſe wohl etwas kleinliche Liſt, indem ſie den König um die Zurückberufung ſeiner Garden erſuchte, was er aber unter leeren Vorwänden und unter Vermittelung der Königin zurückwies.*)

Das Jahr 1790 erſchien, und eine allgemeine Aufregung machte ſich bemerklich. Drei Monate waren ſeit dem 5. und 6. October in leidlicher Ruhe vergangen, da ſchienen ſich die Unruhen zu erneuen. Auf große Stürme folgt immer Abſpannung, auf dieſe Ruhe kleine Kriſen, bis zuletzt große Wendepunkte eintreten. Man maß dieſe Wirren dem Clerus, dem Adel, dem Hofe, ja

*) Man ſehe Note 13 am Ende des Bandes.

selbst England bei, welches letztere deshalb seinen Gesandten mit seiner Rechtfertigung beauftragte. Selbst die besoldeten Compagnieen der Nationalgarde wurden von dieser allgemeinen Aufregung angesteckt. Einige Soldaten rotteten sich auf den Elysäischen Feldern zusammen, und verlangten Vergrößerung ihrer Brotrationen. Lafayette, überall gegenwärtig, eilt hinzu, zerstreut und bestraft sie, und stellt unter seinen, bis auf dergleichen leichte Störungen stets treuen Truppen, bald die Ruhe wieder her.

Ganz besonders war die Rede von einem, gegen die Nationalversammlung und die Municipalität angezeddelten Complot, dessen muthmaßliches Haupt der Marquis von Favras sein sollte. Er wurde mit großen Geräusch festgenommen und dem Châtelet überliefert. Man verbreitete zugleich: Bailly und Lafayette hätten ermordet werden sollen; zwölf hundert Pferde ständen in Versailles zur Flucht des Königs bereit, und eine Armee von Schweizern und Piemontesern solle ihn im Empfang nehmen und sodann auf Paris losmarschieren. Das Gerücht fand Glauben, ja man wollte sogar wissen, Favras sei der geheime Agent gewisser hochgestellter Personen; besonders ruhte der Verdacht auf Monsieur, dem Bruder des Königs, denn Favras hatte unter seiner Garde gedient und überdis auch eine Anleihe für seine Rechnung negozirt. Monsieur, von dieser Aufregung der Gemüther erschreckt, erschien auf dem Stadthause, protestirte gegen diese Insinuationen deren Gegenstand er war, erläuterte seine Verhältnisse mit Favras, berief sich auf seine, früher in der Versammlung der Notabeln bekundeten populären Gesinnungen, und verlangte nicht nach bloßen öffentlichen Gerüchten, sondern nach seinem bekannten und von ihm nie verläugneten Patriotismus beurtheilt zu werden.*) Seine Worte wurden mit allgemeinem Beifall vernommen und er selbst von dem Volke in seine Wohnung zurück geleitet.

Unterdeß hatte der Proceß von Favras seinen Fortgang. Dieser Favras hatte Europa durchreis't, sich mit einer fremden Fürstin vermählt, und mancherlei Plane zur Verbesserung seiner Glücksumstände geschmiedet. Am 14. Juli, wie am 5. und 6. October und in den ersten Monaten des Jahrs 1790 sollen dergleichen Ränke besonders statt gefunden haben. Die Zeugen, welche

*) Siehe Note 14. am Ende des Bandes.

gegen ihn auftraten, bezeichneten seinen letzten Plan genauer. Die Ermordung Bailly's und Lafayette's und die Entführung des Königs schienen zum Theil in diesem Plane mit gelegen zu haben, aber es blieb unbewiesen, daß zwölf hundert Pferde in Bereitschaft gestanden haben sollten, und daß eine Schweizer- oder Piemontesische Armee im Anmarsche gewesen sei. Die Umstände waren für Favras wenig günstig. Als der Châtelet Besenval und die andern in das Complot vom 14. Juli Verwickelten auf freien Fuß stellen wollte, hatte sich die öffentliche Meinung dagegen laut ausgesprochen. Nichts desto weniger ermuthigte Lafayette die Richter des Châtelet gerecht zu sein, und versprach ihnen, daß ihr Urtel, von welcher Art es auch sei, in Ausführung gebracht werden solle.

Dieser Proceß verdächtigte den Hof auf's Neue. Nach wiederholten Plänen solcher Art ließ sich von ihm wenig Gutes hoffen; denn mitten in Paris selbst sah man ihn noch sich verschwören. Man rieth daher dem Könige zu einer durchgreifenden Maßregel, um die öffentliche Meinung zufrieden zu stellen. Am 4. Februar 1790 bemerkte die Versammlung zu ihrer Verwunderung mehrere Veränderungen in der Einrichtung des Saales. Ein mit Lilien gestickter Teppich bedeckte die Gänge des Büreau. Die Stühle der Secretaire waren niedriger gestellt und der Präsident stand zur Seite des Sessels, auf welchem er gewöhnlich Platz zu nehmen pflegte. „Der König kommt!" riefen auf einmal die Huissiers, und gleich darauf trat Ludwig XVI. in den Saal. Bei seinem Anblick erhebt sich die Versammlung und empfängt ihn rings mit Beifallrufen. Eine Unzahl von Zuschauern herzustürzend, erfüllen die Tribunen, drängen sich in alle Theile des Saals und erwarten mit größter Ungeduld den König. Ludwig XVI. spricht stehend vor der sitzenden Versammlung; er erinnert zuerst an die Unruhen, denen Frankreich zur Beute geworden, und an die Anstrengungen welche er gemacht um sie zu stillen und die Subsistenz des Volkes zu sichern; er geht die Arbeiten der Repräsentanten durch, indem er bemerkt, daß er dasselbe Ziel den Provinzialversammlungen gesteckt habe; er macht endlich darauf aufmerksam, wie er schon früher selbst die Wünsche, welche jetzt verwirklicht werden sollten, ausgesprochen habe. Er fügt hinzu: er glaube sich mit den Repräsentanten der Nation zu einer Zeit

inniger verbinden zu müssen, wo ihm die Decrete, welche dem Königreiche eine neue Organisation geben sollten, vorgelegt worden seien. Er werde, sprach er, mit aller seiner Macht den Erfolg dieser umfangreichen Organisation begünstigen, und jeden dagegen ankämpfenden Versuch als strafbar mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln verfolgen lassen." Bei diesen Worten regte sich der allgemeinste Beifall. Der König fährt fort, und fordert, indem er seine eigenen Opfer ins Gedächtniß ruft, alle diejenigen, welche deren bringen müssen, auf, seiner Resignation zu folgen und sich über das Verlorene mit den Gütern zu trösten, welche die neue Verfassung Frankreich verheiße. Nachdem er diese Verfassung zu schützen versprochen, erklärt er ferner, daß er noch mehr thun, und in Uebereinstimmung mit der Königin, bei guter Zeit Geist und Herz seines Sohnes für die neue Ordnung der Dinge vorbereiten und ihn gewöhnen werde, nur in dem Wohle der Franzosen sein eigenes Glück zu finden!"... Da ertönen von allen Seiten Zurufe der Liebe und des Vertrauens, Aller Hände strecken sich dem Monarchen entgegen, Aller Augen suchen die Mutter und das Kind, alle Stimmen verlangen nach ihnen; der Rausch ist allgemein. Endlich schließt der König seine Rede, indem er zu Eintracht und Frieden dieses „gute Volk ermahnt, dessen Liebe man ihn versichere, wenn man ihn in seinen Sorgen trösten wolle."*) Bei diesen Worten überbieten sich alle Anwesenden in rauschenden Dankesbezeugungen. Der Präsident schilderte in einer kurzen Antwort die überströmenden Gefühle welche sich aller Herzen bemeistert haben, und der Fürst wird hierauf von dem Volke nach den Tuilerien geleitet. Die Versammlung aber erläßt Dankadressen an ihn und die Königin. Eine neue Idee bietet sich dar: Ludwig XVI. hatte sich so eben zur Aufrechterhaltung der Constitution verbindlich gemacht; dis veranlaßte die Deputirten, sich auch ihrerseits hierzu zu verpflichten. Man schlägt hierauf den Bügereid vor, und jeder Deputirte schwört: der Nation, dem Gesetze und dem Könige treu zu sein und mit allen Kräften die von der Nationalversammlung beschlossene und von dem Könige bestätigte Constitution

*) Siehe Note 15. am Ende des Bandes.

aufrecht zu erhalten. Die Stellvertreter und die Deputirten des Handelsstandes verlangen auch ihrerseits den Eid zu leisten; die Tribunen und die Amphitheater folgen diesem Beispiele und von allen Seiten hört man nichts als die Worte: Ich schwöre es!

Dieser Eid wurde hierauf im Stadthause, und durch ganz Frankreich von Gemeinde zu Gemeinde wiederholt. Oeffentliche Belustigungen wurden angestellt und die Begeisterung schien allgemein und aufrichtig. Es war ohne Zweifel nun an der Zeit, fortan bei diesem Benehmen zu beharren, und diese Versöhnung der Gemüther nicht wie alle frühern ungenützt vorübergehen zu lassen; aber denselben Abend noch, während Paris von den zur Verherrlichung dieses glücklichen Ereignisses angezündeten Feuern widerglänzte, war der Hof schon wieder zu seiner alten Stimmung übergegangen, und die Volks-Deputirten fanden hier eine Aufnahme, welche sich schroff von der unterschied, welche den adeligen Deputirten zu Theil wurde. Vergebens stellte Lafayette, dessen weise und diensteifrige Vorschläge nicht befolgt wurden, dem Hofe vor, daß der König fortan nicht mehr schwanken, sondern sich gänzlich an die Volkspartei anschließen und ihr Vertrauen zu gewinnen streben solle, und daß es zu diesem Zwecke nicht genüge, seine Gesinnungen in der National-Versammlung zu proclamiren, sondern ihm auch obliege durch seine Handlungen sie zu bethätigen: daß er sich von der geringsten, in seiner Gegenwart gesprochenen zweideutigen Aeußerung beleidigt abwenden und jeden entfernten Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Willens zurückweisen, nirgend aber einigen Zwang oder Mißvergnügen zeigen, noch sonst den Aristokraten einige geheime Hoffnung blicken lassen dürfe, und daß endlich die Minister sich unter einander der Einigkeit befleißen, mit der Versammlung nicht rivalisiren und sie nicht ferner der Nothwendigkeit aussetzen sollten, ohne Unterlaß an die öffentliche Meinung zu appelliren. Vergebens erneuerte Lafayette diese trefflichen Rathschläge in ehrfurchtvollen Vorstellungen; der König nahm seine Briefe hin und nannte ihn einen Ehrenmann; die Königin aber wies sie mißmuthig zurück und schien selbst über die Ehrfurchtsversicherungen des Ge-

nerals unwillig zu sein. Weit besser nahm sie Mirabeau auf, welcher zwar einflußreicher, aber sicher auch weniger untadelhaft als Lasayette war.

Die Unterhandlungen Mirabeau's mit dem Hofe hatten inzwischen ihren Fortgang. Er hatte selbst mit Monsieur, welcher seiner Gesinnungen wegen der Volkspartei näher stand, Verbindungen unterhalten, und ihm, wie gleicherweise der Königin und dem Herrn von Montmorin widerholt vorgestellt, daß die Monarchie nur durch die Freiheit gerettet werden könne. Mirabeau schloß endlich mit dem Hofe durch Hilfe eines Unterhändlers einen Vergleich ab. Er sprach seine Grundsätze in einer Art von Glaubens-Bekenntniß aus, und erklärte, sich nie von demselben zu entfernen, den Hof aber, so lange er auf derselben Linie mit ihm bleibe, nachdrücklich zu unterstützen. Dagegen verpflichtete man sich von Seiten des Hofes gegen ihn zu einem ansehnlichen Gehalte. Die Moral ohne Zweifel spricht das Verdammungsurtheil gegen solche Vergleiche, denn die Pflicht soll allein um der Pflicht willen geschehen. Aber, hieß das sich verkaufen? Ein schwacher Mensch würde sich ohne Zweifel mit Preisgebung seiner Grundsätze verkauft haben, aber der einflußreiche Mirabeau, weit entfernt die seinigen zu opfern, bewog vielmehr die Gewalt dieselben zu den ihrigen zu machen, und empfing dafür zum Tausche die Unterstützung, welche seine großen Bedürfnisse und seine ungeordneten Leidenschaften unumgänglich erheischten. Verschieden von denen, welche ihre geringen Talente und ihr schlaffes Gewissen um hohen Preis verkaufen, bekämpfte Mirabeau, unerschütterlich bei seinen Grundsätzen verharrend, abwechselnd seine Partei oder den Hof, als hätte er nicht von der erstern seine Popularität, und von dem zweiten die Mittel seiner Existenz zu erwarten. Aus diesem Grunde haben die Geschichtschreiber, welche ihn nicht für den Verbündeten des Hofes den er bekämpfte, halten konnten, diesen Vertrag in das Jahr 1791 gesetzt, obgleich derselbe schon in den ersten Monaten des Jahres 1790 geschlossen worden war. Mirabeau sah die Königin, gefiel ihr durch die Ueberlegenheit seines Geistes, und genoß einen sehr schmeichelhaften Empfang. Dieser außerordentliche Mensch

war für alle Reize der Eitelkeit sowohl als der Leidenschaft gleich entzündbar. Man mußte ihn mit seiner Stärke und seinen Schwächen nehmen wie er war und ihn so zur Förderung des allgemeinen Wohls gebrauchen. Außer Lafayette und Mirabeau hatte der Hof noch Bouillé, welchen wir jetzt gleichfalls kennen lernen müssen.

Bouillé, voll Muth, Gewandtheit und Talenten, theilte alle Regungen der Aristokratie und unterschied sich von ihr lediglich durch ein geringeres Maß von Verblendung und größerer Geschäftsgewandtheit. In Metz stationirt, wo er eine weit ausgebreitete Grenze und einen großen Theil der Armee commandirte, bemühte er sich, das Mißtrauen zwischen seinen Truppen und den Nationalgardisten in der Absicht sorglich zu nähren, um seine Soldaten dem Hofe zu erhalten. In dieser Hoffnung dort als Wächter aufgestellt, erfüllte er die Volkspartei mit Besorgniß und schien der General der Monarchie, wie Lafayette der der Constitution zu sein. Indessen war er voll Unwillen gegen die Aristokratie, die Schwäche des Königs verleidete ihm dessen Dienste, und er würde ihn verlassen haben, wäre er nicht von Ludwig XVI. zum Bleiben gedrängt worden. Bouillé war ein Mann von Ehre; als er daher einmal den Eid geleistet, dachte er an nichts mehr, als dem Könige und der Constitution zu dienen. Der Hof durfte sonach nur Lafayette, Mirabeau und Bouillé vereinigen, um die Nationalgarden, die Versammlung und die Armee, d. h. die drei Gewalten des Tages für sich zu haben. Wohl mochten, wie nicht zu läugnen, in ihren Motiven diese drei Personen sich trennen. Lafayette war voll reinen Willens mit allen denen gemeinschaftliche Sache zu machen, welche dem Könige und der Constitution dienen wollten, Mirabeau dagegen auf Lafayette's Gewalt eifersüchtig, fürchtete dessen sittliche Reinheit, und schien darin für sich einen stillen Vorwurf zu sehen. Bouillé haßte in Lafayette dessen begeisterte Ueberzeugung, und vielleicht auch den untadeligen Gegner; er gab Mirabeau den Vorzug, welchen er für leichter zu behandeln und in seinem politischen Glauben für weniger streng hielt. Es wäre Sache des Hofes gewesen, diese

drei Männer durch Beseitigung der sie von einander entfernenden Motive mit einander auszusöhnen; aber es gab nur ein einziges Mittel ihrer Einigung: die freie Monarchie. Man mußte sich daher aufrichtig derselben hingeben und aus allen Kräften darauf hinsteuern. Aber der Hof, stets unschlüssig, empfing Lafayette ohne ihn gerade zurückzuweisen, mit Kälte, bezahlte Mirabeau, welcher ihn von Zeit zu Zeit ausschalt, nährte den Unmuth Bouillé's gegen die Revolution, sah nach Oestreich voll Hoffnung hin, und ließ die Emigranten in Turin nach Gefallen intriguiren. Dis ist der gewöhnliche Weg der Schwäche; statt sich des Erfolges zu versichern, überläßt sie sich eitlen Hoffnungen und stürzt sich so selbst ins Verderben, indem sie den Verdacht nährt der die Parteien nicht minder als die That selbst erbittert, denn es ist allezeit besser, die That vollstrecken als blos damit drohen.

Vergebens schrieb Lafayette, um das, was der Hof unterließ, nun selbst zu bewirken, an Bouillé, seinen nahen Verwandten, und forderte ihn auf, gemeinschaftlich mit ihm und durch die einzig möglichen Mittel, Offenheit und Freiheit, den Thron zu schützen; Bouillé, von dem Hofe gegen ihn eingenommen, antwortete kalt und ausweichend, und fuhr, ohne etwas gegen die Constitution zu unternehmen, doch fort durch das Geheimnißvolle seiner Plane und die Stärke seiner Armee eine ehrfurchtgebietende Stellung beizubehalten.

Jene Versöhnungsscene vom 4. Februar, welche von so großem Erfolg hätte sein können, ward solchergestalt bald unnütz und fruchtlos. Der Proceß von Favras war beendigt, und der Chatelet, sei es aus Furcht oder aus Ueberzeugung, verdammte ihn zum Strange. Favras zeigte in seinen letzten Augenblicken eine Festigkeit, eines Märtyrers, aber nicht eines Intriguants würdig. Er betheuerte seine Unschuld und bat, vor seinem Tode hierüber noch eine Erklärung geben zu dürfen. Das Schaffot war auf dem Grèveplatze errichtet. Man führte ihn in das Stadthaus, wo er bis zur Nacht blieb. Das Volk wollte einen Marquis hängen sehen, und erwartete dieses Beispiel der Gleichheit in Erduldung peinlicher Strafen mit Ungeduld. Favras erklärte, mit einem Großen des

Reichs in Verbindung gestanden zu haben, welcher ihn vermocht habe die Gemüther zu Gunsten des Königs zu stimmen. Da ihm dis einigen Aufwand verursacht, so habe ihm dieser Herr Hundert Louisd'or gegeben, welche er auch angenommen. Er versicherte, daß sich sein Verbrechen lediglich hierauf beschränke und nannte Niemand. Indessen fragte er, ob ihn die Nennung jener Person retten könne. Da ihm hierauf keine befriedigende Antwort ward, sprach er: „In diesem Falle werde ich mit meinem Geheimnisse sterben!" und trat mit großer Festigkeit den Weg nach dem Richtplatze an. Es war dunkle Nacht, doch hatte man ihn so gut als thunlich erleuchtet. Das Volk ergötzte sich an diesem Schauspiele, zufrieden, die Gleichheit selbst auf dem Schaffotte zu finden; es erlaubte sich grausame Spöttereien, und parodirte scheußlich genug auf verschiedene Weise die Todesstrafe des Unglücklichen. Der Körper Favras wurde seiner Familie ausgeliefert, und neue Ereignisse ließen bald seinen Tod sowohl die, welche ihn bestraft, als die, welche sich seiner bedient hatten, vergessen.

Der Clerus in seiner Verzweiflung fuhr fort, im weiten Umkreise des Reiches Unruhen hervorzurufen. Der Adel rechnete noch immer viel auf seinen Einfluß unter den untern Volksklassen. Während die Nationalversammlung sich begnügt hatte, durch ein Decret die Kirchengüter zur Verfügung der Nation zu stellen, hatte der Clerus gehofft daß die Ausführung dieses Decrets nicht Statt haben würde, und gab um diese unnöthig zu machen, zahllose Mittel an die Hand, der Bedrängniß des Schatzes abzuhelfen. Der Abbé Maury hatte eine Luxussteuer vorgeschlagen, aber der Abbé von Salsède ihm seinerseits mit dem Vorschlage geantwortet, daß kein Geistlicher mehr als tausend Thaler Einkünfte haben solle. Den reichen Abbé brachte eine solche Motion zum Schweigen. Ein anderes Mal bei der Berathung über die Staatsschuld hatte Cazales gerathen, nicht die Giltigkeit der Schuldbriefe, sondern jede Schuld selbst, ihren Ursprung und ihre Veranlassung zu untersuchen, was nichts anders hieß als den Staatsbanquerot durch das eben so verhaßte als abgenutzte Mittel der Sternkammern zu erneuern. Der Clerus, als geschworner Feind der

Staatsgläubiger, deren Interessen er sich geopfert glaubte, unterstützte diesen Vorschlag trotz seiner so rigoristischen Grundsätze in Bezug auf die Rechte des Eigenthums. Maury war mit Heftigkeit aufgesprungen und hatte die Versammlung verlassen, indem er sich zu einem Theile der Mitglieder wendend, in die Worte ausbrach: sie besäßen nur den Muth der Schande! Die hierdurch beleidigte Versammlung hatte ihn aus ihrer Mitte ausschließen wollen. Mirabeau aber, welcher sich namentlich hierdurch beleidigt fühlen mußte, stellte seinen Collegen vor, daß jeder Deputirte seinen Committenten angehöre, und daß man nicht das Recht habe einen Einzigen auszuschließen. Diese Mäßigung bekundete die wahrhafte Ueberlegenheit seines Geistes, man folgte ihm, und Maury wurde durch öffentlichen Verweis mehr als durch die Ausschließung bestraft. Alle diese vom Clerus hervorgesuchten Mittel, die Staatsgläubiger statt seiner als Opfer darzubieten, fruchteten indeß nichts, und die Versammlung beschloß den Verkauf von 400 Millionen Domainen- und Kirchengütern. Da verbreitete der verzweifelnde Clerus Flugschriften unter das Volk, worin es hieß, daß der Plan der Revolutionaire sei, die katholische Religion anzugreifen, eine Maßregel, von der sie namentlich in den mittägigen Provinzen sich großen Erfolg versprachen. Wir haben bereits gesehen, wie die ersten Emigranten sich nach Turin begeben hatten; von da unterhielten sie insbesondere mit Languedoc und der Provençe nähere Verbindungen. Calonne, so gefeiert zur Zeit der Notabeln, war der Minister des flüchtigen Hofes, welcher letztere sich in zwei Parteien spaltete; der hohe Adel seinerseits wollte seine Obmacht behaupten, fürchtete die Intervention des Provinzialadels und vor Allem des Bürgerstandes, und gedachte sich daher zur Widerherstellung des Thrones nur an Rußland zu wenden. Ueberdis schien es ihm, der sich ein Jahrhundert lang an den irreligiösen Späßen Voltaires erfreut hatte, lächerlich, nach den Vorschlägen der Emissaire aus der Provinz, die Religion mit ins Spiel zu ziehen. Die andere Partei, welche aus dem niedern Adel und den ausgewanderten Bürgerlichen bestand, wollte die Leidenschaft für die Freiheit durch eine noch weit stärkere, nämlich die des Fana-

tismus bekämpfen, und, ohne sich dem Auslande zu überliefern, durch eigne Kräfte den Sieg gewinnen. Die Erstern schützten, um die Intervention des Auslandes zu beschönigen, die Besorgniß des persönlichen Rachegefühls vor, welches in Bürgerkriegen so leicht vorherrschend werde: die andern behaupteten, daß der Bürgerkrieg allerdings zwar von Blutvergießen begleitet sei, daß man sich aber keinesfalls mit Verrätherei beflecken dürfe. Diese Letztern, muthiger und patriotischer, aber auch wilder gesinnt, konnten an einem Hofe wo Calonne herrschte, ihre Absichten nicht durchsetzen. Da man indessen in solcher Lage aller Welt benöthigt war, so wurden die Verbindungen zwischen Turin und den mittägigen Provinzen fortwährend unterhalten. Man entschied sich, die Revolution durch Krieg mit dem Auslande und durch den Bürgerkrieg gleichzeitig zu bekämpfen, und suchte zu diesem Zwecke den alten Fanatismus jener Gegenden wieder anzufachen. *)

Die Geistlichkeit versäumte nichts, diesen Plan zu fördern. Die Protestanten erregten in diesen Gegenden den Neid der Katholiken. Der Clerus benutzte diesen Umstand, und vor Allem die Fastenzeit vor Ostern, und bald war zu Montpellier, Nimes, Montauban der veraltete Fanatismus durch alle nur möglichen Mittel wieder hervorgerufen.

Karl Lameth beklagte sich zuerst auf der Tribune, daß man die heilige Zeit vor dem Osterfeste zur Aufwiegelung des Volkes und zu seiner Aufreizung gegen die neuen Gesetze gemißbraucht habe. Bei diesen Worten erhob sich der gesammte Clerus und wollte die Versammlung verlassen. Der Bischof von Clermont sprach diese Drohung aus, und eine Menge Geistlicher hatte sich schon zum Fortgehen erhoben, als man Karl Lameth zur Ordnung rief, worauf denn der Tumult sich legte. Unterdeß nahm der Verkauf der Kirchengüter seinen Anfang, und der erbitterte Clerus verabsäumte keine Gelegenheit, dabei seinem Grolle Luft zu machen. Dom Gerle, ein Karthäuser, voll Glauben an die Heiligkeit seiner religiösen und patriotischen Gefühle, verlangt eines Tages das Wort und schlägt vor, die

*) Siehe Note 16. am Ende des Bandes.

katholische Religion als alleinige Staatsreligion zu erklären. (Sitzung vom 12. April.) Eine Masse von Deputirten erhebt sich auf der Stelle, um durch Acclamation dafür zu stimmen, weil sich jetzt nach ihrer Meinung der Versammlung die beste Gelegenheit darbiete, sich von dem ihr gemachten Vorwurfe des Angriffes gegen die katholische Religion zu reinigen. Indeß, was bezweckte man mit einem solchen Vorschlage? Entweder sollte dis Decret der katholischen Religion ein Vorrecht verleihen welches keine Religion haben sollte; oder es war die bloße Declaration einer Thatsache, der nämlich, daß die Mehrzahl der Franzosen katholisch sei; eine solche Thatsache bedurfte aber keiner weitern Declaration. Ein solcher Vorschlag konnte daher nicht füglich allgemein Eingang finden, und so wurde denn auch trotz der vereinten Anstrengungen des Adels und der Geistlichkeit die Berathung auf den andern Tag verschoben. Eine ungeheure Menschenmenge war herbeigeströmt, und Lafayette hatte auf die Nachricht, daß Uebelwollende es dabei auf Unruhen abgesehen hätten, aus Vorsicht die Wache verdoppelt. Die Discussion beginnt; ein Geistlicher bedroht die Versammlung mit dem Fluche; Maury erhebt sein gewohntes Geschrei; Menou beantwortet mit Ruhe alle, der Versammlung gemachten Vorwürfe, indem er zeigt, wie unangemessen die Anklage, daß sie die katholische Religion abschaffen wolle, zu einer Zeit sei, wo sie eben die Ausgaben für den Cultus derselben in die Reihe der öffentlichen Staatsausgaben gesetzt habe und schlägt hierauf vor, zur Tagesordnung überzugehen. Dom Gerle nimmt eines Bessern belehrt seine Motion alsbald zurück, und bittet um Entschuldigung, solch' einen Lärmen verursacht zu haben. Herr von Larochefoucault schlägt jetzt aber eine neue Fassung des Decrets vor, und sein Vorschlag tritt an die Stelle des früheren von Menou. Plötzlich erhebt sich ein Mitglied der rechten Seite mit der Anklage, daß die Versammlung nicht frei sei und wendet sich zugleich voll Heftigkeit mit der Frage an Lafayette: warum er die Wachen verdoppelt habe? Die Beweggründe hiezu konnten wohl nicht zweifelhaft sein, denn nicht die linke Seite hatte vom Volke zu fürchten, und nicht seine Freunde bedurften des Schutzes Lafayette's.

Diese Aufforderung vermehrt den Tumult; nichts desto weniger wird die Berathung fortgesetzt. In diesen Debatten wird denn auch Ludwig XIV. erwähnt; da ruft Mirabeau: „Ich wundere mich nicht, daß man hier an jene Regierung erinnert, unter welcher das Edict von Nantes widerufen wurde; aber man vergesse doch nicht, daß von der Tribune aus, von welcher ich jetzt zu Ihnen rede, man noch das verhängnißvolle Fenster gewahrt, aus welchem ein König, der Mörder seiner Unterthanen, den himmlischen Interessen irdische beimischend, das Signal zur Bartholomäusnacht gab!" Trotz dieser donnernden Anrede wurde die Berathung fortgesetzt, und endlich der Vorschlag des Herzog's von Larochefoucault angenommen. Ihm zu Folge erklärte die Versammlung, daß ihre religiösen Gesinnungen zwar bekannt seien, daß sie aber aus Ehrfurcht vor der Gewissensfreiheit, über den ihr mitgetheilten Vorschlag weder berathen könne noch dürfe. Kaum waren einige Tage verflossen, als noch ein andres Mittel versucht wurde, die Versammlung zu bedrohen und aufzulösen. Die neue Organisation des Königreichs war beendet; das Volk sollte zur Erwählung seiner Magistratspersonen zusammenberufen werden, und man kam dabei auf den Gedanken es zu gleicher Zeit neue Deputirte an die Stelle derer, welche gegenwärtig die Versammlung bildeten, wählen zu lassen. Dieses schon früher vorgeschlagene und durchsprochene Mittel war bereits einmal zurückgewiesen worden. Es wurde im April 1790 nochmals versucht. Einige Vollmachten beschränkten deren Giltigkeit auf ein Jahr, und in der That war seit dem Zusammentritte der Versammlung beinahe ein Jahr vergangen. Im Mai 1789 eröffnet, währte sie bereits bis zum April 1790. Obgleich die Vollmachten für nicht bindend erklärt worden waren, obgleich man beschlossen hatte sich vor Beendigung der Constitution nicht zu trennen, machten doch diese Männer, für welche, wenn es nur die Erreichung ihres Zweckes galt, weder ein Decret erlassen noch ein Eid geleistet worden war, den Vorschlag andere Deputirte erwählen zu lassen und ihnen ihre Plätze abzutreten.

Maury, der an diesem Tage die Opposition leitete, spielte seine Rolle mit gewohnter Festigkeit und größerer Feinheit als ihm sonst eignete. Er berief sich schlauer Weise sogar auf die Souverainität des Volks, indem er erklärte, man könne nicht län-

ger dessen Stelle vertreten und Vollmachten, welche nur für eine gewisse Zeit gegeben seien, willkührlich verlängern. Er fragte, unter welchem Rechtstitel man sich mit den Attributen der Souverainität bekleidet habe und behauptete, daß die zwischen der gesetzgebenden und der constituirenden Gewalt gezogene Grenzlinie nur eine Chimaire sei: daß ein souverainer Convent nur in Ermangelung jeder andern Regierung denkbar sei, und daß, wenn die Nationalversammlung ein solcher Convent sei, sie auch ohne Weiteres den König entthronen und den Thron für erledigt erklären müsse. Bei diesen Worten unterbricht ihn heftiges Geschrei das den allgemeinen Unwillen bezeugt. Mirabeau erhebt sich voll Würde: „Man fragt — hob er an — seit wenn die Volksdeputirten ein Nationalconvent geworden? Ich antworte: Von dem Tage an, wo sie, den Eingang in ihren Sitzungssaal von Soldaten umringt fanden und sich an den ersten besten Ort versammelten, und es schworen, eher zu sterben, als die Rechte der Nation zu verrathen und aufzugeben. Unsere Vollmachten, von welcher Art sie auch bisher sein mochten, haben seit diesem Tage ihre Natur verändert. Welche Macht wir uns auch beigelegt, unsere Anstrengungen, unsere Arbeiten haben sie legitimirt, die Zustimmung der ganzen Nation hat sie geheiligt. Sie erinnern sich alle des Wortes, jenes großen Mannes aus dem Alterthume, der bei der Rettung des Vaterlandes die gesetzlichen Formen unbeachtet gelassen hatte. Von einem aufwiglerischen Volkstribune aufgefordert zu bekennen: ob er den Gesetzen Folge geleistet, antwortete er: „Ich schwöre, daß ich das Vaterland gerettet habe!" Nun denn, meine Herrn, (rief hierauf Mirabeau, indem er sich an die Deputirten der Gemeinen wendete) ich schwöre, daß Sie Frankreich gerettet haben!"

Nach diesem großartigen Schwure, erzählt Ferrieres, schließt die Versammlung, wie durch plötzliche Inspiration fortgerissen, die Berathung, und decretirt, daß sich die Wahlversammlungen nicht mit der Wahl neuer Deputirten befassen sollten.

So wurde auch dieser neue Ausweg vereitelt, und die National-Versammlung konnte ungehindert ihre Arbeiten fortsetzen; nichts desto weniger aber währten noch die Unruhen in ganz Frankreich fort. Der Commandant de Voisin wurde vom Volke ermordet; die Forts von Marseille wurden von der Nationalgarde eingenommen. Bewegungen entgegengesetzter Art hatten

in Nimes und Montauban statt. Die Emissaire von Turin hatten die Katholiken aufgewiegelt, hatten Adressen erlassen, in welchen sie die Monarchie in Gefahr erklärten, und laut forderten, daß die katholische Religion als Staatsreligion proclamirt werde. Vergebens hatte eine königliche Proclamation darauf Antwort gegeben, man bestritt deren Giltigkeit. Durch diese Machinationen wurden die Protestanten und die Katholiken in Kampf verwickelt, da diese Letztern aber, den von Turin aus verheißenen Beistand vergebens erwarteten, so wurden sie bald überwältigt. Nationalgarden verschiedener Orte waren aufgebrochen, um den Patrioten gegen die Rebellen beizustehen; der Kampf begann, und der Vicomte von Mirabeau, der erklärteste Gegner seines berühmten Bruders, schien, indem er selbst von der Rednerbühne herab den Bürgerkrieg verkündete, durch Bewegungen, Geberden und Worte, ihn unmittelbar in die Versammlung selbst schleudern zu wollen.

So brachte, während die gemäßigte Partei der Deputirten die revolutionaire Gluth zu dämpfen suchte, eine rücksichtlose Opposition selbst jene fiberhafte Aufregung hervor, welche zu ihrer Dämpfung so sehr der öffentlichen Ruhe bedurfte, und lieh den heftigsten Volksrednern selbst den Vorwand dazu. Das Treiben der Clubs wurde hierdurch immer zügelloser. Der Jacobinerclub, ein Ableger des Clubs Bréton, anfangs in Versailles, später in Paris heimisch, überwog bald die Andern an Zahl, Talenten und wilder Heftigkeit. *) Seine Sitzungen wurden eben so besucht, und hielten mit denen der National-Versammlung selbst gleichen Schritt, er berieth alle Fragen, welche diese verhandeln sollte, im Voraus, und erließ Bescheide welche dem Urtheile der Gesetzgeber selbst vorgriffen. Dort versammelten sich die vornehmsten Volksdeputirten, und die Hartnäckigsten fanden hier neue Kraft und Ermuthigung. Um diesen furchtbaren Einfluß zu bekämpfen, hatte sich Lafayette mit Bailly und den aufgeklärtesten Männer in Verbindung gesetzt, und einen andern Club, den von 89, später Club der Feuillantes genannt, gebildet.

*) Dieser Club, anfangs der der Freunde der Constitutionen genannt, wurde im October 1779 nach Paris verlegt, und daselbst unter dem Namen des Clubs der Jacobiner bekannt, weil er in einem Saale des Klosters der Jacobiner, auf der Straße Saint-Honoré zusammenkam.

(12. Mai.) Dis Mittel aber war unzureichend; eine Vereinigung von Hundert besonnenen und unterrichteten Männern konnte die Masse nicht so wie der Club der Jacobiner anlocken, in welchem man sich aller Heftigkeit der Volksleidenschaften ungescheut überließ. Das Schließen der Clubs wäre das einzige wirksame Mittel gewesen, aber der Hof zeigte selbst viel zu wenig Offenheit und flößte allzu großes Mißtrauen ein, als daß die Volkspartei es mit solchen Hilfsmitteln hätte wagen dürfen. Die Lameths leiteten vornämlich den Club der Jacobiner. Mirabeau nahm gleichmäßig an einem wie an dem andern Theil, und legte so unzweideutig an den Tag, daß er zwischen allen Parteien mitten inne stand. Bald zeigte sich eine Gelegenheit, wo seine Rolle klarer hervortreten sollte, und wo er, wie wir gleich sehen werden, für die Monarchie einen wichtigen Vortheil errang.

## Fünftes Capitel.

Politische Lage und Stellung der auswärtigen Mächte im Jahre 1790. — Berathungen über das Recht den Krieg zu erklären und Frieden zu schließen. — Erste Einführung des Papiergeldes oder der Assignaten. — Organisation der Gerichte. — Staatsbürgerliche Reform des Clerus. — Aufhebung des Adels. — Jahrestag des 14. Juli. Fest der ersten Föderation. — Aufstand der Truppen zu Nancy. — Rücktritt Necker's. — Plane des Hofes und Mirabeau's. — Bildung des Lagers zu Jalès. — Der Bürgereid der Geistlichen.

In der Epoche an welcher wir jetzt stehen, begann die französische Revolution zuerst die Blicke der fremden Souveraine auf sich zu ziehen; ihre Sprache war so stolz und so entschieden, dabei hatte sie jenen Character von Allgemeinheit angenommen welcher auch andere Völker dafür so geneigt machte, daß den auswärtigen Fürsten nothwendig davor bangen mußte. Hatte sie bisher für eine vorübergehende Aufregung gelten können, so mußten ihr doch die Fortschritte der Nationalversammlung, die Festigkeit und unerwartete Beharrlichkeit derselben, vor Allem aber die Zukunft, welche

dieſelbe ſich und allen Nationen ſteckte, ihr größere Aufmerkſamkeit und tiefern Haß zuziehen, und ſie wichtig genug erſcheinen laſſen, von den Cabinetten in Berathung genommen zu werden. Europa theilte ſich zu dieſer Zeit in zwei große feindliche Coalitionen: die engliſch-preußiſche Allianz einerſeits, und die der beiden kaiſerlichen Höfe andrerſeits.

Friedrich Wilhelm wat dem großen Friedrich auf Preußens Throne gefolgt. Dieſer veränderliche und ſchwache Fürſt hatte, der Politik ſeines berühmten Vorgängers ungedenk, die Allianz Frankreichs gegen die engliſche vertauſcht. Durch ſeine Verbindung mit dieſer Macht hatte er die bekannte engliſch-preußiſche Coalition gebildet, welche ſo große Dinge erzielen wollte, und nichts von alle dem vollbrachte, welche Schweden, Polen und die Pforte gegen Rußland und Oeſtreich in die Waffen rief, und trotz ihres eigenen Aufrufs dann dieſelben nicht nur ihrem Schickſal überließ, ſondern ſpäter bei der Zerſtücklung Polens auch den Raub mit theilte. Der Plan des engliſch-preußiſchen Bündniſſes war Demüthigung Oeſtreichs und Rußlands, darum wurde Schweden, wo der ritterliche Guſtav herrſchte, Polen, das noch an ſeiner erſten Theilung blutete, und die über die ruſſiſche Invaſionen noch ergrimmte Pforte gegen dieſelben aufgewiegelt. Die beſondere Abſicht Englands bei dieſer Coalition war, ſich an Frankreich wegen des, den amerikaniſchen Colonien geleiſteten Beiſtandes zu rächen ohne ihm offen den Krieg zu erklären, was es durch einen Kampf zwiſchen den Türken und Ruſſen zu erzielen hoffte; denn Frankreich konnte zwiſchen dieſen beiden Völkern keine neutrale Stellung behaupten, ohne ſich die Türken, welche von ihm Beiſtand erwarteten, zu verfeinden, und ſo ſeiner Handelsherrſchaft in der Levante verluſtig zu gehn. Von der andern Seite verlor es durch ſeine Theilnahme an dem Kriege die Allianz Rußlands, mit welchem es ſo eben einen außerordentlich vortheilhaften Vertrag abgeſchloſſen hatte, der ihm Bauholz und alle die Gegenſtände, welche der Norden der Seemacht liefert, in Ueberfluß ſicherte. In beiden Fällen mußte Frankreich Verluſte tragen, während England ſeine Kräfte ſchonte und ſich bereitete dieſelben im Nothfalle zu entfalten. Ueberdis glaubte es bei dem Anblicke der Finanzzerrüttung unter den Notabeln und bei den Volkswirren unter der conſtituirenden Verſammlung, eines

Krieges nicht zu bedürfen, weshalb man auch behauptet hat, daß es vorgezogen habe Frankreich durch innere Unruhen statt durch die Waffen aufzureiben. Ueberhaupt hat man es wohl von jeher beschuldigt, die innere Zwietracht in Frankreich begünstigt zu haben.

Jene englisch-preußische Coalition hatte mehrere Schlachten von zweifelhaftem Ausgange geliefert. Gustav hatte sich als Held aus einer Lage gezogen, in welche er sich wie ein Abenteurer begeben hatte, und das insurgirte Holland war dem Statthalter durch englische Intriguen und die preußischen Waffen wieder unterworfen worden. So hatte englische Gewandtheit Frankreich der Allianz mit einer mächtigen Seemacht beraubt, und der König von Preußen, der nur seine Eitelkeit zu befriedigen suchte, eine persönliche Beleidigung gerächt, welche die Staaten von Holland gegen die Gemahlin des Statthalters, des Königs eigne Schwester, verschuldet hatten. Polen hatte sich nur eben neu constituirt, und griff zu den Waffen; die Türkei war von Rußland gedemüthigt worden. Unterdeß veränderte der Tod des Kaisers von Oestreich, Joseph II., sehr bald die ganze Lage der Dinge. Ihm folgte Leopold, dieser aufgeklärte und friedliebende Fürst, dessen glückliche Regierung Toskana beglückt hatte. Leopold, eben so gewandt als weise, wollte dem Krieg ein Ziel setzen, und wandte zu diesem Zwecke alle Künste der Ueberredung an, welche auf die bewegliche Einbildungskraft Friedrich Wilhelms so mächtigen Einfluß übten. Man machte bei diesem Fürsten die Annehmlichkeiten der Ruhe, die Uebel des Krieges, welche so lange schon auf seinem Volke lasteten, und endlich die Gefahren der französischen Revolution geltend, welche so entsetzliche Grundsätze aufstellte. Man erweckte in ihm die alten Ideen unumschränkter Gewalt, man schmeichelte ihm mit der Hoffnung die französischen Revolutionaire züchtigen zu können wie er bereits die holländischen gezüchtigt, und so ließ er sich denn zu einer Zeit davon hinreißen, wo er eben die Vortheile jener, von seinem Minister Hertzberg so kühn eingeleiteten Coalitionen ernten sollte. Im Juli 1790 wurde der Frieden zu Reichenbach unterzeichnet; im August schloß Rußland mit Gustav Frieden, und

hatte es daher nur noch mit dem ihm wenig gefährlichen Polen und den auf allen Seiten geschlagenen Türken zu thun. Wir werden später dieser verschiedenen Ereignisse wieder gedenken. Die Aufmerksamkeit der größern Mächte richtete sich fortan beinahe ausschließlich auf die Revolution in Frankreich. Einige Zeit vor dem Friedensschlusse zwischen Gustav und Leopold, als die englisch-preußische Coalition noch die beiden kaiserlichen Höfe bedrohte und im Stillen gegen Frankreich und Spanien, dessen treuen und beständigen Verbündeten intriguirte, hatten sich die Spanier in der Bai von Notka mehrer englischer Fahrzeuge bemächtigt. Dis hatte die heftigsten Reclamationen und eine allgemeine Kriegsrüstung in den englischen Häfen zur Folge. Alsbald forderte Spanien in Folge der geschlossenen Tractate Frankreichs Beistand, und Ludwig XVI. befahl die Ausrüstung von funfzehn Schiffen. Man beschuldigte England bei dieser Gelegenheit, es absichtlich auf Vermehrung der Verlegenheiten des Cabinets von Versailles abgesehen zu haben. Die Londoner Clubs hatten zwar mehrmals der Nationalversammlung ihren Beifall gespendet, aber das Cabinet von St. James ließ diese Philantropen ihren philosophischen Schwärmereien ungestört nachhängen, und besoldete inzwischen, wie behauptet wird, jene ungeheure Masse von Ruhestörern, welche allenthalben in Frankreich auftauchten, und den Nationalgarden des Königreichs so unendlich viel zu schaffen machten. Bei dem Anblick der allgemeinen Kriegsrüstungen nahmen die innern Unruhen auf schreckenerregende Weise zu, und es lag nahe genug, zwischen den Drohungen Englands und den Fortschritten der Anarchie einige Verbindung zu ahnen. Lafayette vor Allem, der in der Nationalversammlung nur wo es die öffentliche Ruhe betraf das Wort nahm, sprach auf der Tribune von einem auswärtigen geheimen Einflusse. „Ich kann nicht umhin — erinnerte er — die Versammlung auf diese neue und planmäßige Gährung aufmerksam zu machen, welche sich von Straßburg bis Nimes und von Brest bis Toulon zeigt, und obschon von den Feinden des Volkes diesem letztern fälschlich beigemessen, alle Kennzeichen eines geheimen auswärtigen Einflusses an sich trägt. Eben da wir die Departements einrichten, verwüstet

man das Land, und kaum rüsten sich die Nachbarmächte, so herrscht der Aufruhr in unsern Häfen und Arsenalen.“ In der That hatte man bereits mehrere ausgezeichnete Befehlshaber ermordet, und sei es durch Zufall oder Absicht gerade die besten Offiziere der französischen Marine hingeopfert. Der englische Gesandte war zwar von seinem Hofe beauftragt, diese Beschuldigungen zurückzuweisen; man weiß aber wohl, welche Glaubwürdigkeit oft solche Missionen verdienen. Calonne hatte zwar gleichfalls an den König zur Rechtfertigung Englands geschrieben, aber Calonne als Fürsprecher für das Ausland war ein verdächtiger Zeuge. Vergebens machte er bemerklich, daß bei einer Repräsentativregierung alle Ausgaben bekannt und selbst die geheimen Ausgaben mindest als solche bewilligt werden müßten, daß aber in den englischen Budgets sich kein Ausgabeposten dieser Art vorfinde. Die Erfahrung hat genügend gelehrt, daß es auch verantwortlichen Ministern nie an Gelde fehlt, und das Beste, was sich noch dafür anführen läßt, ist, daß die Zeit, welche doch Alles entschleiert, nichts in dieser Beziehung enthüllt hat, und daß selbst Necker, welcher seiner Stellung nach am Besten darüber urtheilen konnte, nie an diesen geheimen Einfluß geglaubt hat.

Der König hatte, wie wir eben gesehen, die Nationalversammlung von der Ausrüstung der funfzehn Linienschiffe mit dem Zusatze benachrichtigt, daß er der Meinung gewesen, sie werde diese Maßregel billigen, und die dafür erforderliche Ausgaben bewilligen. Die Versammlung wußte diese Botschaft vollkommen zu würdigen, sah aber eine constitutionelle Frage darin, deren Entscheidung der Antwort an den König voraufgehen müsse. „Die Maßregeln sind schon getroffen, — sprach Alexander Lameth, unsere Berathung kann sie nicht mehr aufhalten; es wird demnach sofort bestimmt werden müssen, ob dem Könige oder der Versammlung das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, zukomme?“ In der That war dis beinahe das letzte noch übrige Attribut von Wichtigkeit, welches einer Bestimmung erheischte, und eines von denen, welche das größte Interesse erregen mußten. Noch waren die Fehler des Hofes und seine zwischen Ehrgeiz und Schwäche getheilte Politik in Aller Ge-

dächtniß, und man wollte dem Throne ferner nicht die Macht lassen, entweder die Nation leichtsinnig in gefährliche Kriege zu verwickeln, oder sie durch Feigheit zu entehren. Gleichwohl ist von allen Regierungshandlungen gerade die Sorge für Krieg und Frieden diejenige, wo zunächst gehandelt werden muß, und wo sonach der ausübenden Gewalt der größte Einfluß von Rechtswegen zukommt und ihr vorzugsweise die Freiheit zustehen muß, ungehemmt und den Umständen angemessen handeln zu können. Die Meinung Mirabeau's war, da man ihn von dem Hofe gewonnen glaubte, im Voraus bekannt, und die Gelegenheit günstig, diesem Redner seine so oft beneidete Popularität zu entreißen. Dis fühlten die Lameths und beauftragten Barnave, Mirabeau bei dieser Gelegenheit anzugreifen. Die rechte Seite zog sich hiebei zurück und ließ den beiden Nebenbuhlern den Kampfplatz frei.

Man sah der Berathung dieses Gegenstandes mit Ungeduld entgegen; endlich begann sie. (Sitzungen vom 14. — 22. Mai.) Nachdem einige Redner sich nur über Vorfragen ausgelassen, trat Mirabeau auf und faßte die Frage von einem ganz neuen Gesichtspunkte auf. Seiner Meinung nach ist der Krieg stets ein unvorhergesehenes Ereigniß, die Feindseligkeiten gehen den Drohungen voraus, und der König, mit der Sorge für das öffentliche Wohl beauftragt, hat Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und sonach den Krieg nothwendig zu beginnen, bevor die Versammlung zu interveniren vermag. Derselbe Fall sei es bei Tractaten; der König allein kann den gelegenen Augenblick zu Unterhandlungen und Vergleichen oder Feindseligkeiten mit den Mächten ergreifen, die Nationalversammlung daher nur später erst die festgestellten Bedingungen ratificiren. In beiden Fällen könne der König nur allein handeln, und die Versammlung bestätigen oder die Bestätigung verweigern. Demnach wollte Mirabeau, daß es allein Sache der ausübenden Gewalt sei, die begonnenen Feindseligkeiten fortzuführen, daß die gesetzgebende Gewalt aber je nach den Verhältnissen entweder in die Fortsetzung des Krieges zu willigen oder den Frieden zu fordern berechtigt sei. Diese Meinung wurde, wie immer Alles, was Mirabeau sprach, mit Beifall aufgenommen. Demungeachtet nimmt Barnave das

Wort, und wendet sich, die andern Redner unbeachtet lassend, lediglich an Mirabeau. Er gibt zu, daß oft das Schwert schon gezogen sei, ehe noch die Nation befragt werden könne, aber er bemerkt zugleich, daß Feindseligkeiten noch nicht der Krieg selbst seien, daß der König sie zwar zurücktreiben, aber auch zugleich die Nationalversammlung davon benachrichtigen müsse, welche dann ihren eigenen souverainen Willen aussprechen könne. — Es lag aber hierbei eigentlich der ganze Unterschied nur in den Worten, denn Mirabeau vindicirte der Versammlung das Recht, den Krieg zu mißbilligen und den Frieden zu fordern, Barnave dagegen, Eins oder das Andere zu erklären, in beiden Fällen aber war der Ausspruch der Versammlung bindend, und Barnave sprach ihr sonach nicht mehr Einfluß zu, als eben auch Mirabeau. Nichtsdestoweniger wird Barnave mit Beifall überschüttet, im Triumph vom Volke hinausgetragen und allgemein verbreitet, daß sein Gegner erkauft sei. Man bietet in den Straßen mit großem Geschrei ein Pamphlet aus, betitelt: Schrecklicher Verrath des Grafen Mirabeau. Der Fall war entscheidend, Jedermann schien auf die Gegenanstrengungen des furchtbaren Kämpfers gespannt. Er verlangt das Wort, erhält es, besteigt in Gegenwart einer ungeheuern Volksmenge, welche sich, um ihn zu hören, herbeigedrängt, die Rednerbühne, und erklärt, indem er sie betritt, daß er nur sterbend oder als Sieger sie verlassen werde. „Auch mich — begann er — auch mich hat man im Triumphe umhergetragen, und dennoch tönt es heute von allen Seiten wieder: Schrecklicher Verrath des Grafen Mirabeau! Auch ohne dieses neue Beispiel wußte ich, daß nur ein Schritt vom Capitol zu dem Tarpejischen Felsen ist, aber diese meuchelnden Schläge, sie sollen mich nicht auf meinem Wege hindern.“ Nach diesem stolzen Eingange erklärt er, daß er nur Barnave antworten wolle, und wendet sich zu ihm mit den Worten; „Machen Sie sich deutlicher! Sie haben in ihrer Rede den König darauf beschränkt, von den bereits begonnenen Feindseligkeiten Anzeige zu machen, und nur der Versammlung allein das Recht zuerkannt, in dieser Beziehung den Nationalwillen auszusprechen. Schon hierbei

muß ich Ihnen Einspruch thun und sie auf unser Grundgesetz verweisen, welches den Ausdruck des Nationalwillens zwischen der Versammlung und dem Könige theilte ..... Indem sie ihn aber der Versammlung ausschließlich zuerkennen, haben Sie die Constitution verletzt, und ich rufe Sie zur Ordnung ..... Sie antworten nicht .....; ich fahre fort ....."

Es war in der That darauf nicht viel zu antworten, und Barnave blieb während einer langen Gegenrede diesen donnernden Einwürfen schonunglos ausgesetzt. Mirabeau folgt ihm Satz für Satz, und zeigt, daß sein Gegner der Versammlung nicht mehr, als er ihr selbst schon zugestanden habe, daß er aber den König, indem er ihn auf eine bloße Notification beschränke, seines nothwendigen Antheils an dem Ausdrucke des Nationalwillens beraubt habe und schließt damit, Barnave mit Vorwürfen über seine strafbare Eifersucht gegen Männer zu überhäufen, welche als wahre treue Waffengefährten mit einander leben und wirken sollten. Barnave hatte die Anhänger seiner Meinung aufgezählt, Mirabeau zählte seinerseits auch die Seinigen auf, darunter jene gemäßigten Männer, die ersten Gründer der Constitution, welche den Franzosen schon die Freiheit gepredigt als noch seine Verläumder sich von der Milch der Höfe genährt; (dieser Vorwurf galt zunächst den beiden Lameth's, welche viele Wohlthaten von der Königin genossen hatten); Männer, fügte er hinzu, welche noch über das Grab hinaus von Freunden und Feinden hochgefeiert werden würden."

Einmüthiger Beifall überschüttete die Rede Mirabeau's. — Die Versammlung zählte eine bedeutende Anzahl Deputirter unter sich, welche, weder der linken noch der rechten Seite angehörend, ohne Partei zu machen sich blos dem Eindrucke des Augenblicks überließen. Durch sie machte sich das Genie und die Vernunft geltend, weil sie derjenigen Seite, welcher sie sich zuwandten, die Majorität zuführten. Barnave wollte antworten, die Versammlung widersetzte sich aber und verlangte die Abstimmung. Der Vorschlag Mirabeau's, von Chapelier amendirt, erhielt den Vorzug und ward endlich den 22.

Mai unter allgemeiner Zufriedenheit angenommen, denn diese eifersüchtigen Regungen erstreckten sich nicht über den Kreis hinaus, in welchen sie geboren wurden, und die Volkspartei glaubte eben so gut mit Mirabeau als mit den Lameth's zu siegen.

Dieses Decret übertrug dem Könige mit der Nation vereint, das Recht, Krieg und Frieden zu schließen. Die bewaffnete Macht wurde zur Verfügung des Königs gestellt, dagegen hatte er von den eingetretenen Feindseligkeiten der Versammlung Anzeige zu machen, und im Fall sie eben nicht beisammen war, dieselbe sofort einzuberufen und ihr die Frage über Krieg und Frieden in Form eines Gesetzentwurfs vorzulegen; die Versammlung berieth sodann über diese ausdrückliche Proposition, worauf zuletzt der König dem gefaßten Entschlusse die Sanction ertheilte. Chapelier hatte nämlich in einem sehr trefflich motivirten Amendement die ausdrückliche Proposition und die definitive Sanction gefordert. Dieses sowohl mit der Vernunft als mit dem bereits angenommenen Staatsprinzip übereinstimmende Decret, erregte aufrichtige Freude bei den Constitutionellen und thörigte Hoffnungen bei allen Contrerevolutionairen, welche in dem Wahne einer Umgestaltung des öffentlichen Geistes diesen Sieg Mirabeau's auch für den ihrigen hielten. Lafayette, der sich bei dieser Gelegenheit an Mirabeau angeschlossen hatte, schrieb deshalb an Bouillé, und suchte, indem er die öffentliche Ruhe und Mäßigung im Hintergrunde blicken ließ, wie immer auch hier darauf hinzuwirken ihn mit der neuen Ordnung der Dinge zu versöhnen.

Die Versammlung setzte hierauf ihre finanziellen Arbeiten fort. Sie befliß sich der bestmöglichsten Verwendung des Kirchenguts, dessen längst decretirter Verkauf weder durch Einsprüche, noch Hirtenbriefe, noch Ränke hatte verhindert werden können, denn das Streben der National-Versammlung gieng darauf hin, jener seither nur zu mächtigen Körperschaft einen großen Theil ihrer unermeßlichen Ländereien zu entziehen, diese bestmöglichst zu vertheilen und durch diese Vertheilung ihre Ertragsfähigkeit zu mehren und damit einer großen Menge Unangesessener ein Eigenthum zu gewähren, und endlich durch eben dieselbe Opera-

tion auch die Staatsschulden zu tilgen und den Zustand der Finanzen zu ordnen, — gewiß ein Unternehmen, dessen segenreiche Folgen sie allzusehr erkannte, um sich durch Hindernisse davon abschrecken zu lassen. Die National-Versammlung hatte zwar den Verkauf von 400 Millionen Staats- und Kirchengütern verordnet, aber man mußte auch bei deren Verkauf darauf bedacht sein, dieselben nicht durch allzugroße Concurrenz zu entwerthen, indem man sie alle auf einmal ausbot. Bailly brachte deshalb im Namen der Munizipalität von Paris ein Verfahren in Vorschlag, das die allgemeine Zustimmung erhielt; demgemäß wollte man diese Güter den Munizipalitäten überlassen, welche sie in Masse aufkaufen, und nur nach und nach, so daß sie nicht alle auf einmal losgeschlagen würden, wieder vereinzeln sollten; da die Munizipalitäten in Ermangelung der nöthigen Fonds nicht auf der Stelle Zahlung leisten konnten, so sollten sie die Kaufsummen terminweise abtragen, und die Staatsgläubiger mit Anweisungen auf die Communen bezahlt werden, welche die letztern allmählig einzulösen gehalten waren. Diese Anweisungen, welche man in der Berathung Munizipalpapiere nannte, gaben die erste Idee zu den nachmaligen Assignaten.. In Folge dieses Vorschlags Bailly's legte man auf die geistlichen Güter Beschlag und ordnete und vertheilte sie an die Gemeinden, wogegen die Staats-Gläubiger für ihre Pfandbriefe, anstatt auf den Staat nun auf die Gemeinden lautend, ihre Forderungen verbrieft erhielten. Sie empfingen dadurch eine um so größere Sicherheit, weil die Realisirung ihrer Forderungen nun näher gerückt war, und es dadurch sogar von ihnen abhing, sich diese Zahlung alsbald zu verschaffen, da sie mit diesen Bons oder Assignaten deren angemessenen Werth in den zum Verkauf ausgesetzten Gütern erlangen konnten. Man hatte somit Alles für die Staatsgläubiger gethan, aber noch konnten religiöse Gewissenszweifel oder irgend ein andrer Grund sie abhalten ihre Bons in Ländereien umzutauschen, in welchem Falle dieselben der Circularisation entzogen, nicht als baares Geld benutzt werden konnten, und für sie nur den Werth gewöhnlicher unbezahlter Schuldscheine hatten. Es blieb daher noch übrig diese Bons oder Schuldscheine in unmittelbare Circulation zu setzen; dann erst wurden

sie wirkliche Münze, und damit die Gläubiger, welche sie als solche wieder an Zahlungsstatt angeben konnten, vollständig bezahlt. Aber noch eine andre Rücksicht sprach für diese Maßregel; der Mangel an baarem Gelde war groß; man maß diesen Mangel zum Theil der starken Auswanderung, welche viel gemünztes Metall ausführte, zum Theil auch den Zahlungen an das Ausland, und endlich dem Uebelwollen und der Intrigue bei; die wahre Ursache aber war wohl der in Folge der Unruhen gestörte öffentliche Credit. Nur durch die Circulation selbst wird das Geld sichtbar; wo Vertrauen herrscht, steigert sich der Geldverkehr und die baare Münze circulirt mit reißender Schnelligkeit, sie zeigt sich überall und scheint nur deshalb in so großer Menge vorhanden, weil sie mehr in den Verkehr hervor tritt; sobald dagegen politische Wirren und Schrecken sich verbreiten, verschwinden die Capitale, das baare Geld circulirt nur langsam, verbirgt sich oft ganz und man klagt dann mit Unrecht über dessen gänzlichen Mangel. Der Wunsch, dem Bedürfnisse nach baarem Gelde welches die National-Versammlung ganz erschöpft glaubte, abzuhelfen und den Gläubigern noch etwas anders als eine todte Schuldverschreibung in die Hände zu geben, die Nothwendigkeit ferner, einer Menge dringender Bedürfnisse zu begegnen, bewog die National-Versammlung diese Bons oder Assignaten als baares Geld in gezwungenen Umlauf zu setzen. Hierdurch wurde jeder Gläubiger unmittelbar bezahlt, da er das empfangene Papier sofort ausgeben und so allen seinen Verbindlichkeiten nachkommen konnte; wollte er auch keine Ländereien dafür kaufen, so kaufte deren doch zuletzt Einer von denen, welche von ihm das, dem baaren Gelde gleichgeachtete Papier empfangen hatten. Die Assignaten aber, welche durch diese Güterkäufe wieder in den Schatz zurückflossen, sollten verbrannt werden, wodurch die Kirchengüter in kurzer Zeit bald vergriffen, das Papiergeld aber um so schneller wieder aus dem Umlauf zurückgezogen sein mußte. Die Assignaten trugen überdis Interessen, und erlangten hierdurch auch reellen Werth, selbst wenn sie in den Händen der Inhaber verblieben.

Der Clerus wies diesen Plan als ein Mittel die Veräußerung seiner Güter zu beschleunigen, nachdrücklich zurück, und

seine adeligen Genossen nebst denen, welche stets dem entgegen waren was den Gang der Revolution fördern machte, widersetzten sich mit ihnen zugleich und riefen Wehe über das neue Papiergeld. Auch der Name Law's mußte natürlich bei diesem Anlasse wiederklingen, und die Erinnerungen an seinen Banquerout wieder aufleben. Indeß hinkte dieser Vergleich, denn die Lawschen Papiere waren lediglich auf die problematischen Erfolge der Indischen Compagnie basirt, während die Assignaten dagegen auf einem reellen Grundcapitale dessen man sich leicht versichern konnte, hypothekarisch hafteten. Law hatte sich zum Vortheile des Hofes bedeutende Fälschungen zu Schulden kommen lassen, und selbst den voraussetzlichen Werth des Capitals der Compagnie bedeutend überschritten; die National-Versammlung dagegen konnte bei den neuen Bestimmungen die sie hierüber getroffen, unmöglich glauben, daß ein ähnliches Uebermaß auch hierbei statt finden werde. Endlich bildete auch die Summe der ausgegebenen Assignaten nur einen sehr kleinen Theil der ihnen gewährten Hypothek. Aber was sich mit Grund dagegen vorbringen ließ, war, daß das Papier, welche Sicherheit es auch haben mochte, keine Realität oder vielmehr nach Bailly's Ausdrucke keine physische Wirklichkeit wie das Geld abgab. Das baare Geld trägt seinen eigenthümlichen Werth in sich selbst, das Papiergeld dagegen erfordert außerdem noch eine besondere Operation, einen Ländereikauf oder sonst irgend eine Realisation. Es muß daher bald an Werthe unter den des baaren Geldes herabsinken, und sobald dis der Fall ist, zieht sich das baare Geld, welches Niemand für Papier hingeben will, vom Markte zurück und verschwindet endlich ganz. Kommt noch hinzu, daß auch Unordnungen in der Administration und eine übermäßige Ausgabe solcher Papiere das Verhältniß zwischen den umlaufenden Scheinen und dem Capital zerstören, so sinkt das Vertrauen, der Nominalwerth bleibt aber, der wirkliche schwindet; wer diese conventionelle Münze an Zahlungsstatt giebt, bestiehlt gleichsam den Empfänger und eine große unvermeidliche Krise tritt ein. Alles dis war möglich und bei einiger Erfahrung sogar als gewiß vorauszusehen. Als finanzielle Maßregel unterlag daher die Ausgabe der Assignaten

allerdings gerechtem Tadel, aber sie war als politische Maßregel unvermeidlich, denn sie half den dringenden Bedürfnissen ab und begünstigte ohne Hilfe eines Agrargesetzes, die Vertheilung des Eigenthums. Die Versammlung konnte daher nicht lange darüber zweifelhaft bleiben, und decretirte trotz Maury und seiner Anhänger die Ausgabe von 400 Millionen verzinslicher Assignaten.

Necker hatte schon seit langer Zeit das Vertrauen des Königs, die gewohnte Nachgiebigkeit seiner Collegen und die enthusiastische Zuneigung der Nation verloren. In seine Rechnungen vertieft, gerieth er einigemale mit der Versammlung selbst in Streit. Seine Zurückhaltung in Beziehung auf die außerordentlichen Ausgaben nöthigte die National-Versammlung sich das berüchtigte rote Buch vorlegen zu lassen, in welchem sich alle geheimen Ausgaben verzeichnet finden sollten. Ludwig XVI. verstand sich nur nach langem innern Kampfe hierzu, und ließ die Blätter worin die Ausgaben seines Vorgängers Ludwig XV. eingetragen waren, versiegeln. Die National-Versammlung ehrte sein Zartgefühl und begnügte sich die Ausgaben seiner Regierung zu prüfen. Man fand keine besonderen Ausgaben für die Person des Königs darin; alle Verschwendungen betrafen lediglich Höflinge. Die beiden Lameths waren darin mit einem Geschenk von sechzig Tausend Franks angesetzt, welche die Königin für ihre Erziehung aufgewendet hatte; sie ließen diese Summe dem öffentlichen Schatze wieder zustellen. Man reducirte hierauf die Pensionen nach dem doppelten Verhältnisse der Dienste und der frühern Stellung der Pensionaire. Die National-Versammlung zeigte allenthalben die größte Mäßigung, ja sie ersuchte den König, seine Civilliste selbst zu bestimmen, und bewilligte ihm durch Acclamation die von ihm verlangten fünf und zwanzig Millionen. — Diese Versammlung, eben so stark durch Zahl und Einsicht wie durch ihre Macht und Beschlüsse, hatte sich die ungeheure Aufgabe gestellt, alle Theile des Staates neu zu gestalten, und so unternahm sie denn auch die Einführung einer neuen Gerichtsordnung.

Sie setzte die Gerichtshöfe eben so wie die Verwaltungsbehörden nach Districten und Departements ein, und überließ die Wahl der Richter dem Volke. Diese letzte Maßregel hatte lebhaften Widerstand gefunden; man hatte alle Gründe der politischen Metaphysik dabei entfaltet um den Beweis zu führen, daß die richterliche Gewalt nur ein Ausfluß der vollziehenden sei, und daher

der König allein die Richter ernennen müsse. Von allen Seiten hatte man Gründe dafür aufgesucht; der einzige aber, der die Versammlung, welche dem Staate die monarchische Form zu erhalten gesonnen war, hätte bestimmen müssen, war der, daß das Königthum nach und nach aller seine Vorrechte beraubt, zur einfachen Magistratur herabsank und der Staat zur Republik wurde. Das Wesen der Monarchie aber näher zu bestimmen war zu jener Zeit allzugefährlich, denn dieselbe erheischt Zugeständnisse, zu welchen sich ein Volk im ersten Augenblicke seines Erwachens nimmer versteht, denn es ist stets das Schicksal der Nationen, entweder zu viel oder nichts zu verlangen. Die National-Versammlung wollte aufrichtig einen König, sie war voll Achtung für ihn erfüllt und bewies dis bei jeder Gelegenheit, aber während sie die Person hochhielt, trug sie darum doch kein Bedenken die Sache zu zerstören.

Nach der gleichförmigen Organisation der Justiz und der Verwaltung blieb noch der öffentliche Gottesdienst in Verhältniß zu allen übrigen Staatseinrichtungen zu reguliren, und da man in jedem Departement ein Apellationsgericht und eine Oberverwaltungsbehörde errichtet hatte, so war es das Natürlichste, dort auch ein Bisthum zu gründen. Wie hätte man es auch ferner dabei belassen können, daß manche Bisthümer einen Sprengel von funfzehnhundert, andere dagegen nur einen von kaum zwanzig Quadratmeilen umfaßten, daß hier ein Pfarrer eine Parochie von zehn Meilen im Umfang, und dort ein anderer eine mit kaum funfzehn Feuerstellen hatte, ja daß viele Geistliche noch nicht sieben Hundert Livres, und gleich daneben Pfründenbesitzer zehn bis funfzehn Tausend Livres Einkünfte besaßen? Die Versammlung erlaubte sich durch Abschaffung dieser Mißbräuche keine Eingriffe weder in die Kirchenlehre noch gegen die päpstliche Autorität, da deren weltliche Begränzung ja stets in den Bereich der weltlichen Macht gehört haben. Sie wollte eine neue Einrichtung treffen, und Geistliche und Bischöfe wie vor alter Zeit der Volkswahl unterwerfen, und auch hierin beeinträchtigte sie höchstens die weltliche Macht, weil die geistlichen Würdenträger jederzeit von dem Könige berufen, und von dem Papste nur bestätigt wurden. Dieser Entwurf, welcher die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit genannt wurde und die Nationalversammlung mehr als Alles

was sie bisher gethan, der Verleumdung preis gab, war gerade das Werk der gottesfürchtigsten Deputirten. Camus und andere Jansenisten waren es, welche, um die Religion in dem Staate zu befestigen, sie hierdurch mit den neuen Gesetzen in Harmonie bringen wollten, und sicher würde es Allen befremdlich gewesen sein, daß während überall die Gerechtigkeit wieder vorwalten sollte, dis nicht auch mit der kirchlichen Verwaltung eben so wohl geschehen sollte. Ohne Camus und einiger andern Abgeordneten Bemühen, würden die in den Schulen der neuen Philosophie auferzogenen Glieder der National-Versammlung, das Christenthum ohne tiefer darauf einzugehen, nur wie alle übrigen im Staate zulässigen Religionen behandelt haben; so aber überließen sie sich Empfindungen, welche die neue Schule nicht zu bekämpfen wagte selbst wenn sie dieselben nicht theilte, und unterstützten darum den religiösen und wahrhaft christlichen Plan von Camus. Der Clerus erhob sich dagegen mit der Behauptung, daß man sich Eingriffe in die geistliche Gewalt des Papstes erlaube, und appellirte dagegen nach Rom. Nichts destoweniger wurden die Hauptgrundlagen jenes Planes angenommen, (Decret vom 12. Juli.) und sogleich dem Könige überreicht, welcher sich Zeit ausbat, um darüber dem Papste zu berichten. Der König, dessen aufgeklärte religiöse Ueberzeugung die Weisheit jenes Planes wohl zu würdigen wußte, schrieb an den Papst voll des aufrichtigsten Verlangens seine Zustimmung zu erhalten und hierdurch alle Einwendungen der Geistlichkeit mit Einem niederzuschlagen; doch man wird bald sehen, welche Ränke seine Wünsche vereitelten.

Schon näherte sich der Monat Juli und bald war ein Jahr verflossen, seit die Bastille erstürmt worden war und die Nation sich aller Gewalten bemächtigt hatte, daß sie durch die National-Versammlung ihren Willen aussprach, und ihn selbst vollstreckte oder doch unter ihrer Aufsicht vollziehen ließ. Der 14. Juli wurde daher als der Tag betrachtet, von dem eine neue Aera begonnen hatte, und man beschloß diesen Jahrestag durch ein glänzendes Fest zu begehen. Schon hatten die Provinzen und Städte das Beispiel wechselseitiger Föderationen gegeben um gemeinschaftlich den Feinden der Revolution zu widerstehen, jetzt brachte die Municipalität von Paris für den 14. Juli eine allgemeine Föderation von ganz Frankreich in Vorschlag, welche in der Haupt-

stadt durch Deputirte aller Nationalgarden und Armeecorps gefeiert werden solle. Dieser Vorschlag wurde mit Enthusiasmus aufgenommen und die außerordentlichsten Vorbereitungen getroffen um das Fest seines Gegenstandes würdig zu machen.

Schon lange hatten, wie schon bemerkt, die Nationen auf Frankreich die Augen gerichtet, und es regte dasselbe gleichmäßig den Haß und die Furcht der Herrscher wie die Achtung der Völker auf. Eine Anzahl begeisterter Fremder, Jeder in seinem Nationalcostüm, erschien vor der Versammlung, und ihr Sprecher, Anacharsis Cloots, ein Preuße von Geburt, von thörigten Einbildungen erfüllt, forderte im Namen des menschlichen Geschlechts an der Föderation Theil nehmen zu dürfen. Dergleichen Scenen, welche denen gewöhnlich lächerlich dünken, welche ihnen nicht beigewohnt, machen auf die Anwesenden meist den tiefsten Eindruck. Die National-Versammlung gewährte das Verlangen und der Präsident gestattete den Fremdlingen die gewünschte Theilnahme, damit sie ihren Mitbürgern das Gesehene erzählen und sie die Freuden und Segnungen der Freiheit kennen lehren möchten. Die durch diesen Auftritt hervorgerufene Begeisterung führte noch eine andere herbei. Eine Reiterstatue Ludwig des XIV. stellte ihn vor, wie er den besiegten Provinzen den Fuß auf den Nacken setzt. „Man darf, rief einer der Lameth's, diese Denkmale der Sclaverei in den Tagen der Freiheit nicht dulden! Die Bewohner der Franche-Comté dürfen bei ihrer Ankunft in Paris ihre Provinz nicht in Fesseln erblicken!" Maury bekämpfte dagegen diese an sich unwichtige Maßregel, welche zuletzt doch dem öffentlichen Enthusiasmus gewährt werden mußte. In demselben Augenblicke schlug eine Stimme vor, die Grafen-, Marquis-, Baronen-Titel u. s. w. aufzuheben, das Tragen von Livreen zu verbieten und endlich alle erblichen Titel zu vernichten. Der junge Montmorency unterstützte diesen Vorschlag. Ein Adeliger fragte, was man denn den Worten substituiren wolle: „Der und der ist für seine dem Staate geleisteten Dienste zum Grafen erhoben worden?" — „Man wird," antwortete Lafayette, ganz einfach sagen: Der und der hat an diesem Tage den Staat gerettet!" Dis Decret ging denn auch trotz der heftigsten Erbitterung des Adels,*) durch, welcher über die Aufhebung seiner Ti-

*) Decret und Sitzung vom 19. Juni.

tel noch weit mehr als über die viel wesentlicheren Verluste ergrimmt war, welche er seit Anfang der Revolution erlitten hatte. Der gemäßigtere Theil der Versammlung hatte bei Abschaffung der Titel gewollt, daß man denen welche es wünschten, sie fortzuführen gestatte. Lafayette beeilte sich, den Hof noch vor der Sanction des Decrets davon zu benachrichtigen, um ihn zur Zurücksendung desselben an die Versammlung zu veranlassen, welche sich zu Amendements wohl verstanden haben würde, allein der König beeilte sich seine Sanction zu ertheilen, und man glaubte hierin wiederum die von fremdem Einflusse herrührende Absicht zu erkennen, Alles möglichst auf die Spitze zu treiben.

Der eigentliche Zweck der Föderation war der Bürgereid. Man stellte die Frage auf, ob ihn die Föderirten und die Versammlung in die Hände des Königs ablegen, oder ob ihn der König in der Eigenschaft als erster öffentliche Beamter zugleich mit allen Andern an dem Altare des Vaterlandes schwören solle. Man entschied sich für das Letztere. So wußte die Versammlung auch noch zuletzt die Etiquette mit den von ihr erlassenen Gesetzen in Einklang zu bringen, denn der König repräsentirte bei dieser Ceremonie nicht mehr als er eben in der Constitution selbst galt. Der fortwährend gegen Lafayette mißtrauische Hof wurde jetzt nicht wenig von dem umlaufenden Gerücht beunruhigt, daß derselbe zum Commandanten aller Nationalgarden des Königreichs ernannt werden solle. Dis Mißtrauen, welches sich Lafayette nicht zu erklären wußte, war natürlich, und seine Feinde bestrebten sich von allen Seiten her es nur noch zu vergrößern. Wie konnte man auch wohl glauben, daß ein Mann von so großer Popularität als Führer einer so ansehnlichen Macht dieselbe nicht mißbrauchen würde? Und doch wollte er es nicht! Er war fest entschlossen nie mehr als Bürger zu sein, und, war es Tugend oder wohlverstandener Ehrgeiz, sein Verdienst bleibt dasselbe. Irgendwo will des Menschen Ehrgeiz Platz greifen, die Tugend besteht darin, ihm hierzu nur das Gute und Rechte anzuweisen. Lafayette that um den Besorgnissen des Hofes zuvorzukommen, den Vorschlag: ein und dasselbe Individuum solle nicht mehr als die Nationalgarde Eines Departements befehligen können. Dis

Decret wurde beifällig angenommen, und der Uneigennützigkeit des Generals dabei das vollste Lob gespendet. Demohngeachtet übertrug man ihm alle Anstalten für das Fest und ernannte ihn in seiner Eigenschaft als Commandant der Pariser Nationalgarde zum Chef der Föderation.

Der Festtag rückte näher und die Vorbereitungen dazu wurden mit der größten Thätigkeit betrieben. Die Feier sollte auf dem Marsfelde, einer weiten Fläche welche sich zwischen der Militairschule und dem Seinestrome ausbreitet, vor sich gehen und man faßte den Plan, den Boden aus der Mitte des Platzes auszugraben und damit die Seiten zu erhöhen, um so ein Amphitheater zu bilden, welches die Menge der Zuschauer aufnehmen könne. Zwölf Tausend Arbeiter waren ohne Unterlaß damit beschäftigt, dennoch stand zu fürchten, daß diese Arbeiten bis zum 14ten nicht beendet werden könnten. Da vereinigen sich die Bewohner von Paris mit den Tagelöhnern, und in einem Augenblick ist die ganze Bevölkerung in Handarbeiter umgewandelt. Geistliche, Soldaten, Männer aus allen Ständen ergreifen Schaufel und Spaten, selbst elegante Damen legen mit Hand an. Bald wird Alles mit fortgerissen; man ordnet sich bei dem Schalle der Trommel in Sectionen unter Banner von verschiedenen Farben, und auf dem Platze angekommen mengt man sich untereinander und arbeitet gemeinschaftlich. Bei einbrechender Nacht reihte sich alles nach gegebenen Signalen wieder den Seinigen an und kehrte zum häuslichen Heerde zurück, und diese seltene Einigkeit herrschte bis zur gänzlichen Beendigung der Arbeiten. Unterdessen strömten unaufhörlich die Föderirten herbei und wurden mit der eifrigsten und wohlwollendsten Gastfreundschaft empfangen. Trotz der Schrecken welche eine kleine Anzahl von Männern zu verbreiten sich befliß, die all diesen Empfindungen unzugänglich blieben, war die Freude doch aufrichtig und die Begeisterung allgemein. Man hatte verkündet, die Brigands würden den Moment wo das Volk der Föderation beiwohne, zur Plünderung der Stadt benutzen, und legte dem Herzog von Orleans welcher eben von London zurückgekommen war, die unheilvollsten Pläne unter; doch der nationelle Frohsinn war unverwüstlich und Niemand maß diesen böswilligen Prophezeiungen einigen Glauben bei.

Endlich erscheint der 14te, und alle föderirte Deputirte der Provinzen und der Armee ziehen unter ihre Anführer und Banner gereiht von dem Platze der Bastille in die Tuilerien. Als der Zug auf die Straße de la Feronnerie gelangt, wo Heinrich IV. ermordet wurde, bringen die Deputirten von Béarn diesem ihren großen Landsmanne ein rührendes Todtenopfer, indem in diesem Augenblicke allgemeiner Bewegung ihre Augen sich mit Thränen füllen. Bei ihrer Ankunft in den Tuilerien nahmen die Föderirten die Munizipalität und die National-Versammlung in ihre Reihen auf; eine Schaar von Knaben, bewaffnet wie ihre Väter, zog vor der Versammlung her; ihr folgte eine Gruppe von Greisen, und rief so Sparta's längst verklungene Erinnerungen zurück. Mitten unter dem lebhaftesten Beifallrufe bewegte sich der Zug vorwärts; die Kais wimmelten von Zuschauern, die Häuser waren von ihnen bedeckt. Ueber eine, binnen wenigen Tagen über die Seine geschlagene Brücke geleitete ein mit Blumen bestreuter Weg von einem Ufer zum andern auf den Platz der Föderation; der Zug durchschnitt ihn, und Jedes verfügte sich auf seinen Platz. Ein prachtvoller Halbkreis auf ebener Erde war für die höchsten Autoritäten bestimmt; der König und der Präsident saßen nebeneinander auf ganz gleichen, mit goldenen Lilien gestickten Sesseln, auf einem Balkon hinter dem Könige befand sich die Königin mit dem Hofe, die Minister hatten in einiger Entfernung vom Könige und die Deputirten längs der beiden Seiten ihre Sitze. Viermalhundert Tausend Zuschauer erfüllten den Umkreis dieses Amphitheaters; sechzig Tausend Föderirte machten in Zwischenfeldern ihre Evolutionen, und in der Mitte erhob sich auf einer fünfundzwanzig Fuß hohen Grundlage der prachtvolle Altar des Vaterlandes, auf dessen Stufen dreihundert Priester in weißen Chorhemden und dreifarbigen Schärpen gereiht standen um den Meßdienst zu verrichten.

Drei volle Stunden währte der Zug der Föderirten. Während dieser Zeit war der Himmel mit düstern Wolken bedeckt und der Regen floß in Strömen. Der Himmel, dessen Glanz sich so schön der Freude der Menschen vermählt, verweigerte ihr in diesem Augenblicke Licht und Heiterkeit. Eines von den

Bataillonen legt bei seiner Ankunft die Waffen ab um zu tanzen; auf der Stelle folgt Alles seinem Beispiele, und in einem einzigen Augenblicke ist der ganze innere Raum von sechzig Tausend Menschen, Soldaten und Bürgern erfüllt, welche dem Sausen des Sturmes ihren Frohsinn entgegensetzen. Endlich beginnt die Ceremonie, und durch ein glückliches Ungefähr entwölkt sich der Himmel und beleuchtet mit seinem Glanze dis feierliche Schauspiel. Der Bischof von Autun intonirt die Messe; Chöre begleiten die Stimme des Priesters, und der Donner der Kanonen tönt feierlich dazwischen. Nach Beendigung des Hochamts steigt Lafayette vom Pferde und die Stufen des Thrones hinan, um die Befehle des Königs einzuholen, und von ihm die Eidesformel zu empfangen. Er legt sie auf den Altar nieder, und in demselben Augenblicke wehen alle Fahnen und blitzen alle Säbel. Der General, die Armee, der Präsident und die Deputirten rufen: Ich schwöre! Der König spricht stehend, die Hand gegen den Altar gestreckt: „Ich, König der Franzosen, schwöre: die mir durch die constitutionelle Staatsacte übertragene Gewalt zur Aufrechthaltung der von der National-Versammlung decretirten und von mir genehmigten Constitution anzuwenden!“ In diesem Augenblick nimmt die Königin, von der allgemeinen Begeisterung hingerissen, das erlauchte Kind, den Thronerben auf ihre Arme, und zeigt ihn von ihrem Balcon aus der versammelten Nation. Bei diesem Anblicke richtet sich ungestüm ein tausendfacher Ruf von Freude, Liebe und Enthusiasmus gegen Mutter und Kind, und in diesem Augenblicke gehörten ihr alle Herzen. In demselben Moment schwur ganz Frankreich, in den 23 Hauptstädten seiner Departements vereint, denselben Schwur, den König der sie lieben werde, wieder zu lieben. Ach! in solcher Zeit verliert selbst der Haß seinen Stachel, der Wahn tritt zurück, und Alle sind glücklich im allgemeinen Glücke und stolz auf die allgemeine Würde Aller. Warum müssen doch diese so tiefempfundenen Freuden der Eintracht immer so bald vergessen werden!

Nach Beendigung dieser erhabenen Ceremonie trat der Zug den Rückweg an und das Volk überließ sich allen Ergießungen

Die Föderation.

der Freude. Die Lustbarkeiten währten mehrere Tage, worauf alsdann eine allgemeine Musterung der Föderirten stattfand. Sechzig Tausend Mann waren dabei unter den Waffen und boten ein prachtvolles, eben so kriegerisches als nationales Schauspiel dar. Auch der Abend brachte für Paris ein fröhliches Fest; die Hauptsammelplätze waren in den Elysäischen Feldern und auf dem Platze der Bastille. Vor diesem freien Platze, auf welchem früher jenes alte Gefängniß stand, las man die Worte: Hier wird getanzt, und glänzende Guirlanden von Lampen wetteiferten mit der Helle des Tages. Man hatte den Reichen für dieses harmlose Fest den Gebrauch der Wagen verboten; Alles sollte im Volke verschwinden und sich glücklich fühlen, nichts Höheres zu sein. Die Elysäischen Felder boten den rührendsten Anblick dar; man bewegte sich hier ohne Geräusch, ohne Tumult, ohne Reibung, ohne Haß durcheinander, und alle Stände lustwandelten in buntem Gemisch durch die erleuchteten Gänge einmüthig und zufrieden auf und nieder. So schienen mit einem Male im Mittelpunkte der neuern Civilisation die Zeiten ursprünglicher brüderlicher Gleichheit wieder eingekehrt zu sein.

Nachdem die Föderirten die imposanten Berathungen der National-Versammlung, die Hoffeste und die rauschende Pracht von Paris mit angesehen, nachdem sie Zeuge von dem Wohlwollen des Königs gewesen waren, welcher ihnen Allen bei den zahlreichen Audienzen die rührendsten Beweise seiner Güte gegeben, kehrten sie Freudetrunken und voll edler Gefühle und illusorischer Hoffnungen in ihre Heimath zurück. Nach den früheren, so herzzerreißenden Scenen und im Begriff noch viel schrecklichere zu erzählen, verweilt der Geschichtschreiber mit Vergnügen bei diesen so flüchtigen Stunden, wo alle Herzen kein anderes Gefühl als die Liebe für das allgemeine Wohl beseelte. *)

Aber auch dieses so rührende Fest der Föderation blieb eine nur vorübergehende Aufwallung. Den Tag darauf verlangten die Gemüther gerade noch dasselbe, was sie den Tag vor dem Feste gewollt, und der alte Kampf nahm wieder seinen An-

*) Siehe Note 17 am Ende des Bandes.

fang. Die kleineren Zänkereien mit dem Ministerium begannen zunächst. Man beschwerte sich darüber, daß den Oestreichischen Truppen der Durchzug in das Lüttichèr Gebiet nicht versperrt worden sei, und beschuldigte Saint-Priest, die Flucht mehrer der Theilnahme an contre-revolutionairen Machinationen beschuldigter Individuen begünstigt zu haben. Der Hof hatte, um sich seinerseits zu rächen, die im Châtelet gegen die Rädelsführer vom 5. und 6. October eingeleitete Prozedur auf die Tagesordnung gebracht, weil der Herzog von Orleans und Mirabeau hierin mit verwickelt waren. Diese sonderbare Prozedur, schon mehremal zurückgelegt und wieder aufgenommen, trug deutlich die Spuren des verschiedenen Einflusses, unter welchem sie eingeleitet worden war. Sie war von Widersprüchen zusammengesetzt und gab durchaus keinen genügenden Beweis gegen die beiden Hauptangeklagten an die Hand. Der Hof, der Mirabeau gewinnen wollte, handelte in dieser Beziehung ganz planlos; bald näherte er sich ihm, bald entfernte er sich von demselben, und war stets mehr darauf bedacht ihn zu besänftigen als seinen Rathschlägen Gehör zu geben. Durch die Erneuerung der Prozedur über den 5. und 6. October wollte er auch eigentlich nicht ihm, sondern mehr dem Herzog von Orleans schaden, welcher letztere bei seiner Rückkehr von London im Publikum mit lauten Beifallsbezeugungen empfangen, vom Hofe aber, als er wieder die Gnade des Königs suchte, mit Härte zurückgewiesen worden war. Chaberoud sollte der Versammlung darüber Bericht erstatten, und hiernach entschieden werden, ob die Anklage Statt habe oder nicht. Der Hof wünschte, Mirabeau möge schweigen und den Herzog von Orleans, dem das Ganze lediglich galt, dabei im Stiche lassen; Mirabeau aber nahm nichts destoweniger das Wort und zeigte wie lächerlich die ihm gemachten Beschuldigungen seien.

Man beschuldigte ihn in der That, dem Präsidenten Mounier jenen Marsch der Pariser auf Versailles mit den Worten: „Wir wollen einen König, aber was liegt daran, ob es Ludwig XVI. oder der XVII. sei!“ gemeldet, und die Reihen des Regiments Flandern den Säbel in der Hand durcheilt, und im Augenblicke der Abreise des Herzogs von Orleans

ausgerufen zu haben: „Dieser S.... verdient nicht die Mühe, die man sich für ihn gibt!“ Nichts war haltloser als solche Beschuldigungen. Mirabeau zeigte denn auch das Grundlose und Lächerliche derselben, berührte nur mit wenig Worten den Herzog von Orleans und rief endlich: „Ja, das Geheimniß dieser teuflischen Prozedur ist nun endlich enthüllt! Dort — er zeigte auf die rechte Seite — hat es allein seinen Sitz! In dem Interesse derjenigen ist es zu suchen, aus deren Zeugnissen und Verläumdungen sich dis Lügengewebe gebildet; es ist in den Hilfsquellen begründet, welche es den Feinden der Revolution geliehen; es hat seinen Sitz — in den Herzen der Richter, und die Geschichte wird es zur gerechtesten und unversöhnlichsten Rache mit ehernem Griffel auf ihre Tafeln schreiben!“

Lebhafter Beifall geleitete Mirabeau bis auf seinen Platz; beide Beklagte wurden durch die National-Versammlung von der Anklage freigesprochen, und der Hof hatte wiederum allein die Schmach eines vereitelten Anschlags auf sich geladen.

Die Revolution machte jetzt überall Vorschritte, in der Armee wie unter dem Volk, und die Armee als die letzte Stütze der Gewalt, blieb auch der letzte Gegenstand gegründeter Besorgniß für die Volkspartei. Alle Militair-Chefs waren natürliche Feinde der Revolution, weil sie, früher die ausschließlichen Besitzer von Beförderungen und Gnadenbewilligungen, nun auch dem Verdienste gleichen Antheil daran zugestehen sollten. Aus der entgegengesetzten Ursache hingen die Gemeinen der neuen Ordnung der Dinge an, und ohne Zweifel regte sie der Widerwille gegen die strenge Disciplin, und der Wunsch nach höherem Solde ebenso mächtig als der Geist der Freiheit selbst an. Ein gefährlicher Geist der Insubordination zeigte sich daher fast in der ganzen Armee. Die Infanterie vornämlich, vielleicht weil sie mit dem Volke in noch nähere Berührung kommt und weniger kriegerischen Stolz als die Cavalerie besitzt, befand sich im Zustande offner Empörung. Bouillé, welcher mit Schmerz seine Autorität über seine Truppen täglich mehr schwinden sah, wandte alle nur erdenklichen Mittel an, dieser Ansteckung des revolutionairen Geistes Einhalt zu thun. Er hatte von dem Kriegsminister Latour-du-Pin

die ausgedehntesten Vollmachten erhalten, und benutzte diese, um immerwährend die Garnisonen wechseln zu lassen, damit die Truppen nicht durch längern Aufenthalt an einem und demselben Orte zu vertraut mit dem Volke würden. Er verbot ihnen daher vor Allem die Theilnahme an den Clubs, und vernachlässigte überhaupt nichts, um die Subordination aufrecht zu erhalten.

Nach langem Widerstande hatte Bouillé endlich die Constitution beschworen, und als Mann von Ehre, von dem Augenblicke an, den ernsten Entschluß gefaßt, dem Könige und der Constitution seine Treue zu bewahren. Seine Abneigung gegen Lafayette, dessen Uneigennützigkeit er nicht verkannte, hatte sich verloren und er schien jetzt zu einer Verständigung mit ihm geneigter als bisher. Die Nationalgarden des ausgedehnten Gebiets wo er commandirte, hatten ihn zu ihrem Anführer ernennen wollen; im ersten Augenblicke der Aufwallung seines Unmuths hatte er dis abgelehnt, was er jedoch später bei dem Gedanken, welches Gute er an dieser Stelle hätte wirken können, lebhaft bereute; nichts destoweniger und trotz häufiger Denunciationen in den Clubs, erhielt er sich doch in der Volksgunst.

Der Aufstand brach zuerst in Metz aus. Die Soldaten setzten ihre Officiere gefangen, bemächtigten sich der Fahnen und Kassen, und wollten selbst die Munizipalität brandschatzen. Nur mit größter Gefahr gelang es Bouillé den Aufruhr zu dämpfen, der bald nachher in Nancy Nachahmung fand. An diesem letztern nahmen auch die Schweizerregimenter mit Antheil, und es stand zu fürchten, daß, wenn dieses Beispiel ansteckend wurde, bald das ganze Königreich den vereinten Ausschweifungen einer empörten Soldateska und eines zügellosen Pöbels preisgegeben sein würde. Die National-Versammlung selbst gerieth darüber in lebhafte Unruhe, und ein Officier wurde mit dem gegen die Rebellen erlassenen Decrete dahin abgeschickt, allein seine Bemühungen es in Ausführung zu bringen, waren vergebens, und Bouillé erhielt nun Ordre, auf Nancy zu marschiren, um durch die Gewalt der Waffen dem Gesetze Achtung zu verschaffen; doch hatte er nur Wenige unter seinen Leuten, auf die er mit Zuversicht rechnen konnte. Glücklicher Weise ver-

langten die unlängst zu Metz in Aufstand gewesenen Truppen, durch sein Mißtrauen gekränkt, von selbst gegen die Rebellen geführt zu werden. Die Nationalgarden machten dasselbe Anerbieten, und mit diesen vereinten Streitkräften und einer ziemlich zahlreichen Cavalerie brach er gegen Nancy auf. Seine Lage war schwierig, weil er von seiner Cavalerie keinen Gebrauch machen konnte, seine Infanterie aber zum Angriff gegen die vom Volke unterstützten Rebellen zu schwach war. Nichts desto weniger sprach er zu Letzteren mit jener sichern Entschlossenheit, welche selten ihre Wirkung verfehlt. Schon wollten sie das Feld räumen und seinen Befehlen gemäß die Stadt verlassen, als plötzlich, man weiß nicht von welcher Seite, Flintenschüsse fielen, und der Kampf unvermeidlich ward. Bouillé's Truppen die sich für verrathen hielten, fochten mit der größten Wuth, aber der Kampf war hartnäckig und nur Schritt vor Schritt konnten sie durch das mörderische Feuer vordringen. (31. August.) Endlich im Besitz der Hauptpositionen gelingt es Bouillé die Regimenter zum Gehorsam zurückzubringen und sie zum Abzug aus der Stadt zu nöthigen, worauf er alsbald die gefangenen Officiere und Stadtbehörden wieder auf freien Fuß stellt, die strafbarsten Rädelsführer ausheben läßt und sie der Nationalversammlung ausliefert.

Dieser Sieg verbreitete allgemeine Freude und beseitigte die Besorgnisse, welche man für die Ruhe des Königreichs gehegt hatte. Bouillé wurde vom Könige und von der Versammlung mit Glückwünschen und Lobsprüchen überhäuft. Später verläumdete man ihn freilich und beschuldigte ihn eines grausamen Verfahrens bei dieser Expedition, allein dasselbe war durchaus untadelhaft gewesen, und wurde damals auch als solches belobt. Der König erweiterte hierauf sein Commandogebiet zu einem sehr bedeutenden Umkreise, das nunmehr in seiner Ausdehnung von der Schweiz bis an die Sambre den größten Theil der Grenze umfaßte. Bouillé, welcher mehr auf die Cavalerie als auf die Infanterie rechnete, wählte zu seinem Cantonnement die Ufer der Seille, da wo sie sich in die Mosel ergießt; er fand daselbst weite Flächen zur freieren Bewegung für die Ca-

valerie geeignet, Fourage genug um sie zu unterhalten, feste Plätze sich im Nothfall zu decken, und vor Allem eine minder zahlreiche und sonach weniger zu fürchtende Bevölkerung. Bouillé war entschieden, nichts gegen die Constitution zu unternehmen; da er aber den Patrioten mißtraute, so traf er Vorsichtsmaßregeln um dem Könige nöthigenfalls zu Hilfe kommen zu können.

Die National-Versammlung hatte die Parlamente aufgehoben, die Geschwornengerichte eingeführt und ging eben damit um aufs Neue eine Anzahl von Assignaten in Umlauf zu setzen. Da die Kirchengüter ein ungeheures Capital darboten, welches die Assignaten fortdauernd zur Verfügung stellten, so war es natürlich, daß man dasselbe auch benutzte. Alle dagegen schon früher vorgebrachten Einwürfe wurden nochmals mit nur noch größerer Heftigkeit entgegengestellt; der Bischof von Autun selbst erklärte sich gegen diese neue Assignaten-Emission, und weissagte mit vielem Scharfsinn die späteren finanziellen Folgen dieser Maßregel *). Mirabeau, welcher immer nur die politischen Resultate im Auge hatte, bestand dagegen mit Hartnäckigkeit darauf und setzte sie endlich durch. So wurden denn auf's Neue acht Hundert Millionen Assignaten decretirt, welche jedoch dem gefaßten Beschlusse zufolge unverzinslich waren, wie es denn in der That auch unnütz war einer Münze, wenn die Assignaten einmal als solche galten, noch einen Zins zu gewähren. Dis mag wohl für Schuldverschreibungen angemessen scheinen, welche nicht in Umlauf kommen, sondern todt in den Händen der Besitzer ruhen, aber für eine Münze, welche durch einen gezwungenen Cours einmal im Handel und Wandel umläuft, ist dis sicher eine falsche Maßregel, die sich die Versammlung auch nicht zum zweiten Male zu Schulden kommen ließ. Necker widersetzte sich dieser neuen Assignatenausgabe, und reichte dagegen eine Denkschrift ein, welcher aber Niemand Aufmerksamkeit schenkte. Die Zeiten hatten sich für ihn gewaltig geändert, er war nicht mehr der Minister, an dessen Erhaltung das Volk ein Jahr vorher sein Glück geknüpft hielt; des Vertrauens des Königs beraubt, und —

*) Siehe Note 18. am Ende des Bandes.

Herrn von Montmorin ausgenommen, — mit allen seinen Collegen in steter Zwietracht, sah er sich von der National-Versammlung hintangesetzt und selbst in Fällen vernachlässigt, wo er wohl auf größere Rücksicht Anspruch hatte. Der Irrthum Neckers bestand zunächst in dem Wahne, daß der Verstand Alles beherrsche und Allem genüge, und daß, mit einigen schönen Gefühlen und logischen Schlüssen aufgeputzt, er alle Halsstarrigkeit der Aristokraten und alle Erbitterung der Patrioten zu bewältigen vermöge. Necker besaß jenen dünkelvollen Verstand, der die Irrthümer der Leidenschaften wohl erkennt und sie zu tadeln versteht; es ging ihm aber jener höhere und minder von sich eingenommene Verstand ab, der sich nicht begnügt, diese Irrthümer zu tadeln, sondern der sich auch ihrer zu bemächtigen und sie zu lenken versteht. In die Mitte der Parteien gestellt, ward er ihnen ein Hinderniß, eine Unbequemlichkeit, aber kein Zügel ihrer Leidenschaft, und seit Mounier's und Lally's Austritte aus der Nationalversammlung, ohne Freunde, war ihm dort nur der völlig unnütze Malouet noch geblieben. Er hatte die Versammlung durch sein immerwährendes tadelndes Hinweisen auf die verwickeltste aller Staatsangelegenheiten, auf die Finanzen, ärgerlich, und sich selbst durch die Art und Weise, in welcher er von seiner Person zu reden pflegte, lächerlich gemacht. Sein Entlassungsgesuch (4. September) wurde daher von allen Parteien mit Vergnügen angenommen. Sein Wagen wurde bei seinem Austritt aus dem Königreiche von demselben Volke, welches ihn einst im Triumphe gezogen hatte, angehalten, und es bedurfte des ausdrücklichen Befehls der Versammlung, um ihm den freien Ausweg in die Schweiz zu gestatten. Er erhielt in kurzer Zeit hiezu die Erlaubniß und zog sich nach Coppet zurück, um aus der Ferne dem Gange einer Revolution zu folgen, welche er besser zu beobachten als zu leiten verstand.

Das Ministerium sah sich auf dieselbe thatenlose Rolle wie der König selbst beschränkt, und überließ sich höchstens einigen theils nutzlosen, theils strafbaren Intriguen. Saint-Priest unterhielt Verbindungen mit den Emigranten; Latour-du-Pin gab sich zu allen Planen der Militair-Chefs her und Montmorin, welcher zwar die Achtung, aber nicht das Ver-

trauen des Hofes besaß, ward zu verschiedenen Intriguen mit den Chefs der Volkspartei verwandt, denen er durch seine gemäßigtere Gesinnung näher stand, Alle aber wurden bei Gelegenheit neuentdeckter Complotte öffentlich angeklagt. „Auch ich, — rief Cazales, würde sie vor Gericht laden, wenn es edelmüthig wäre so schwache Männer zu verfolgen; ich würde den Finanzminister verklagen, die National-Versammlung nicht über die wahren Hilfsquellen des Staats aufgeklärt, und eine von ihm selbst hervorgerufene Revolution nicht besser geleitet zu haben; ich würde den Kriegsminister anklagen, daß er die Desorganisation der Armee nicht verhindert, und den Minister des Innern, daß er den Befehlen des Königs nicht mehr Achtung verschafft hat, Alle aber, ob ihrer Nichtigkeit und der feigen Rathschläge wegen, die sie ihrem Herrn ertheilt haben!" Unthätigkeit ist in den Augen der Parteien, welche ihre Zwecke unaufhaltsam verfolgen, stets das größte Verbrechen: daher erfuhren die Minister selbst von der rechten Seite den bittersten Tadel, nicht sowohl für das, was sie gethan, als für das, was sie unterlassen hatten. Indeß widersetzten sich Cazales und seine Anhänger, obgleich sie über Alle das Verdammungsurtheil gesprochen, nichts desto weniger dem Beschlusse, den König um deren Entlassung anzugehn, weil sie dieses Begehren als einen Eingriff in die königliche Prärogative betrachteten. Ihre Entlassung wurde demnach nicht nachgesucht, aber sie gaben nach und nach von selbst, mit Ausnahme Montmorins, ihre Dimission, welcher denn auch allein noch beibehalten wurde. Ein bloßer Advocat, Dúport-du-Tertre wurde zum Siegelbewahrer ernannt und Duportеil, von Lafayette dem Könige vorgeschlagen, nahm Latour-du-Pin's Stelle im Departement des Kriegs ein, und zeigte sich hier der Volkspartei viel geneigter. Eine seiner ersten Maßregeln war, Bouillé jene Befugnisse zu entziehen, von denen er bei seinem Commando so unbeschränkten Gebrauch gemacht, insbesondere ihm aber das Recht zu nehmen, die Garnisonen nach Willkühr zu versetzen, eines Rechtes, dessen sich Bouillé, wie wir gesehen, bediente, um das Fraterniſiren der Soldaten mit dem Volke zu verhindern.

Der König hatte die Geschichte der englischen Revolution

zur seinem besondern Studium gemacht. Das Schicksal Karl's hatte ihn stets so eigenthümlich bewegt, daß er sich trauriger Ahnungen nicht enthalten konnte. Vor Allem hatte er den Beweggrund zu Karl's Verurtheilung in's Auge gefaßt, welcher kein anderer als der Bürgerkrieg war. Daher schrieb sich auch sein unbesiegbarer Widerwille gegen jede Maßregel, welche Blutvergießen zur Folge haben konnte, und eben deshalb hatte er sich auch allen, von der Königin und dem Hofe ihm vorgeschlagenen Planen zur Flucht standhaft widersetzt.

Während seines Sommeraufenthaltes zu Saint-Cloud im Jahre 1790 bot sich ihm vielfach Gelegenheit zur Flucht dar; allein nie hatte er davon etwas hören wollen. Gleiches Bedenken zeigten auch die Freunde der Constitution gegen dieses Mittel, welches leicht einen Bürgerkrieg zu Folge haben konnte. Die Aristokraten allein waren dafür, weil sie nach Entfernung des Königs von der National-Versammlung ihn zu beherrschen und in seinem Namen zu regieren, und mit ihm an der Spitze der Fremden wieder einzuziehen hofften, denn die Erfahrung hatte ihnen noch nicht gelehrt, daß man den Letzteren nie voraufgeht, sondern nur immer in ihrem Gefolge hinterdrein zieht. An diese Partei schlossen sich vielleicht auch einige vorschnelle Phantasten, welche bereits von einer Republik träumten, an welche damals noch Niemand dachte, ja deren Namen noch von keiner Seele, wenn nicht von der Königin selbst genannt worden war, die in ihren Zornergüssen gegen Lafayette und die National-Versammlung, dieselbe als den eigentlichen Strebepunkt ihrer beiderseitigen Wünsche bezeichnete. Lafayette, das Haupt der constitutionellen Armee und aller aufrichtigen Freunde der Freiheit, wachte indeß unausgesetzt für die Person des Monarchen; die beiden Ideen aber, Entfernung des Königs und Bürgerkrieg, waren seit dem Beginne der Revolution in den Gemüthern dergestalt verschmolzen, daß diese Abreise Allen das gefürchtetste Unglück dünkte.

Unterdeß hatte die Auflösung des Ministeriums, welches, wenn es auch nicht das Vertrauen Ludwig XVI. besaß, doch mindest ein Ministerium seiner Wahl gewesen, ihn gegen die Versammlung eingenommen und in ihm die Besorgniß des

gänzlichen Verlustes der vollziehenden Gewalt angeregt. Die neubeginnenden Debatten in Angelegenheiten des öffentlichen Cultus, welche das Uebelwollen der Geistlichkeit bei Gelegenheit ihrer staatsbürgerlichen Constituirung wieder erhoben hatte, schreckten sein ängstliches Gewissen und ließen fortan den Gedanken an seine Abreise in ihm aufkommen. Gegen Ende des Jahres 1790 schrieb er deshalb an Bouillé, welcher anfangs sich weigerte, endlich aber, um in dem unglücklichen Monarchen keinen Verdacht gegen seine Ergebenheit zu erregen, nachgab. Mirabeau seinerseits hatte einen eignen Plan entworfen, um die Sache der Monarchie aufrecht zu erhalten. In beständigen Unterhandlungen mit Montmorin, hatte er bis jetzt noch nichts Wesentliches unternommen, da der Hof in seinen beständigem Schwanken zwischen dem Auslande, den Emigranten und der Nationalpartei, überhaupt gegen jede offne Maßregel war, von allen Mitteln aber dasjenige am Meisten fürchtete, welches ihn einem so aufrichtig constitutionell gesinnten Manne wie Mirabeau gänzlich in die Arme werfen mußte. Indeß kam es um diese Zeit denn doch endlich zwischen Beiden zu einem vollkommenen Einverständniß. Man versprach ihm Alles im Falle des Gelingens, und stellte zu diesem Zwecke alle nur möglichen Hilfsquellen zu seiner Verfügung. Talon, der Civilleutnant vom Châtelet, und Laporte, erst kürzlich vom Könige zur Verwaltung der Civilliste berufen, erhielten Befehl sich mit ihm zu vernehmen und ihm bei Ausführung seiner Plane an die Hand zu gehen. Mirabeau seinerseits verwarf die neue Constitution; sie war seiner Meinung nach für eine Monarchie zu demokratisch, und für eine Republik war ein König darin überflüssig, und da er vollends die immer steigende Zügellosigkeit des Volkes wahrnahm, so beschloß er bei sich derselben Einhalt zu thun. In Paris, unter dem Bereiche der Volksmassen und einer übermächtigen Versammlung, mußte jeder Versuch dieser Art scheitern; er sah nur einen Ausweg, man mußte die Residenz des Königs von Paris nach Lyon verlegen. Dort konnte er sich frei aussprechen, alle seine Gründe gegen die neue Constitution auf energische Weise geltend machen, und dafür eine andre zu die-

sem Zwecke schon fertig vorliegende erlassen, und zu gleicher Zeit dann auch eine erste gesetzgebende Behörde zusammenberufen. Mirabeau hatte mit den populairsten Mitgliedern der Versammlung schriftlich verkehrend, es verstanden ihnen Allen die Mißbilligung irgend eines Artikels der gegenwärtigen Constitution zu entlocken, so daß aus der Vereinigung aller dieser verschiedenen Ansichten unmittelbar die Verwerfung der ganzen Constitution durch ihre eigenen Urheber hervorgieng. *) Er dachte diese insgesammt dem Manifeste des Königs beizufügen, um dessen Eindruck dadurch zu verstärken, und damit die Nothwendigkeit einer neuen Constitution recht anschaulich zu machen. Man kennt noch immer nicht alle seine Mittel für Ausführung seiner Plane; man weiß nur, daß mittelst der Polizei des Civillieutnants Talon er sich der Pamphletschreiber, Clubs- und Gesellschafts-Redner versichert hatte, und mittelst seiner ungeheuer ausgebreiteten Correspondenz, an sechs und dreißig Departements im Süden zu gewinnen hoffte. Ohne Zweifel dachte er auch daran Bouillé mit ins Interesse zu ziehen, aber er hatte nicht Lust sich der Willkühr dieses Generals preis zu geben. Während Bouillé in dem Lager von Montmédy stand, sollte der König sich nach Lyon begeben, er selbst aber wollte je nach den Umständen seinen Aufenthalt zu Lyon oder Paris nehmen. Ein fremder Prinz, Mirabeau's Freund, besuchte Bouillé im Auftrage des Königs, und theilte ihm diesen Plan, aber ohne Wissen Mirabeau's **) mit, welcher an nichts weniger als an Montmédy dachte, wohin sich späterhin der König auf den Weg machte. Bouillé aber, Mirabeau's Genie bewundernd, war der Meinung, daß man Alles thun müsse um sich eines solchen Mannes zu versichern, und daß er seinerseits bereit sei, ihn mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen.

*) Siehe Note 19. am Ende des Bandes.

**) Bouillé scheint in seinen Memoiren zu glauben, daß ihm von Seiten Mirabeau's und des Königs jene Vorschläge gemacht worden seien; hierin aber irrt er. Mirabeau war von diesen doppelten Planen nicht unterrichtet, und dachte wohl auch nicht daran sich Bouillé in die Hände zu liefern.

Lafayette blieb allen diesen Planen fremd, denn obgleich er der Person des Königs aufrichtig ergeben war, so besaß er doch nicht das Vertrauen des Hofes und erregte überdis viel zu sehr die Eifersucht Mirabeaus, der um Alles in der Welt nicht ihn zum Gefährten bei seinen Entwürfen mochte. Außerdem wußte er, daß Lafayette nur immer den geraden Weg gieng, dieser Plan aber war zu kühn und wich allzusehr von dem erlaubten und gesetzlichen Wege ab, als daß hiebei auf seine Zustimmung zu rechnen gewesen wäre. Dem sei nun wie da wolle — Mirabeau wollte allein nur ausführen was er allein erdacht, und leitete auch in der That seine Entwürfe im Laufe des Winters 1790 — 1791 ohne alle fremde Hilfe. Es ist schwer zu entscheiden, ob ihm deren Ausführung gelungen sein würde; aber gewiß ist, daß er ohne den Strom der Revolution zurückzudämmen, doch jedenfalls Einfluß auf dessen Richtung gewonnen, und ohne das unvermeidliche Resultat einer solchen Revolution zu verändern, doch bei seiner mächtigen Opposition, die Ereignisse sich wesentlich anders gestaltet haben würden. Eine andere Frage ist, ob er, gesetzt auch, daß es ihm gelang sich die Volkspartei zu unterwerfen, gleicherweise der Aristokratie und des Hofes Herr geworden sein dürfte. Einem Freunde, welcher ihm diesen Einwurf machte, entgegnete Mirabeau in dieser Hinsicht: „Man hat mir Alles Mögliche versprochen." — Und wenn sie nicht Wort halten? — „Wenn sie mir nicht Wort halten, so werde ich sie gut republikanisch ....."

Die Hauptartikel der bürgerlichen Verfassung, so wie die neue Begrenzung der Bisthümer und die freie Wahl aller kirchlichen Beamten, waren bereits decretirt. Der König hatte darüber an den Papst berichtet, welcher ihm in einem aus Ernst und Milde gemischten Tone geantwortet und seinerseits an den französischen Clerus selbst appellirt hatte. Der Clerus benutzte diese Gelegenheit, und behauptete, daß die Seelsorge durch die Maßregeln der Versammlung im höchsten Grade gefährdet sei. Zur selben Zeit erließ er Hirtenbriefe worin er erklärte, daß die entlassenen Bischöfe lediglich der Gewalt weichen, und nur gezwungen ihre Sitze verlassen, daß sie aber Häuser zur Fortsetzung

ihrer geistlichen Amtsverrichtungen ermiethen würden, und daß die Gläubigen und Treuverbliebenen nur an sie allein sich wenden sollten. Vor Allem aber intriguirte die Geistlichkeit in der Vendée und in einigen Departements des Südens, wo sie Verbindungen mit den Emigranten unterhielt. Schon hatte sich ein Föderationslager zu Jallez*) gebildet, wobei die Föderation offenbar nur den Vorwand abgab; der eigentliche Grund dagegen war, den Maßnahmen der Nationalversammlung ein Centrum der Opposition entgegen zu stellen. Die Volkspartei durch diese Ränke erbittert, beschloß, stark durch ihre Macht und der Mäßigung überdrüssig, endlich ein entscheidendes Mittel anzuwenden. Wir haben bereits die Motive kennen gelernt, welche auf die Annahme der bürgerlichen Gleichstellung der Geistlichkeit Einfluß hatten; jene Vorschläge waren gerade von den christlich gesinntesten Gliedern der Versammlung ausgegangen, und eben diese, durch eine so unbegründete Widersetzlichkeit gereizt, zeigten sich entschlossen sie mit Gewalt zu brechen.

Man weiß, daß ein Decret alle öffentlichen Beamten zu dem Eide auf die neue Constitution verpflichtete; schon als dieser Civileid in Frage kam, hatte der Clerus immer einen Unterschied zwischen der politischen und kirchlichen Constitution machen wollen, aber dabei war man nicht stehen geblieben. Dismal beschloß nämlich die Versammlung, von den Geistlichen einen besondern, strengbindenden Eid zu fordern, welcher sie in die Nothwendigkeit versetze, entweder im Falle verweigerter Eidesleistung ihr Amt aufzugeben, oder denselben zu leisten und ihren amtlichen Verpflichtungen demgemäß treulich nachzukommen. Sie erklärte dabei weislich, daß sie damit die Gewissen nicht zu verletzen denke, und auch die Weigerung derjenigen achten werde, welche in der Ueberzeugung, daß die Religion durch die neuen Gesetze gefährdet werde, den Priestereid nicht leisten möchten, daß sie aber hiedurch die Gesinnungen derselben kennen lernen wolle, um ihnen nicht die neuerrichteten Bisthümer anzuvertrauen. In dieser Hinsicht waren ihre Forderungen wohl eben so gerecht als offen, aber sie fügte dem Decrete zuletzt noch hinzu, daß

*) Dieses Lager hatte sich in den ersten Tagen des Septembers gebildet.

diejenigen, welche den Eidschwur verweigerten, ihrer Aemter und Besoldungen verlustig werden, überdis aber alle Geistlichen, welche Deputirte seien, mit gutem Beispiele voraufgehen und den Eid in der Versammlung selbst, acht Tage nach der Sanction des neuen Decrets leisten sollten.

Wie sich erwarten ließ, trat die rechte Seite hiergegen auf, und Maury überließ sich seiner gewohnten Heftigkeit, und that sein Möglichstes, damit man ihm das Wort verbiete, und ihm dadurch Grund zur Beschwerde gebe. Alexander Lameth, welcher den Präsidentenstuhl einnahm, gestattete ihm jedoch das freie Wort und beraubte ihn so des Vergnügens, mit Gewalt von der Rednerbühne verdrängt zu werden. Mirabeau, beredter als je, nahm es auf sich die Versammlung zu vertheidigen. „Sie, rief er, sollen die Verfolger der Religion sein! Sie, die durch das schönste Ihrer Decrete ein so edles und rührendes Opfer dargebracht! Sie, die ihrem Cultus öffentliche Auflagen weihten, während Klugheit und Gerechtigkeit Ihnen die größte Sparsamkeit damit zur heiligsten Pflicht gemacht hatte! Sie, die bei der neuen Eintheilung des Königreichs die Religion zu Hilfe riefen und auf allen Grenzen der Departements das Zeichen des Kreuzes aufrichteten! Sie endlich, die von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß Gott der Menschheit so nothwendig ist als die Freiheit!"

Die Versammlung decretirte hierauf den Priestereid (27. Nov.) und der König berichtete auf der Stelle darüber nach Rom. Der Erzbischof von Aix, welcher Anfangs die bürgerliche Constituirung des Clerus bekämpft hatte, aber die Nothwendigkeit einer friedlichen Ausgleichung wohl erkannte, vereinigte sich zugleich mit dem Könige und einigen seiner gemäßigteren Amtsbrüder, um die Zustimmung des Pabstes nachzusuchen. In ganz entgegengesetztem Sinne schrieben jedoch die Emigranten zu Turin und die opponirenden französischen Bischöfe nach Rom, und der Papst zögerte unter verschiedenen Vorwänden mit seiner Antwort. Die über diesen Aufschub erzürnte Versammlung drängte den König um die Sanction, welcher, obschon entschlossen nachzugeben, abermals zu der gewöhnlichen List der Schwäche seine Zuflucht nahm. Er wollte sich drängen lassen, damit es den Anschein

gewinne als gebe er nur gezwungen nach; in der That aber fürchtete er einen Aufstand und beeilte sich darum seine Sanction zu ertheilen. Kaum war dieselbe erfolgt, als die Versammlung auch stracks zur Ausführung schritt, und ihre geistlichen Mitglieder sofort zur Eidesleistung in ihrer Mitte nöthigte. Da erhoben sich plötzlich Männer und Frauen, welche bisher nur wenig Anhänglichkeit für die Religion an den Tag gelegt hatten, um die Geistlichen zur Verweigerung desselben aufzufordern *); einige Bischöfe und Pfarrer leisteten den Eid, die größere Zahl aber widersetzte sich mit verstellter Mäßigung und augenscheinlicher Anhänglichkeit an den Prinzipien ihres Standes.

Die Versammlung bestand nichts desto weniger auf die Ernennung neuer Bischöfe und Pfarrer, und wurde hierin von der Verwaltung auf's Kräftigste unterstützt. Den alten geistlichen Dienern wurde zwar die Freiheit gelassen, ihren Gottesdienst privatim zu halten, aber nur diejenigen, welche vom Staate anerkannt worden waren, nahmen von den Kirchen Besitz, und die Dissidenten mietheten zu ihren besondern religiösen Uebungen in Paris die Theatinerkirche. Die Versammlung erlaubte es und die Nationalgarde schützte sie dabei so gut sie es vermochte, gegen die Wuth des Pöbels, welcher sie ihren separatistischen Gottesdienst nicht immer in Ruhe abhalten ließ.

Man hat der Nationalversammlung Schuld gegeben, dieses Schisma veranlaßt, und dadurch einen neuen Grund des Zwiespaltes den schon vorhandenen hinzugefügt zu haben. Was aber erstlich ihre Befugnisse betrifft, so leuchtet es jedem Vernünftigen ein, daß sie dieselben dadurch, daß sie über die zeitlichen Güter der Kirche verfügte, nicht überschritt, und was die durch Klugheit gebotenen Rücksichten betrifft, so kann man wohl behaupten, daß sie hierdurch wenigstens das Schwierige ihrer Stellung schwerlich vermehrte. Und in der That, hatte der Hof, der Adel und die Geistlichkeit bereits zu viel verloren und andrerseits das Volk allzuviel gewonnen, um nicht die unversöhnlichsten Feinde zu werden, und daß nicht die Revolution auch ohne die Folgen des neuen Schisma ih-

*) Siehe Note 29. am Ende des Bandes.

ren unvermeidlichen Fortgang hätte gewinnen müssen. Wie hätte übrigens die National-Versammlung, da man einmal alle Mißbräuche zerstörte, gerade die alte kirchliche Verfassung allein unangetastet lassen können? Konnte sie zugeben, daß die Müssiggänger dieses Standes in Ueberfluß schwelgten, während die eigentlichen Seelsorger, welche doch allein von Nutzen waren, kaum nothdürftig zu leben hatten?

---

## Sechstes Kapitel.

Wachsende Auswanderung. — Das empörte Volk stürmt den Schloßthurm von Vincennes. — Verschwörung der Ritter vom Dolche. — Berathung des Emigrantengesetzes. — Mirabeau's Tod. — Contrerevolutionaire Ränke. — Flucht des Königs und seiner Familie; dessen Gefangennehmung zu Varennes und gezwungene Rückkehr nach Paris. — Stellung der auswärtigen Mächte; Rüstungen der Emigranten. — Die Pillnitzer Declaration. — Proclamation des Kriegsgesetzes auf dem Marsfelde. — Der König nimmt die Constitution an. — Schluß der constituirenden Versammlung.

---

Dieser langwierige und letzte Kampf zwischen der Volkspartei und der privilegirten Klasse des Clerus, dessen wesentlichste Umstände wir eben berichtet haben, vollendete die allgemeine Zerwürfniß. Während dem die Geistlichkeit die westlichen und südlichen Provinzen bearbeitete, versuchten die Flüchtlinge zu Turin Mancherlei, was durch ihre eigne Schwäche und stete Uneinigkeit unter sich selbst, erfolglos blieb. Jetzt versuchte man es mit einer Verschwörung zu Lyon. Man verkündete dort die bevorstehende Ankunft der Prinzen, und in deren Folge, große Gnadenvertheilungen; man verhieß sogar dieser Stadt, sie an der Stelle von Paris, welches die Gunst des Hofes verscherzt habe, zur Hauptstadt des Königreichs zu erheben. Der König wußte um diese Plane und da er sich davon keinen Erfolg versprach, vielleicht auch ihn nicht einmal wünschte, weil er der siegenden Aristokratie eben so wenig als

des Volkes Herr zu werden fürchtete, that er sein Möglichstes um sie zu verhindern. Diese Verschwörung wurde zu Ende des Jahres 1790 entdeckt und deren vorzüglichste Agenten den Tribunalen überliefert und dieser letzte Unfall bewog die Emigranten, sich von Turin nach Coblenz zu begeben, wo sie sich auf dem Gebiete des Erzbischofs von Trier und auf Kosten seines Ansehens, dessen sie sich völlig bemächtigten, niederließen. Wie wir bereits gesehen, theilte sich dieser flüchtige Adel in zwei Parteien: die Einen, jene alten, mit Gnadenbezeugungen wohlgemästeten Diener, welche die eigentlichen Ingredienzen des alten Hofes bildeten, mochten nicht durch eine Verbindung mit dem Landadel der Provinzen ihren Einfluß mit demselben theilen, und zogen es daher vor, sich an das Ausland zu wenden; die Andern, welche sich noch auf ihren Degen verließen, wollten die mittägigen Provinzen in Aufstand versetzen, indem sie den alten Fanatismus derselben wieder anfachten. Die Ersteren behielten die Oberhand, und man begab sich nach Coblenz an die Nordgrenze, um hier die fremden Mächte zu erwarten. Vergebens stellten diejenigen, welche vom Süden aus den Kampf beginnen wollten, wiederholt vor, daß man sich lieber Piemonts, der Schweiz, und Spaniens, dieser treuen und uneigennützigen Alliirten, versichern und zu diesen Zwecke in ihre Nähe einen gewichtigen Hauptführer zurücklassen solle; die Aristokratie unter Calonne's Leitung wollte nichts davon wissen. Diese Partei hatte, seit sie Frankreich verlassen, sich in nichts geändert; frivol, hochmüthig, untüchtig und in Coblenz eben so verschwenderisch wie in Versailles, traten ihre Laster inmitten der Bedrängnisse des Exils und des Bürgerkrieges nur noch greller hervor. „Man muß das Wort „Bürger" in Euer Patent setzen!" — antworteten sie jenen unerschrocknen Männern welche im Süden den Kampf beginnen wollten, auf ihre Anfrage, unter welchem Namen sie dienen sollten? *) und ließen in Turin nur untergeordnete Agenten zurück, welche, auf einander eifersüchtig, sich wechselseitig entgegenwirkten und jeden Erfolg unmöglich machten. Der Prinz von Condé, welcher die ganze

*) Siehe Note 21 am Ende des Bandes.

Energie seines Geschlechts sich bewahrt zu haben schien, stand bei jenem Theile des Adels eben nicht in sonderlicher Gunst, und wandte sich mit Allen, welche, wie er, nicht sowohl Ränke schmieden als tapfer drein schlagen wollten, an den Rhein. — Die Auswanderung wurde mit jedem Tage beträchtlicher, und die Heerstraßen waren von dem Adel wie übersäet, welcher, indem er davonlief, um die Waffen gegen das Vaterland zu ergreifen, damit gleichsam eine heilige Pflicht zu erfüllen glaubte, ja selbst die Frauen vermeinten ihren Abscheu gegen die Revolution darthun zu müssen, indem sie den Boden Frankreichs verließen. Bei einer Nation, wo so Vieles, ja fast Alles durch die Macht des Beispiels geschieht, mußte auch die Auswanderung gleichsam als Mode in Schwung kommen; man nahm kaum Abschied, für so kurz hielt man die Reise und für so nahe die Rückkehr! Die Holländischen Revolutionaire, von ihren Anführern verrathen und von ihren Verbündeten verlassen, waren in Verlauf einiger Tage zu Paaren getrieben worden, nicht länger hatten sich auch die von Brabant gehalten; auf gleiche Weise — dachten nun jene unerfahrnen Emigranten — würde auch die französische Revolution nach einem kurzen Feldzuge bald gebrochen sein, und die absolute Herrschaft wieder über dem unterjochten Frankreich neu erblühen. Die National-Versammlung über diese Voraussetzungen mehr erbittert als erschreckt, hatte mehrfach Maßregeln deshalb in Vorschlag gebracht, deren Ausführung jedoch immer verschoben blieb. Die Tanten des Königs, welche in Paris ihr Gewissen verletzt glaubten, glaubten ihr Seelenheil in der Nähe des Pabstes suchen zu müssen, reis'ten nach Rom (19. Febr. 1791) und wurden auf ihren Wege durch die Munizipalität von Arnay-le-duc angehalten. Das Volk strömte alsbald zu Monsieur, welcher ebenfalls Anstalten zur Flucht getroffen haben sollte, aber sich persönlich zeigte und das Versprechen gab, dem König nicht zu verlassen. Das Volk beruhigte sich und die National-Versammlung zog die Abreise von Mesdames in Berathung. Die Discussion zog sich in die Länge, als Menou sie durch die scherzenden Worten endete: „Europa wird staunen, wenn es erfährt, daß eine so große Versammlung sich mehre Tage

lang mit der Frage beschäftigt hat: ob zwei alte Frauen die Messe in Rom oder in Paris hören sollen!" Der Constitutionscomité erhielt nichts desto weniger den Auftrag, einen Gesetzentwurf über den Aufenthalt der öffentlichen Beamten und über die Auswanderung vorzulegen. Dis Decret, welches nur erst nach heftigen Debatten durchging, verpflichtete die öffentlichen Beamten, sich unausgesetzt an dem ihnen durch ihre Functionen angewiesenen Orte aufzuhalten. Der König als der erste öffentliche Beamte war dadurch gehalten, sich von dem gesetzgebenden Körper, so lange er versammelt war, nicht zu trennen, und zu ner Zeit die Grenzen des Königreichs zu überschreiten. Auf die Verletzung dieses Gesetzes sollte als Strafe für jeden Beamten unmittelbar dessen Absetzung erfolgen. Zu gleicher Zeit wurde der Comité noch mit einem zweiten Decret, die Auswanderung betreffend, beauftragt.

Unterdessen hatte sich der König, welchem die ihm auferlegten Beschränkungen und die Verringerung seiner Macht von Seiten der National-Versammlung zuletzt unerträglich wurden, und überdis auch seit den neuen Decreten über die Priester aller Gewissensruhe entbehrte, zur Flucht entschlossen. Der ganze Winter verging unter den Vorbereitungen dazu; man suchte Mirabeau's Eifer anzuregen und überhäufte ihn mit Versprechungen, wenn es ihm gelänge die königliche Familie zu befreien, und auch er verfolgte seinerseits seinen Plan mit der größten Thätigkeit. Mit Lafayette hatten so eben die beiden Lameth's gebrochen; er schien ihnen dem Hofe viel zu ergeben, und da sie seine sittliche Reinheit nicht so wie die Mirabeau's verdächtigen konnten, so beschuldigten sie ihn dafür des Mangels an Einsicht, und behaupteten, daß er sich mißbrauchen lasse. Die Feinde der Lameth's dagegen gaben ihnen Eifersucht auf Lafayette's militairische Gewalt, so wie schon früher auf Mirabeau's redneriſchen Einfluß Schuld, auch schlossen sie sich oder schienen sich Beide jetzt mehr den Freunden des Herzogs von Orleans anzuschließen, ja man wollte sogar wissen, daß dieser Einem von Beiden das Commando der Nationalgarde verschaffen wollte. Hauptsächlich war es Karl Lameth, dem man diesem Ehrgeiz beimaß, und diesem Be-

weggrunde schrieb man denn auch die unaufhörlich sich erneuernden Schwierigkeiten zu, die sich seit dieser Zeit Lafayette in den Weg stellten.

Am 28. Februar strömte das Volk, auf Anstiften des Herzogs von Orleans — wie es heißt — nach dem Schloßthurme von Vincennes, welchen die Munizipalität zur Aufnahme der sich in den Pariser Gefängnissen allzusehr häufenden Gefangenen bestimmt hatte. Man griff diesen Schloßthurm wie eine zweite Bastille an. Lafayette eilte noch zur rechten Zeit herbei, und zerstreute die Bewohner der Vorstadt Saint-Antoine, welche bei dieser Expedition von Santerre angeführt wurden; während dem er aber in diesem Theile von Paris mit Herstellung der Ruhe beschäftigt war, bereiteten sich ihm schon wieder andere Mühen in den Tuilerien. Auf das Gerücht von einer Emeute hatte sich eine große Anzahl von Schloßbewohnern, mehrere Hundert an der Zahl, dahin begeben. Sie trugen verborgene Waffen, als Jagdmesser und Dolche. Die Nationalgarde, über dieses Zusammenströmen verwundert, schöpfte Verdacht, entwaffnete und mißhandelte mehrere derselben. Lafayette kam hinzu, ließ das Schloß räumen und nahm die vorgefundenen Waffen in Beschlag. Schnell verbreitete sich das Gerücht hiervon, und man erzählte sich, daß man eine große Zahl mit Dolchen Bewaffneter gefunden habe, wovon dieselben seit dieser Zeit den Namen der Dolchritter trugen. Diese aber erklärten, daß sie nur zur Vertheidigung der bedrohten Person des Königs herbeigeeilt wären; dagegen beschuldigte man sie, daß sie denselben hätten aufheben wollen, und wie gewöhnlich endete das Ganze mit gegenseitigen Verläumdungen. Dieses neue Ereigniß bestimmte erst eigentlich Lafayette's wahre Stellung, und man ersah hieraus noch deutlicher, daß inmitten der entgegengesetztesten Parteien vorzugsweise es sein eigentlicher Beruf war, die Person des Königs sowohl als die Constitution zu schützen. Durch diesen zwiefachen Sieg wuchs seine Popularität und Gewalt, aber in gleichem Maße auch der Haß seiner Feinde. Mirabeau, welcher unredlicher Weise das Mißtrauen des Hofes gegen ihn nährte, stellte sein Benehmen als das eines vollendeten Heuchlers dar; nach seiner Behauptung strebte Lafayette unter dem Scheine

der Mäßigung und Schlagfertigkeit gegen jede Parteienanmaßung allein nach der Herrschaft. In solcher gereizten Stimmung bezeichnete er denn auch die beiden Lameth's als böswillige und wahnwitzige Genossen Orleans, welche in der Versammlung höchstens auf einige dreißig Partisane rechnen könnten, und in Bezug auf die rechte Seite erklärte er, mit derselben nichts anfangen und lediglich auf die drei oder vier Hundert unabhängigen Mitglieder fußen zu können, welche stets den Eindrücken der Vernunft und seiner dafür thätigen Beredtsamkeit folgten.

Es war nichts Wahres in dieser seiner Darstellung, als die ohngefähre Schätzung der moralischen Stärke der Parteien, und seine Ansicht über die Mittel, die Versammlung nach seinem Willen zu lenken, denn er beherrschte sie in der That, indem er Alle, welche sich keiner Partei angeschlossen hatten, mit sich fortriß. Eben an jenem 28. Februar übte er, bald zum letzten Male, seine Gewalt, machte dabei seinem Hasse gegen die Lameth's Luft, und entfaltete wider sie all' seine furchtbare Macht.

Das Gesetz über die Auswanderung lag, von Chapelier im Namen des Comité überreicht, zur Berathung vor. Er theile, sprach er, den allgemeinen Unwillen gegen jene Franzosen, welche ihr Vaterland verließen, aber er müsse auch erklären, daß der Comité nach reiflicher mehrtägiger Erwägung die Unmöglichkeit erkannt habe, ein Gesetz über die Auswanderung zu erlassen. Auch unterlag in der That ein solches großen Schwierigkeiten, denn man hatte gleich Anfangs die Frage zu beantworten, ob man auch das Recht habe, den Menschen an den Boden zu fesseln. Der Staat hatte es ohne Zweifel, wenn das Heil des Vaterlandes es erheischte; aber man mußte dann zuvor die verschiedenen Beweggründe der Reisenden erforschen, was nothwendig zu inquisitorischen Formen führte, man mußte dabei ferner ihre Eigenschaft als Franzosen oder Ausländer, als Auswanderer oder bloße Geschäftsreisende sorgfältig trennen, was eben das Gesetz so schwierig, wenn nicht gar unmöglich machte. Schlüßlich bemerkte Chapelier, daß der Comité, um der Versammlung Folge zu leisten, zwar ein solches Gesetz entworfen habe, daß er jedoch im Voraus erklären müsse, daß es durchaus

alle Principien verletze. — „Lesen Sie!..... lesen Sie nicht!“ ..... tönte es von verschiedenen Seiten. — Eine Menge Deputirter fordert zugleich das Wort; auch Mirabeau ist unter ihnen, erhält es und gebietet, was das Beste war, zuerst Stillschweigen. Hierauf verlas er einen in früherer Zeit an König Friedrich Wilhelm gerichteten trefflich geschriebenen Brief, in welchem er die Freiheit der Auswanderung als eins der geheiligtesten Rechte des Menschen in Anspruch nahm, welcher nicht durch Wurzeln an die Erde gefesselt, und nur durch seine Wohlsarth allein an derselben festgehalten werden dürfe. Mirabeau verwarf sonach, vielleicht mit, um dem Hofe zu genügen, gewiß aber auch aus innerer Ueberzeugung, jede Maßregel gegen die Freiheit zu kommen und zu gehen, als tyrannisch und die Rechte des Menschen verletzend. Ohne Zweifel mißbrauchte man in diesem Augenblicke diese Freiheit, aber die Versammlung hatte im Bewußtsein ihrer Stärke bereits so große Ausschweifungen der Presse und so vielfache nichtige Angriffe stillschweigend selbst erduldet, und sie alle so siegreich mit Verachtung gestraft, daß man ihr wohl rathen durfte, bei ihrem seitherigen Systeme zu beharren. Mirabeau's Ansicht ward zwar allgemein gebilligt, aber nichts destoweniger verlangte man abermals das Vorlesen des Gesetzentwurfes. Chapelier verlies't ihn endlich; er enthält nichts als den Vorschlag, für den Fall innerer Unruhen eine Commission von drei Mitgliedern mit unumschränkter Gewalt zu bekleiden, um nach ihrem Gutdünken alle diejenigen namentlich zu bezeichnen, welchen es frei stehen solle, das Königreich zu verlassen. Bei dieser beißenden Ironie, welche die Unmöglichkeit eines solchen Gesetzes so treffend aussprach, erhob sich ein lautes Murren. — „Ihr Murren beruhigt mich, ruft Mirabeau, unsere Gefühle begegnen sich in gleichem Abscheu vor so unsinniger Tyrannei. Was mich betrifft, so halt' ich mich meines Eides gegen diejenigen entbunden, welche ehrlos genug denken, eine solche dictatorische Commission zuzulassen ....“ — Geschrei erhebt sich von der linken Seite. — „Ja, widerholt er, ich schwöre ..... — Man unterbricht ihn abermals ..... „Diese Popularität, — nimmt er abermals mit donnernder Stimme das Wort, die ich

so sehnlich erstrebt, und deren ich mich erfreut wie kein Anderer, sie ist kein schwaches Rohr; ich werd' es tief in die Erde pflanzen ..... ich werd' es keimen lassen auf dem Boden der Vernunft und Gerechtigkeit! ....." — Stürmischer Beifall ertönt von allen Seiten. — „Ich schwöre — setzt der Redner hinzu — ich schwöre, wenn Sie für ein Auswanderungsgesetz stimmen, Ihnen nicht zu gehorchen." Er verläßt erst die Tribune, nachdem er die Versammlung erschüttert und seine Feinde in ihre Schranken zurückgewiesen hat. Indeß spinnt sich die Berathung noch länger fort; die Einen tragen auf Vertagung an, damit man Zeit zur Abfassung eines besseren Gesetzes gewinne; Andere dagegen verlangen, daß man ungesäumt erkläre, kein solches erlassen zu wollen, damit das Volk sich beruhige und die Aufregung darüber ein Ende nehme. Man murrt, man schreit, man klatscht Beifall. Mirabeau verlangt nochmals das Wort, er scheint es (gebieterisch) zu fordern ..... — Mit welchem Rechte, ruft Goupil, spielt hier Herr von Mirabeau den Dictator? — Mirabeau eilt jedoch, ohne darauf zu achten, auf die Tribune. — „Ich habe Ihnen nicht das Wort gestattet — spricht der Präsident — die Versammlung entscheide!" — Die Versammlung aber entschied nicht, sondern lieh ihm willig das Ohr. — „Ich ersuche — ruft Mirabeau — diejenigen, welche mich unterbrechen, zu bedenken, daß ich ein volles Leben an Bekämpfung der Tyrannei gesetzt, und sie bis an mein Ende überall bekämpfen werde, wo sie sich auch zeigt!" — Bei diesen Worten läßt er seine Blicke stolz von der rechten zur linken Seite gleiten, und zahlreiche Stimmen rufen ihm Beifall. — „Ich ersuche — fährt er fort — Herrn Goupil, sich zu erinnern, wie er schon einmal sich über jenen Catilina täuschte, dessen Dictatur er heute zurückweis't; *) ich bitte die Versammlung nicht außer Acht zu lassen, daß die scheinbar einfache Frage der Vertagung viele andere noch in sich faßt, schon

*) Goupil, schon früher ein Widersacher Mirabeau's, hatte damals mit der rechten Seite ausgerufen: „Catilina ist vor unseren Thoren!"

indem sie überhaupt voraussetzt, daß ein Gesetz deßhalb zu erlassen sei." — Neues Murren erhebt sich von der Linken. — „Ruhe den dreißig Stimmen!" ruft Mirabeau, indem er seine Blicke auf die Plätze heftet, wo Barnave und die Lameths sitzen. — „Endlich — fügt er hinzu, wenn man denn durchaus so will, so stimm' auch ich für die Vertagung, doch nur unter der Bedingung, daß man zugleich decretire, daß von jetzt an bis zum Ablaufe der Vertagung keine Mittel der Verführung angewendet werden!" — Einmüthiger Beifall folgt diesen letzten Worten; nichts destoweniger behält die Ansicht für Vertagung die Obmacht, wiewohl mit so geringer Stimmenmehrheit, daß man sie in Zweifel zieht und eine zweite Abstimmung verlangt.

Mirabeau überraschte bei dieser Gelegenheit Alles durch seine Kühnheit; noch niemals vielleicht hatte er die Versammlung gebieterischer mit sich fortgerissen, aber sein Ende nahte, es war das sein letzter Triumph; die Schauer des Todes überfielen ihn mitten in seinen weiten Planen, und hatten schon einigemal deren Aufschwung gelähmt. Aber sein Gewissen war zufrieden gestellt; die öffentliche Achtung gesellte sich zu der eigenen und gab ihm die Ueberzeugung, wenn auch nicht für das Heil des Staates, doch mindest genug für seinen eigenen Ruhm gethan zu haben. Bleich und mit hohläugigem Antlitz erschien er ganz verändert auf der Rednerbühne, und oft überfiel ihn plötzliche Schwäche. Ausschweifungen in der Lust wie in der Arbeit und leidenschaftliche Gemüthsbewegungen auf der Tribune hatten in kurzer Zeit diese so starke Natur untergraben, und Bäder mit Sublimatauflösungen ihm jene grünliche Gesichtsfarbe gegeben, welche man dem Gifte zuschrieb. Der Hof gerieth darüber in die größte Unruhe, alle Parteien theilten seine Bestürzung und schon vor seinem Tode forschte man ängstlich dessen Ursachen nach. Als er das letzte Mal das Wort nahm, mußte er fünfmal inne halten, endlich gieng er erschöpft hinweg, um nie wieder dort zu erscheinen. Das Todtenbett nahm ihn auf und gab ihn nur erst dem Pantheon zurück. Er hatte von Cabanis verlangt, ihm keine Aerzte herbeizurufen; als sie dennoch kamen fanden sie schon alle Anzeichen des nahen Todes, der bereits

die Füße ergriffen hatte. Der Kopf war das Letzte, dem das Leben entwich, gleich als habe die Natur sein Genie bis zum letzten Augenblick leuchten lassen wollen. Eine ungeheure Menschenmasse umringte seine Wohnung und versperrte alle Ausgänge in todesstiller, banger Erwartung. Der Hof sandte Boten auf Boten, die Bülletins über sein Befinden gingen von Munde zu Munde, und verbreiteten bei jeder Steigerung des Uebels allenthalben Schrecken. Er selbst, von seinen Freunden umgeben, bezeigte einigen Schmerz über die Unterbrechung seiner Arbeiten und sah nicht ohne Stolz auf das zurück, was er gewirkt hatte. — „Halte — sprach er zu seinem Bedienten, halte diesen Kopf, den stärksten von ganz Frankreich!" Rührend war ihm die ängstliche Theilnahme des Volkes, und der Besuch seines Feindes Barnave, welcher ihm im Namen der Jacobiner seine Aufwartung machte, regte ihn noch einmal angenehm auf. Noch ließ er einige auf das öffentliche Wohl bezügliche Ideen vernehmen; die Versammlung solle, war seine Meinung, sich zunächst mit den testamentarischen Rechten beschäftigen, er ließ zu diesem Ende Herrn von Talleyrand zu sich rufen und übergab ihm eine Abhandlung, welche er eben über diesen Gegenstand niedergeschrieben. — „Es wird etwas Drolliges haben — sprach er zu ihm — einen Mann gegen die Testamente reden zu hören, der nicht mehr ist und eben selbst erst das Seinige gemacht hat." In der That hatte der Hof gewünscht, daß er ein solches niederlege, und ihm versprochen, alle Vermächtnisse desselben auszuzahlen. Als er seine Blicke noch einmal auf die europäischen Verhältnisse wandte, sagte er Englands Plane vorher. „Dieser Pitt — sprach er — ist der Minister der Vorbereitung, er regiert mit Drohungen! Ich würde ihm zu schaffen machen, bliebe ich am Leben!" Der Pfarrer seiner Parochie bot ihm seine Dienste an, er dankte ihm höflichst, und sagte lächelnd, daß er sie sehr gern annehmen würde, wenn er nicht schon in seinem Hause dessen geistlichen Obern, den Bischof von Autun hätte. Zuletzt ließ er die Fenster öffnen. — „Mein Freund — sprach er zu Cabanis — ich werde heute sterben; es bleibt nichts mehr übrig, als sich mit Wohlgerüchen zu umhüllen, sich mit Blumen zu bekränzen und von

Musik umtönen zu lassen, um recht friedlich in den ewigen Schlaf zu versinken!" Stechende Schmerzen unterbrachen von Zeit zu Zeit seine so gehaltenen als ruhig gefaßten Worte. „Sie haben mir versprochen — sprach er zu seinen Freunden — mir alle unnützen Leiden zu ersparen!" und verlangte darauf dringend nach Opium. Als man es ihm verweigert, fordert er es nochmals mit gewohnter Heftigkeit. Um ihn zufrieden zu stellen nimmt man zur List seine Zuflucht und reicht ihm eine Schaale unter dem Vorgeben, daß sie Opium enthalte. Er ergreift sie gefaßt, nimmt den Trank, den er für tödtlich hielt, und scheint zufrieden gestellt. Einen Augenblick darauf war er nicht mehr. (2. April 1791.) Mit Blitzesschnelle verbreitet sich diese Nachricht am Hofe, in der Stadt, in der National-Versammlung. Alle Parteien setzten ihre Hoffnungen auf ihn, und Alle, seine Neider ausgenommen, waren von gleichem Schmerz erfüllt. Die National-Versammlung setzt ihre Arbeiten aus, eine allgemeine Trauer wird angeordnet, und Anstalten zu einem prächtigen Leichenbegängnisse getroffen. Man fordert hierzu einige Deputirte auf. „Wir werden Alle mitgehen!" war die allgemeine Antwort. Die Kirche der heiligen Genoveva ward bei dieser Gelegenheit zum Pantheon eingerichtet und erhielt folgende, unter der Restauration vertilgte, seit 1830 wieder hergestellte Inschrift: „Den großen Männern das dankbare Vaterland."

Mirabeau aber war der Erste der hier und zwar an der Seite des Descartes beigesetzt wurde. Den Tag darauf fanden die Leichenfeierlichkeiten statt. Alle Behörden, der Departementsrath, die Munizipalitäten, die Volksgesellschaften, die National-Versammlung und die Armee geleiteten den Trauerzug, und ließen diesem bloßen Redner mehr Ehren zu Theil werden, als deren jemals die prachtvollen Särge erhalten hatten, welche den Weg nach Saint-Denis gingen. So endete dieser außerordentliche Mensch, welcher, nachdem er die alten Geschlechter mit Kühnheit angegriffen und besiegt hatte, nun auch mit gleichem Muthe gegen das neue, welches ihm zum Siege verholfen, seine Anstrengungen kehrte und dasselbe mit dem bloßen Tone seiner Stimme fesselte, die selbst von denen gern vernommen wurde, welche sie bekämpfte; so starb dieser außer-

*Mirabeau.*

ordentliche Mensch endlich, der seine Pflicht aus Einsicht und Genie, aber nicht um jener Handvoll Goldes willen that, das seinen Leidenschaften diente, und dem allein die seltene Ehre wurde, daß während alle Popularitäten im Ueberdrusse des Volkes ihren Untergang finden, die seinige nur mit dem Tode selbst endete. Aber würde er bei einem längern Leben auch der Hofpartei die Entsagung, und den Gemüthern der Ehrgeizigen Mäßigung haben einhauchen können? Würde er wohl zu jenen Volkstribunen, welche auch ihrerseits glänzen wollten, gesagt haben: Bleibt in Euern dunklen Vorstädten!? und zu Danton, diesem Mirabeau des Pöbels: Bleib' in deiner Section, und versteige Dich nicht höher? — Wer mag es wissen! So viel aber ist gewiß, in dem Augenblicke seines Todes waren alle schwankende Interessen in seinen Händen vereinigt, und erwarteten von ihm ihre Lösung. Lange Zeit vermißte man seine Gegenwart, und noch lange blickte man in der Verwirrung lebhaften Zwiespalts auf seinen leergelassenen Platz, gleich als wolle man den aufrufen, der mit Einem siegreichen Worte den Streit so oft zu beschwören vermochte. „Mirabeau ist nicht mehr hier, — rief eines Tages Maury, indem er die Tribune bestieg — Niemand wird mich zu reden hindern."

Mirabeau's Tod entmuthigte den Hof vollends, und neue Ereignisse beschleunigten jetzt seinen Entschluß zu fliehen. Am 18. April wollte der König sich nach Saint-Cloud begeben. Man hatte ausgesprengt, er habe, um sich bei den heiligen Gebräuchen des Osterfestes keines beeidigten Priesters bedienen zu dürfen, den Entschluß gefaßt, in der Charwoche abwesend zu sein, noch Andere behaupteten, er beabsichtige zu fliehen. Das Volk rottet sich alsbald zusammen, und hält die Pferde an. Lafayette eilt herbei, und bittet den König, im Wagen zu bleiben, er wolle ihm den Weg schon frei machen. Doch der König steigt trotz dem aus, und will getreu seiner alten Politik als Gefangener zu erscheinen, durchaus keine Anwendung der Gewalt gestatten, sondern begiebt sich auf Anrathen seiner Minister in die National-Versammlung, um bei derselben über die eben erlittenen Unbilde Beschwerde zu führen.

Die National-Versammlung empfängt ihn mit gewohnter zuvorkommenden Ergebenheit, und verspricht Alles was in ihren Kräften stehe, zur Sicherung seiner Freiheit zu thun, und bei seiner Entfernung begleitet Ludwig XVI. von allen Seiten, mit Ausnahme der Rechten, lebhafter Beifall.

Am 23. April erläßt er auf fremdes Anrathen, durch den Herrn von Montmorin eine Note an die fremden Gesandten, worin er die ihm vom Auslande untergelegten Absichten Lügen straft, den Mächten seinen festen Entschluß eröffnet, den der Constitution geleisteten Eid treu zu halten, und alle diejenigen für seine Feinde erklärt, welche ihm eine dem entgegengesetzte Gesinnung unterschieben würden. Die Ausdrücke in diesem Schreiben waren geflissentlich mit Uebertreibung gewählt, um ihm ganz den Schein zu geben, als sei es ihm gewaltsam abgedrungen worden, was auch der König später gegen den Gesandten Leopolds selbst äußerte. Dieser Fürst bereis'te damals Italien und befand sich eben jetzt in Mantua, wo Calonne mit ihm Unterhandlungen anknüpfte. Hierauf wurde von Mantua aus, Alexandre de Dufort als Gesandter an den König und die Königin abgeschickt, um sich von ihren bereits getroffenen Vorkehrungen zu unterrichten. Er forschte gleich anfangs nach der eigentlichen Bewandniß, welche es mit dem an die Gesandten erlassenen Schreiben habe, und erhielt zur Antwort, daß man schon aus dem Style desselben dessen gewaltsam erzwungene Abfassung errathen könne; er erfuhr ferner auf sein Befragen „welche Hoffnungen man noch hege?“ daß seit Mirabeau's Tode jede Hoffnung erloschen sei, und als er endlich über ihr Verhältniß zu dem Grafen Artois einigen Aufschluß wünschte, versicherte man ihm, daß dis gar nicht besser sein könne.

Um den Beweggrund zu diesen Fragen zu erkennen, muß man wissen, daß der Baron von Breteuil von jeher Calonne's erklärter Feind gewesen, und auch noch nach dessen Auswanderung geblieben war, und darum auch, als Ludwig des XVI. Bevollmächtigter am Wiener Hofe, dort allen Planen der Prinzen entgegenwirkte. Er versicherte Leopold, daß der König nicht von den Emigranten, deren Ansprüche er fürchte, gerettet

sein wolle, und daß die Königin persönlich mit dem Grafen Artois zerfallen sei. Seine Vorschläge für die Erhaltung des Thrones waren jederzeit denen Calonne's entgegengesetzt, und er unterließ nichts, um auch den Erfolg dieser neuen Unterhandlung zu vereiteln. Der Graf Durfort kehrte nach Mantua zurück, und den 20. Mai 1791 versprach Leopold fünf und dreißig Tausend Mann in Flandern und fünfzehn Tausend in das Elsaß einrücken zu lassen; eine gleiche Anzahl Schweizer sollten sich gegen Lyon, eben so viel Piemonteser nach der Dauphiné in Marsch setzen, und Spanien fünf und zwanzig Tausend Mann stellen; außerdem verhieß der Kaiser noch die Mitwirkung des Königs von Preußen und die Neutralität Englands. Zu gleicher Zeit sollte eine feierliche Protestation im Namen des Hauses Bourbon von den Königen von Neapel und Spanien, dem Infanten von Parma und den ausgewanderten Prinzen unterzeichnet und bis dahin das tiefste Stillschweigen über Alles beobachtet werden. Dabei ward Ludwig dem XVI. anempfohlen, jeden Gedanken an seine Flucht, obgleich er diesen Wunsch geäußert hatte, einstweilen aufzugeben; Breteuil dagegen rieth ihm das gerade Gegentheil, die Abreise an. Es ist wohl möglich, daß diese Rathschläge von beiden Seiten aus Ueberzeugung hervorgingen, aber man muß gleichwohl dabei bemerken, daß sie stets in dem Interesse des Rathenden gegeben wurden. Breteuil rieth zur Abreise, um Calonne's Unterhandlungen zu Mantua zu vereiteln; Calonne dagegen zum Dableiben, weil er, im Falle Ludwig XVI. sich an die Grenze begab, der seitherigen Oberleitung verlustig wurde. Wie dem aber auch sei, der König entschied sich für die Abreise, und äußerte später öfters mit Unwillen: „Breteuil hat es so gewollt." Er schrieb deshalb an Bouillé, daß er entschlossen sei, nicht länger Zeit zu verlieren; seine Absicht aber war nicht das Königreich zu verlassen, sondern sich nach Montmédy zurückzuziehen, wo er für den Nothfall Luxemburg in der Nähe hatte und fremde Hilfe herberufen konnte. Dabei wurde trotz Bouille's Warnungen die Straße nach Châlons über Clermont und Varennes jeder andern vorgezogen. Alle

Maßregeln wurden zur Abreise für den 20. Juni getroffen; der General versammelte die Truppen auf welche er am meisten zählen konnte, schlug ein Lager zu Montmédy, häufte dort tüchtige Vorräthe zusammen, und gab als Vorwand für alle diese Anstalten die Bewegungen vor, welche an der Grenze bemerkt würden. Die Königin hatte die Sorge für die Reise von Paris bis Châlons, und Bouillé von Châlons bis Montmédy auf sich genommen. Kleine Cavaleriecorps sollten unter dem Vorwande, eine Kasse zu eskortiren, sich auf verschiedene Punkte vertheilen und den König unterwegs aufnehmen, und Bouillé selbst wollte bis nahe bei Montmédy vorrücken. Auch hatte sich die Königin schon einer verborgenen Thüre zur Flucht aus dem Schlosse versichert, und so sollte denn die königliche Familie unter fremden Namen und untergeschobenem Passe die Reise antreten. Alles war für den 20. in Bereitschaft; demohngeachtet verzögerte irgend eine zufällige Besorgniß die Reise bis zum 21., welcher Aufschub das Verderben dieser unglücklichen Familie ward. Lafayette hatte von dieser projectirten Reise nicht die geringste Kenntniß; selbst Montmorin war trotz des Vertrauens das er bei Hofe genoß, völlig ununterrichtet; nur die zur Ausführung unentbehrlichen Personen hatte man in das Geheimniß gezogen. Demohngeachtet waren dunkle Gerüchte von einer nahen Flucht im Umlauf, sei es nun, daß trotz aller Vorsicht denn doch etwas von diesem Plane verlautet hatte, oder daß es nur eines der damals so gewöhnlichen Tagesgerüchte war; kurz der Comité der Untersuchungen erhielt davon Kunde, und die Wachsamkeit der Nationalgarde verdoppelte sich.

Am 20. Juni gegen Mitternacht entschlüpften allmählig der König, die Königin, Madame Elisabeth und Frau von Tourzel, Gouvernante der königlichen Kinder, verkleidet aus dem Schlosse. Frau von Tourzel begiebt sich mit den Kindern auf den kleinen Carrouselplatz, und steigt in einen Wagen, welchen Herr von Fersen, ein fremder junger Cavalier, als Kutscher verkleidet bereit hält. Bald kommt auch der König herbei; die Königin aber, welche an der Hand eines Garde-du-Corps das Schloß verlassen hatte, versetzt durch ihr Aus-

bleiben Alle in die größte Unruhe. Weder sie noch ihr Führer waren in den Straßen von Paris bekannt; sie verirrten sich und gelangten erst nach einer Stunde auf den kleinen Carrouselplatz, wo ihr der Wagen Lafayettes von Fackelträgern begleitet begegnete. Sie verbirgt sich hinter die Thorflügel des Louvre, und gelangt endlich, glücklich dieser Gefahr entronnen, zu dem Wagen, in welchem sie so ungeduldig erwartet wurde. Nachdem nun Alle beisammen waren, tritt die ganze Familie die Reise an, verirrt sich aber nochmals und gelangt erst nach einer langen Fahrt an das Thor Saint-Martin, wo sie in eine, daselbst bereit stehende sechsspännige Berline steigt. Frau von Tourzel sollte unter dem Namen einer Frau von Korff für eine Reisende und für die Mutter der beiden Kinder, und der König für ihren Kammerdiener gelten; drei Gardes-du-Corps sollten als Couriere verkleidet dem Wagen voraneilen oder ihm als Bedienten folgen. Endlich geht die Reise unter den Glückwünschen des Herrn von Fersen vor sich, welcher nach Paris zurückkehrte, um sich von da nach Brüssel zu begeben. Zu gleicher Zeit schlug Monsieur mit seiner Gemahlin den Weg nach Flandern ein, um keinen Verdacht zu erregen, und auf den Stationen keinen Mangel an Relaispferden zu verursachen.

Der König und seine Familie waren bereits die ganze Nacht durch gereist, ehe in Paris irgend etwas davon bekannt worden war. Herr von Fersen eilte auf die Munizipalität, um zu erfahren was man etwa dort darüber wisse, aber noch um 8 Uhr des Morgens war Alles still davon, bald aber verbreitete sich das Gerücht davon mit Blitzesschnelle. Lafayette versammelte seine Adjutanten und befahl ihnen sofort abzureisen, weil man, wie er sich ausdrückte, wenn man auch ohne Zweifel die Flüchtigen nicht mehr erreichen könne, doch jedenfalls etwas thun müsse; er nahm alle Verantwortlichkeit der erlassenen Ordre auf sich, in welcher er die Vermuthung ausdrückte, daß die königliche Familie durch die Feinde der öffentlichen Sache weggeführt worden sei. Diese rücksichtvolle Voraussetzung wurde dann auch von der National-Versammlung und von allen übrigen Autoritäten fortwährend festgehalten.

Das aufrührerische Volk beschuldigte in diesem Augenblicke Lafayette die Flucht des Königs begünstigt zu haben, und später hat ihm sogar die aristokratische Partei vorgeworfen, nur darum dem Könige zur Flucht behilflich gewesen zu sein, um ihn wider anzuhalten und durch diesen vereitelten Versuch desto sicherer zu verderben. Indeß, würde wohl Lafayette, wenn er um die Flucht des Königs gewußt hätte, ohne besondern Befehl der National-Versammlung zwei seiner Adjutanten ihm nachgeschickt haben, und wenn er der Voraussetzung der Aristokratie zufolge, den König hätte entfliehen lassen wollen, um ihn alsbald wieder festzunehmen, würde er dann dem Wagen eine ganze Nacht Vorsprung gelassen haben? Das Volk kam bald von seinem Wahne zurück, und Lafayette wieder zum Genusse der früheren öffentlichen Gunst.

Die National-Versammlung vereinigte sich um neun Uhr des Morgens und zeigte dabei eine so Achtung gebietende Haltung wie in den ersten Tagen der Revolution; man nahm einstimmig an, daß der König gewaltsam aufgehoben worden sei, und die größte Ruhe und das vollkommenste Einverständniß herrschte während der ganzen Sitzung; auch wurden die von Lafayette nach eigener Einsicht getroffenen Maßregeln von ihr gebilligt. Die Adjutanten desselben waren an den Barrièren von dem Volke angehalten worden; die National-Versammlung, deren Befehle stets pünktlich befolgt wurden, ließ ihnen alsbald die Thore öffnen. Einer derselben, der junge Romeuf, nahm das Decret mit, welches die bereits an den General entlassenen Befehle bestätigte und allen öffentlichen Beamten einschärfte, durch jedes mögliche Mittel, den Folgen besagter gewaltsamer Aufhebung des Königs zuvorzukommen und die Fortsetzung der Reise zu verhindern. Nach dem Wunsche und den Angaben des Volkes schlug Romeuf den Weg nach Châlons ein, welches eben der richtige war, und ihm, weil man auf demselben einen sechsspännigen Wagen gesehen hatte, als solcher bezeichnet worden war. Die National-Versammlung fordert hierauf die Minister vor ihre Schranken, und decretirt, daß sie nur allein von ihr Befehle zu empfangen hätten. Bei seiner Abreise hatte Ludwig XVI. dem Justiz-

miniſter aufgegeben, ihm das Staatsſiegel zuzuſenden; die National-Verſammlung beſtimmte, daß es beibehalten und ihren Decreten beigefügt werden ſolle, und beſchloß zu gleicher Zeit die Grenzen in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, und den fremden Mächten durch den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten erklären zu laſſen, daß die Verhältniſſe der Franzöſiſchen Nation zu ihnen ſich dadurch in nichts verändert hätten.

Hierauf wurde Herr von Laporte, Intendant der Civilliſte, vernommen. Er hatte von dem Könige mehrere Botſchaften unter andern ein Billet, welches er jedoch die National-Verſammlung nicht zu öffnen bat, und eine Denkſchrift, die Beweggründe ſeiner Abreiſe enthaltend empfangen. Die National-Verſammlung, ſtets bereit, alle Rechte zu achten, gab das Billet welches Herr von Laporte nicht veröffentlichen laſſen wollte, ihm uneröffnet zurück, und befahl das Vorleſen der Denkſchrift. Dieſe Vorleſung wurde mit der größten Ruhe angehört und brachte nur ſchwachen Eindruck hervor. Der König beklagte ſich darin ohne geziemende Würde über die Schmälerung ſeiner Macht, und fühlte ſich eben ſo verletzt über die Reduction der Civilliſte auf dreißig Millionen als über den Verluſt aller ſeiner Prärogativen. Man hörte dieſe Beſchwerden des Monarchen mit an, und beklagte ſeine Schwäche, ohne ſich weiter damit zu befaſſen.

In dieſem Augenblicke hatten nur wenige Perſonen ein Intereſſe an der Wiedererlangung des Königs. Die Ariſtokraten ſahen in ſeiner Flucht einen längſt gehegten Wunſch erfüllt, und ſchmeichelten ſich mit dem nahen Ausbruche des Bürgerkriegs. Den entſchiedenſten Mitgliedern der Volkspartei, welche bereits anfingen des Königs überdrüßig zu werden, gab ſeine Abweſenheit erwünſchte Gelegenheit ſich ſeiner ganz zu entledigen, und ſich der Idee und Hoffnung auf eine Republik hinzugeben. Die ganze gemäßigte Partei, welche in dieſem Augenblicke die National-Verſammlung beherrſchte, wünſchte, daß ſich der König geſund und wohlbehalten nach Montmédy zurückziehen möge, nnd gab ſich in dem Vertrauen auf ſeine Rechtlichkeit der Hoffnung hin, daß nun um ſo leichter ein Vergleich zwiſchen

dem Throne und der Nation zu vermitteln sei, denn man ängstete sich jetzt überhaupt viel weniger als sonst, den Monarchen an der Spitze einer Armee, die Constitution bedrohen zu sehen; nur das Volk allein, dem man unaufhörlich diese Besorgniß eingeflößt hatte, hielt sie auch dann noch fest, als die Versammlung sie schon längst nicht mehr theilte, und nährte die feurigsten Wünsche für die Festnehmung der königl. Familie. Dis war der Stand der Angelegenheiten in Paris.

Der Wagen hatte während der Nacht vom 20sten bis 21sten glücklich einen großen Theil des Weges zurückgelegt und war am 21sten gegen fünf Uhr des Nachmittags ohne Hinderniß in Châlons angekommen; dort aber wurde der König, der unvorsichtiger Weise öfters den Kopf zum Kutschenschlage herausstreckte, erkannt; der Mann, der zuerst diese Entdeckung gemacht hatte, wollte alsbald auch sein Geheimniß veröffentlichen, wurde aber von dem Maire, einem eifrigen Royalisten, daran verhindert. Bei ihrer Ankunft zu Pont-de-Sommeville fand die königliche Familie die Detaschements nicht vor, welche sie hier in Empfang nehmen sollten; diese hatten dort mehrere Stunden ihrer geharrt, mußten sich aber, da das durch diese Truppenbewegungen aufgeregte Volk in Masse zusammenlief, sich wieder zurückziehen. Indeß gelangte der König nach Saint-Menehould, und als er auch dort sich fortwährend mit dem Kopfe zur Wagenthüre herausbog, wurde er von Drouet, dem Sohne des Postmeisters, einem glühenden Revolutionair, erkannt. Auf der Stelle jagt dieser junge Mann, da er nicht Zeit hatte den Wagen in Saint-Menehould anzuhalten, nach Varennes. Ein wackrer Quartiermeister, welcher seine Eile bemerkt hatte und die Veranlassung derselben ahnete, fliegt ihm nach, um ihn zurückzuhalten, vermag ihn aber nicht mehr einzuholen. Drouet beeilt sich so sehr, daß er noch vor der unglücklichen Familie in Varennes ankommt; auf der Stelle giebt er der Munizipalität davon Nachricht, und läßt ohne Verzug alle zur Festnehmung nöthigen Maßregeln nehmen. Varennes liegt an dem Ufer eines schmalen aber tiefen Flüßchens; ein Detaschement Husaren stand hier auf Post; der Offizier aber, der vergeblich der Ankunft der ihm angezeigten

öffentlichen Gelder entgegensah, hatte seine Truppen in ihren Quartieren gelassen. Endlich kommt der Wagen an und passirt die Brücke. Kaum aber ist er unter einer Halle angelangt, welche er passiren mußte, als Drouet mit Hilfe eines Andern unter dem Rufe: Ihren Paß! den Pferden in die Zügel fällt, und die Reisenden mit einer Flinte bedroht, im Fall sie trotz dem ihren Weg fortsetzen wollen. Man gehorcht diesem Zurufe und übergiebt den Paß. Drouet nimmt ihn und sagt, daß ihn der Gemeindeprocurator zuvor sehen müsse, und so wird denn die königliche Familie zu diesem Procurator, Namens Sauffe, geführt. Dieser, nachdem er den Paß durchlesen, stellt sich, als finde er ihn in Ordnung und bittet den König höflichst ein Wenig zu verziehen. Eine ziemlich lange Zeit vergeht inzwischen bis Sauffe sich einer hinreichenden Anzahl Nationalgardisten versichert hat; — jetzt wirft er die Maske ab, und erklärt dem Monarchen, daß er erkannt und gefangen sei. Man geräth in Streit, denn Ludwig will der nicht sein, für den man ihn hält; endlich, als der Wortwechsel immer lebhafter wurde, rief die Königin ungeduldig: „Nun, wenn Sie ihn für Ihren König erkennen, so reden Sie doch auch zu ihm mit geziemender Ehrerbietung!" Als der König sah, daß alles Läugnen zu nichts helfe, gab er es auf sich länger zu verläugnen; inzwischen war der kleine Saal mit Menschen angefüllt; er nimmt das Wort und äußert sich mit einer ihm ungewöhnlichen Heftigkeit. Er betheuert seine guten Absichten und versichert, daß er nur nach Montmédy gehen wolle, um, fern von der Tyrannei von Paris die Wünsche seines Volkes freier vernehmen zu können, und verlangt endlich, daß man ihn seine Reise fortsetzen und das Ziel derselben erreichen lasse. Der unglückliche Fürst umarmt Sauffe ganz in Wehmuth aufgelöst, und legt ihm das Heil seiner Gattin und seiner Kinder an das Herz; die Königin vereinigt ihre Bitten mit den seinigen, und beschwört Sauffe, den Dauphin auf ihren Armen, sie zu retten. Sauffe, ob auch gerührt, widersteht ihren Bitten und dringt in ihn, zur Vermeidung des Bürgerkrieges nach Paris zurückzukehren. Der König dagegen, dem vor dieser Rückkehr schauderte, besteht darauf, nach Montmédy abzureisen. In die-

sem Augenblicke waren die Herren von Damas und von Goguelas mit ihren an verschiedenen Punkten aufgestellten Detachements angekommen. Schon wähnte sich die königliche Familie gerettet, aber es war nicht auf die Husaren zu rechnen. Die Officiere versammeln sie zwar um sich und theilen ihnen mit, daß der König und seine Familie festgenommen worden sei, und jedenfalls gerettet werden müsse; diese aber antworten, daß sie es mit der Nation hielten. In demselben Augenblicke strömen die in der ganzen Umgegend aufgebotenen Nationalgarden nach Varennes und füllen die Stadt an. So vergeht die Nacht; endlich um sechs Uhr des Morgens kommt der junge Romeuf mit dem Decrete der Versammlung an, und findet den Wagen mit sechs Pferden bespannt und schon nach Paris umgekehrt. Er begiebt sich zum Könige und überreicht ihm voll Schmerz das Decret. Die ganze königl. Familie bricht in Wehgeschrei über Lafayette aus, daß er ihre Arrestation verfügt habe. Die Königin schien sogar erstaunt, daß er nicht von der Hand des Volkes gefallen sei; der junge Romeuf aber antwortet, daß er und sein General, indem sie ihnen nachgesetzt, nur ihrer Pflicht gefolgt, aber im Stillen die Hoffnung genährt hätten, sie nicht mehr zu erreichen. Die Königin ergreift das Decret und wirft es auf das Lager ihrer Kinder, doch nimmt sie es hastig wieder hinweg, weil es, wie sie sagte, dieselben beflecken möchte. — „Madame — entgegnete Romeuf, der ihr aufrichtig ergeben war, — würden Sie wohl wünschen, daß ein Anderer als ich Zeuge ihrer Gemüthsbewegung wäre?" — Die Königin faßt sich hierauf und gewinnt die ihr eigenthümliche Würde wieder. Zu gleicher Zeit meldete man die Ankunft verschiedener Corps, welche von Bouillé in den Umgebungen aufgestellt worden waren; alsbald befahl die Munizipalität die Abreise an und die königl. Familie wurde genöthigt sofort wieder in den Wagen zu steigen, und die so schicksalschwere und gefürchtete Rückreise nach Paris anzutreten.

Bouillé, mitten in der Nacht davon benachrichtigt, hatte eilend ein Regiment aufsitzen lassen, welches sich mit dem Rufe: Es lebe der König! in Marsch setzte. Dieser wackere General rückte voll tödtlicher Unruhe in Eilmärschen vor und legte

in vier Stunden neun französische Wegmeilen zurück; als er jedoch in Varennes anlangte, wo er schon mehrere Corps vereinigt fand, war der König bereits seit mehr als anderthalb Stunden abgereis't. Varennes selbst war barricadirt und in ziemlichen Vertheidigungszustand gesetzt, denn man hatte die Brücke abgebrochen, und keine Fuhrt führte durch den Fluß. Es hätte demnach Bouillé, um den König zu retten, erst zur Erstürmung der Barricaden ein Gefecht liefern und dann über den Fluß setzen müssen, und nur nach so großem Zeitverluste konnte er erst dem Wagen nachsetzen, der bereits einen Vorsprung von anderthalb Stunden hatte. Diese Hindernisse machten jeden Versuch dieser Art unmöglich, und nur diese Unmöglichkeit konnte einen so treugesinnten und unternehmenden Mann wie Bouillé davon zurückhalten, der jetzt von Schmerz und Unmuth überwältigt, seinen Rückzug antrat.

Als man in Paris die Festnehmung des Königs erfuhr, hatte man ihn längst außer allem Bereich geglaubt, um so ausgelassenerer Freude überließ sich jetzt das Volk. Die National-Versammlung sandte drei aus den drei Sectionen der linken Seite gewählte Commissarien ab, um den Monarchen nach Paris zu geleiten. Diese Commissare waren Barnave, Latour-Maubourg und Pétion. Sie begaben sich nach Châlons, und es gingen fortan, sobald sie den Hof getroffen hatten, alle Befehle von ihnen allein aus. Frau von Tourzel fuhr in einem Beiwagen mit Latour-Maubourg hinterdrein, Barnave und Pétion aber stiegen mit in den Wagen der königl. Familie. Latour-Maubourg, ein ausgezeichneter Mann und Freund Lafayette's, war wie dieser, dem Könige und der Constitution auf gleiche Weise zugethan; als er daher seinen Collegen den Ehrenplatz bei der königl. Familie überließ, war es seine Absicht, sie für die gefallene Größe in ihrem Unglücke zu interessiren. Barnave saß im Fond des Wagens zwischen dem Könige und der Königin, Pétion auf dem Rücksitze zwischen Madame Elisabeth und der Prinzessin. Der junge Dauphin saß abwechselnd auf dem Schooße der einen oder der andern. So reißend schnell folgten sich die Ereignisse! Ein junger Advocat von zwanzig und eini-

gen Jahren, allein durch seine Talente bemerkenswerth: ein Anderer, blos ausgezeichnet durch seine Kenntnisse und noch mehr durch die Strenge seiner Grundsätze, saßen zur Seite des noch vor Kurzem unumschränktesten Fürsten Europa's und geboten allen seinen Bewegungen! Die Reise gieng nur langsam vorwärts, weil der Wagen den Nationalgarden auf dem Fuße folgen mußte, und es vergiengen acht Tage, ehe man von Varennes nach Paris gelangte. Die Hitze war außerordentlich und der brennende Staub, welchen die den Wagen umgebende Volksmenge in die Höhe trieb, drohte die Reisenden fast zu ersticken. Die ersten Augenblicke vergingen still; die Königin konnte ihren Unmuth nicht verbergen, endlich knüpfte der König mit Barnave ein Gespräch an. Die Unterhaltung verbreitete sich über mancherlei Gegenstände und kam endlich auch auf die Flucht nach Montmédy. Von beiden Seiten hatte man sich in einander getäuscht. Die Königin war über den überwiegenden Verstand und die zarten Aufmerksamkeiten des jungen Barnave ganz erstaunt, und bald lüftete sie ihren Schleier um an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Barnave war von der Güte des Königs und der Anmuth und Würde der Königin ganz eingenommen, Pétion dagegen zeigte weit mehr rauhe Außenseite, und gab und empfing dafür auch weniger Rücksichten. Als Barnave nach Paris kam, war er voll Ergebenheit für diese unglückliche Familie, und auch die Königin hatte, des Lobes voll über Benehmen und Sinnesweise des jungen Volkstribuns, ihm ihre ganze Achtung geschenkt; auch bewies sie bei den Beziehungen, in welche sie seit der Zeit zu den constitutionellen Deputirten trat, vor Allen ihm das meiste Vertrauen, denn der Parteigeist würde die Menschen viel weniger trennen, könnten sie immer sich persönlich einander nähern. *)

In Paris hatte man unterdeß alle nöthigen Vorbereitungen zur Aufnahme der königl. Familie getroffen. Ein Placat war überall vertheilt und an alle Ecken angeschlagen worden, des Inhalts: „Wer den König mit Beifallruf em-

*) Man sehe Note 22. am Ende des Bandes.

*Barnave.*

pfängt, wird mit Prügeln bestraft, wer ihn insultirt, gehangen.“ Diesem Befehle wurde pünktlich nachgekommen, und weder Beifallruf noch Schmähungen ließen sich vernehmen, auch mußte der Wagen, um nicht ganz Paris durchkreuzen zu dürfen, einen Umweg über die Elysäischen Felder nehmen, welche in gerader Linie auf das Schloß führen. Eine unermeßliche Menschenmenge empfing ihn hier mit tiefem Schweigen und den Hut auf dem Kopfe. Lafayette hatte eine zahlreiche Garde auf den Beinen und sonst noch die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die drei Gardes-du-Corps, welche zur Flucht behilflich gewesen waren, saßen auf dem Bocke, dem Anblicke und der Wuth des Volkes ausgesetzt, nichts destoweniger wagte Niemand ihnen ein Leid zuzufügen. Sobald der Wagen an das Schloß gelangte, ward er von dem herbeiströmenden Volke umringt. Die königliche Familie stieg hastig aus, und eilte durch ein doppeltes Spalier welches die Nationalgarde zu ihrem Schutze gebildet hatte, hindurch. Die Königin, welche zuletzt ausstieg, wurde von den Herrn von Noailles und von Aiguillon, welche zwar Feinde des Hofes, aber großherzige Freunde im Unglück waren, mehr getragen als geführt, so daß sie, als sie dieselben sich nahen sah, anfangs über ihre Absichten in Ungewißheit schien, sich aber bald ihnen ganz überließ, und glücklich und wohlbehalten in dem Palaste anlangte.

So endete jene Reise, deren unglücklicher Ausgang Niemandem von allen denen beigemessen werden mag, die an den Vorbereitungen dazu Theil genommen hatten. Ein Ungefähr ließ sie mißglücken, ein gleiches Ungefähr hätte ihr den glücklichsten Ausgang sichern können; es hätte zum Beispiel nur Drouet von jenem Manne, der ihm nachsetzte, eingeholt und festgehalten werden dürfen, so kam der Wagen unangefochten durch; auch mochte es wohl dem Könige, als er erkannt wurde, an der nöthigen Energie gefehlt haben. Wie dem aber auch sei, dieser Reise wegen haftet auf Niemandem ein Vorwurf, weder auf denen, die dazu gerathen, noch auf denen, die bei ihrer Ausführung beschäftigt waren; der Er-

folg lag in jenem Verhängnisse, welches in revolutionairen Krisen stets die Schwäche ereilt.

Mit dieser Fahrt von Varennes gieng denn auch der letzte Rest von Achtung für den König verloren, die Gemüther gewöhnten sich an den Gedanken der Entbehrlichkeit des Staatsoberhaupts, und fingen an den Wunsch nach einer Republik zu nähren. Gleich am Morgen seiner Ankunft hatte die National-Versammlung mittelst Decrets das Nöthige verfügt, (Sitzung vom Sonnabend den 25. Juni.) worin Ludwig XVI. aller seiner Functionen entkleidet und die Obhut über seine Person so wie über die Königin und den Dauphin einer Wache anvertraut wurde, die dafür verantwortlich war; die Deputirten, d'André, Tronchet und Düport aber wurden beauftragt, die Erklärungen des Königs und der Königin entgegenzunehmen. Man hatte dabei überall die schonendsten Ausdrücke gebraucht, denn, selten oder nie verletzte die National-Versammlung den äußern Anstand, doch das Resultat war offenkundig und der König vorläufig entthront. Die Verantwortlichkeit, welche man der Nationalgarde bei Bewachung der königlichen Familie auferlegt hatte, machte dieselbe in ihrem Dienste streng und für die Bewachten lästig; die Schildwachen wachten ohne Unterbrechung an ihrer Thüre und verloren sie keinen Augenblick aus den Augen, und als eines Tages der König, um sich selbst davon zu überzeugen ob er wirklich ein Gefangener sei, in die Thür trat, widersetzte sich die Schildwache seinem Ausgange; — „Kennen Sie mich?" fragte ihn Ludwig XVI. — Ja, Sire, antwortet die Schildwache. — Dem König blieb nur die Freiheit, des Morgens, bevor der Garten dem Publikum geöffnet wurde, in den Tuilerien spazieren zu gehn.

Barnave und die Lameth's thaten jetzt ihrerseits dasselbe, was sie früher Mirabeau so häufig vorgeworfen hatten: sie leisteten dem Throne Beistand und verständigten sich mit dem Hofe. Sie ließen sich zwar dafür nicht bezahlen, aber es war auch weniger der Preis jenes Einverständnisses, als vielmehr eben dis Einverständniß selbst, welches sie Mirabeau zum Verbrechen gemacht hatten, und so unterlagen sie trotz ihrer frühern Strenge jetzt ebenfalls dem gewöhnlichen Loose

aller Parteihäupter, sich mit der Gewalt verbünden zu müssen, je mehr sie selbst zu derselben gelangen. Gleichwohl aber verdienten bei der gegenwärtigen Lage der Dinge Barnave's und beider Lameth's dem Könige dabei geleistete Dienste das größte Lob; auch entwickelten sie nie mehr Gewandtheit, Kraft und Talent. Barnave verfaßte die Antwort des Königs an die durch die National-Versammlung ernannten Commissarien. In derselben gab Ludwig XVI. als Grund seiner Flucht den Wunsch an, die öffentliche Meinung besser kennen lernen zu wollen, er versicherte daß ihm dieses auf seiner Reise auch gelungen sei, und suchte durch Thatsachen darzuthun, daß er Frankreich nicht habe verlassen wollen; zugleich behauptete er hinsichtlich der in seiner zurückgelassenen Denkschrift enthaltenen Protestation, und zwar mit vollem Rechte, daß dieselbe nicht die Grundprincipien der Constitution, sondern lediglich die Mittel berührt habe, die ihm zur Ausübung der anziehenden Gewalt verblieben wären. Jetzt aber, fügte er hinzu, da er den allgemeinen Willen kenne, zögre er nicht sich ihm zu unterwerfen und alle für das allgemeine Beste nöthigen Opfer zu bringen. *)

Bouillé erließ jetzt, um den Zorn der National-Versammlung lediglich gegen seine Person zu kehren, ein Schreiben an dieselbe, das man ohne den großherzigen Beweggrund, welcher es dictirte, unsinnig nennen müßte. Er bekannte sich darin, obgleich er gerade umgekehrt sich ihr wiedersetzt hatte, als den alleinigen Urheber der Reise des Königs, und erklärte im Namen der Souveraine, daß Paris für die Sicherheit der königlichen Familie haften müsse, und das geringste derselben zugefügte Leid, auf das Blutigste gerächt werden würde. Zum Schlusse fügte er seiner eignen Erfahrung zuwider, hinzu, daß Frankreich's Streitkräfte auf Nichts herabgesunken wären, daß er überdis die Wege zu einem Einfalle in das Land gar wohl kenne und in eigner Person die feindlichen Armeen in das Herz seines Vaterlandes führen werde. Die National-Versammlung ließ sich denn auch diese hochherzige Bravade gern gefallen und maß bereitwillig alle Schuld Bouillé bei, der, da

*) Siehe Note 23 am Ende des Bandes.

er sich bereits ins Ausland gerettet, davon nichts mehr zu fürchten hatte.

Der spanische Hof, in Rücksicht, daß die geringste Demonstration von seiner Seite, die Gemüther nur noch mehr erbittern und die königliche Familie den größten Gefahren aussetzen würde, stellte einen bereits an der südlichen Grenze vorbereiteten Angriff, zu welchem auch die Maltheserritter zwei Fregatten stellen wollten, ein, und erklärte der französischen Regierung, daß seine freundnachbarlichen Gesinnungen sich in nichts verändert hätten. Mit desto geringerer Mäßigung gingen die Nordischen Mächte zu Werke, die von den Emigranten angeregt, eine drohende Stellung annahmen. Der König sandte Bevollmächtigte nach Brüssel und Coblenz, mit dem Auftrage sich mit den Emigranten zu verständigen und sie von den guten Gesinnungen der National-Versammlung, so wie von der Hoffnung einer baldigen vortheilhaften Ausgleichung in Kenntniß zu setzen; da denselben aber gleich bei ihrer Ankunft eine höchst unwürdige Aufnahme zu Theil wurde, so kehrten sie auf der Stelle unverrichteter Sache nach Paris zurück. Die Emigranten begannen inzwischen im Namen des Königs Truppen auszuheben, und nöthigten ihn auf diese Weise dis öffentlich und durch eine förmliche Erklärung zu desavouiren. Die Emigranten hingegen behaupteten, daß Monsieur, welcher um dieser Zeit zu ihnen gestoßen war, gegenwärtig Regent des Königreichs, der König aber ein Gefangner sei, der ohne einen eignen Willen, nur den seiner empörten Unterthanen aussprechen dürfe. Noch viel höher stieg ihre unsinnige Freude, als Catharina von Rußland im August mit dem Türken Frieden schloß; denn jetzt wähnten sie nun alle europäische Mächte zu ihrer Disposition zu haben, und in der That, wenn sie die Entwaffnung der meisten festen Plätze und die Desorganisation der von allen Officieren verlassenen Armee ins Auge faßten, so durften sie nicht zweifeln, daß eine Invasion sehr bald unternommen werden könne und den erwünschtesten Ausgang gewinnen müsse. Indeß waren denn doch schon bereits fast zwei Jahre vergangen, seit sie Frankreich verlassen, und trotz ihrer schönen Hoffnungen, von einem Tage

zum andern, wären sie noch immer nicht, wie sie sich geschmeichelt hatten, als Sieger wieder eingezogen. Die Mächte schienen viel zu versprechen; Pitt aber zögerte noch, Leopold selbst, durch den Krieg erschöpft und mit den Emigranten unzufrieden, wünschte den Frieden; der König von Preußen gab große Zusagen, ohne jedoch ein besonderes Interesse an deren Erfüllung zu haben; Gustav nährte wohl den Ehrgeiz, sich an die Spitze einer Invasion in Frankreich zu stellen, aber er war zu entfernt, und Katharine, auf deren Unterstützung er gerechnet hatte, war, nachdem sie kaum die Türken los geworden, noch vollauf mit der Unterjochung Polen's beschäftigt, und endlich blieben auch noch, um eine solche gemeinsame Coalition zu Stande zu bringen, so vielfältige Interessen in Einklang zu setzen, daß man sich kaum der Erwartung eines günstigen Erfolgs mit einiger Zuversicht überlassen konnte.

Vor Allem hätte die Declaration zu Pillnitz (vom 27. August) den Emigranten über den Eifer der Souveraine die Augen öffnen sollen. In diese Declaration, welche gemeinschaftlich von dem Könige von Preußen und dem Kaiser Leopold ausging, hieß es denn, daß die Lage des Königs von Frankreich für alle Souveraine ein gleiches Interesse habe, und daß sie unbezweifelt sich allesammt vereinigen würden, um Ludwig den XVI. in den Stand zu setzen, eine den Interessen des Thrones und des Volkes gleich angemessene Verwaltung wieder einzuführen: daß für diesen Fall der König von Preußen und der Kaiser sich mit allen übrigen Fürsten zur Verfolgung desselben Zieles vereinigen, und sie inzwischen ihre Truppen auf den Kriegsfuß setzen würden. Bekanntlich enthielt aber diese Declaration noch besondere geheime Artikel, worin Oestreich den Ansprüchen Preußen's auf einen Theil von Polen kein Hinderniß entgegenzusetzen versprach, weil Preußen nur allein hierdurch bewogen werden konnte, seinen eigentlichen ältesten Interessen entgegen, sich mit Oestreich in ein Bündniß gegen Frankreich einzulassen. Was ließ sich aber von einem Eifer erwarten, der durch solche Mittel erst geweckt werden mußte? Wenn man schon in Worten sich so zurückhaltend ausdrückte, was sollte man von der That sich

versprechen? Frankreich schien allerdings wehrlos; aber ein ganzes aufgestandenes Volk ist bald bewaffnet, und — wie später der berühmte Carnot sagte — was wäre fünf und zwanzig Millionen Menschen unmöglich? Die Offiziere hatten freilich die Armee verlassen; aber meist jung und blos nach Gunst angestellt, waren sie ohne Erfahrung und bei der Armee nichts weniger als beliebt, und überdis mußte die freie Schwungkraft, welche überall sich regte, auch bald von selbst tüchtige Offiziere und Generäle bilden; bei alledem aber konnte Niemand, auch ohne gerade die in Coblenz genährten Einbildungen zu theilen, jenen außerordentlichen Widerstand voraussehen, den Frankreich den Verbündeten später in der That entgegensetzte.

Inzwischen ordnete die National-Versammlung außerordentliche Commissarien an die Grenze ab, und traf die nöthigen Vorkehrungen. Alle Nationalgarden verlangten zu marschiren; mehrere Generäle boten ihre Dienste an, und unter ihnen auch Dumouriez, welcher später Frankreich in den Engpässen von Argonne rettete.

Indem so die Versammlung alle Sorgfalt auf die äußere Sicherheit des Staates verwandte, beeilte sie sich nicht minder ihre constitutionellen Arbeiten zu vollenden, den König wieder in seine Functionen einzusetzen, und ihm wo möglich einige seiner Prärogativen wieder zurückzugeben.

Alle einzelnen Verzweigungen der linken Seite, mit einziger Ausnahme derer, welche sich den jetzt noch ganz neuen Namen: Republikaner beigelegt, hatten sich in demselben Systeme der Mäßigung vereinigt. Barnave und Malouet gingen denselben Weg und wirkten demgemäß in Uebereinstimmung. Pétion, Robespierre, Buzot und noch einige Andere wollten die Republik; aber ihre Anzahl war nur gering. Die rechte Seite beharrte bei ihrem unklugen Verfahren und protestirte fortwährend, anstatt sich an die gemäßigte Majorität anzuschließen, welche letztere noch immer die Versammlung beherrschte. Ihre Feinde, welche sie auch getadelt haben würden, wenn sie den König entthront hätte, haben es ihr zum Vorwurfe gemacht, daß sie den König nach Paris zurückgebracht und wieder auf einen so schwankenden Thron gesetzt; — aber was sollte

sie Anders thun? Die Republik an die Stelle des Königs zu setzen war ein allzu großes Wagstück, eine Aenderung der Dynastie aber völlig unnütz; denn sich einen andern König wählen, war nicht viel besser, als denjenigen, der bereits auf dem Throne saß, zu bewachen; überdis verdiente der Herzog von Orleans wohl schwerlich Ludwig dem XVI. vorgezogen zu werden. In beiden Fällen aber verletzte man durch Entthronung des gegenwärtigen Königs, anerkannte Rechte und sandte in ihm den Emigranten einen unschätzbaren Anführer, welcher ihnen jene rechtliche Autorität zuführte, deren sie bis jetzt noch immer entbehrten. Dagegen verfolgte sie, wenn sie Ludwig dem XVI. sein Ansehen und so viel Prärogative als möglich wieder zurückgab, ihr constitutionelles Ziel und vernichtete jeden Vorwand zum Bürgerkriege; sie that dann mit einem Worte ihre Pflicht, denn die Pflicht der Versammlung war nach allen den Obliegenheiten, die sie übernommen, keine andere, als die: eine freie, aber monarchische Verwaltung herzustellen.

Die Versammlung war hierüber auch gar nicht zweifelhaft, aber sie hatte große Hindernisse zu besiegen. Das neue Wort: Republik, hatte die für die Ausdrücke: Monarchie und Constitution, schon gleichgiltig gewordenen Geister allgewaltig ergriffen. Die Abwesenheit und Suspension des Königs hatten, wie schon oben bemerkt, gezeigt, daß man ihn auch entbehren könne, und die Tagsblätter und die Clubs gaben den letzten Nachdruck um ihn vollends jener ehrfurchtvollen Achtung zu entkleiden, deren Gegenstand seine Person seither noch immer gewesen war. Seine Flucht, welche in Gemäßheit des Decrets über den Aufenthaltsort der öffentlichen Beamten, die Entsetzung über ihn verhing, ließ allmählig die Meinung aufkommen, daß er bereits des Thrones verlustig sei. Indeß hätte er nach dem Wortlaute eben desselben Decrets, um entthront werden zu können, das Königreich bereits wirklich verlassen und den Aufforderungen des gesetzgebenden Körpers nicht Folge geleistet haben müssen, Voraussetzungen, um welche sich freilich die exaltirten Köpfe nur wenig kümmerten, die daher denn auch trotz dem, den König für strafbar und für entthront erklärten. Die Jacobiner und Cordeliers waren in der größten Aufregung und konnten

nicht begreifen, wie man, nachdem man sich von dem Könige kaum erst losgemacht, ihm wieder aufs Neue sich freiwillig unterwerfen könne! — Hatte der Herzog von Orleans in der That Hoffnungen gehegt, so war es jetzt an der Zeit mit ihnen hervorzutreten; aber er sollte bald gewahren, von welchem geringen Einfluß sein Name war, und wie wenig überhaupt damals den Geistern ein neuer Souverain, mochte er auch noch so populair sein, zusagte. Einige ihm ergebene Pamphletschreiber versuchten nämlich, vielleicht ohne sein Wissen, ihm, wie einst Antonius für den Cäsar that, die Krone auf das Haupt zu setzen, und schlugen vor, ihm die Regentschaft zu übertragen; allein er sah sich alsbald genöthigt, sie durch eine Erklärung abzulehnen, die eben so wenig wie seine Person berücksichtigt wurde. Keinen König mehr! war das allgemeine Geschrei bei den Jacobinern, bei den Cordeliers, in allen Blättern und an öffentlichen Orten. Die Adressen vervielfältigten sich; man fand einen Maueranschlag an allen Ecken von Paris, ja sogar an dem Orte der Versammlung, der mit den Worten: „Achille Duchatelet, ein junger Oberster" unterzeichnet, an alle Franzosen gerichtet war, sie an die Ruhe erinnerte, deren man während der Reise des Königs genossen, und daraus die Folgerung zog, daß die Abwesenheit des Fürsten mehr werth als seine Gegenwart sei, indem er noch hinzusetzte, daß seine Flucht so gut wie eine Abdankung sei, daß alle wechselseitige Verpflichtungen zwischen der Nation und Ludwig XVI. dadurch beiderseitig aufgehoben wären, und daß endlich die Geschichte angefüllt von den Verbrechen der Könige sei, und man schlechthin darauf verzichten müsse, sich noch einen andern zu wählen.

Diese Adresse, welche man dem jungen Achille Duchatelet zuschrieb, war von Thomas Payne, einem Engländer und einem der vornehmsten Häupter der amerikanischen Revolution verfaßt; man machte der Versammlung Anzeige davon, welche nach lebhaften Debatten es endlich für das Beste hielt, darüber zur Tagesordnung überzugehen und jenen Schmähungen und Rathschlägen, wie man bisher gethan, nichts als verachtende Gleichgiltigkeit entgegenzusetzen.

Endlich am 16. Juli ſtatteten die, mit dem Berichte über die Flucht nach Varennes beauftragten Commiſſarien, denſelben ab. Die Reiſe, ſagten ſie, ſei an ſich nichts weniger als ſtrafbar: überdis ſei der König, wenn dis auch ſogar der Fall wäre, unverletzlich, und endlich könne ſie auch nicht die Abſetzung zur Folge haben, weil der König nicht lange genug abweſend geweſen ſei, noch ſonſt den Aufforderungen des geſetzgebenden Körpers Widerſtand entgegengeſetzt habe.

Robespierre, Buzot und Pétion brachten alle ſchon oft gehörten Einwürfe gegen die Unverletzlichkeit vor: Dúport, Barnave und Salles bekämpften dieſelben, und es wurde endlich decretirt, daß der König in Folge ſeiner Entweichung nicht in Anklageſtand verſetzt werden könne, dabei aber dem Decrete über die Unverletzlichkeit noch zwei Artikel beigefügt. Alsbald nach erfolgter Entſcheidung erhob ſich Robespierre, und proteſtirte im Namen der Menſchheit laut dagegen. Den Abend vorher, ehe dieſe Entſcheidung erfolgte, hatte bei den Jacobinern großer Tumult ſtattgefunden. Man hatte ſich daſelbſt mit Abfaſſung einer Petition an die National-Verſammlung beſchäftigt, worin man ſie erſuchte, den König als treulos und eidbrüchig des Thrones für verluſtig zu erklären, und mit allen ihr zu Gebote ſtehenden conſtitutionellen Mitteln etwas Anderes an deſſen Stelle zu ſetzen. Dieſe Petition ſollte den andern Tag auf dem Marsfelde öffentlich aufgelegt werden, damit ſie ein Jeder auf dem Altare des Vaterlandes unterzeichnen könne. In der That wurde ſie den andern Tag an den verabredeten Ort getragen, und zu den Aufrührern geſellten ſich jetzt auch noch die Neugierigen, welche mit anſehen wollten, was vorgieng. In dieſem Augenblicke wurde das Decret erlaſſen, und es war daher an keine Petition mehr zu denken. Lafayette eilte herbei und ließ die ſchon aufgerichteten Barricaden zertrümmern und ſah dabei ſogar ſein Leben bedroht, denn ein Schuß fiel, der ihn ganz nahe ſtreifte, ohne ihn jedoch zu verletzen. Die Munizipaloffiziere hatten ſich an ihn angeſchloſſen und brachten endlich die Volksmaſſe dahin ſich zurückzuziehen, die Nationalgarden wurden aufgeſtellt, um zu wachen, daß ſie nicht wieder zurückkehrte, und ſchon hoffte man einen

Augenblick, daß sie sich verlaufen werde; bald aber erneuerte sich der Tumult. Zwei Invaliden, welche, man weiß nicht aus welchem Grunde unter dem Altare des Vaterlandes gefunden worden waren, wurden erwürgt, und nun kannte die Unordnung keine Grenzen mehr. Die National-Versammlung ließ die Munizipalität rufen und beauftragte sie für Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe Sorge zu tragen. Bailly begab sich auf das Marsfeld und ließ kraft des Kriegsgesetzes das rothe Banner entfalten. Die Anwendung der Gewalt, was man auch dagegen sagen mag, war hier durchaus gerecht; entweder man wollte die neuen Gesetze, oder man wollte sie nicht; wollte man sie, so mußten sie auch in Ausführung gebracht werden, so mußte irgend etwas Bestimmtes Geltung erhalten, die Insurrection endlich ein Ende nehmen, nnd der Wille der National-Versammlung nicht durch die Beschlüsse des Pöbels umgestoßen werden können. Bailly mußte demnach das Gesetz in Anwendung bringen. Er trat mit jenem unbeugsamen Muthe vor, den er immer gezeigt hatte, mehrere Flintenschüsse fielen gegen ihn ohne ihn zu treffen, aber mitten unter dem Tumult konnte er nicht alle Aufforderungen wie er gewollt, ergehen lassen. Lafayette ließ einigemal blind in die Luft feuern, worauf der Volkshaufen zwar den Altar des Vaterlandes verließ, sich aber augenblicklich wieder sammelte. Jetzt endlich, auf's Aeußerste gedrängt, commandirte er Feuer. Gleich bei der ersten Salve fielen einige Aufwiegler, deren Anzahl wie gewöhnlich übertrieben wurde; Einige gaben sie auf dreißig, Andere auf vier Hundert und die Wüthendsten gar auf Tausend an. Diesen Letzteren schenkte man im ersten Augenblicke Glauben und der Schrecken wurde allgemein, so daß dieses strenge Beispiel auf einige Zeit die Aufrührer zähmte. *) Wie gewöhnlich klagte man wiederum alle Parteien zugleich an, diesen Aufstand angeregt zu haben, und es ist wohl möglich, daß Mehrere dabei die Hände im Spiel gehabt hatten, denn die Unordnung kam den Meisten gar sehr gelegen. Der König, die

*) Die Ereigniß fand Abends am Sonntag den 17. Juli statt.

Majorität der Versammlung, die Nationalgarde, die Munizipal- und Departementsbehörden, sie alle waren damals Eines Sinnes, die constitutionelle Ordnung aufrecht zu erhalten, und zu diesem Zwecke die Demokratie im Innern und die Aristokratie im Auslande zu bekämpfen. Die National-Versammlung und die Nationalgarde bildeten jenen reichen, aufgeklärten und einsichtvollen Mittelstand der Nation, welcher die Herrschaft der Gesetze wollte, und Beide mußten sich daher natürlich unter den obwaltenden Verhältnissen näher mit dem Könige verbinden, welcher seinerseits sich mit einer beschränkten Autorität begnügen zu wollen schien. Mochte es aber auch ihnen räthlich dünken auf dem Punkte, bis zu welchem man gelangt, nun stehen zu bleiben, so war dis doch weder die Meinung der Aristokratie, welche eine gänzliche Umwälzung wünschte, noch die des Volkes, welches noch mehr zu gewinnen und sich höher zu heben hoffte. Barnave war, wie früher Mirabeau, der Sprecher, und Lafayette der Militairchef dieses einsichtvollen und gemäßigten Bürgerthums, Danton und Camille Des Moulins waren die Redner und Santerre der General jener Volksmasse, welche nach ihrer Weise herrschen wollte. Einige feurige oder fanatische Geister repräsentirten sie sowohl in der National-Versammlung als bei den neueren Verwaltungsbehörden und beschleunigten durch ihre Declamationen den Eintritt ihrer Herrschaft.

Jene Execution auf dem Marsfelde hatte Lafayette und Bailly lebhaften Tadel zugezogen; alle Beide aber, welche in die Beobachtung des Gesetzes ihre Pflicht setzten, und für die Ausführung desselben ihre Popularität und ihr Leben wagten, hatten wegen des Geschehenen nichts zu bereuen und nichts zu fürchten. Die Energie, welche sie gezeigt hatten, machte auf die Ruhestörer einen tiefen Eindruck, und die Gekanntesten derselben dachten bereits auf Mittel, sich den Streichen, von denen sie sich bedroht sahen, zu entziehen. Robespierre, welcher bis jetzt die unbändigsten Vorschläge bereitwillig unterstützt hatte, zitterte in seiner versteckten Klause, und suchte trotz dem, daß er als Deputirter unverletzlich war, bei allen seinen Freunden nach einem Zufluchtsorte. So war dis Beispiel von

guter Wirkung und beseitigte für einen Augenblick durch die Furcht die es eingeflößt, alle jene aufrührerischen Hirngespinnste.

Die Versammlung faßte in dieser Zeit einen Beschluß, welcher später sehr streng beurtheilt worden ist, obgleich die Folgen desselben bei weitem nicht so traurig waren, als man geglaubt hat; sie beschloß nämlich, daß keines ihrer Mitglieder wieder erwählt werden könne. Robespierre hatte ihn vorgeschlagen, aus Neid, wie man glaubte, gegen seine Collegen, unter welchen er eben keine glänzende Rolle gespielt hatte; mindestens konnte man ihm diesen Beweggrund wohl zutrauen, da er stets mit ihnen im Streit gelegen hatte, und es mochten ihn hierbei wohl Ueberzeugung, Neid — und — Haß — zugleich geleitet haben.

Die National-Versammlung, welcher man Schuld gab nach der Permanenz der ihr übertragenen Gewalt zu streben, und welche sich überdis bereits durch ihre Mäßigung den Unwillen der Menge zugezogen hatte, beeilte sich allen diesen Angriffen durch eine vielleicht übertriebene Uneigennützigkeit zu begegnen: sie entschied die Ausschließung ihrer Mitglieder von der nächstfolgenden gesetzgebenden Versammlung. So sah sich eine neue Versammlung jener Männer beraubt, die von ihrer Ueberspannung mehr und mehr zurückgekommen, durch eine dreijährige Erfahrung ihre Einsichten in die Gesetzgebung geläutert hatten. Indeß wird man, wenn späterhin die eigentlichen Ursachen der nun folgenden Revolution mehr hervortreten, leicht selbst die vermeintliche Wichtigkeit dieser oft so bitter getadelten Maßregel richtiger würdigen lernen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, die constitutionellen Arbeiten zu beendigen und einer so stürmischen Laufbahn einen friedlichen Ausgang zu gewähren. Die linke Seite war einer Verständigung geneigt, um gewisse Theile der Constitution einer Ueberarbeitung zu unterwerfen. Zu diesem Zwecke entschied man, sie nochmals im Ganzen verlesen zu lassen, um über sie in ihrer Gesammtheit urtheilen und ihre verschiedenen Theile in Harmonie bringen zu können; man nannte dis die Revision, welche später in den Tagen der republikanischen Begeisterung als eine so unheilvolle Maßregel betrachtet wurde. Barnave

und die Lameth's hatten sich mit Malouet über Abänderung gewisser, die königlichen Prärogative und die sogenannte Stabilität des Thrones beeinträchtigende Artikel verständigt, ja man maß ihnen sogar die Absicht bei, das Zwei-Kammersystem einführen zu wollen. Ihrer Uebereinkunft gemäß sollte Malouet, sobald die Constitution verlesen sein würde, seinen Angriff beginnen, Barnave gleich darauf, um ihre Plane besser zu verhüllen, mit Heftigkeit antworten, und die Mehrzahl der Artikel in Schutz nehmend, dagegen einige derselben, welche als ganz offenbar gefährlich, durch bewährte Erfahrung verworfen wurden, fallen lassen. Kaum war dis Uebereinkommen getroffen, als man die lächerlichen und gefährlichen Protestationen der rechten Seite und ihren Entschluß gar nicht zu stimmen erfuhr: nun war an keine Ausgleichung mehr zu denken, die linke Seite wollte von nichts mehr hören, und als der abgeredete Versuch statt hatte, erhob sich von allen Seiten Geschrei, welches Malouet und seine Freunde an jeder weitern Verfolgung desselben hinderte. *) Die Constitution wurde demnach mit ziemlicher Eile vollendet und dem Könige zur Annahme vorgelegt. Von diesem Augenblicke an erhielt derselbe seine Freiheit wieder, oder, um besser zu sagen, die strenge Consignation des Schlosses wurde fortan aufgehoben und ihm die Freiheit gestattet, zur Prüfung der Constitutionsacte und deren freier Annahme, wohin er wolle, sich zurückzuziehen. Was konnte aber hierbei Ludwig XVI. thun? Der Constitution die Bestätigung verweigern, hieß so viel als zu Gunsten der Republik abdanken. Das Sicherste, selbst nach seinem Systeme, war sie zu sanctioniren und von der Zeit die Wiederherstellung der Gewalt zu erwarten, welche nach seiner Meinung ihm von Rechtswegen gebührte. Demzufolge erklärte er nach Verlauf einiger Tage (den 13. September), daß er die Constitution annehme. Außerordentliche Freude verbreitete sich bei dieser Nachricht, gleich als wenn man in der That ein Hinderniß von Seiten des Königs gefürchtet, und so seine beifällige Erklärung für ein unerwartetes Zugeständniß gehalten hätte. Er begab sich persönlich in die

*) Siehe Note 24. am Ende des Bandes.

National-Versammlung, von welcher er, wie in seinen bessern Tagen aufgenommen wurde. Lafayette, welcher die unvermeidlichen Uebel politischer Wirren niemals nach Kräften auszugleichen vergaß, brachte jetzt eine allgemeine Amnestie für alle auf die Revolution bezüglichen Handlungen in Vorschlag, und diese Amnestie wurde denn auch unter großem Jubel proclamirt und die Gefängnisse alsbald geöffnet. Endlich den 30. September erklärte Thourot als letzter Präsident die Sitzungen der constituirenden Versammlung für geschlossen. —

## Neuntes Kapitel.

Urtheil über die constituirende Versammlung. — Eröffnung der zweiten National-Versammlung, (gesetzgebenden Versammlung); ihre Zusammensetzung. — Zustand der Clubs; ihre einflußreichsten Mitglieder. — Pétion, Maire von Paris. — Politik der auswärtigen Mächte. — Die Emigration; Decrete gegen die Emigrirten und die unbeeidigten Priester. — Veränderungen im Ministerium. — Kriegsrüstungen; Zustand der Armee.

Die constituirende Versammlung hatte ihre lange und mühevolle Laufbahn geschlossen und war trotz ihres edlen Muthes, ihres musterhaften Rechtssinnes und ihrer anstrengenden Arbeiten, als revolutionair in Coblenz und als aristokratisch in Paris gehaßt worden. Zur besseren Würdigung dieser merkwürdigen Versammlung, des Mittelpunktes so großer und mannigfacher Einsichten und so kühner und beharrlicher Beschlüsse, wo man vielleicht zum ersten Male alle aufgeklärten Männer einer Nation mit dem Willen und der Macht ausgerüstet sah, die Resultate der Philosophie ins Leben einzuführen, ist es zuvörderst nöthig, den Zustand, in welchem sie Frankreich bei ihrem Zusammentritte fand, mit demjenigen zu vergleichen, in welchem sie es bei ihrem Rücktritte zurückließ.

Bereits 1789 empfand und erkannte die französische Nation alle die herrschenden Uebel, ohne die Möglichkeit ihrer Heilung zu ahnen. Auf einmal werden dem unerwarteten Begehr der Parlamente zufolge, die Generalstaaten zusammengerufen, und die constituirende Versammlung bildet sich im Angesichte eines Thrones, der im stolzen Bewußtsein alter ererbter Macht, höchstens einige Klagen gnädigst zu vernehmen geneigt war. Diese Versammlung erkennt alsbald ihre Rechte, und verkündet dem erstaunten Herrscher, daß nur sie die Nation repräsentire. Von der Aristokratie, dem Hofe und einer Armee zugleich bedroht, zu einer Zeit, wo sie die Volksbewegungen noch nicht voraussehen konnte, erklärt sie sich für unverletzlich und bedroht die Gewalt bei jedem Versuche, sich an ihr zu vergreifen; im vollen Bewußtsein ihrer Rechte kehrt sie sich gegen einen Feind, welcher der seinigen nicht gleicherweise sicher war, und siegt durch den einfachen Ausdruck ihres Willens über eine seit Jahrhunderten festgegründete Macht und über ein Heer von mehr als dreißig Tausend Mann. Dis war die eigentliche Revolution, dis ihr erster und edelster Act, er war gerecht und heldenmüthig zugleich, und nie wohl handelte eine Nation mit größerem Rechte und unter drohenderer Gefahr.

Nachdem die herrschende Gewalt gestürzt war, galt es dieselbe auf die rechte und angemessene Weise wieder von Neuem aufzurichten; aber beim Anblicke dieser socialen Leiter, auf deren oberster Sprosse sich alle Macht, alle Ehren und Reichthümer aufgehäuft hatten, während an ihrem Fuße Alles, selbst das unentbehrliche Brot, mangelt, erleidet auch die constituirende Versammlung in ihrem Ideenkreise eine gewaltsame Reaction; sie will Alles nivelliren und decretirt, daß die ganze Gesammtheit der Bürger in vollkommene Gleichheit trete und ihren Willen ausspreche, und dem Könige nur allein dessen Vollstreckung vorbehalten bleibe. Ihr Irrthum bestand hierbei nicht sowohl darin, daß sie das Königthum zu einer bloßen Magistratur herabdrückte, denn dem Könige verblieb noch Macht genug zur Aufrechthaltung der Gesetze, und zwar immer noch bei weitem mehr als die Magistraten in Republiken besitzen; sondern vielmehr darin, daß sie den Glauben hegte: ein König, noch voll der

Erinnerung deſſen, was er geweſen, vermöge aufrichtig zu entſagen, und ein kaum erwachtes Volk, welches eben ſeinen Antheil an der öffentlichen Gewalt wieder erlangt hatte, werde ſich immer mit nur einem Theile derſelben begnügen. Die Geſchichte lehrt zur Genüge, daß man entweder die Herrſchaft in's Unendliche theilen oder bei der Wahl eines einzigen Staatsoberhaupts daſſelbe mit ſo viel Macht ausrüſten ſoll, daß es nicht erſt dieſelbe zu uſurpiren wünſchen muß.

Wenn ein Volk mehr mit ſeinen Privatintereſſen beſchäftigt, das Bedürfniß fühlt, die ihm läſtigen Regierungsſorgen einem Oberhaupte zu übertragen, ſo thut es wohl daran, ſich ein ſolches zu wählen; dann muß aber auch dieſes Staatsoberhaupt gleich den engliſchen Königen, die National-Verſammlung zuſammenrufen und wieder auflöſen können, ohne ihren Willen unter einer andern Vorausſetzung als Geſetz entgegen zu nehmen oder gar beſtätigen zu müſſen, als wenn er mit ſeiner Ueberzeugung übereinſtimmt, mit einem Worte, er muß bei beſchränkter Macht zum Böſen doch einen großen Theil von Souverainität beſitzen. Mit einer ſolchen Regierungsform beſteht gar wohl die Würde und individuelle Freiheit des Menſchen, wenn nur ſonſt das Geſetz ſtreng gehandhabt wird, wenn jeder Bürger ſeinen Werth fühlt und es weiß, daß dieſe große, dem Fürſten überlaſſene Gewalt ihm gleichſam nur als ein Zugeſtändniß der allgemeinen menſchlichen Schwäche überlaſſen worden iſt.

Aber in dem Augenblicke, wo ſich eine Nation plötzlich ihrer Rechte bewußt worden iſt, wird ſie ſich wohl nimmer mit einer nur untergeordneten Rolle begnügen, noch freiwillig die Alleinherrſchaft einem Oberhaupte überlaſſen wollen, damit es nur nicht die Luſt anwandele, ſie zu uſurpiren; auf gleiche Weiſe war auch die conſtituirende Verſammlung eben ſo wenig wie die Nation ſelbſt zu ſolcher Selbſtverläugnung geneigt. Sie brachte daher das Königthum auf eine bloße erbliche Magiſtratur zurück, und hoffte eben ſowohl, daß der König ſich mit dieſer noch genugſam von Hoheit, Reichthum und Macht ausgeſtatteten Würde begnügen, als daß das Volk ſie ihm unbeſtritten überlaſſen würde.

Mochte aber auch die National-Versammlung so etwas hoffen oder nicht hoffen, — konnte sie wohl, in ihrer Ungewißheit ohne Weiteres den Knoten durchhauen? Konnte sie den König ganz entthronen, oder umgekehrt, ihm ganz dieselbe Machtvollkommenheit zugestehen, welche England seinen Monarchen überlassen hat? — Sie durfte auf der andern Seite Ludwig XVI. eben so wenig vom Throne stoßen; denn, wenn es stets erlaubt bleibt, in eine Verwaltung das Recht einzuführen, so darf darin doch nicht gleicherweise die einmal festgewurzelte Form derselben verändert, und z. B. ohne Weiteres die Monarchie mit der Republik vertauscht werden. Ueberdis ist jeder Besitz allezeit unantastbar, und was würden wohl — hätte die National-Versammlung die Dynastie ihrer Rechte beraubt — deren Gegner dazu gesagt haben, da sie dieselbe schon bei ihrem Angriff auf die Feudalrechte, der Verletzung des Eigenthums beschuldigten? Endlich konnte sie aber auch dem Könige ein absolutes Veto, oder die Ernennung richterlicher Beamten und andere ähnliche Prärogative schon um deswillen nicht zugestehen, weil die öffentliche Meinung sich dagegen aussprach, und eben diese öffentliche Meinung ihre einzige Stütze bildete, der sie nachzugeben gezwungen war.

Minder vorwurfsfrei aber nicht weniger zu entschuldigen, zeigte sie sich bei Einführung einer einzigen Kammer; denn, war es schon gefährlich, ihm, dem Könige, nichts als die Erinnerung an seine einstige unbeschränkte Macht zu lassen, zumal einem Volke gegenüber, das dieselbe bis auf den letzten Rest selbst an sich zu reißen entschlossen schien: so war es jedenfalls noch ein weit größerer Principfehler, die socialen Ungleichheiten und Abstufungen nicht anerkennen zu wollen, welche selbst in Republiken, in denen allen entweder ein Erb- oder Wahlsenat sich vorfindet, Anerkennung finden. Aber man darf von den menschlichen Geistern niemals mehr fordern, als was die Höhe der Zeit, auf welcher sie stehen, für zulässig erachtet. Wie war es möglich in jener Zeit der Auflehnung gegen alle Ungerechtigkeiten des Standesunterschiedes, dessen Unentbehrlichkeit anzuerkennen, und im Augenblicke des Kampfes gegen die Aristokratie die Aristokratie gesetzlich zu begründen? Weit leichter wäre es gewesen,

das absolute Königthum zu constituiren, welches dem Volke mehr aus den Augen gerückt, dasselbe nicht so unmittelbar gedrückt und dabei Functionen geübt hatte, welche jedenfalls weit unentbehrlicher schienen. — Kurz, um es zu wiederholen, hätten diese Irrthümer auch nicht die National-Versammlung beherrscht, so hatten sie doch in der Nation desto tiefere Wurzeln geschlagen und die Folge der Ereignisse wird es lehren, daß, wenn dem Könige und der Aristokratie auch alle Vorrechte, die man ihnen nahm, verblieben wären, darum doch die Revolution bis zu ihrem letzten Exceß stattgefunden haben würde. Um sich hiervon zu überzeugen, muß man die Revolutionen, welche bei lange unterjocht gewesenen Völkern hervorbrechen, wohl von denen unterscheiden, welche bei freien Völkern, d. h. bei solchen, welche bereits im Besitz politischer Rechte sind, eintreten. In Rom, in Athen und anderswo sieht man, die Nation und ihre Häupter um den größern oder geringeren Grad ihrer Gewalt mit einander im Kampfe, aber einen ganz andern Gang nimmt dis bei den neueren, aller ihrer Rechte beraubt gewesenen Völkern, welche so lange in ihrer Unterjochung schlummern, bis endlich zuerst die aufgeklärtesten Classen erwachen und einen Antheil an der Gewalt usurpiren; dis Erwachen ist ein allmählig fortschreitendes wie der Ehrgeiz, es theilt sich zuletzt auch den untersten Classen mit und setzt so die ganze Masse des Volkes in Bewegung. Gern möchten dann die gebildeten Stände, zufrieden mit den erhaltenen Zugeständnissen, der Bewegung Einhalt thun, aber umsonst! Sie werden von den Nachfolgenden unaufhaltsam gedrängt. Für diese Nachdrängenden sind Alle die, welche stehen bleiben wollen, und wären es auch unmittelbar die Letzten vor ihnen selbst, Aristokraten, und so wird in diesem Kampfe der verschiedenen Klassen, wo immer Eine gegen die Andere drückt, zuletzt der schlichteste Bürger in den Augen des Handarbeiters zum Aristokraten und als solcher angefeindet. Die constituirende National-Versammlung zeigt uns eine Generation, welche sich ihrer Rechte bewußt worden ist, und zuerst gegen die noch allmächtige Gewalt auftritt: aufgeklärt genug um einzusehn, was man sowohl denen, welche Alles besaßen, als denen, die Alles entbehrten, schuldig

war, wollte sie den Einen einen Theil ihres Besitzes, weil sie es so lange besessen, erhalten, den Andern aber die Einsicht und die Rechte gewähren, welche man mittelst derselben am Leichtesten erlangt. Die Einen aber reut der Verlust, die Andern treibt die Ehrsucht, die Reue will Alles wieder erlangen und der Ehrgeiz Alles erstürmen, und so entspinnt sich ein Kampf auf Leben und Tod. Die Constituirenden waren demnach jene wackern Männer, welche das Sclavenjoch abwerfend, die Ordnung des Rechts erstrebten, ihre Herstellung unerschrocken versuchten und zum Theil sogar ihre außerordentliche Aufgabe vollendeten, endlich aber, indem sie die Einen nöthigen wollten in Etwas nachzugeben, die Andern aber, nicht Alles zu begehren, zuletzt selbst unterlagen.

Die constituirende National-Versammlung hatte in ihrem Rechtssinne die alten Besitzer so viel als möglich geschont. Ludwig XVI. besaß mit dem Titel eines Königs der Franzosen in seinen dreißig Millionen Einkünften, dem Oberbefehle über das Heer und dem Rechte den Nationalwillen zu suspendiren, noch hinreichende und schätzenswerthe Prärogative, und nur allein die Erinnerung an seine frühere unumschränkte Gewalt kann ihn entschuldigen, sich mit diesen noch immer glänzenden Ueberresten von Macht nicht begnügt zu haben.

Die Geistlichkeit, aller ihrer Güter beraubt, welche sie einst unter der Bedingung empfangen hatte, den Armen beizustehen, (denen sie aber eben nicht sonderlich beistand,) und den Cultus zu unterhalten, was aber nur den armen Pfarrern überlassen blieb, — dieser Clerus war allerdings jetzt kein politischer Stand im Staate mehr; aber seine kirchlichen Würden waren ihm geblieben, seine Lehrsätze unangefochten, und nur seine auffallenden Reichthümer in eine hinreichende, wo nicht gar glänzende Rente verwandelt worden, denn sie gestattete noch einen sehr ansehnlichen bischöflichen Aufwand. Auch der Adel war zwar kein besonderer Stand mehr, er hatte das ausschließliche Jagdrecht und andre ähnliche Rechte eingebüßt, er war nicht mehr steuerfrei; aber konnte er über den Verlust dieser Rechte vernünftiger Weise Klage führen? Alle seine unermeßlichen Besitzungen waren ihm verblieben, an die Stelle schwankender Hof-Gunst war der sichere, dem

Verdienste allein gewährte Erfolg getreten, und da er, wenn er anders Wohlwollen und Resignation zeigte, vom Volke zu dessen Vertreter gewählt werden konnte, und die richterliche Toga wie der Degen dann seinem Talente gesichert blieben, warum sollte ihn nicht alsbald ein großherziger Wetteifer beseelen, zumal in seinen Klagen über die verlorenen Vorrechte zugleich das Geständniß seiner Untüchtigkeit lag! — Man hatte die alten Pensionaire geschont, die Geistlichen entschädigt, und keine Rücksichten gänzlich außer Acht gelassen; warum dünkte denn das Loos, welches die constituirende National-Versammlung Allen bereitet hatte, so gar unerträglich?

Nach vollendeter Constitution mußte dem Könige jede Hoffnung schwinden, die schmerzlich vermißten Prärogative durch Deliberationen wieder zu erlangen; nur Eines blieb ihm übrig, — sich nämlich entweder in seinen Verlust zu finden und fest an der Constitution zu halten, oder auf die auswärtigen Mächte zu rechnen, von deren Eifer er indeß wenig erwartete, so wie er denn auch den Emigranten gänzlich mißtraute. Er entschied sich daher für das Erstere, und beabsichtigte, was für seine Aufrichtigkeit bürgt, der National-Versammlung offen die Gebrechen mitzutheilen, welche er in der Constitution zu finden glaubte. Man wußte ihn aber hiervon abzubringen, und so beschloß er von der Zeit die Wiederherstellung jener größern Machtvollkommenheit zu erwarten, zu welcher er sich berechtigt glaubte. Gleich resignirt war auch die Königin. „Nur Muth! — sagte sie zu dem ihr aufwartenden Minister Bertrand — „noch ist nicht Alles verloren! Der König wird fest an der Constitution halten, und dis ist unstreitig das beste System!“ Und man darf annehmen, daß, im Fall sie andre Gedanken gehegt hätte, sie wohl keinen Anstand genommen haben würde, dieselben in Gegenwart Bertrand's von Molville unverhohlen auszusprechen. *)

Die constituirende National-Versammlung war auseinander gegangen und ihre Mitglieder waren in den Schoos ihrer Familien zurückgekehrt, oder hatten sich in Paris zerstreut. Einige der

*) Siehe Note 25. am Ende des Bandes.

ausgezeichnetsten unter ihnen, wie die Lameth's, Duport, Barnave unterhielten Verbindungen mit dem Hofe und ertheilten ihm ihren Rath. Der König aber, so fest entschlossen er auch war, der Constitution treu zu bleiben, besaß doch nicht Resignation genug, solchen Rathschlägen zu folgen, die ihm nicht blos anmutheten diese Constitution nicht zu verletzen, sondern auch seine aufrichtige Anhänglichkeit an dieselbe durch seine Handlungen zu bethätigen. Die eben genannten Mitglieder der ersten National-Versammlung, seit der Revision der Verfassung eng mit Lafayette verbunden, waren die Häupter jener revolutionairen Generation, welche die ersten Regeln der Freiheit aufgestellt hatte und deren Befolgung verlangte. Sie wurden durch die Nationalgarde unterstützt, deren lange Dienste unter Lafayette sie fest an diesen General und seine Grundsätze geknüpft hatte. Die Mitglieder der vormaligen constituirenden Versammlung begingen zu jener Zeit den großen Fehler, auf die neue National-Versammlung mit Geringschätzung herabzusehen und sie häufig durch ihre Nichtachtung zu beleidigen. Es war gewissermaßen eine Art aristokratischer Eitelkeit, welche diesen ersten Gesetzgebern beiwohnte, gleich als wäre mit ihnen alle legislative Weisheit gänzlich ausgestorben.

Die neue Versammlung war aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt. Da waren zuerst die aufgeklärten Anhänger der ersten Revolution, wie Ramond, Girardin, Vaublanc, Dûmas und Andere, welche sich die Constitutionellen nannten und die rechte Seite einnahmen, auf welcher sich kein einziger der alten Privilegirten mehr fand, so daß bei dem natürlichen und fortschreitenden Gange der Revolution, die linke Seite der ersten Versammlung jetzt zur rechten Seite der zweiten geworden war. Neben diesen Constitutionellen gab es zweitens noch viele ausgezeichnete Männer, deren Köpfe die Revolution entzündet und überspannte Wünsche in ihnen geweckt hatte. Zeuge von den Arbeiten der constituirenden Versammlung und ungeduldig beim bloßen Zusehen waren sie immer der Meinung gewesen es sei viel zu wenig geschehen; dabei wagten sie zwar nicht, sich für die Republik zu erklären, weil man von allen Seiten treues Festhalten an der Constitution

sich zur Pflicht machte, aber der Versuch, den man während der Reise Ludwig des XVI. mit der Republik gewagt hatte, und die verdächtigen Absichten des Hofes brachten die Geister ohne Unterlaß auf diese Idee zurück, wie denn auch ihre immerwährende feindselige Haltung der Verwaltung gegenüber, ihnen diesen Gedanken mit jedem Tage werther machen mußte.

Unter dieser neuen Generation von Talenten zeichneten sich ganz besonders die Deputirten der Gironde aus, daher auch deren ganze Partei, obgleich sie von Männern aus allen Departements zusammengesetzt war, sich Girondisten nannten. Condorcet, ein durch seinen Ideenreichthum und durch außerordentliche Geistes- und Characterstärke bekannter Gelehrter, war ihr Schriftsteller, und Vergniaud, ein correcter und hinreißender Improvisator, der Sprecher dieser Partei, welche sich ohne Unterlaß durch Alle, die an dem Hofe verzweifelten, vergrößerte, und zwar anfangs nicht die Republik wollte, welche 1793 ihr zufiel, doch aber von derselben mit allen ihren Täuschungen, Tugenden und strengen Sitten ohne Unterlaß träumte. Enthusiasmus und Heftigkeit waren die hervorstechendsten Eigenschaften derselben.

Auch sie hatte ihre Extreme; dis waren Bazire, Chabot, Merlin de Thionville und Andere, welche an Talenten untergeordnet, die übrigen Girondisten an Kühnheit übertrafen; sie bildeten später die Partei des Berges, als sie nach dem Umsturze des Thrones sich von der Gironde getrennt hatten. Endlich gab es in dieser zweiten Versammlung eben so wie in der ersten noch ein Centrum, welches ohne zu einer bestimmten Partei zu gehören, bald mit dieser bald mit jener stimmte. Unter der constituirenden Versammlung, als noch wahre Freiheit herrschte, war dieses Centrum unabhängig geblieben; als es dis aber nicht mehr aus Energie, sondern nur aus Theilnahmlosigkeit blieb, wurde es in den spätern Versammlungen, wo die Gewaltthätigkeit vorherrschte, feig und verächtlich, und mit dem gemeinen Spottnamen des Bauches bezeichnet.

Die Clubs waren zu dieser Zeit von ungleich größerer Wichtigkeit; Unruhestifter unter der constituirenden wurden sie

gebieterische Tonangeber unter der gesetzgebenden Versammlung, denn da die National-Versammlung nicht für alle ehrgeizigen Geister Raum hatte, so nahmen diese ihre Zuflucht zu den Clubs, in denen sie eine Rednerbühne und stürmische Masse fanden. Hierhin begab sich Alles, was nur reden, bewegen und aufreizen wollte, also fast die ganze Nation. Das Volk eilte zu diesem neuen Schauspiele, es erfüllte die Tribunen aller Versammlungen und zog schon von dieser Zeit an davon Gewinn, denn man fing bereits an das Beifallrufen zu bezahlen; der Minister Bertrand gesteht selbst es bezahlt zu haben.

Der älteste Club, der der Jacobiner, hatte allmählig einen ungeheuern Einfluß erlangt. Eine Kirche reichte kaum für die Menge seiner Mitglieder und Zuhörer hin. Ein großes Amphitheater erhob sich in Gestalt eines Circus und nahm das ganze große Schiff der Jacobinerkirche ein. Ein Büreau befand sich in der Mitte; ein Präsident und Secretarien hatten hier ihren Sitz, hier sammelte man auch die Stimmen und registrirte die Berathungen. Eine lebhafte Correspondenz unterhielt die Theilnahme und den Eifer der über ganz Frankreich verbreiteten sogenannten Schwestergesellschaften. (Sociétés affiliées.) Dieser Club hatte durch seine Anciennetät und seine ausdauernde Heftigkeit über alle diejenigen, welche sich gemäßigter oder gar heftiger hatten zeigen wollen, den Sieg davon getragen; die Lameths hatten nebst allen ausgezeichnetern Mitgliedern, denselben nach der Flucht des Königs verlassen und sich in den Club der Feuillants begeben, in welchem sich alle Bestrebungen der gemäßigteren Clubs vereinten, Bestrebungen, welche stets ohne Erfolg blieben, weil sie gegen das Bedürfniß, welches eben zu dem Besuche der Clubs antrieb, nämlich gegen das Bedürfniß der Bewegung selbst gerichtet waren. Bei den Feuillants vereinigten sich demnach zu jener Zeit die Constitutionellen oder die Partisane der ersten Revolution, weshalb auch der Name eines Feuillants ein Proscriptionstitel wurde, als der eines Gemäßigten ein solcher geworden war.

Noch ein anderer Club, der der Cordeliers, hatte mit den Jacobinern an Heftigkeit wetteifern wollen. Camille Desmoulins war sein Schriftsteller und Danton sein Ober-

haupt. Der Letztere, welchem es als Sachwalter nie hatte glücken wollen, hatte das Wohlwollen des Volks für ihn bis zur Anbetung zu steigern gewußt, indem er auf dasselbe durch seine athletischen Formen, seine klangvolle Stimme und seine ganz volksthümlichen Leidenschaften den tiefsten Eindruck machte. Die Cordeliers hatten selbst durch Uebertreibungen nicht den Sieg über ihre Nebenbuhler davon tragen können, welchen die Gewohnheit einen fortdauernden ungeheuern Zulauf verschaffte, aber sie waren zur selbigen Zeit beinahe mit dem Jacobinerclub Eins, und begaben sich, wenn es nöthig war, im Gefolge Danton's dahin, um die Majorität zu seinen Gunsten zu bestimmen.

Robespierre, welcher sich, wie wir bereits gesehen, in der constituirenden Versammlung durch den Rigorismus seiner Grundsätze auszeichnete, war von der gesetzgebenden Versammlung durch das Decret der Nichtwiedererwählung, zu dessen Abfassung er selbst beigetragen hatte, ausgeschlossen. Er hatte sich auf die Jacobiner beschränkt, wo er durch den Dogmatismus seiner Meinungen, und durch einen Ruf von Unbescholtenheit ungetheilt herrschte, welcher ihm den Namen des Unbestechlichen erworben hatte. Im Augenblicke der Revision, von panischen Schrecken ergriffen, hatte er sich seit der Zeit wieder ermannt, und setzte seine Bestrebungen fort, sich in der Volksgunst fest zu setzen. Robespierre hatte zwei Nebenbuhler gefunden, die er zu hassen begann: Brissot und Louvet. Brissot, mit allen Mitgliedern der ersten Versammlung bekannt, ein Freund Mirabeau's und Lafayette's, in dem Rufe eines Republikaners und eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung, war von Charakter flatterhaft, aber durch gewisse geistige Eigenschaften bemerkenswerth. Louvet, ein Mann von warmem Herzen, vielem Geiste und großem Muthe, gehörte zur Zahl derjenigen, welche über die Ideen der constituirenden Versammlung hinausgehend, eine Republik träumten; es war daher natürlich, daß er sich an die Gironde anschloß, und bald sollten seine Kämpfe mit Robespierre ihn denselben noch mehr nähern. Diese Partei der Gironde, welche sich nach und nach ohne eigentlichen

Plan aus Männern gebildet hatte, welche einerseits zu viel Verdienst hatten um sich mit dem Pöbel zu vereinigen, und andererseits genugsam Ruf besaßen, um von ihm und seinen Führern beneidet zu werden, und sich mehr durch ihre zufällige Lage als durch bestimmtes Einverständniß vereinigt hatten, diese Partei sollte zwar glänzen, aber als zu schwach gegen die entschiedenen Parteien, welche sich um sie erhoben, untergehen.

Dis war die damalige Lage der Dinge in Frankreich; die alten Privilegirten hatten sich über den Rhein gezogen; die Partisane der Constitution nahmen die rechte Seite der Versammlung, die Nationalgarde und den Club der Feuillants ein; die Girondisten hatten die Majorität in der Versammlung, aber nicht in den Clubs, wo die bloße materielle Gewalt vorherrschte; die Ueberspannten endlich dieser neuen Epoche, welche auf den höchsten Bänken der Versammlung ihren Sitz hatten, und deshalb der Berg genannt wurden, waren allmächtig in den Clubs und bei der Masse.

Lafayette hatte allen seinen militairischen Würden entsagt, und sich unter den Huldigungen und Schmerzensäußerungen seiner Waffengefährten auf seine Güter zurückgezogen. Das Commando war keinem neuen General übertragen worden, sondern sechs Legionschefs commandirten abwechselnd die gesammte Nationalgarde. Bailly, während drei so mühseliger Jahre Lafayette's treuer Verbündeter, hatte ebenfalls seinen Posten als Maire niedergelegt. Die Stimmen der Wähler schwankten zwischen Lafayette und Pétion; aber der Hof, welcher um keinen Preis Lafayette haben wollte, dessen Anordnungen doch ihm stets so nützlich gewesen waren, gab Pétion den Vorzug, obgleich derselbe Republikaner war; der Hof gründete für sich Hoffnungen auf eine gewisse Kälte, die er an ihm bemerkte und fälschlich für Beschränktheit hielt, nnd ließ es sich viel kosten, um ihm die Majorität zu verschaffen. Er erhielt sie auch in der That und wurde zum Maire ernannt. (17. Nov.) Mit hellem Geiste begabt, von kalter, aber fester Ueberzeugung und hinreichender Gewandtheit, diente er beharrlich den Republikanern gegen den Hof, und fand sich an die

Gironde sowohl durch die Gleichheit der Ansichten als durch den Neid geknüpft, welchen seine neue Würde ihm bei den Jacobinern zuzog.

Indeß, hätte man auf den König rechnen können, so wäre es trotz dieser Stellungen der Parteien möglich gewesen, daß das Mißtrauen der Gironde verschwunden wäre, und die Ruhestörer, da sich kein Vorwand mehr für die Unruhen vorfand, in's Künftige kein Mittel gefunden hätten, den Pöbel zum Aufstand zu bringen.

Der König hatte die besten Entschließungen gefaßt; aber bei seiner Schwäche waren sie nicht unwiderruflich. Er mußte sie erst bewähren, bevor man daran glaubte, und unterdeß waren sie mehr als einem Sturme ausgesetzt. Sein Charakter, obgleich edel, war nicht ohne eine gewisse Hinneigung zum Eigensinne; seine Entschlüsse mußten sonach gleich durch die ersten Fehler der Versammlung wankend gemacht werden. Diese Letztere constituirte sich und leistete mit großem Pomp den Eid auf das eigenmächtige Constitutionsbuch. Ihr erstes Decret bezog sich auf das Ceremoniel und hob die dem Könige seither ertheilten Titel Sire und Majestät auf. Ferner verordnete sie, daß derselbe bei seinem Erscheinen in der Versammlung auf einem dem des Präsidenten völlig gleichen Stuhl sitzen solle. (Decret vom 5. Nov.) Dis waren die ersten Wirkungen des republikanischen Geistes, und Ludwig des XVI. Stolz wurde hierdurch grausam gekränkt. Um sich dem, worin er eine Erniedrigung sah, zu entziehen, beschloß er sich nicht in der Versammlung zu zeigen und seine Minister zur Eröffnung der gesetzgebenden Sitzung abzusenden. Da bereute die Versammlung diese erste von ihr ausgegangene Feindseligkeit, und widerrief — ein seltenes Beispiel von Rückschritt — ihr Decret vom vorigen Tage. Der König begab sich hierauf in die Versammlung und wurde mit Beifall aufgenommen. Unglücklicher Weise hatte man decretirt, daß die Deputirten, sobald der König sich gesetzt habe, sich ebenfalls setzen könnten; dis thaten sie denn auch und Ludwig XVI. sah darin eine neue Beleidigung, und der Beifall, mit dem er überschüttet wurde, konnte diese Wunde nicht hei-

len. Bleich und Bestürzung in allen Mienen, kehrte er zurück und sah sich kaum mit der Königin allein, als er sich schluchzend auf einen Stuhl mit den Worten warf: „Ach, Madame! Sie waren Zeuge dieser Erniedrigung. Ach! mußten sie darum nach Frankreich kommen, um zu sehen....." Die Königin bemühte sich ihn zu trösten, aber sein Herz war tief verwundet, und alle seine gefaßten Entschlüsse mußten darüber verfliegen. — Dachte er indeß auch fortan an weiter nichts als an Hilfe vom Auslande, so mußten ihm doch die Stellungen der Mächte wenig Hoffnung dafür einflößen. Die Declaration von Pillnitz war ohne Wirkung geblieben, sei es durch den Mangel an Eifer von Seiten der Souveraine oder vielleicht auch aus Rücksicht der Gefahr, welche daraus für Ludwig XVI. entstehen mußte, da er seit seiner Rückkehr von Varennes Gefangener der constituirenden Versammlung war. Sodann war auch die Annahme der Constitution ein Beweggrund, — ehe man handelte, — erst deren Erfolge aus Erfahrung kennen zu lernen; wenigstens war dis die Meinung Leopold's und seines Ministers Kaunitz. Sobald als daher Ludwig XVI. alle Höfe von seiner Annahme der Constitution und von seiner Absicht an dieselbe treu zu halten in Kenntniß gesetzt hatte, gab Oestreich eine sehr friedliche Antwort; Preußen und England thaten dasselbe und versicherten ihn ihrer freundschaftlichen Gesinnungen. Es ist zu bemerken, daß die benachbarten Mächte mehr Zurückhaltung als die entfernteren, wie Schweden und Rußland bewiesen, weil sie bei einem Kriege unmittelbarer blosgestellt waren. Gustav, welcher von einer glänzenden Unternehmung gegen Frankreich träumte, antwortete auf das Meldungsschreiben, daß er den König nicht als frei betrachte. Rußland wich einer näheren Erklärung aus. Holland, die italienischen Staaten, vor Allem aber die Schweiz ertheilten die genügendsten Antworten. Die Churfürsten von Trier und Mainz, auf deren Gebiete sich die Auswanderer befanden, gaben ausweichende Antworten. Spanien, welches von Coblenzer Emissairen bestürmt wurde, sprach sich nicht weiter darüber aus und erklärte, daß es von der Zeit erwarte, der Freiheit des Königs gewiß zu werden; nichtsdestoweniger versicherte

es nichts unternehmen zu wollen, was die Ruhe des Königreichs stören könne.

Solche Antworten, von denen keine feindselig war, die gesicherte Neutralität von Seiten Englands, die Unentschlossenheit Friedrich Wilhelms, Leopolds bekannte friedliche Gesinnung, alles deutete auf Frieden hin. Es läßt sich nicht bestimmen, was in Ludwig XVI. schwankender Seele dabei vorgieng, aber sein Interesse, was dabei klar vor Augen lag, so wie die Furcht selbst die ihm später der Krieg einflößte, machen es glaublich, daß auch er die Erhaltung des Friedens wünschte. Mitten in dieser allgemeinen Uebereinstimmung beharrten die Auswanderer allein auf ihren kriegerischen Absichten und Vorbereitungen. Sie strömten fort und fort in Masse nach Coblenz; daselbst waren sie eifrig beschäftigt sich zu bewaffnen, legten Magazine an, kauften auf den Märkten Vorräthe auf und bildeten Cadres, welche in der That nie vollzählig wurden, denn keiner von ihnen hatte sonderliche Lust Soldat zu werden; sie theilten Militairgrade aus, welche zu kaufen waren, und wenn sie auch in der That nichts Gefährliches unternahmen, so trafen sie doch nichtsdestoweniger große Vorbereitungen, welche sie selbst für so furchtbar hielten, daß das französische Volk vor ihnen erschrecken müßte.

Die große Frage war hierbei: ob Ludwig XVI. ihnen günstig gesinnt sei oder nicht; aber es war kaum zu bezweifeln, daß er nicht für Anverwandte und Diener günstig gestimmt sein sollte, welche sich bewaffneten um ihm seine alten Rechte wieder zu verschaffen. Es hätte der größten Aufrichtigkeit bedurft, um sie vom Gegentheile zu überzeugen; die Briefe des Königs an die Emigranten enthielten zwar die Einladung und selbst den Befehl zur Rückkehr, aber man behauptete dagegen*), er unterhalte noch eine geheime Correspondenz, welcher der öffentlichen schnurstracks widerspräche und ihre Wirkung wieder aufhebe. Man kann ohne Zweifel seine geheime Verbindungen mit Coblenz nicht in Abrede stellen; aber es ist andrerseits kaum zu glauben, daß Ludwig XVI. sich ihrer bedient haben sollte, um die an die Emigranten erlassenen öffentlichen Befehle zu widerrufen; ihre Rück-

*) Siehe Note 26. am Ende des Bandes.

kehr lag vielmehr augenscheinlich in seinem eigenen Interesse, denn ihre Gegenwart zu Coblenz konnte ihm nur von Nutzen sein, insofern sie den Plan hatten den Kampf zu beginnen; es fürchtete aber damals Ludwig XVI. den Bürgerkrieg über Alles. Da er sie nun nicht jenseit des Rheins schlagfertig stehen lassen wollte, so mochte er sie lieber in seiner Nähe sehen, damit sie ihre Anstrengungen zur Beschützung seiner Person und seines Thrones mit denen der Constitutionellen vereinigten.

Ueberdis veranlaßte ihr Aufenthalt zu Coblenz strenge Gesetze, welche der König nicht sanctioniren wollte; seine Verweigerung der Sanction brachte ihn in Zwiespalt mit der Versammlung, und dieser Gebrauch den er vom Veto machte, raubte ihm, wie wir sehen werden, gänzlich die Gunst des Volkes, welches ihn deshalb als einen Mitschuldigen der Auswanderer betrachtete. Kaum läßt es sich denken, daß die Triftigkeit dieser Gründe, welche alle seine Minister theilten, nicht auch ihm eingeleuchtet haben sollte; einstimmig waren diese der Meinung, daß die Auswanderer, um die Person des Königs zu vertheidigen, zurückkehren müßten, wodurch die Aufregung beschwichtigt und den Ruhestörern jeder Vorwand genommen worden wäre. Dis war selbst die Meinung Bertrand's von Molleville, dessen Grundsätze doch nichts weniger als constitutionell waren: „Man mußte — sagt er, durch alle nur mögliche Mittel des Königs Popularität zu heben suchen; das einflußreichste und nützlichste Mittel von allen aber war in diesem Augenblick die Zurückberufung der Auswanderer, deren allgemein verlangte Rückkehr, der durch die Auswanderung gänzlich aufgelöst'ten Partei der Royalisten in Frankreich neues Leben gegeben haben würde, so daß diese Partei, überdis noch durch den Verruf in welchem damals die Versammlung stand, gehoben, und durch die zahlreichen Ueberläufer der constitutionellen Partei so wie durch alle Mißvergnügte vergrößert, dann hinreichende Macht erlangen mußte, um eine mehr oder weniger nahe, aber unvermeidlich bevorstehende Krise zu Gunsten des Königs zu entscheiden."

Ludwig XVI. erließ den Rathschlägen seiner Minister ge-

mäß, an die Oberbefehlshaber des Landheers und an die Offiziere der Marine Anmahnungen, um ihnen ihre Pflicht in das Gedächtniß zurückzurufen, und sie auf ihren Posten zurückzuhalten; alle diese Ermahnungen aber blieben fruchtlos, und die Desertion ging so ununterbrochen ihren alten Gang, daß der Kriegsminister meldete, wie bereits neunzehn Hundert Offiziere desertirt seien. Jetzt mußte die Nachsicht ein Ende haben und die Versammlung beschloß strenge Maßregeln zu nehmen. Die constituirende Versammlung hatte sich in gleichem Falle begnügt, die öffentlichen Beamten, welche das Königreich verließen, ihrer Aemter zu entsetzen, und die Güter der Auswanderer mit dreifachen Steuern zu belegen, um so den Staat für die Dienstleistungen, deren er durch ihre Entfernung verlustig ging, zu entschädigen; die neue Versammlung aber brachte weit härtere Strafen in Vorschlag. Zu diesem Zwecke wurden ihr verschiedene Plane vorgelegt. Brissot wollte drei Klassen von Auswanderern unterschieden wissen; die Anstifter zur Desertion, die öffentlichen Beamten welche ihre Stellen verließen, und endlich diejenigen, welche aus Furcht von dem Boden ihres Vaterlandes geflohen waren. Gegen die Ersteren, meinte er, müsse man mit Strenge verfahren, die Andern aber verachten und beklagen.

Gewiß gestattet es die Freiheit des Menschen nicht, daß man ihn an den Boden fessele; ist man aber durch eine Menge von Umständen zu der Gewißheit gelangt, daß Bürger nur das Vaterland verlassen, um sich außerhalb desselben zu vereinigen und ihm den Krieg zu machen, dann ist es wohl erlaubt gegen so gefährliche Plane Vorsichtsmaßregeln zu treffen. — Die Discussion hierüber war ebenso anhaltend als hartnäckig. Die Constitutionellen widersetzten sich allen vorgeschlagenen Maßregeln mit der Behauptung, daß man ebenso wie es stets ihre Vorgänger gethan, so vergeblichen Versuchen nur Verachtung entgegensetzen müsse. Die entgegengesetzte Partei trug aber den Sieg davon, und ein erstes Decret wurde erlassen, worin Monsieur, der Bruder des Königs bedeutet wurde, binnen zwei Monaten zurückzukehren, widrigensalls er seines Rechtes der eventuellen Erbfolge verlustig würde. Ein zweites noch strengeres Decret traf die Emigranten

im Allgemeinen und erklärte, daß die jenseit der Grenzen des Königreichs versammelten Franzosen der Verschwörung gegen Frankreich verdächtig seien; daß, im Falle sie den nächstfolgenden ersten Januar noch vereinigt wären, sie, als der Verschwörung wirklich schuldig erkannt, und demgemäß verfolgt und mit dem Tode bestraft werden sollten; endlich daß die Einkünfte der in Contumaz Verurtheilten, auf ihre Lebenszeit, unbeschadet der Rechte der Frauen, Kinder und rechtmäßigen Gläubiger für Rechnung des Staats erhoben werden sollten. (Decrete vom 28. Octbr. und 9. Nov.)

Da die Auswanderung an sich keine strafbare Handlung ist, so war es schwierig, den Fall wo sie es ward, genau zu bestimmen. Das Gesetz konnte nichts weiter thun als im Voraus festsetzen, in welchem Falle sie strafbar wurde, und alle diejenigen, welche dis nicht sein wollten, brauchten ihm nur zu gehorchen. Diejenigen, welche, von dem Zeitpunkte, von wo an ihre Abwesenheit aus dem Königreiche ein Verbrechen wurde, in Kenntniß gesetzt, demohngeachtet nicht zurückkehrten, erklärten sich hierdurch selbst für Verbrecher; diejenigen aber, welche sich aus keiner feindlichen Absicht und ohne irgend einen politischen Grund außerhalb des Königsreichs befanden, durften nur mit ihrer Rückkehr sich beeilen, denn es war in der That ein ziemlich geringes Opfer für die Sicherheit des Staates, eine Vergnügungs- oder Geschäftsreise etwas abzukürzen. Endlich ertheilte Ludwig XVI., um die National-Versammlung so wie die öffentliche Meinung zufrieden zu stellen, dem Decrete, welches Monsieur die Rückkehr bei dem Verluste seines Regentschaftsrechts anbefahl, seine Zustimmung, fügte aber dem Gesetze gegen die Auswanderer sein Veto bei. Die Minister erhielten den Auftrag, sich in corpore in die National-Versammlung zu begeben, um sie von dem Willen des Königs in Kenntniß zu sezzen. (Sitzung vom 12. Nov.) Sie verlasen zuerst verschiedene Decrete, welche die königliche Zustimmung erhalten hatten; als endlich das Emigrantengesetz an die Reihe kam, verbreitete sich das tiefste Stillschweigen in der Versammlung, und kaum daß der Siegelbewahrer die offizielle Formel ausgesprochen hatte: Der König wird es in Erwägung ziehen, — so that

sich auch von allen Seiten lautes Mißvergnügen kund. Der Minister hatte zugleich das nackte Veto motiviren wollen; aber eine Menge Stimmen erhoben sich dagegen und erklärten demselben, daß die Constitution dem Könige nur das einfache Recht der Verwerfung, nicht aber auch das, diese Opposition zu motiviren zugestehe. Der Minister mußte sich in dessen Folge zurückziehen und hinterließ die größte Erbitterung. Diesen ersten Wiederstand, welchen der König gegen die Versammlung zeigte, führte einen entscheidenden Bruch herbei, und obgleich er das Decret, welches seinen Bruder der Regentschaft beraubte, bestätigt hatte, so sah man demohngeachtet in seiner Verwerfung des zweiten Decrets ein Zeichen seiner Hinneigung zu den Insurgenten zu Coblenz. Man erinnerte sich, daß er ihr Verwandter, ihr Freund und gewissermaßen ihr Theilnehmer sei, und zog daraus den Schluß, daß es ihm unmöglich würde, sich einer Verbindung mit ihnen gegen die Nation zu enthalten.

Den Tag darauf veröffentlichte Ludwig XVI. eine Proclamation an die Emigranten und zwei besondere Sendschreiben an seine beiden Brüder. Die Gründe, welche er darin gegen die Ersteren und gegen die Letztern aufstellte, waren vortrefflich und schienen aus voller Ueberzeugung geflossen zu sein: er forderte sie auf durch ihre Rückkehr das Mißtrauen zu beseitigen, welches Uebelwollende so eifrig ausbreiteten; er bat sie, ihn nicht zur Anwendung gewaltsamer Maßregeln gegen sie zu nöthigen, und stellte ihnen in Bezug auf seine angebliche Gefangenschaft, womit sie ihren Ungehorsam zu beschönigen suchten, zum Beweise des Gegentheils das Veto auf, welches er eben zu ihren Gunsten eingelegt hatte. *) Dem sei nun wie ihm wolle, diese Gründe brachten weder in Coblenz noch in Paris den vielleicht gewünschten Erfolg hervor. Die Auswanderer kehrten nicht zurück, und die National-Versammlung fand den Ton, in welchem die Proclamation abgefaßt war, zu mild, und bestritt der vollstreckenden Gewalt selbst das

*) Siehe Note 27 am Ende des Bandes.

Recht, eine solche zu erlassen. Man war in der That viel zu erbittert, als daß man sich mit einer bloßen Proclamation begnügen, und wohl gar es hätte gut heißen können, daß der König den weit wirksameren Zwangsmitteln, welche man eben beschlossen hatte, eine so unnütze Maßregel beigesellte.

Zur selben Zeit hatte Ludwig XVI. eine abermalige Probe dieser Art zu bestehen, welche von einem gleich unseligen Erfolge begleitet war. Die ersten Religionsunruhen waren im Westen ausgebrochen, und die constituirende National-Versammlung hatte darauf zwei Commissarien dorthin abgeschickt, deren einer der nachher so berühmte Girondist Genſonné war. Ihr Bericht darüber erfolgte an die gesetzgebende Versammlung und erfüllte dieselbe, obgleich er sich sehr gemäßigt aussprach, mit großem Unwillen. Wie man sich noch erinnern wird, hatte die constituirende Versammlung diejenigen Priester, welche sich weigerten den Eid zu leisten, ihrer Aemter enthoben, ihnen aber demohngeachtet eine Pension und die Freiheit gelassen, ihren Cultus privatim auszuüben. Seit der Zeit hatten diese das Volk unaufhörlich gegen ihre beeideten Collegen aufgewiegelt, sie ihm als Gottlose geschildert, deren Meßdienst nichtig und heillos sei, und die Landleute große Strecken weit mit sich fortgezogen, um ihnen Messe zu lesen. Diese Letztern wurden erbittert, daß in ihren Kirchen ein Cultus stattfand, den sie für gottlos hielten, während sie den, nach ihrer Meinung allein heiligen, so weit zu suchen genöthigt waren. Oft auch vergriffen sie sich an die vereideten Priester und deren Anhänger und der Bürgerkrieg stand vor der Thür. *) Neue Anzeigen wurden deshalb der National-Versammlung gemacht, welche die Gefahr als noch größer bezeichneten, daher beschloß sie gegen diese neuen Feinde der Constitution ähnliche Maßregeln zu ergreifen, wie sie deren schon gegen die bewaffneten überrheinischen Widersacher angewendet hatte, und dabei die Gesinnungen des Königs nochmals auf die Probe zu stellen.

Die constituirende Versammlung hatte allen Priestern den Civileid auferlegt. Diejenigen, welche sich denselben

*) Man sehe Note 28. am Ende des Bandes.

zu leisten weigerten, verloren ihre Eigenschaft als Diener des öffentlichen, vom Staate unterhaltenen Cultus, behielten aber ihre Pensionen als Geistliche, und die Freiheit im Stillen ihren Gottesdienst zu halten. Nichts konnte schonender und gemäßigter als diese Art Repressivmaßregel sein. Die legislative National-Versammlung aber verlangte nun nochmals den Eid und nahm denen, welche ihn verweigerten, jedwede Besoldung. Da sie überdis ihre Freiheit zur Erregung des Bürgerkriegs mißbrauchten, so befahl sie, daß sie je nach ihrer Aufführung von einem Orte zum andern versetzt, und im Falle sie bei ihrem Ungehorsam beharrten, selbst zu Gefängnißstrafe verurtheilt werden sollten. Endlich verbot sie ihnen auch die freie Ausübung des Privatgottesdienstes und befahl, daß ihr von Seiten der Verwaltungsbehörden ein Verzeichniß derselben mit beigefügten Anmerkungen über ihr Betragen eingesandt werden solle. (Decret vom 29. November.) Diese, so wie die eben gegen die Auswanderer erlassenen Maßregeln hatte ihren Ursprung in der Furcht, welche sich gewöhnlich bedrohter Regierungen bemächtigt und sie zwingt, sich mit übertriebener Vorsicht zu umschanzen. Nicht mehr die wirkliche Thatsache war es, welche sie strafte, sie verfolgte schon einen blos präsumirten Angriff, und ihre Maßregeln mußten daher allerdings oft eben so willkührlich und grausam wie der Verdacht selbst sein.

Die in Paris zurückgebliebenen Bischöfe und Priester hatten Verbindungen mit dem Könige unterhalten und kamen alsbald mit einer Denkschrift gegen dieses Decret bei ihm ein. Der bereits von Zweifeln beunruhigte König, welcher sich über seine Bestätigung des Decrets der constituirenden Versammlung noch fortwährend Vorwürfe machte, bedurfte keiner besondern Ermuthigung, um dismal seine Sanction zu verweigern. „Was dieses betrifft, sagte er, als er sich über das neue in Vorschlag gebrachte Decret äußerte, so wird man mir eher das Leben nehmen als mich zur Bestätigung desselben nöthigen können.“ Die Minister waren so ziemlich derselben Meinung. Auch Barnave und Lameth, welche der König dann und wann um ihre Meinung befragte, riethen ihm, die Sanction zu verweigern, fügten aber diesem Rathe noch andere Rathschläge bei, zu de-

ren Befolgung sich der König nicht entschließen konnte. Nach ihrer Meinung sollte er nämlich sich zwar dem Decrete widersetzen, dagegen aber, um keine Zweifel über seine Gesinnungen zu lassen, alle Priester, welche den Eid verweigerten, von seiner Person entfernen, und seine Capelle nur aus constitutionellen Geistlichen zusammensetzen. Aus allen diesen ihm ertheilten Rathschlägen aber nahm der König nur dasjenige an, was darin mit seiner Schwäche oder seiner Frömmigkeit harmonirte. Dúport-Dútertre, Siegelbewahrer und Organ der Constitutionellen im Ministerium, wußte darin ihre Ansichten geltend zu machen, und als der Staatsrath zur großen Zufriedenheit Ludwig XVI. sich für die Anwendung des Veto ausgesprochen hatte, fügte er das Gutachten bei, daß es passend sein würde die Person des Königs mit unverdächtigen Priestern zu umgeben. Bei diesem Vorschlage zeigte aber der sonst so beugsame Ludwig XVI. eine unbesiegbare Hartnäckigkeit und behauptete, daß die, mittelst Decretes aller Welt nachgelassene Freiheit des Gottesdienstes auch ihm so gut wie seinen Unterthanen zukommen, und ihm die Freiheit zustehen müsse, sich nach Belieben mit Priestern die ihm zusagten, zu umgeben. Man bestand nicht weiter darauf, und ohne noch die Versammlung für jetzt davon zu unterrichten, wurde das Veto beschlossen.

Die constitutionelle Partei, welcher sich der König in diesem Augenblicke in die Arme geworfen zu haben schien, lieh ihm eine neue Stütze in dem Departement-Directorium. Dieses Directorium bestand aus den angesehensten Mitgliedern der constituirenden Versammlung, dem Herzoge von Larochefoucault, dem Bischof von Autun, Baumetz, Desmeuniers, Ansons und Andern, und richtete nicht in der Eigenschaft als Verwaltungsbehörde, sondern als ein Verein von Bittstellern an den König eine Petition, in welcher sie ihn ersuchte, dem Decrete gegen die Priester das Veto beizusetzen. „Die National-Versammlung — sagte die Petition — hat sicher das Gute gewollt, und es ist uns eine angenehme Pflicht, sie hier vor ihren strafbaren Lästerern in Schutz zu nehmen; aber eine an sich so löbliche Absicht hat sie zu Maßregeln ver-

leitet, welche weder die Constitution, noch die Rechte der Geistlichkeit, noch die Klugheit erlauben ..... Sie will für alle unbeamtete Geistliche die Auszahlung ihrer Pensionen von der Leistung des Civileides abhängig machen, während dem doch die Constitution ausdrücklich und buchstäblich diese Pensionen in die Reihe der Nationalschulden gesetzt hat. Kann aber nun die Bedingung einen gewissen Eid zu leisten, wohl den Rechtstitel einer anerkannten Schuld aufheben? Die constituirende Versammlung hat gethan, was sie bei den unbeeideten Priestern thun durfte; als sie sich des vorgeschriebenen Eides weigerten, entsetzte sie dieselben ihrer Aemter, gewährte ihnen aber zum Ersatze für den verlorenen Besitz mindest eine Pension .... Die gesetzgebende Versammlung aber will, daß die Geistlichen, welche den Eid nicht geleistet oder ihn widerrufen haben, bei ausbrechenden Religionsunruhen provisorisch entfernt, und im Fall sie dem gerichtlich ausgefertigten Befehle nicht Folge leisten, eingekerkert werden sollen. Aber hieße das nicht das System der willkührlichen Ordonnanzen wieder einführen, wenn man erlauben wollte, denjenigen, welcher noch keiner Widerspänstigkeit gegen irgend ein Gesetz überwiesen ist, erst mit Ausweisung und dann auch noch mit Gefängniß zu strafen?..... Die National-Versammlung verbietet allen denen, welche sich weigern den Civileid zu schwören, das Bekenntniß ihres Cultus ..... Nein, diese Freiheit kann Niemandem entzogen werden; sie ist für immer durch die Erklärung der Menschenrechte geheiligt ....." Diese Gründe waren ohne Zweifel vortrefflich; aber nicht mit Gründen hebt man den Groll und die Besorgnisse der Parteien, und wie konnte man in der That die Versammlung überzeugen wollen, daß es hartnäckigen Priestern gestattet sein müsse, Unruhen und Bürgerkrieg zu erregen? — Das Directorium wurde dieser Bittschrift wegen vielseitig geschmäht, und seine Petition an den König durch eine Menge anderer, an den gesetzgebenden Körper gerichteter, bekämpft. Eine der kühnsten darunter, in welcher sich bereits die gesteigerte Heftigkeit der Sprache und die Nichtachtung aller bisher gegen die Autoritäten und den König beobachteten Anstandsregeln bemerkbar machte, überreichte Camille Desmoulins an der Spitze einer Section. Er erklärte darin der Versammlung,

daß es eines großen Beispiels bedürfe ...., daß das Directorium in Anklagestand versetzt werden ..... daß man vor Allem die Rädelsführer verfolgen ..... daß man die Verschwörer vor den Kopf schlagen und sie mit dem Donner des Gesetzes vernichten müsse .....; daß die Kraft des königlichen Veto ihre Grenze habe, und daß man mit einem Veto nicht die Erstürmung der Bastille habe verhindern können ... u. s. w.

Ludwig XVI., entschlossen seine Sanction zu verweigern, nahm indeß noch Anstand dis der Versammlung zu eröffnen. Er wollte erst durch einige Handlungen die öffentliche Meinung gewinnen, und wählte deshalb seine Minister aus der constitutionellen Partei. Montmorin, seiner mühsamen Amtsführung unter der constituirenden Versammlung und seiner beschwerlichen Unterhandlungen mit allen Parteien überdrüssig, hatte sich, um nicht den Stürmen einer neuen Versammlung ausgesetzt zu sein, trotz der inständigen Bitten des Königs zurückgezogen. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, schon von Mehreren ausgeschlagen, wurde endlich von Delessart gegen das des Innern vertauscht. Delessart, ein unbescholtener und aufgeklärter Mann, stand unter dem Einflusse der Constitutionellen oder der Feuillants; er war aber zu schwach, um den Willen des Königs zu bestimmen und gegen die auswärtigen Mächte und die Factionen im Innern eine ehrfurchtgebietende Stellung einzunehmen. Cahier de Gerville, ein erklärter Patriot, aber zu unbeugsam und abgeschlossen, um Andere mit sich fortzureißen, erhielt, um abermals der öffentlichen Meinung entgegenzukommen, das Portefeuille des Innern. Narbonne, ein junger, eifrig constitutionell gesinnter Mann voll glühender Thätigkeit, welcher sich auch beliebt zu machen verstand, überkam durch die damals das Ministerium bildende Partei, die Kriegsverwaltung, und hätte einen heilsamen Einfluß auf den Staatsrath ausüben und die Versammlung mit dem Hofe aussöhnen können, wäre seinem Streben nicht der contrerevolutionaire Minister Bertrand de Molleville, welchen der Hof allen Andern vorzog, feindlich entgegengetreten. Bertrand de Molleville verabscheute die Constitution, versteckte sich künstlich hinter die Worte derselben, um ihren Geist anzu-

greifen und wollte durchaus, daß es der König versuche, sie in Ausführung zu bringen, „jedoch auf eine Weise, wie er sich ausdrückte, daß sie sich dadurch als unausführbar zeige.“ Der König konnte sich zu seiner Entlassung nicht entschließen, und versuchte es demnach mit diesem fremdartig zusammengesetzten Ministerium seine Regierung fortzusetzen. Nachdem er der öentlichen Meinung durch seine Wahl zu schmeicheln gesucht hatte, strebte er auch noch durch andere Mittel dieselbe noch mehr zu gewinnen, und zeigte sich scheinbar allen diplomatischen und militairischen, gegen die überrheinischen Umtriebe in Vorschlag gebrachten Maßregeln geneigt. Inzwischen verkündeten die Nachrichten der Grenz- Munizipalitäts- und Departementsbehörden, so wie die Berichte der Handelsreisenden, welche vom Rheine kamen, daß der Vicomte von Mirabeau, Bruder jenes berühmten Mitgliedes der constituirenden Versammlung, an der Spitze von sechs Hundert Mann im Bisthum Straßburg stehe; daß auf dem Gebiete des Churfürsten von Mainz, nahe bei Worms, sich zahlreiche Corps von Flüchtlingen unter den Befehlen des Prinzen von Condé gesammelt hätten; daß sich deren auch zu Coblenz und im ganzen Churfürstenthum Trier zerstreut fänden; daß man sich bereits Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten gegen Franzosen erlaubt, und endlich, daß an den General Wimpfen die Aufforderung ergangen sei, Neu-Breisach zu übergeben. Diese Nachrichten in Verbindung mit den bereits offenkundigen, erbitterten die Versammlung im höchsten Grade, und alsbald wurde ein Decretsentwurf in Vorschlag gebracht, welcher die Churfürsten zur Entwaffnung der Auswanderer auffordern sollte. Man setzte die Entscheidung auf zwei Tage aus, damit sie nicht zu übereilt erscheine; nach Ablauf dieser Frist nahm die Berathung ihren Anfang. Der Deputirte Isnard nahm zuerst das Wort: er machte auf die Nothwendigkeit aufmerksam, die Ruhe des Königreichs nicht auf vorübergehende, sondern auf eine dauernde Weise herzustellen, und zu diesem Zwecke mit strengen und nachdrücklichen Maßregeln hervorzutreten, welche ganz Europa von den patriotischen Entschließungen Frankreichs Zeugniß geben könnten. „Fürchten Sie nicht, sprach er, hierdurch

den Krieg mit den großen Mächten hervorzurufen; das eigene Interesse hat bereits über die Absichten derselben entschieden; Ihre Maßregeln werden die Gesinnungen derselben nicht ändern, sondern sie nur nöthigen, sich näher zu erklären..... Das Benehmen des Franzosen muß seiner neuen Bestimmung entsprechen; Sclave unter Ludwig XIV. war er nichtsdestoweniger groß und unerschrocken; jetzt frei, sollte er schwach und furchtsam sein? Man irrt, sagt Montesquieu, wenn man glaubt, ein Volk im Aufstande sei leicht zu überwältigen; im Gegentheil ist es um so gerüsteter, andere zu besiegen. (Beifall.) Man schlägt Ihnen einen Vergleich vor! Man will die königlichen Vorrechte, man will die Macht des Königs vermehren, eines Mannes, dessen Wille dem der ganzen Nation Schach bieten kann, eines Mannes, welcher dreißig Millionen Einkünfte bezieht, während Tausende von Bürgern im Elende verschmachten! (Neuer Beifall.) Man will den Adel wieder einführen! Und würden alle Adelige der Erde uns auf einmal anfallen, — die Franzosen, in der einen Hand das Gold, in der andern das Eisen, werden dieses hochmüthige Geschlecht bekämpfen und es zwingen die Strafe der Gleichheit zu erdulden. Reden Sie zu den Ministern, zu dem Könige und zu Europa die Sprache, welche Frankreichs Repräsentanten geziemt; sagen Sie den Ministern, daß Sie von ihrem bisherigen Benehmen eben nicht sonderlich zufrieden gestellt wären, und daß Sie unter „Verantwortlichkeit" den Tod verständen. (Anhaltender Beifall.) Sagen Sie Europa, daß Sie die Verfassungen aller Reiche achten, daß Sie aber, wenn man einen Krieg der Könige gegen Frankreich erregt, einen Krieg der Völker gegen die Könige erregen würden! (Abermaliger Beifall.) Achten Sie, achten Sie meinen Enthusiasmus, es ist der der Freiheit! Sagen Sie, daß die Schlachten, welche sich die Völker auf Geheiß der Despoten liefern, den Schlägen gleichen, welche sich zwei Freunde, von einem hinterlistigen Anstifter dazu verleitet, in der Dunkelheit versetzen! Sobald der Tag erscheint, umarmen sie sich und rächen sich an dem, der sie betrog. Ebenso werden, wenn in dem Augenblicke, wo die feindlichen Heere sich mit den unseren messen wollen, die Philosophie ihnen die Augen öffnet,

die Völker sich umarmen im Angesicht der entthronten Tyrannen, der beruhigten Erde und des befriedigten Himmels!" (Sitzung von 29. Nov.)

Der Enthusiasmus, welchen diese Worte hervorriefen, war so groß, daß man sich zu dem Redner drängte, um ihn zu umarmen; auf der Stelle wurde das von ihm unterstützte Decret angenommen, und Herr von Vaublanc beauftragt, es dem Könige, an der Spitze einer Deputation von vier und zwanzig Mitgliedern zu überreichen. In diesem Decrete erklärte die Versammlung, daß nach ihrem Dafürhalten die Reichsfürsten von Trier und Mainz und die andern deutschen Reichsfürsten ohne Aufschub aufgefordert werden müßten, den sich an der Grenze bildenden Verbindungen sofort ein Ziel zu setzen, und sie ersuchte zu gleicher Zeit den König, die für die nöthige Schadloshaltung der in Elsaß angesessenen Fürsten bereits eingeleiteten Unterhandlungen zu beschleunigen. Herr von Vaublanc begleitete zur großen Zufriedenheit der Versammlung, dieses Decret mit einer zwar bescheidenen, aber festen und von der Versammlung sehr belobten Rede: „Sire, sprach er, wenn sich die durch Widerruf des Edictes von Nantes aus ihrem Vaterlande vertriebenen Franzosen unter dem Schutze der deutschen Fürsten an der Grenze bewaffnet versammelt hätten, Sire, wir fragen Sie, wie würde sich Ludwig XIV. dabei benommen, würde er diese Versammlungen geduldet haben? Was Er für sein königliches Ansehen damals gethan haben würde, dis möge Eure Majestät jetzt für die Aufrechthaltung der Constitution thun!"

Ludwig XVI., wie bereits erwähnt, entschieden den üblen Eindruck des Veto durch volksthümliche Handlungen wieder zu verwischen, beschloß sich selbst in die Versammlung zu verfügen und ihre Botschaft mit einer möglichst befriedigenden Rede in eigener Person zu beantworten. Dis erfolgte auch den 14. December Abends, nachdem er des Morgens durch ein einfaches Billet seine Ankunft angekündigt hatte. Tiefes Stillschweigen empfing ihn; die Botschaft der Versammlung, sprach er, erfordere die genaueste Erwägung, weshalb er, zumal da in diesem Falle die Ehre Frankreichs auf der Spitze stehe, es für nöthig

erachtet habe, persönlich zu erscheinen; er theile die Gesinnungen der Versammlung vollkommen, habe aber aus Scheu vor den Uebeln des Krieges die verirrten Franzosen im Guten auf den rechten Weg zurückzuführen versucht; da jedoch alle glimpflichen Vorstellungen nichts gefruchtet, so sei er dem Auftrage der Versammlung zuvorgekommen und habe den Churfürsten bereits angedeutet, daß sie, im Fall nicht vor dem 15. Januar jedwede Zusammenrottung aufgehört habe, als Feinde Frankreichs betrachtet werden sollten; ferner habe er auch in einem Schreiben an den Kaiser, dessen Intervention in seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt reclamirt, und werde, im Falle keine Genugthuung erfolge, die Kriegserklärung beantragen. Zum Schluß erklärte er alle Versuche, ihm Abneigung gegen die Ausübung seiner Autorität einzuflößen, für vergeblich, da er stets die Constitution als ein heilig anvertrautes Gut beachten werde, und zu tief das große Glück empfinde, der König eines freien Volkes zu sein."

Lebhafter Beifall folgte dem vorherigen Stillschweigen, und entschädigte den König für den bei seinem Eintritte ihm zu Theil gewordenen Empfang. Da die Versammlung am Morgen decretirt hatte, ihm durch eine Botschaft ihre Antwort mitzutheilen, so konnte sie ihm nicht auf der Stelle ihre dankbare Zufriedenheit über das Gehörte bezeugen, sie beschloß dafür seine Rede in alle drei und achtzig Departements zu vertheilen. Hierauf trat Narbonne ein, um die Versammlung von den Mitteln in Kenntniß zu setzen, womit man den, den Mächten gemachten Vorstellungen den gehörigen Nachdruck zu geben vermöge. Hundert und funfzig Tausend Mann sollten am Rhein aufgestellt werden, was, wie er meinte, nicht schwierig sei, und drei Generäle das Commando derselben übernehmen: Luckner, Rochambeau und Lafayette. Bei diesem letzten Namen erhob sich Beifallgeschrei. Narbonne bemerkte noch, daß er alsbald abgehen werde die Grenzen zu besichtigen, den Zustand der festen Plätze zu untersuchen, und überhaupt auf alle Vertheidigungsanstalten die größte Thätigkeit zu wenden, und daß ohne Zweifel die Versammlung hiezu die nöthigen Fonds bewilligen und um die Freiheit nicht markten wer-

de. „Nein, nein!“ rief man von allen Seiten. Zum Schluß fragte er die Versammluug, ob sie, trotz dem, daß die gesetzliche Zahl der Marschälle vollständig sei, dem Könige nicht gestatten wolle, diesen Grad auch den beiden andern, mit der Rettung des Vaterlandes beauftragten Generalen, Luckner und Rochambeau zu ertheilen? Die Versammlung sprach durch Acclamation ihre Zustimmung hiezu und ihre vollkommene Zufriedenheit mit dem Eifer des jungen Ministers aus. — Durch ein solches fortgesetztes Benehmen konnte Ludwig XVI. allein die Volksgunst erlangen und die Republikaner gewinnen, welche nur darum eine Republik wollten, weil sie einen König für unfähig hielten, die Freiheit zu lieben und zu vertheidigen.

Er benutzte auch alsbald die in Folge dieser Maßregeln eingetretene Zufriedenheit, um das dem Decrete gegen die Priester beigefügte Veto zu veröffentlichen. Absichtlich hatte man schon am Morgen in den Journalen die Absetzung der alten, des Aristokratismus verdächtigen, diplomatischen Agenten, und die Ernennung der neuen an ihrer Stelle bekannt gemacht. In Folge dieser Vorsorge wurde die Botschaft ohne Murren aufgenommen; die Versammlung hatte sie bereits erwartet, und der Eindruck, den sie machte, war nicht so ungünstig, als man gefürchtet. Man sieht, welche unendliche Rücksichten der König bei der Ausübung seiner Prärogative zu beobachten hatte, und welcher Gefahr er dabei ausgesetzt war. Doch würde er wohl, selbst wenn die constituirende Versammlung, der man sein Verderben Schuld gab, weil sie ihn in seiner Macht allzu sehr beschränkte, ihm das absolute Veto zugestanden hätte, würde er wohl deshalb mächtiger gewesen sein? War nicht das suspensive Veto hier von gleicher Wirkung wie das absolute? Fehlte es dem Könige an legaler Macht oder an der Macht der öffentlichen Meinung? Der Erfolg selbst lehrt es augenscheinlich; nicht der Mangel an hinreichender Prärogative stürzte Ludwig XVI., sondern der unbedachtsame Gebrauch der ihm verbliebenen . . . . . .

Die der Versammlung verheißene Thätigkeit ermattete nicht, und ohne Unterbrechung folgten sich die Anträge wegen der Kriegskosten und der Ernennung der beiden Marschälle Luck-

ner und Rochambeau. Lafayette wurde der Einsamkeit entrissen, in welcher er von den dreijährigen Anstrengungen ausruhen wollte, und er erschien vor der Versammlung, welche ihn mit Auszeichnung empfing. Bataillone der Nationalgarde geleiteten ihn bei seiner Abreise aus Paris, und Alles gab ihm die Ueberzeugung, daß der Name Lafayette's noch nicht vergessen sei, und daß man ihn noch immer als einen der Gründer der Freiheit betrachte. Indeß wollte Kaiser Leopold, der von Natur den Frieden liebte, den Krieg nicht, weil er wohl erkannte, daß derselbe seinen Interessen nicht diene; er wünschte aber einen Congreß, unterstützt von einer ansehnlichen Streitmacht, um so desto leichter einen Vergleich und einige Modificationen in der Constitution zu ermitteln. Die Emigranten wollten diese aber nicht modifiziren, sondern vernichten; der einsichtvollere und besser unterrichtete Kaiser sah jedoch ein, daß man den neuen Ideen nachgeben und sich damit begnügen müsse, dem Könige mindest einige Prärogative wieder zu verschaffen und durch Errichtung zweier Kammern statt einer, der jetzigen Zusammensetzung des gesetzgebenden Körpers ein Ende zu machen. *) Dieses letztere Project fürchtete man am meisten, und machte deshalb der Partei der Feuillants oder der Constitutionellen vielfach Vorwürfe. Gewiß ist es, daß, wenn diese Partei in den ersten Zeiten der constituirenden Versammlung die Einführung einer ersten Kammer verwarf, weil sie mit Recht fürchtete, der Adel werde sich ausschließlich in den Besitz derselben setzen, ihre Besorgniß jetzt nicht mehr dieselbe war: sie hegte im Gegentheil die gegründete Hoffnung, dieselbe beinah ganz allein einzunehmen; zudem hätten viele ehemalige Mitglieder der constituirenden National-Versammlung, welche jetzt in ein Nichts zurückgesunken waren, hier Gelegenheit gefunden wieder auf den politischen Schauplatz zu treten. Lag daher eine solche Erste Kammer auch nicht in ihren Planen, so lag sie doch wenigstens in ihrem Interesse; und so viel ist gewiß, daß die Journale öfters davon sprachen, und sich das Gerücht von deren Einführung überall verbreitete. Wie reißend war bis jetzt die Revolution vorgeschritten!

*) Siehe Note 29. am Ende des Bandes.

Die dermalige rechte Seite bestand aus den Mitgliedern der ehemaligen Linken, und der gefürchtetste und gehässigste Frevel war nicht mehr die Rückkehr zur alten Verwaltungsform, sondern die Errichtung einer Ersten Kammer. Welch ein Unterschied gegen das Jahr 1789, und wie allgewaltig hatte ein thörigter Widerstand nicht die Ereignisse beschleunigt!

Leopold sah demnach hierin für Ludwig XVI. die einzige mögliche Verbesserung seiner Lage. Unterdeß war es seine Absicht, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, und ohne mit Frankreich zu brechen, ihm durch Festigkeit, Achtung zu gebieten: er verfehlte aber seinen Zweck durch die Antwort, welche er ertheilte. In derselben notifizirte er nämlich die Beschlüsse des Reichstags zu Regensburg, welche den in Elsaß ansässigen Fürsten irgend eine Entschädigung anzunehmen verboten. Nichts war lächerlicher als ein solcher Beschluß, denn auf einem, unter einer und derselben Herrschaft begriffenen Gebiet müssen auch dieselben Gesetze gelten; besaßen daher die Reichsfürsten Ländereien in Frankreich, so mußten sie sich auch die Aufhebung der Feudalrechte gefallen lassen, und die constituirende National-Versammlung hatte schon viel gethan, daß sie ihnen dafür Entschädigungen bewilligte. Da mehrere unter ihnen bereits in dieser Beziehung Unterhandlungen angeknüpft hatten, so annulirte der Reichstag Alles, worüber sie übereingekommen und verbot ihnen, irgend einen Vergleich einzugehen, undd as Reich erkannte demnach dieser Erklärung zufolge, in Bezug auf sich die Revolution nicht an. Was die Verbindungen der Auswanderer betraf, so antwortete Leopold, ohne sich über eine Störung derselben zu erklären, Ludwig dem XVI., daß er, da der Churfürst von Trier nach den Mittheilungen der französischen Regierung sich auf nahe Feindseligkeiten gefaßt machen müsse, dem General Bender Ordre ertheilt habe, ihm schnelle Hilfe zu leisten.

Diese Antwort konnte nicht übler gewählt sein, denn sie nöthigte Ludwig XVI., um sich nicht blos zu stellen, ernste Maßregeln zu ergreifen und den Krieg zu erklären. Delessart wurde alsbald an die National-Versammlung abgeschickt, um sie von der erhaltenen Antwort in Kenntniß zu setzen und ihr das Erstaunen an den Tag zu legen, in welches Leopolds

Benehmen den König versetzt habe. Der Minister versicherte, man müsse aller Wahrscheinlichkeit nach, den Kaiser hintergangen, und ihm fälschlich berichtet haben, daß der Churfürst allen Anforderungen an einen guten Nachbar nachgekommen sei, und theilte hierauf zugleich die an Leopold zurückerfolgte Antwort mit. Man hatte ihm darin erklärt, daß man, ungeachtet seiner Antwort und der dem Marschall Bender ertheilten Ordres, im Fall die Churfürsten zu dem vorgeschriebenen Termine, nämlich bis zum 15. Januar, dem Begehren Frankreichs nicht gewillfahrt hätten, die Waffen gegen sie ergreifen würde. „Wenn diese Declaration, sagte Ludwig XVI. in seinem Briefe an die National-Versammlung vom 31. December, nicht die gehoffte Wirkung hervorbringt, und Frankreich bestimmt sein soll, seine eignen Kinder und Verbündeten zu bekämpfen, so werde ich Europa die Gerechtigkeit unserer Sache kennen lehren; das französische Volk wird sie durch seinen Muth aufrecht erhalten und die Nation erkennen, daß ich kein anderes Interesse als das ihrige habe, und die Aufrechthaltung ihrer Würde und Sicherheit stets als die wesentlichste meiner Pflichten betrachten werde.“ Diese Worte, durch welche sich der König in der gemeinsamen Gefahr mit der Nation zu vereinigen schien, wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen, und die betreffenden Actenstücke an das diplomatische Corps abgegeben, um darüber der National-Versammlung schnell Bericht zu erstatten.

Noch einmal wurde die Königin in der Oper wie in den Tagen ihres Glanzes und ihrer Macht mit Beifallruf empfangen, und sie erzählte bei ihrer Zurückkunft voll Freude ihrem Gemahle den ihr wie ehemals gewordenen Empfang; dis waren aber die letzten Ehrenbezeugungen, welche ihr von einem, die königliche Gnadensonne einst abgöttisch verehrendem Volke zu Theil wurden. Jenes Gefühl der Gleichheit, welches so lange Zeit in dem Menschen bewußtlos schlummert, und erwacht es wieder, dann so verheerend aufbraus't, bekundete sich bereits auf allen Seiten. Man stand am Ende des Jahres 1791; die National-Versammlung hob das alte Ceremoniel des Neujahrstags auf, und entschied, daß die an diesem feierlichen Tage dem Könige seither dargebrachten Huldigungen ins Künftige wegfallen

sollten. Fast zur selben Zeit beklagte sich eine Deputation, daß man ihr die Thüren des Staatsraths auf zweimaliges Klopfen nicht geöffnet habe. Eine ärgerliche Diskussion fand hierüber statt und die National-Versammlung ließ in ihrem Schreiben an Ludwig XVI. die Titel: Sire und Majestät weg. Bald darauf trat ein Deputirter bei dem Könige gar mit bedecktem Kopfe und einer wenig anständigen Kleidung ein. Dergleichen Benehmen wurde freilich oft durch den übeln Empfang hervorgerufen, welcher den Deputirten von den Hofleuten zu Theil wurde, denn bei dergleichen Repressalien wollte der beiderseitige Stolz nirgends hinter dem andern zurückbleiben.

Narbonne verfolgte seinen Weg mit seltenem Eifer; drei Armeen wurden auf der bedrohten Grenze aufgestellt. Rochambeau, ein alter General, welcher sich früher gut auf die Kriegsführung verstanden hatte, jetzt aber kränklich, ärgerlich und mürrisch war, befehligte die in Flandern aufgestellte sogenannte Nordarmee. Lafayette commandirte die Armee des Centrums und hatte sein Lager bei Metz; Luckner, ein alter Krieger und mittelmäßiger General, aber braver und durch seine ächt militairischen Sitten in den Feldlagern sehr beliebter Soldat, befehligte das Corps, welches das Elsaß besetzt hielt. Dis war Alles, was nach einem langen Frieden und einer allgemeinen Desertion Frankreich von seinen Generalen noch übrig geblieben war.

Rochambeau, welcher mit der neuen Verwaltung unzufrieden und über die in der Armee herrschende Indisciplin erbittert war, beklagte sich ohne Unterlaß und machte dem Ministerium wenig Hoffnung auf Erfolg. Lafayette dagegen, jung, thätig und von Ehrgeiz beseelt, sich bald in der Vertheidigung des Vaterlandes hervorzuthun, stellte die Disciplin unter seinen Truppen wieder her, und besiegte alle ihm von dem bösen Willen der Officiere, diesen Aristokraten der Armee, entgegengestellten Hindernisse. Er ließ sie zusammenkommen und erklärte ihnen mit den Worten eines Mannes von Ehre, daß sie, wenn sie nicht pflichtgemäß dienen wollten, das Lager verlassen sollten: daß er denen, welche zurückzukehren wünschten,

einen Zufluchtsort im Innern Frankreichs oder Pässe in das Ausland verschaffen werde, im entgegengesetztem Falle aber, wenn sie fortdienen wollten, ihrer Seits den gebührenden Eifer und Treue erwarte. So gelang es ihm in seiner Armee einen bessern Geist als in den beiden andern statt fand, einzuführen. Was Luckner betraf, so versprach derselbe, da er ohne alle politische Meinung war und in Folge dessen sich mit allen Regierungsarten leicht verstand, der National-Versammlung das Beste, und wußte in der That die Neigung der Soldaten zu gewinnen.

Narbonne reiste mit der größten Schnelligkeit und kam am 11. Januar zurück, um der National-Versammlung von seiner raschen Expedition Rechenschaft zu geben. Er meldete, daß die Wiederherstellung der festen Plätze bereits weit vorgerückt sei, und die Armee von Dünkirchen bis Besançon eine Masse von zweihundert und vierzig Bataillonen und hundert und sechzig Schwadronen, mit der für zweimalhundert Tausend Mann erforderlichen Artillerie bilde, und auf sechs Monate verproviantirt sei. Er ertheilte dem Patriotismus der freiwilligen Nationalgarden die größten Lobsprüche, und versicherte, daß bis auf Weniges ihre Equipirung vollständig sei. Der junge Minister ließ sich hierbei ohne Zweifel von seinem Eifer blenden, aber seine Absichten waren so edel und er stellte Alles so schnell ins Werk, daß ihn die National-Versammlung mit Beifall überschüttete, und seinen Bericht der öffentlichen Dankbarkeit empfahl und in alle Departements vertheilte; die gewöhnliche Weise, auf welche sie befriedigende und ausgezeichnete Dienste lohnte.

# Zehntes Kapitel.

Trennung der Parteien in Folge der Kriegsfrage. — Rolle des Herzogs von Orleans und seiner Partei. — Die ausgewanderten Prinzen werden in Anklagestand versetzt. — Bildung eines Gironde-Ministeriums. — Dumouriez, sein Character, sein Genie und seine Plane. — Die neuen Minister. — Unterredung Dymouriez's mit der Königin. Kriegserklärung an den König von Ungarn und Böhmen. — Erste Militairoperationen. — Niederlagen von Quievrain und von Tournay. Ermordung des Generals Dillon.

---

Zu Anfange des Jahres 1792 war der Krieg die große Frage des Tages und für die Revolution selbst die Lebensfrage geworden. Da sich ihre Feinde gegenwärtig außerhalb des Reiches befanden, so mußte man dort sie aufsuchen und besiegen. Würde aber der König, als Chef der Armee, gegen seine Verwandten und alten Hofleute wahrhafte Strenge gebrauchen? Dis war der Zweifel, über welchen vor allem die Nation in Klarheit kommen mußte. Die Kriegsfrage wurde zunächst bei den Jacobinern verhandelt, welche nichts dergleichen vorübergehen ließen, ohne darüber auf das Bestimmteste zu entscheiden. Das Sonderbarste hierbei war, daß die Ultra-Jacobiner und ihr Chef Robespierre für den Frieden, die gemäßigten Jacobiner aber oder die Girondisten, an deren Spitze Brissot und Louvet standen, für den Krieg stimmten. Brissot unterstützte den Krieg mit seinem Talente und seinem Einflusse, und war mit Louvet, so wie mit allen übrigen Girondisten der Meinung, daß derselbe der Nation dienlich sei, weil er sie aus einer gefährlichen Ungewißheit reiße und ihr die wahren Absichten des Königs enthülle. Diese Männer beurtheilten den Erfolg nach ihrem Enthusiasmus, und konnten daher an keine Besiegung der Nation glauben, welche nach ihrer Meinung, im Fall sie ja durch Verschulden des Königs einen vorübergehenden Schlag erleide, dann schnell über die wahre Sachlage aufgeklärt, das treulose Oberhaupt absetzen würde. Wie kam

10 Z 52

es aber, daß Robespierre und die andern Jacobiner von einem solchen Entschlusse nichts wissen mochten, der doch eine so schnelle und entscheidende Lösung herbeiführen mußte? Hierüber lassen sich lediglich nur Vermuthungen aufstellen. Scheute der furchtsame Robespierre den Krieg? oder war er ihm entgegen, weil ihn Brissot, sein Nebenbuhler bei den Jacobinern, unterstützte und weil ihn der junge Louvet bereits mit seinem Talente vertheidigt hatte? Dem sei nun wie ihm wolle; er stritt für den Frieden mit außerordentlicher Hartnäckigkeit. Die Cordeliers, welche zu gleicher Zeit Jacobiner waren, fanden sich bei der Berathung ein und unterstützten Robespierre. Sie schienen zu fürchten, der König werde Lafayette zu viel Macht einräumen und ihm bald die militairische Dictatur verschaffen; dis war wenigstens die ewige Furcht Camille Desmoulins, welche sich ihn stets an der Spitze einer siegreichen Armee vorstellte, Jacobiner und Cordeliers ohne Unterschied, wie einst auf dem Marsfelde, niedermetzelnd. Louvet und die Girondisten schoben den Cordeliers einen andern Beweggrund unter, und glaubten, sie verfolgten in Lafayette den Feind des Herzogs von Orleans, für dessen heimliche Verbündete man sie hielt.

Dieser Herzog von Orleans, welcher uns nochmals mehr in Folge der Besorgnisse seiner Feinde, als seines Antheils an der Revolution selbst vorgeführt wird, stand damals fast ganz im Hintergrunde. Man hatte sich wohl Anfangs seines Namens bedient, und er selbst hatte auf diejenigen, welchen er sich anvertraute, einige Hoffnungen setzen können: seit der Zeit hatte sich aber Alles gänzlich verändert. Da er aber selbst einsah, daß er unter der Volkspartei am unrechten Platze stand, so hatte er sich während der letzten Zeit der konstituirenden National-Versammlung bestrebt, vom Hofe Verzeihung zu erhalten, war aber dort zurückgewiesen worden. Unter der gesetzgebenden National-Versammlung wurde er zum Admiral erhoben und versuchte nun auf's Neue, sich wieder in die Gunst des Königs zu setzen. Dismal erhielt er wirklich Zutritt, hatte eine ziemlich lange Unterredung mit ihm, und wurde nicht übel aufgenommen. Da er die Einladung erhalten hatte wieder nach Hof

zu kommen, so begab er sich dahin, als eben die Tafel der Königin gerade gedeckt war, und alle Hofleute sich dabei in großer Anzahl eingefunden hatten. Kaum wurde man aber seiner gewahr, als man die beleidigendsten Reden gegen ihn ausstieß. „Habt auf die Schüsseln Acht!“ rief man von allen Seiten, als hätte man gefürchtet, er werde Gift hineinwerfen. Man drängte ihn, trat ihm auf die Füße und nöthigte ihn so zum Weggehen. Beim Herabsteigen der Treppe sah er sich neuen Beschimpfungen ausgesetzt, und verließ voll Unwillen das Schloß in dem Glauben, der König und die Königin hätten ihm diese demüthigende Scene bereitet. Indeß waren diese beiden über die Unklugheit ihrer Hofleute, von welcher sie nicht die geringste Ahnung gehabt hatten, *) in Verzweiflung gerathen. Dieser Prinz mußte fortan erbitterter als jemals sein; gleichwohl wurde er deshalb weder ein thätigerer noch geschickter Parteichef und diejenigen seiner Freunde, welche bei den Jacobinern und in der National-Versammlung ihren Platz hatten, beschränkten sich darauf jetzt ein wenig mehr Lärm zu machen und von da an wähnte man seine Faction wieder hervortreten zu sehen, und war der Meinung, seine Ansprüche und Hoffnungen wären bei den Gefahren des Thrones wiederum aufgelebt.

Die Girondisten glaubten, daß die überspannten Cordeliers und Jacobiner für den Frieden nur deshalb stimmten, um Lafayette, dem Nebenbuhler des Herzogs von Orleans, die Vortheile zu entziehen, welche er im Fall eines Kriegs erlangen konnte. Dem sei nun wie ihm wolle: der Krieg, gemißbilligt von den Jacobinern und unterstützt von den Girondisten, mußte in der National-Versammlung, wo die Letztern das Uebergewicht hatten, durchgehn. Die National-Versammlung begann damit, Monsieur, den Bruder des Königs, den Grafen Artois, den Prinzen von Condé, Calonne, den jüngern Mirabeau und Laqueuille als der Feindseligkeiten gegen Frankreich überführt, in den Anklagestand zu versetzen. Ein Anklagedecret unterlag keiner weitern Sanction, man hatte daher dismal kein Veto zu fürchten. Die Sequestration

*) Man sehe Note 30. am Ende des Bandes.

der Güter der Ausgewanderten und die Verwendung ihrer Einkünfte zum Besten des Staates, bereits durch jenes nicht sanctionirte Decret verordnet, wurde abermals durch ein anderes Decret vorgeschrieben, welches denn auch von Seiten des Königs nicht den geringsten Widerstand erfuhr. Die National-Versammlung zog die Einkünfte unter dem Titel von Kriegsentschädigungen an sich, und Monsieur wurde Kraft des vorher erlassenen Decretes der einstigen Regentschaft verlustig erklärt. —

Der Bericht über die eigentlichen Verpflichtungen des Kaisers wurde endlich den 14. Januar der National-Versammlung von Gersonné überreicht. Er machte darin aufmerksam, wie Frankreich stets seine Schätze und Krieger für Oesterreich geopfert, ohne je einen Ersatz dafür erhalten zu haben; wie ferner der im Jahre 1756 geschlossene Allianztractat schon durch die Declaration von Pillnitz und die folgenden, deren Zweck die Aufstellung einer bewaffneten Coalition der Mächte gewesen, gebrochen, wie die Bewaffnung der Emigranten geduldet und sogar theilweise von den Reichsfürsten selbst unterstüzt worden sei. Hierzu bemerkte Gersonné noch, daß zwar Befehle, die Vereine der Auswanderer zu zerstreuen, erlassen worden, trotz ihrer scheinbar entschiedenen Sprache aber nicht befolgt worden seien, daß noch immer jenseit des Rheins die weiße Cocarde getragen, die Nationalcocarde dagegen beschimpft und die französischen Reisenden gemißhandelt würden, und daß man in Folge dessen den Kaiser noch ein letztes Mal auf den Tractat von 1756 verweisen müsse. Man beschloß den Druck und die Vertagung dieses Berichtes.

Denselben Tag bestieg Guadet die Rednerbühne; „Von allen der National-Versammlung mitgetheilten Thatsachen, sprach er, hat keine einen größern Eindruck auf sie gemacht, als der lange geargwöhnte, und jetzt endlich durch die Comité's und die Minister selbst als möglich bezeichnete Plan eines Congresses, welcher eine Modifizirung der französischen Constitution beabsichtigt. Wenn es wahr ist, fuhr er fort, daß diese Intrigue durch Männer geleitet worden ist, welche hierin das Mittel sehn,

der politischen Nichtigkeit, in welche sie nur eben versunken waren, zu entfliehen, wenn es wahr ist, daß einige Agenten der vollziehenden Gewalt mit der ganzen Macht ihrer Verbindungen dieses abscheuliche Complott unterstützen, wenn es wahr ist, daß man uns durch Zaudern ermüden und entmuthigen will, um uns zur Erduldung dieser schmachvollen Vermittlung zu vermögen: darf da die Versammlung bei so großen Gefahren die Augen verschließen? Schwören wir, rief der Redner, eher Alle hier zu sterben, als ....." Man läßt ihn nicht aussprechen; die ganze Versammlung erhebt sich mit dem Rufe: Ja, ja, wir schwören es! und erklärt voll Enthusiasmus jeden Franzosen für einen ehrlosen Vaterlandsverräther, welcher an einem Congresse, der die Modifizirung der Constitution zum Zwecke habe, Theil nehmen würde. Dieses Decret war gegen die alten Mitglieder der constituirenden Versammlung und den Minister Delessart gerichtet, denn vornämlich den Letztern beschuldigte man, deshalb die Unterhandlungen absichtlich in die Länge zu ziehen. Am 17. wurde die Berathung über Gersonnés Bericht wieder aufgenommen und dabei decretirt, daß der König fortan nur im Namen der französischen Nation unterhandeln und derselbe den Kaiser auffordern solle, sich vor dem nächsten ersten März definitiv zu erklären. Der König antwortete, daß er bereits vor vierzehn Tagen und darüber von Leopold eine entscheidende Erklärung verlangt habe.

Inzwischen erfuhr man, daß der Churfürst von Trier durch die nachdruckvollen Vorstellungen des französischen Cabinets in Furcht gesetzt, neue Befehle zur Zerstreuung der Vereine und zum Verkaufe der in seinen Staaten errichteten Magazine, sowie Verbote gegen Truppenwerbung und militairische Uebungen erlassen, und diese Befehle auch in der That in Ausführung gebracht worden seien. Unter den jetzigen Umständen nahm man jedoch diese Nachricht nur mit Kälte auf; man sah darin nichts als eitle Demonstrationen ohne Resultat, und forderte beharrlich von Leopold eine definitive Antwort.

Zur selben Zeit entstanden Zwistigkeiten im Ministerio, zwischen Bertrand de Molleville und Narbonne. Ersterer eifersüchtig auf die Popularität des

Kriegsministers und tadelte dessen Willfährigkeit gegen die Versammlung. Narbonne dagegen beklagte sich über das Benehmen Bertrands, so wie über seine unconstitutionellen Anordnungen, und ging den König um dessen Entlassung an. Cahier de Gerville wollte zwischen beiden die Mitte halten, aber seine Bemühungen waren vergeblich. Man behauptete, die constitutionelle Partei arbeite darauf hin, Narbonne zum Premier-Minister zu erheben, und selbst den König schien man hintergangen zu haben, indem man ihm gegen Narbonne's Popularität und Ehrgeiz Besorgniß einflößte, und ihm denselben als einen jungen dünkelhaften Menschen darstellte, welcher das Cabinet beherrschen wolle. Die Journale erhielten von diesen Zerwürfnissen Kunde; Brissot und die Gironde vertheidigten mit Wärme den mit Ungnade bedrohten Minister, und griffen seine Collegen und den König auf das Ungestümste an. Ein von den drei Generalen der Nordarmee an Narbonne gerichteter Brief, in welchem sie ihm ihre Besorgnisse wegen seiner ihm wie es hieß, bevorstehenden Entlassung eröffneten, wurde veröffentlicht. Auf der Stelle verabschiedete ihn der König; um aber den Eindruck dieser Entsetzung zu mildern, ließ er zugleich die Bertrand's de Molleville bekannt machen. Indeß war die Wirkung dieses Schrittes nichts destoweniger groß; alsbald zeigte sich eine außerordentliche Bewegung, und die Versammlung wollte nach der bereits früher einmal für Necker gebrauchten Formel erklären, daß Narbonne das Vertrauen der Nation mit sich nehme, das Ministerium aber dasselbe gänzlich verloren habe. Indeß wollte man von dieser Verdammung Cahier de Gerville ausnehmen, welcher stets Bertrand bekämpft und nur erst mit ihm einen heftigen Streit gehabt hatte. Nach vielen stürmischen Debatten hierüber verlangte endlich Brissot, Deleſſart's Verrath an dem Vertrauen der Nation beweisen zu dürfen. Dieser Minister hatte dem diplomatischen Corps seine Correspondenz mit Kaunitz anvertraut; sie war ohne alle Würde, gab Kaunitz selbst eine wenig günstige Idee von dem Zustande Frankreichs, und schien Leopold zu seinem Benehmen und seiner Sprache veranlaßt zu haben. Man muß wissen, daß Deleſſart und

sein College Düport-Dütertre diejenigen Minister waren, welche ganz besonders den Feuillants angehörten und welche man zunächst stürzen wollte, weil man sie beschuldigte den Plan zu einem Congresse zu begünstigen.

In einer der stürmischsten Sitzungen der Versammlung beschuldigte Brissot den unglücklichen Delessart, daß er die Würde der Nation blosgestellt, und die Versammlung über die Coalition der Mächte und über die Pillnitzer Declaration in Ungewißheit gelassen; daß er in seinen Noten unconstitutionellen Doctrinen gefolgt und Kaunitz eine falsche Ansicht von dem Zustande Frankreichs gegeben; endlich daß er die Unterhandlungen in die Länge gezogen und auf eine den Interessen des Staats zuwiderlaufende Weise geleitet habe. An Brissot schloß sich Vergniaud, und fügte den bereits Delessart zur Last gelegten Beschwerden noch neue bei; als er noch Minister des Innern gewesen, warf er ihm vor, habe er das Decret, welches die Grafschaft Venessain mit Frankreich vereinigte, zu lange Zeit in seinem Portefeuille zurückbehalten und so die Gelegenheit zu dem Blutbade von Avignon gegeben. „Von dieser Rednerbühne aus — fuhr Vergniaud fort — sieht man den Pallast, wo verkehrte Rathgeber den König, welcher uns die Constitution gab, irreleiten und betrügen; ich sehe die Fenster des Pallastes, wo man die Contrerevolution vorbereitet und die Mittel berathet, uns wiederum unter das Sclavenjoch zu beugen ..... Oft gieng in der vergangenen Zeit im Namen des Despotismus der Schrecken aus diesem berüchtigten Pallaste hervor; möge jetzt dieser Schrecken im Namen des Gesetzes hineingehen! Möge er dort alle Herzen durchzittern und mögen alle seine Bewohner erfahren, daß unsere Constitution nur dem Könige die Unverletzlichkeit gewährt!" — Das Anklagedecret wurde alsbald zur Abstimmung gebracht und angenommen, (Sitzung vom 10. März) und Delessart an den hohen Nationalgerichtshof von Orleans gewiesen, welcher der Constitution gemäß über Staatsverbrechen zu urtheilen hatte. Der König sah ihn mit dem größten Schmerz abreisen, denn er hatte ihm sein Vertrauen geschenkt und war ihm wegen seiner gemäßigten und friedlichen Ansichten sehr gewogen. Auch

Duport-Dûtretre, Minister der constitutionellen Partei, wurde mit einer Anklage bedroht; er kam ihr jedoch durch seine eigene Rechtfertigung zuvor, wurde durch die Tagesordnung freigesprochen, und nahm unmittelbar darauf seine Entlassung. Dasselbe that auch Cahier de Gerville, und auf diese Weise sah sich der König auch noch des einzigen Ministers beraubt, welcher bei der Versammlung in dem Rufe eines Patrioten stand.

Von den Ministern getrennt, welche ihm die Feuillants gegeben, und ungewiß, auf wen er sich inmitten dieses Sturmes stützen solle, kam Ludwig XVI., nachdem er erst Narbonne, der ihm allzu populair gewesen, entlassen, zuletzt auf den Gedanken, sich an die Gironde anzuschließen, obschon dieselbe republikanisch gesinnt war. Allerdings war sie bis nur in Folge ihres Mißtrauens gegen den König, und dieser konnte jetzt, da er ihr sich in die Arme warf, leicht ihre Anhänglichkeit gewinnen; hiezu war es aber unumgänglich nöthig, daß er ihr sich ohne allen Rückhalt anvertraute, und so erhob sich hier die ewige Zweifelfrage über seine Aufrichtigkeit wie bei allen Gelegenheiten auch dismal. Ohne Zweifel meinte es Ludwig XVI. aufrichtig, wenn er sich einer Partei anvertraute, aber er that es doch seinerseits niemals ohne Verdruß und Reue. Legte ihm dann diese Partei irgend eine schwere, aber nothwendige Bedingung auf, so wies er sie mit Ungestüm zurück; alsbald trat Mißtrauen und auf dieses von beiden Seiten Verstimmung ein, bis endlich ein förmlicher Bruch die Folge dieser unglückseligen Verbindungen zwischen Gemüthern entstand, welche sich ausschließlich von ihren einander zuwiderlaufenden Interessen beherrschen ließen. So war Ludwig XVI., nachdem er sich erst der Partei der Feuillants genähert, dann deren entschiedensten Führer, Narbonne, mit Unwillen zurückgestoßen hatte, jetzt wieder, um dem Sturme zu begegnen, genöthigt, sich der Gironde in die Arme zu werfen. Hiezu bewog ihn zum Theil das Beispiel Englands, wo der König oft seine Minister aus der Opposition nimmt. Der Hof schöpfte wieder Hoffnung, denn man verliert diese selbst unter den traurigsten Verhältnissen nicht; er schmeichelte sich, Ludwig XVI.

werde, wenn er unfähige und thörigte Demagogen zu seinen Ministern mache, bald auch die Partei, aus der er sie gewählt, um ihren Ruf bringen. Indeß kam die Sache ganz anders, und das neue Ministerium war keineswegs von der Art, wie es sich die Arglist der Hofleute gewünscht hatte.

Etwa einen Monat vor dieser Katastrophe hatten Delessart und Narbonne einen Mann, dessen Talente sie für höchst außerordentlich hielten, zu sich berufen, um sich seiner in den vorkommenden Geschäften zu bedienen; dis war Dümouriez, welcher, erst in der Normandie und später in der Vendée commandirend, überall seltene Festigkeit und Einsicht beurkundet hatte. Bald dem Hofe, bald der constituirenden Versammlung seine Dienste anbietend, weil ihm jede Partei, wenn sich nur dabei seiner Thätigkeit und seinen außerordentlichen Talenten ein Spielraum eröffnete, gleich galt, hatte er von der Kleinlichkeit seines Jahrhunderts gezwungen, einen Theil seines Lebens in diplomatischen Ränken verbracht, und war trotz seiner Tapferkeit, trotz seines militairischen und politischen Genie und seiner funfzig Jahre, beim Beginnen der Revolution noch immer weiter nichts als ein glänzender Abenteurer. Indeß hatte er sich das Feuer und die Kühnheit der Jugend bewahrt; sobald daher ein Krieg und später die Revolution ausbrach, entwarf er sogleich seine Plane und theilte sie, bereit für Alle zu handeln, wenn er nur handeln konnte, allen Parteien mit. So war er eben nicht gewohnt, sich über die moralische Beschaffenheit einer von ihm vertheidigten Sache ein großes Bedenken zu machen, aber er war, obgleich er bei seinen Handlungen nur allzu wenig einer innern Stimme folgte, doch edelmüthig und gefühlvoll, und wenn auch nicht für Principien, doch mindest für Personen wahrer Zuneigung fähig. Mit einem so liebenswürdigen, als feurigen und umfassenden Geiste und einem zur rechten Zeit bald ruhigen bald ungestümen Muthe ausgerüstet, war er jedoch nur in einer untergeordneten Stellung unschätzbar, einer Oberleitung aber nicht gewachsen; er besaß weder die Würde, welche eine tiefgegründete Ueberzeugung giebt, noch den Stolz eines despotischen Willens, und verstand nur Soldaten zu befehligen; hätte er aber bei seinem Genie die Leidenschaften Mirabeaus,

den festen Willen eines Cromwell, oder nur den Dogmatismus Robespierre's besessen, so würde er die Revolution und Frankreich beherrscht haben. — Kaum bei Narbonne angekommen, entwarf Dûmouriez alsbald einen umfassenden Kriegsplan, nach welchem Frankreich zu gleicher Zeit die Offensive und Defensive ergreifen sollte. Ueberall, wo es den Rhein, die Alpen, die Pyrenäen und das Meer zu natürlichen Grenzen hatte, sollte man seiner Meinung nach sich auf die Defensive beschränken, in den Niederlanden aber, wo Frankreichs Territorium nicht bis an den Rhein, und in Savoyen, wo es nicht bis an die Alpen reichte, augenblicklich die Offensive, und sobald man die natürlichen Grenzen erreicht, wiederum die Defensive ergreifen. Durch diesen, zu gleicher Zeit Frankreichs Interessen und Staatsprincipien gemäßen Plan konnte man einen Krieg, den man nicht selbst hervorgerufen, zugleich zur Vindication der wahren und durch Naturgesetze vorgeschriebenen Grenzen benutzen. Außerdem brachte Dûmouriez noch die Bildung einer vierten Armee zur Besetzung der mittägigen Provinzen in Vorschlag, und begehrte und erhielt über dieselbe den Oberbefehl.

Dûmouriez hatte Genſonné zum Freunde gewonnen, einen der früher von der constituirenden Versammlung in die Vendée abgesandten Civilcommissarien, welcher jetzt als Deputirter der gesetzgebenden Versammlung zu den einflußreichsten Mitgliedern der Gironde gehörte. Da er ferner den übermächtigen Einfluß der Jacobiner gewahrte, so erschien er auch in ihrem Club, verlas unter großem Beifall verschiedene Denkschriften, und unterhielt nichts destoweniger seine alten freundschaftlichen Verbindungen mit Delaporte, dem Intendanten der Civilliste und ergebensten Freunde Ludwig XVI. Durch die Verbindung mit so verschiedenen hochgestellten Männern mußte Dûmouriez nothwendig bald selbst großen Einfluß gewinnen und einen Ruf in das Ministerium erhalten. Ludwig ließ ihm das in Folge des Anklagedecrets gegen Deleſſart erledigte Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, jedoch aus Anhänglichkeit an den angeklagten Minister nur interimistisch antragen; Dûmouriez aber, welcher sich mächtig unterstützt

wußte, und nicht als der bloße Stellvertreter eines Ministers der Feuillants erscheinen wollte, schlug das Portefeuille aus, und erhielt es zuletzt ohne alle Bedingung.[1] Nur noch Cahier de Gerville und Desgraves befanden sich jetzt im Ministerio; der Erstere hatte zwar bereits seine Demission gegeben, führte aber noch einstweilen die Geschäfte fort, der andere, Degraves, Narbonne's Nachfolger, jung, leichtsinnig und unerfahren, gerieth bald unter den Einfluß Dûmouriez's, welcher nun sowohl die äußeren Angelegenheiten, als auch die Militairverwaltung, d. h. die Mittel und die Organisation des Kriegs und somit Alles, dessen sein unternehmendes Genie bedurfte, in seinen Händen hielt. Alsbald nach seinem Eintritt in das Ministerium setzte er sich bei den Jacobinern die den Phrygiern entlehnte und zum Embleme der Freiheit erhobene rothe Mütze auf, und versprach ihnen, nur für und durch sie die Verwaltung zu leiten. Kurz darauf machte er dem Könige seine Aufwartung, beruhigte ihn über sein Benehmen bei den Jacobinern, benahm ihm die über diese Handlungsweise entstandenen Vorurtheile, wußte durch seine ehrerbietigen Aeußerungen von Ergebenheit ihn zu rühren, und zerstreute seine tiefe Traurigkeit durch die Lebhaftigkeit seines Geistes. Dabei suchte er ihm die Ueberzeugung zu geben, daß er nur zum Besten des Thrones und zu dessen Befestigung nach Popularität strebe. Trotz aller dieser Ehrerbietung unterließ er auf der andern Seite nicht dem Fürsten auch die nothwendige Anhänglichkeit an die Constitution einzuflößen, und ihm zu seinem Troste die Ueberzeugung zu geben, daß auch mit ihr ein König noch genugsame Macht besitze. Seine ersten mit Festigkeit und großer Einsicht an die auswärtigen Mächte abgefaßten Depeschen gaben alsbald den Unterhandlungen einen andern Character und Frankreich eine ganz neue Stellung; doch wurden auch durch sie die Aussichten zum Kriege drohender. Natürlich mußte Dûmouriez, welcher sich des dazu erforderlichen Genies bewußt, sechs und dreißig Jahre über die Kriegskunst nachgedacht hatte, der Krieg erwünscht sein; auf der andern Seite aber läßt sich nicht leugnen, daß dieser schon durch das Benehmen des Wiener Cabinets und die feindselige Stimmung der Versammlung längst unvermeidlich geworden war.

Obgleich selbst ohne Haß gegen die Feuillants, mußte doch Dümouriez durch sein Benehmen bei den Jacobinern und seine bekannten Verbindungen mit der Gironde, zumal da er den von ihnen früher behaupteten Platz einnahm, nothwendig selbst mit ihnen in Zwist gerathen. Daher stand er denn auch zu allen Führern dieser Partei in immerwährender Opposition; doch entschloß er sich trotz all' der Spöttereien und Schmähungen, womit sie die Jacobiner und die Versammlung überschütteten, seinen Weg mit gewohnter Sicherheit zu verfolgen. — Indeß mußte das Cabinet vervollständigt werden, und Pétion, Gersonné und Brissot wurden über die zu treffende Wahl um Rath gefragt. Da man dem Gesetze nach weder aus der gegenwärtigen noch aus der vorhergehenden Versammlung die Minister wählen durfte, so war die Auswahl im höchsten Grade beschränkt. Für die Marine brachte Dümouriez, Lacoste, einen alten geschäftsgrauen Beamten dieses Ministeriums in Vorschlag, welcher, obgleich ein hartnäckiger Patriot, doch dem Könige, der ihn liebte, ergeben und bereits längere Zeit als alle Anderen um ihn gewesen war. Das Ministerium der Justiz war bereits dem jungen Louvet zugedacht, welcher sich neuerdings bei den Jacobinern ausgezeichnet, und die Gunst der Gironde durch seine geschickte Unterstützung der Brissot'schen Kriegsmotion gewonnen hatte, als ihn der neidische Robespierre plötzlich in Anklagestand versetzte. Zwar rechtfertigte sich Louvet mit Erfolg, aber man wollte keinen Mann von zweifelhafter Popularität, und wandte sich deshalb an Duranthon, einen Advocaten von Bordeaux, welcher ein aufgeklärter und gradsinniger, jedoch höchst schwacher Mann war. Noch waren die Ministerien der Finanzen und des Innern zu besetzen. Die Gironde brachte Clavière, einen geachteten Schriftsteller im Finanzfache in Vorschlag, welcher bei einem großen Ideenreichthum, alle dem Denker eigene Hartnäckigkeit und einen glühenden Geschäftseifer besaß. Das Ministerium des Innern übernahm Roland, früher Inspektor der Manufakturen, welcher sich durch einige vorzügliche Schriften über Industrie und Mechanik bekannt gemacht hatte; von strengen Sitten, unbeugsamen Doctrinen und einem kalten und rauhen Aeußern, stand er ohne Zweifel an Geist weit

hinter seiner Gattin zurück. Madame Roland war jung und schön; in tiefer Zurückgezogenheit, in philosophischen und republikanischen Ideen auferzogen, hatte sie eine für ihr Geschlecht ungewöhnlich erhabene Gedankenrichtung genommen, und sich aus den damals herrschenden Principien eine eigne strenge Religionsansicht gebildet. In innigster Gedankenübereinstimmung mit ihrem Gemahle lebend, lieh sie ihm ihre Feder, theilte ihm einen Theil ihrer Lebhaftigkeit mit, und flößte ihre Begeisterung nicht allein ihrem Gatten, sondern auch allen Girondisten ein, welche als leidenschaftliche Anhänger der Freiheit und Philosophie in ihr eben sowohl der Macht ihrer Schönheit und ihres Geistes als ihren eignen Meinungen huldigten.

Das neue Ministerium vereinigte hinreichend alle Eigenschaften in sich, welche einen günstigen Erfolg sichern; zu diesem Zwecke durfte es aber auch dem Könige nicht allzusehr mißfallen und mußte sich vor Allem seine Verbindung mit der Gironde bewahren. Nur dann erst konnte es seine Bestimmung erfüllen, und selbst da noch stand zu fürchten, daß eines Tages besondere Fehlgriffe von Seiten Einzelner geschehen, und dann Alles an der natürlichen Unverträglichkeit der Parteien scheitern würde; und in der That sollte dieser Fall nur zu bald eintreten. Ludwig XVI. war über die Thätigkeit, das Geschäftstalent und die guten Absichten seiner Minister einen Augenblick angenehm überrascht; vor Allem fanden ihre Ersparungsreformen bei ihm Beifall, denn er hatte stets für gute Einrichtungen dieser Art, weil sie kein Opfer weder von Gewalt noch von Principien erheischten, besondere Vorliebe gezeigt, und vielleicht hätte er sich leichter über die Constitution zufrieden gegeben, wäre er stets von gleichem Vertrauen beseelt und außer dem Bereiche der Hofleute gewesen. Voll Aufrichtigkeit eröffnete er den Ministern seine guten Gesinnungen, und es gelang ihm die beiden verschlossensten und unzugänglichsten derselben, Roland und Claviére davon zu überzeugen. Von beiden Seiten hegte man nun das vollständigste Zutrauen zu einander: die Gironde, welche nur aus Mißtrauen gegen den König republikanisch gesinnt war, änderte ihre Gesinnungen, und Vergniaud, Gerſonné und Guadet traten jetzt mit Ludwig XVI. in Correspondenz, was spä-

*Dumouriez.*

terhin ein Hauptgrund zu ihrer Anklage wurde. Die unbeugsame Gattin Roland's allein nährte noch ihre alten Zweifel, und hielt ihre, nach ihrer Meinung allzuleichtgläubigen Freunde von gänzlicher Hingebung zurück. Die Ursache ihres Mißtrauens war natürlich; sie sah den König nicht. Die Minister dagegen sprachen ihn täglich, und Biedermänner fassen, sobald sie sich gegenseitig nähern, sehr bald Zutrauen zu einander; doch dieses Zutrauen konnte leider nicht von Dauer sein, denn in Folge unvermeidlich eintretender Fragen mußte die ganze Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Meinungen in Kurzem wieder feindlich hervortreten.

Der Hof suchte inzwischen die republikanische Einfachheit des neuen Ministeriums und namentlich das rauhe Wesen Roland's, der ohne Schnallen auf den Schuhen bei Hofe erschien, lächerlich zu machen; Dumouriez aber vergalt diese Sarkasmen reichlich, machte sich durch die lustigen Scherze, welche er selbst der angestrengtesten Arbeit beizumischen wußte, bei dem Könige beliebt, bezauberte ihn durch seinen Geist, und wußte sich wohl auch besser als die andern durch die Biegsamkeit seiner Meinungen in ihn zu schicken. Die Königin, welche bald bemerkte, daß er von allen seinen Collegen die meiste Gewalt über den Monarchen hatte, wünschte ihn zu sehn. Er hat uns selbst in seinen Memoiren diese merkwürdige Unterredung aufbewahrt, welche die unruhige Gemüthsstimmung dieser unglücklichen, einer andern Herrschaft, anderer Freunde und eines besseren Looses würdigen Fürstin so treffend zeichnet. Bei seinem Eintritte, erzählt er, in das Gemach der Königin, fand er sie allein, sehr erhitzt, mit großen Schritten und in einer Aufregung auf- und abgehend, welche sehr lebhafte Erklärungen erwarten ließ. Schmerzlich gerührt von dem Schicksale dieser Fürstin und von der leidenden Gemüthsstimmung in welcher er sie fand, stellte er sich an die Ecke des Kamins. Majestät und Zorn auf ihrem Antlitz gieng sie auf ihn mit den Worten zu: „Mein Herr! Sie sind in diesem Augenblicke allmächtig. Sie sind es aber nur durch die Gunst des Volkes, das seine Götzen sehr schnell wieder in den Staub tritt. Ihre Existenz hangt von Ihrem Benehmen ab. Man sagt, daß Sie viel

Talent besitzen. Sie müssen selbst einsehen, daß weder der König noch ich all diese Neuerungen, diese Constitution ertragen können. Ich erkläre es Ihnen offen; fassen Sie Ihren Entschluß!" — „Madame, antwortete er, ich bin über das schmerzliche Geständniß, welches mir so eben Eure Majestät gethan, untröstlich. Nie werde ich es mißbrauchen, aber in meiner Stellung zwischen dem Könige und der Nation gehöre ich meinem Vaterlande an. Erlauben Sie mir Ihnen vorzustellen, daß das Heil des Königs, das Ihrige und das Ihrer erlauchten Kinder ebenso wie die Wiederherstellung einer legitimen Autorität, lediglich an die Constitution geknüpft ist. Ich würde Ihnen und auch dem Könige einen schlechten Dienst erweisen, wollte ich anders zu Ihnen sprechen. Sie sind alle Beide von Feinden umringt, welche stets bereit sind, Sie ihren eignen Interessen aufzuopfern. Ist die Constitution nur einmal in voller Kraft, so wird sie, weit entfernt das Unglück des Königs herbeizuführen, vielmehr sein Glück und seinen Ruhm begründen; darum muß er selbst mit allen Kräften dazu beitragen, daß sie sobald als möglich feste Wurzel fasse." Die unglückliche Königin, von dem Widerspruche Dumouriez's gereizt, rief ihm voll Zorn mit erhobener Stimme zu: „Dis wird nicht ewig dauern; nehmen Sie sich in Acht!" Dumouriez antwortete mit bescheidener Festigkeit: „Madame, ich zähle über funfzig Jahre! Mein Leben ist unter zahlreichen und gefahrvollen Beschwerden vergangen, und als ich das Ministerium übernahm, hatte ich wohl überlegt, daß die Verantwortlichkeit nicht die größte der mir bevorstehenden Gefahren sein würde." — „Das fehlte nur noch, rief sie hierauf voll Schmerz, und Thränen entströmten ihren Augen — das fehlte nur noch, daß Sie mich auch verläumden! Sie halten, wie es scheint, mich gar für fähig, Sie ermorden zu lassen!" In gleicher Aufregung wie sie selbst antwortete er: „Behüte mich der Himmel, Ihnen so schweres Unrecht zu thun! Der Character Eurer Majestät ist groß und edel, und Sie haben heldenmüthige Proben Ihrer Gesinnung gegeben, welche mich mit Bewunderung und tiefer Ergebenheit für Sie erfüllen." Augenblicklich war sie wieder beruhigt und näherte sich ihm. „Glauben Sie, Madame! — fuhr er fort — mich ver-

leitet kein Interesse, Sie zu täuschen; eben so wie Sie selbst, verabscheue ich die Anarchie und ihre Verbrechen. Glauben Sie mir, ich habe hinlängliche Erfahrung, und vermag in meiner Stellung die Ereignisse besser als Eure Majestät zu würdigen. Es handelt sich hier nicht, wie Sie zu glauben scheinen, um eine vorübergehende Volksaufregung, sondern um einen beinah einmüthigen Aufstand einer großen Nation gegen verjährte Mißbräuche. Die Factionen schüren das Feuer an, denn unter allen giebt es Bösewichter und Narren. Nur den König und die Nation in ihrer Gesammtheit fasse ich bei der Revolution ins Auge; Alles, was zu ihrer Trennung beiträgt, führt zu ihrem beiderseitigen Ruin; ich arbeite soviel ich vermag, sie wieder zu vereinigen, es ist an Ihnen, mich hierin zu unterstützen. Bin ich aber durch meine Gegenwart Ihren Planen hinderlich, beharren Sie auf Ihren Ansichten, — so sagen Sie es offen; auf der Stelle will ich bei dem Könige meine Entlassung einreichen, und in einem einsamen Winkel der Erde das Loos meines Vaterlandes und das Ihrige beweinen." — Am Schlusse dieser Unterredung war das Vertrauen der Königin zu ihm wieder völlig hergestellt. Gemeinschaftlich gingen sie die verschiedenen Factionen durch; er wies ihr die Fehler und Verbrechen Aller nach; er that dar, daß sie in ihrem eignen Pallaste verrathen sei, und führte ihr zu diesem Behufe Aeußerungen aus ihren geheimsten vertraulichen Gesprächen an. Endlich schien die Fürstin ganz überzeugt zu sein und entließ ihn mit einer freundlicheren und leutseligen Miene. In der That hatte sie auch die redlichsten Absichten, aber ihre Umgebungen und die schrecklichen Ausbrüche des Fanatismus in den Flugschriften Marat's und der Jacobiner brachten sie nur zu bald wieder auf ihre alten unseligen Ansichten zurück. — Eines Tages sagte sie zu dem Könige: „Sie sehen mich untröstlich! Ich wage nicht mehr mich an das Fenster, welches auf den Garten führt, zu setzen. Gestern Abend zeigte ich mich, um nur einen Augenblick frische Luft zu schöpfen, an dem Hoffenster, da empfing mich ein Kanonier der Garde mit den gröbsten Schimpfreden und rief: Mit welchem Vergnügen werde ich deinen Kopf auf der Spitze meines Bajonet's sehen! — In diesem abscheu-

lichen Garten sieht man auf der einen Seite einen Mann auf einem Stuhle, welcher mit lauter Stimme Verwünschungen gegen uns ablies't, auf der andern drängt man einen Militair oder einen Abbé in ein Bassin, und überschüttet ihn mit Schimpfreden und Stockschlägen, während Andere unbekümmert Ball spielen oder ruhig auf und nieder gehen. Welch' ein Aufenthalt! welch' ein Volk!" *)

So mußten durch ein eignes Geschick die dem Hofe untergelegten Absichten das Mißtrauen und die Wuth des Volkes, und wiederum das Schimpfen und Hadern des Volkes den Schmerz und die Unbesonnenheiten des Hofes vermehren, und so herrschte die Verzweiflung von Innen wie von Außen. Aber — möchte man fragen — warum machte nicht eine freie und offne Erklärung all' diesem Unheil ein Ende? Warum begriff der Hof nicht die Besorgnisse des Volkes, und das Volk nicht die Leiden des Hofes? Aber — warum sind Menschen nichts als Menschen? ..... Bei dieser letzten Frage muß man resignirend stehen bleiben, und mit Schmerz über die Schwäche der menschlichen Natur die traurige Erzählung fortsetzen.

Leopold II. war gestorben, und der Tod dieses friedliebenden Fürsten ließ für die Ruhe Europa's fürchten, denn nicht gleiche Mäßigung stand von seinem Nachfolger und Neffen, dem Könige von Böhmen und Ungarn zu erwarten. Gustav, der König von Schweden, war so eben bei einem Feste ermordet worden. Dieser Mord wurde den Jacobinern von ihren Feinden Schuld gegeben; aber es war nur zu deutlich erwiesen, daß dieses Verbrechen lediglich von dem durch Gustav in der letzten Schwedischen Revolution gedemüthigten Adel ausging. So gab der Adel, welcher in Frankreich die Schrecken der Revolution dem Volke beimaß, im Norden ein Beispiel, was er einst selbst gewesen und was er noch jetzt in den weniger civilisirten Ländern war. Welch' ein Beispiel, welch' eine Lehre für Ludwig XVI., wenn er in diesem Augenblicke sie hätte begreifen können! Mit dem Tode Gustav's zerschlug sich auch die Unternehmung, welche er gegen Frank-

*) Siehe Note 31. am Ende des Bandes.

reich im Schilde führte, und zu welchem Catharina Truppen und Spanien ihm Hilfsgelder hatte senden wollen. Indeß steht sehr zu bezweifeln, ob auch die treulose Catharina ihren Versprechungen nachgekommen sein würde, und so erwies sich denn der Tod Gustav's, dem man in seinen Folgen eine viel zu große Wichtigkeit beimaß, in der That nur als ein an sich unbedeutendes Ereigniß. *)

Delessart war wegen der Schwäche, die er in seinen Noten an den Tag gelegt, in Anklagestand versetzt worden: es lag aber weder in dem Geschmacke noch in dem Interesse Dûmouriez's, gleiche Schwäche bei den Unterhandlungen mit den Mächten zu zeigen. Seine letzten Depeschen schienen Ludwig XVI. durch ihre angemessene und feste Sprache gefallen zu haben; der Gesandte in Wien aber, Herr von Noailles, ein wenig zuverlässiger Diener, sandte darauf seine Demission mit der Erklärung an Dumouriez: er könne nicht hoffen, sich mit einer solchen Sprache, wie man sie ihm in den Mund gelegt, dem Oberhaupte des Kaiserreiches nahen zu dürfen. Dumouriez beeilte sich die Versammlung hiervon in Kenntniß zu setzen, welche, voll Unwillen über die eingesandte Demission, alsbald den Herrn von Noailles in Anklagestand versetzte, und auf der Stelle einen andern Gesandten mit neuen Depeschen abschickte. Zwei Tage darauf nahm Noailles sein Entlassungsgesuch zurück, und schickte die verlangte kategorische Antwort des Wiener Hofes ein, welche sicherlich unter allen von den Mächten begangenen Fehlgriffen, am meisten einer guten Politik widerstritt; denn im Namen seines Hofes verlangte in dieser Note Herr von Cobentzl die Widerherstellung der französischen Monarchie nach den durch die königliche Declaration vom 23. Juni 1789 festgestellten Basen, und demnach nicht weniger als die Wiederherstellung der Stände, die Restitution der Kirchengüter, und die Zurückgabe der Grafschaft Venaissin an den Pabst. Ueberdis verlangte der östreichische Minister noch für die Reichsfürsten die Restitution ihrer Besitzungen im Elsaß mit allen Feudalrechten. In der That mußte man, um solche Bedingungen vorzuschlagen, Frankreich nur

*) Siehe Note 32. am Ende des Bandes.

aus den beschränkten Illusionen von Coblenz kennen gelernt haben, sonst hätte man nicht zu gleicher Zeit die Annullirung einer, von dem Könige und der Nation beschworenen Constitution, die Zurücknahme eines so wichtigen Beschlusses in Bezug auf Avignon, und endlich durch die geforderte Zurückgabe der bereits verkauften Kirchengüter sogar den Staatsbanquerout verlangen können. Mit welchem Rechte mochte man übrigens eine solche Unterwürfigkeit fordern? Mit welchem Rechte durfte man sich überhaupt eine Intervention in Frankreichs innere Angelegenheiten erlauben? Und wie konnte man im Namen der in Elsaß ansässigen Fürsten darüber Beschwerde führen, daß deren Ländereien, als Enclaven der französischen Herrschaft, auch den französischen Gesetzen unterworfen worden waren?

Das Erste, was hierauf der König und Dumouriez thaten, war, daß sie die Versammlung sofort von dieser Note in Kenntniß setzten, welche, nothwendiger Weise darüber erbittert, einstimmig Krieg forderte. Nur davon hatte sie Dumouriez freilich nicht unterrichtet, daß Oestreich, welchem er mit einer neuen Revolution zu Lüttich gedroht, Behufs von Unterhandlungen über diesen Gegenstand einen Agenten an ihn abgeschickt hatte, dessen Sprache von der des östreichschen Ministers so ganz verschieden war, daß es klar einleuchtete, wie die letzte Note nur aus einem übereilten und erschlichenen Entschlusse hervorgegangen war. Die Versammlung hob das Anklagedecret gegen Noailles auf und verlangte schnellen Bericht. Der König konnte jetzt nicht mehr zurück, und mußte endlich diesen verhängnißvollen Krieg erklären, der in keinem Falle seinen Interessen förderlich sein konnte, denn, siegten die Franzosen, so steigerten sie dann auch ihre Ansprüche, und hielten nur noch unerbittlicher auf die Beobachtung der neuen Verfassung; wurden sie aber besiegt, so maßen sie alle Schuld davon der Regierung bei, und warfen ihr vor, den Krieg schlecht unterstützt zu haben. Ludwig XVI. fühlte vollkommen diese zwiefache Gefahr, daher kostete ihm dieser sein Entschluß vor vielen andern die meiste Ueberwindung. *)

*) Man sehe Note 33. am Ende des Bandes.

Dumouriez faßte mit gewohnter Schnelligkeit seinen Bericht ab und überbrachte ihn dem Könige, welcher ihn drei Tage lang an sich behielt. Es handelte sich nämlich dabei um die Alternative: ob der König, da er nun einmal genöthigt war, bei der Versammlung die Initiative zu ergreifen, dieselbe auffordern solle, den Krieg zu erklären oder ob er sich vielmehr begnügen müsse, sie in dieser Beziehung um Rath zu fragen und ihr zugleich zu erklären, daß sich Frankreich nach den gemachten Mittheilungen im Kriegszustande befinde? Für das Erstere stimmten die Minister Roland und Clavière, so wie auch die Redner der Gironde, welche zu diesem Behufe die Thronrede abfassen wollten, allein Ludwig XVI., voll Abneigung gegen eine wirkliche Kriegserklärung, zog es vor nur den Kriegszustand zu erklären, und obwohl der Unterschied in der That nur von geringer Wichtigkeit war, so gab er doch nun einmal dem Letztern in seinem Herzen den Vorzug. Man durfte hierin wohl auch in seiner Lage ihm willfährig sein; daher hörte Dumouriez auf keinen der beiden anderen Minister, und setzte, von Degraves, Lecoste und Duranthon unterstützt, die Annahme des Beschlusses des Königs durch. Dis war seine erste Differenz mit der Gironde. Der König verfaßte seine Rede selbst und begab sich am 20. April von allen seinen Ministern begleitet, in eigner Person in die Versammlung. Die zahlreich versammelten Zuschauer erhöhten noch die Wirkung dieser Sitzung, welche über das Loos Frankreichs und Europas entscheiden sollte. Auf den Gesichtszügen des Königs mahlte sich große Aufregung und Befangenheit. Dumouriez verlas einen umständlichen Bericht über die zwischen Frankreich und dem Kaiser gepflogenen Unterhandlungen, in welchen er nachwies, daß der Tractat von 1756 in der That gebrochen worden, und Frankreich sich nach dem erhaltenen Ultimatum im Kriegszustande befinde. Der König, fügte er hinzu, habe in der Absicht, mit der Versammlung hierüber zu berathen, da sich ihm unter den obwaltenden Umständen kein anderes gesetzliches Mittel als der förmliche Kriegsantrag dargeboten, voll Resignation den Entschluß gefaßt, sie auf diesem Wege hierüber um Rath zu fragen. Ludwig

XVI. sprach hierauf voll Würde, aber mit bewegter Stimme: „Meine Herren, Sie haben so eben das Resultat meiner Unterhandlungen mit dem Wiener Cabinette vernommen. Die in diesem Berichte enthaltenen Beschlüsse haben die einmüthige Zustimmung meines Conseils, und ich selbst habe sie angenommen, denn sie stimmen sowohl mit den mehrmals von der National-Versammlung mir eröffneten Wünschen, als auch mit den Gesinnungen überein, welche eine große Anzahl von Bürgern aus den verschiedenen Theilen des Königreichs gegen mich ausgesprochen hat; alle wollen lieber den Krieg, als noch länger die Würde des französischen Volkes beschimpft und die allgemeine Sicherheit bedroht sehen. Mir lag es ob, zuvor alle Mittel zur Erhaltung des Friedens zu erschöpfen; da dis erfolglos blieb, so beantrage ich denn heute nach den Worten der Constitution vor der National-Versammlung den Krieg gegen den König von Ungarn und Böhmen.“ Mit dem größten Beifall wurde dieser Antrag aufgenommen, und der Ruf: Es lebe der König! ertönte von allen Seiten. Die National-Versammlung antwortete Ludwig XVI., daß sie sogleich den Antrag in Berathung ziehen und ihn durch eine besondere Botschaft von dem Erfolge derselben benachrichtigen werde. Alsbald entspann sich die stürmischeste Discussion, welche bis spät in die Nacht hinein währte, und in welcher alle bereits erwähnten Gründe dafür und dawider nochmals besprochen wurden, bis endlich das Decret abgefaßt und der Krieg mit großer Stimmenmehrheit beschlossen wurde. — „In Betracht, erklärte die National-Versammlung, daß das Wiener Cabinet, allen Tractaten zum Trotz, den französischen Rebellen ohne Unterlaß offnen Schutz gewährt, und ein Bündniß mit mehreren Mächten Europa's gegen die Unabhängigkeit und Sicherheit der französischen Nation veranlaßt und geschlossen hat; in Betracht ferner, daß sich Franz I., König von Ungarn und Böhmen, *) durch seine letzten Noten vom 18. März und 7. April, diesem Bündniß zu entsagen geweigert; daß er trotz des ihm in der Note vom 11. März 1792 gemachten Vorschlags, von bei-

*) Er war damals noch nicht römischer Kaiser.

den Seiten an den Grenzen die Truppen auf den Friedensfuß zu setzen, seine Kriegsrüstungen unablässig betrieben, daß er ferner durch seine Erklärung, die Ansprüche der in Frankreich angesessenen deutschen Fürsten, denen die französische Nation ohne Unterlaß Entschädigung angeboten, zu unterstützen, sich förmliche Eingriffe in die Souverainität der französischen Nation erlaubt, und durch den Beistand, welchen er im Einverständniß mit den andern Mächten den Mißvergnügten verheißen, die französischen Bürger zu entzweien und gegen einander zu bewaffnen beabsichtigt habe; in Betracht endlich, daß die Weigerung die letzten Depeschen des Königs von Frankreich zu beantworten, keine Hoffnung mehr übrig lasse, auf dem Wege einer friedlichen Unterhandlung diese verschiedenen Beschwerden gütlich beizulegen, da diese Weigerung einer Kriegserklärung gleich zu achten, u. s. w. — so erklärt die Versammlung, daß der Krieg unvermeidlich sei.

Man muß bekennen, daß dieser grausame Krieg, welcher so lange Zeit Europa zerfleischte, nicht durch Frankreich, sondern durch die fremden Mächte hervorgerufen wurde; denn als Frankreich ihn erklärte, bekundete es durch seine Decrete nur den Standpunkt, auf welchen man es gewaltsam versetzt hatte. Condorcet wurde mit einer kurzen Darstellung der Beweggründe der Nation beauftragt, und die Geschichte wird dieselbe stets als ein herrliches Muster von Weisheit und Mäßigung bewahren. *)

Diese Kriegserklärung verbreitete allgemeine Freude; die Patrioten sahen in dem Kriege das Ende der Besorgnisse, welche ihnen die Emigranten und das schwankende Benehmen des Königs einflößten; die Gemäßigten dagegen, welche vor Allem die Gefahr eines innern Krieges scheuten, hofften, daß dann die gemeinsame Gefahr denselben beseitigen und die Schlachtfelder alle diese unruhigen Söhne der Revolution verschlingen würden. Nur allein einige Feuillants, welche überhaupt sehr geneigt waren die Versammlung zu tadeln, beschuldigten dieselbe der Verletzung der Constitution aus dem Grunde,

*) Siehe Note 34 am Ende des Bandes.

weil nach derselben Frankreich niemals der angreifende Theil sein dürfe; allein das Gegentheil hiervon lag klar am Tage, und so kam denn mit alleiniger Ausnahme des Königs und einiger Mißvergnügten Allen der Krieg erwünscht.

Lafayette traf alle Anstalten, seinem Vaterlande auf dieser neuen Laufbahn nach besten Kräften wacker zu dienen. Ihm war der besondere Auftrag geworden, den von Dûmouriez entworfenen und dem Scheine nach von Degraves anbefohlenen Plan in Ausführung zu bringen, und mit Recht hatte Dûmouriez sich und allen Patrioten mit der Hoffnung geschmeichelt, daß eine Invasion nach Belgien sehr leicht zu bewerkstelligen sein werde. Dieses Land, erst kürzlich durch eine Revolution aufgeregt welche Oesterreich kaum noch unterdrückt hatte, mußte bei dem ersten Erscheinen der Franzosen sofort zu einem neuen Aufstande bereit sein und so das Wort in Erfüllung gehen, welches früher die Versammlung an die Souveraine gerichtet hatte: „Wenn Ihr uns den Krieg sendet, so werden wir Euch dagegen die Freiheit zuschicken!" Ueberdis wurde durch diese Operation auch die Hauptabsicht Dûmouriez's erreicht, Frankreich auf seine natürlichen Grenzen auszudehnen. Rochambeau commandirte das dafür geeignetste Armeecorps, aber er konnte in Folge seiner Kränklichkeit und unzufriedenen Gemüthsstimmung, vornehmlich aber, da er weit weniger wie Lafayette zu einer halb militairischen, halb volksthümlichen Invasion geeignet war, mit dieser Operation nicht beauftragt werden. Man hätte Lafayette lieber das Generalcommando anvertraut, aber Dûmouriez war, ohne Zweifel aus Abneigung gegen denselben, dawider, und führte als Grund seiner Weigerung an, daß man, da schon ein Marschall da sei, das Obercommando dieser Expedition keinem bloßen General übertragen könne; überdis — und dieser Grund hatte mehr für sich — sei Lafayette den Jacobinern und der Versammlung verdächtig. Und in der That mußte Lafayette, jung und thätig und als der Einzige von allen Generalen, welcher von seiner Armee geliebt wurde, den überspannten Patrioten Besorgniß einflößen und durch seinen überwiegenden Einfluß Uebelwollenden Gelegenheit zu Verläumdungen geben. Trotz dem

bot er doch bereitwillig seine Dienste an, um den Plan des zu gleicher Zeit diplomatischen und militairischen Ministers in Ausführung zu bringen, und verlangte zu diesem Behufe 50,000 Mann, mit welchen er über Namur und die Maas bis Lüttich vorrücken, und sich so zum Meister der Niederlande machen wollte. Dieser ziemlich ausgedehnte Plan erhielt Dümouriez's Zustimmung, und da der Krieg erst seit wenig Tagen förmlich erklärt worden, und daher Oesterreich noch nicht Zeit gehabt hatte, seine Belgischen Besitzungen zu decken, so schien auch der Erfolg sicher zu sein. Demzufolge erhielt Lafayette Befehl vorläufig mit 10,000 Mann auf Namur, und von Namur auf Lüttich oder Brüssel vorzurücken; seine ganze Armee aber sollte ihm auf dem Fuße nachfolgen, und zu gleicher Zeit der Generalleutnant Biron mit 10,000 Mann nach Valenciennes aufbrechen und die Richtung nach Mons einschlagen; ein anderer Befehlshaber erhielt Ordre auf Tournay zu marschiren, um sich desselben in aller Eile zu bemächtigen; alle diese, Offizieren von Rochambeau's Armee übertragenen Operationen hatten aber keinen anderen Zweck als den wahren, Lafayette anvertrauten Angriff zu unterstützen und zu maskiren.

Zur Ausführung dieses Planes wurde die Zeit vom 20. April bis zum 2. Mai festgesetzt. Biron brach auf, marschirte durch Valenciennes, bemächtigte sich Quievrain's, und stieß bei Mons auf einige feindliche Detachements. Plötzlich erheben zwei Dragonerregimenter, ehe sie noch wirklich den Feind vor sich haben, das Geschrei: Wir sind verrathen! ergreifen die Flucht und ziehen die ganze Armee mit sich fort. Vergebens stellen die Offiziere sich der Flucht entgegen; man droht sie niederzuschießen, und flieht in wilder Hast. Das Schlachtfeld bleibt dem Feinde überlassen, und alles Kriegsgeräth fällt in die Hände der Kaiserlichen. Während sich dis bei Mons ereignet, verläßt Théobald Dillon dem entworfenen Plane gemäß Lille mit 2000 Mann Infanterie und 2000 Reitern, und gerade in derselben Stunde, wo Birons Mißgeschick statt hatte, kehrt auch seine Cavallerie bei dem Anblicke einiger Oesterreichischen Truppen mit dem

Geschrei um, daß sie verrathen sei, reißt die Infanterie mit fort, und abermals fällt die ganze Bagage in die Hände der Feinde, und Théobald Dillon selbst nebst einem Genieoffizier Namens Berthois, werden als des Verraths verdächtig von den Soldaten und dem Liller Pöbel ermordet. Unterdeß war Lafayette, zu spät hiervon benachrichtigt, erst nach unerhörten Strapazen auf fast ungangbaren Straßen von Metz aus in Givet angekommen, und nur dem glühenden Eifer seiner Truppen hatte er es beizumessen, daß er diese ansehnliche Strecke Wegs in so kurzer Zeit zurücklegen konnte; als er aber hier das Mißgeschick der Offiziere Rochambeau's erfuhr, glaubte er nicht weiter vorrücken zu dürfen. Diese traurigen Ereignisse hatten in den ersten Tagen des Aprils 1792 statt.

---

## Eilftes Capitel.

Spaltungen im Gironde-Ministerium. — Der angebliche österreichische Comité. — Decret zur Bildung eines Lagers von 20,000 Mann bei Paris. — Brief Roland's an den König. — Entlassung der Gironde-Minister; Demission Dümouriez. — Bildung eines Feuillant-Ministeriums. — Projecte der constitutionellen Partei; Brief Lafayettes an die Versammlung. — Stellung der Volkspartei und ihrer Führer; Plane der Deputirten aus dem Süden; Pétions Rolle bei den Juni-Ereignissen. — Der 20. Juni 1792; Aufstand der Vorstädte; Auftritte in den Gemächern der Tuilerien.

---

Die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Gefechte bei Quiévrain und Tournay und von der Ermordung des Generals Dillon rief eine allgemeine Aufregung hervor, und es war natürlich, daß man bei diesen beiden Ereignissen, in Folge ihres gleichzeitigen Zusammentreffens, an ein Einverständniß glaubte. Alle Parteien maßen sich wechselseitig die Schuld

davon bei; die Jacobiner und die überspannten Patrioten teten, man habe die Sache der Freiheit verrathen w. Dûmouriez gab zwar Lafayette keine Schuld, hatte die Feuillants in Verdacht, und glaubte, man habe seinen Plan nur scheitern lassen, um ihn in der Volksgunst zu stürzen. Lafayette beklagte sich, obwohl weniger bitter als seine Partei darüber, daß man ihn so spät von den Ereignissen benachrichtigt, und ihn nicht mit allen nöthigen Mitteln versehen habe, um noch zur rechten Zeit anzukommen. Die Feuillants verbreiteten außerdem noch das Gerücht, Dûmouriez habe Rochambeau und Lafayette stürzen wollen, indem er ihnen einen Operationsplan vorzeichnete, ohne sie zugleich in den Stand zu setzen, denselben zur Ausführung zu bringen. Indeß war eine solche Absicht nicht wohl vorauszusetzen, denn Dûmouriez stellte sich, indem er Schlachtpläne entwarf, was ganz außerhalb des Ressorts des ihm übertragenen Ministeriums der äußeren Angelegenheiten lag, im Falle ihres Mißlingens, selbst der schwersten Verantwortlichkeit blos. Ueberdis machte das Project Belgien zu befreien und für Frankreich zu gewinnen, einen Theil eines Planes aus, den er schon seit langer Zeit genährt hatte; wie konnte man da annehmen, er werde selbst dem Erfolge entgegenwirken? Auch war es einleuchtend, daß weder die Generale noch die Minister hierbei bösen Willen gezeigt haben konnten, da sie bei dem Erfolge alle gleich interessirt waren; aber die Parteien setzen gewöhnlich die Menschen an die Stelle der Umstände, um so bei eintretenden Unglücksfällen stets Jemandem die Schuld beimessen zu können.

Degraves, von dem in Folge der letzten kriegerischen Ereignisse entstandenen Tumulte erschreckt, wollte sich einer Bürde entledigen, welche schon seit langer Zeit ihm zu schwer dünkte, und welche Dûmouriez unbilliger Weise nicht selbst übernehmen wollte. In dessen Folge gab Ludwig XVI., der fortdauernd unter der Leitung der Gironde stand, dieses Ministerium Servan, einem alten, durch seine patriotischen Gesinnungen bekannten Militair. Durch diese Wahl erhielt die Gironde neue Stärke, und da Servan, Clavière und Roland zu ihrer Verfügung standen, so ziemlich die Majorität

im Conseil, und von diesem Augenblicke an gerieth auch das Ministerium in Zwiespalt mit sich selbst. Die Gironde wurde von Tag zu Tag mißtrauischer und verlangte daher immer dringlicher von Seiten Ludwig XVI. thatsächliche Beweise seiner constitutionellen Gesinnung. Dûmouriez, welcher sich wenig den Parteimeinungen unterwarf, und von dem Zutrauen, welches ihm Ludwig XVI. schenkte, gerührt war, stellte sich jederzeit auf seine Seite; ein Gleiches that Lacoste, welcher fest an dem Könige hing. Duranthon verhielt sich neutral, und zeigte sich meist der schwächsten Partei am Geneigtesten. Servan, Clavière und Roland waren dagegen unbeugsam; voll der Besorgnisse, welche ihnen ihre Freunde eingeflößt hatten, zeigten sie sich im Staatsrathe mit jedem Tage bedenklicher und unerbittlicher. Ein letzter Umstand führte endlich den gänzlichen Bruch Dûmouriez's mit den vorzüglichsten Mitgliedern der Gironde herbei. Bei seinem Eintritte in das Ministerium der äußeren Angelegenheiten hatte derselbe nämlich sechs Millionen für geheime Ausgaben verlangt, von denen er keine Rechnung abzulegen haben sollte, und trotz der Opposition der Feuillants war durch die Bemühungen der Gironde diese Forderung durchgesetzt und die Summe bewilligt worden. Als Pétion Fonds für die Pariser Polizei verlangt hatte, waren ihm von Dûmouriez dreißig Tausend Franks für jeden Monat zu diesem Zwecke bewilligt worden; als der Letztere aber nicht mehr Girondist war, wollte Letztrer sie nur noch einmal auszahlen. Von der andern Seite erfuhr oder argwöhnte man wenigstens, daß er hundert Tausend Franks zu seinen eigenen Vergnügungen verwandt habe. Hierüber war Roland, bei welchem die Gironde ihre Zusammenkünfte hielt, sowie alle seine Anhänger höchlich erbittert. Die Minister speisten abwechselnd bei einander zu Mittag, um sich über die öffentlichen Angelegenheiten zu besprechen. Kamen sie bei Roland zusammen, so geschah dis in Gegenwart von dessen Gattin und allen seinen Freunden, und man kann sagen, daß dann dort der Staatsrath von der Gironde selbst gehalten wurde. In einer dieser Zusammenkünfte nun erlaubte man sich gegen Dûmouriez Aeußerungen über die Art und Weise seiner geheimen Ausgaben; er antwortete anfangs voll Geist

leicht darauf hin, würde später aber darüber verdrüßlich, gerieth mit Roland und den Girondisten in offenen Bruch, und erschien von nun an auch nicht mehr bei den gewohnten Zusammenkünften, weil er, wie er sagte, nicht gesonnen sei, in Gegenwart der Gattin und der Freunde Rolands Staatsangelegenheiten zu verhandeln. Indeß kam er noch einigemale zu dem letzteren, sprach jedoch gar nicht, oder wenigstens sehr wenig von Geschäften. Noch ein anderer Umstand trug dazu bei, ihn vollends von den Girondisten zu trennen. Guadet, der Ungestümste seiner Partei, verlas einen Brief, in welchem er den Wunsch aussprach, die Minister möchten den König auffordern zu seinem Beichtvater einen vereideten Priester zu machen. Dúmouriez erklärte dagegen, daß es den Ministern nicht zustehe, sich um die Andachtsübungen des Königs zu bekümmern, und wurde in dieser Behauptung allerdings von Vergniaud und Genfonné unterstützt; nichtsdestoweniger entstand hierüber ein lebhaftes Gezänk und der Bruch wurde entscheidend. Zuerst begannen die Journale den Angriff gegen Dúmouriez, und die Feuillants, welche sich bereits gegen ihn verschworen hatten, sahen sich nun auch von den Jacobinern und den Girondisten unterstützt. Dúmouriez, obwohl von allen Seiten angegriffen, trotzte doch standhaft dem Sturme, und gebrauchte gegen einige Journalisten Strenge. Schon hatte man ein Anklagedecret gegen Marat, den Verfasser des Volksfreundes, geschleudert, eines schauderhaften Blattes, in welchem er offen den Mord predigte, und die königliche Familie so wie alle diejenigen, welche seiner wahnsinnigen Einbildungskraft verdächtig erschienen, mit den ausschweifendsten Beleidigungen überschüttete. Um dem Eindrucke, welchen diese Maßregel hervorbrachte, ein Gegengewicht zu geben, setzte man auch Royou, den Redacteur des Königsfreundes in Anklagestand, welcher mit derselben Heftigkeit, womit Marat gegen die Royalisten auftrat, die Republikaner verfolgte.

Schon seit langer Zeit sprach man überall von einem Oesterreichischen Comité; die Patrioten redeten davon in der Stadt, sowie man am Hofe von der Faction des Herzogs

von Orleans sprach. Diesem Comité schrieb man einen geheimen und unheilvollen Einfluß zu, und hielt die Königin für dessen Vermittlerin. Indeß, hätte es auch während der Dauer der constituirenden Versammlung eine Vereinigung, die einem österreichischen Comité glich, gegeben, so fand doch durchaus nichts Aehnliches unter der gesetzgebenden Versammlung statt. Damals ertheilte eine hohe Person in den Niederlanden der Königin allerdings im Namen ihrer Familie Rathschläge, welchen der französische Unterhändler noch seinerseits höchst einsichtvolle Bemerkungen beifügte; allein unter der gesetzgebenden Versammlung fanden keine solche besonderen Mittheilungen mehr statt, und wenn auch die Familie der Königin ihre Correspondenz mit ihr fortsetzte, so rieth sie ihr doch in derselben ohne Unterlaß zur Geduld und Resignation. Nur Bertrand de Molleville und Montmorin erschienen seit ihrem Austritte aus dem Ministerio noch auf dem Schlosse; daher richtete sich auch auf sie aller Verdacht, und in der That besorgten sie auch alle geheimen Aufträge. Sie wurden dessen öffentlich von dem Journalisten Carra angeklagt, und, da sie entschlossen waren, ihn als Verläumder zu verfolgen, so forderten sie ihn auf, zur Unterstüzzung seiner Anklage die betreffenden Documente vorzulegen. Der Journalist berief sich hierauf auf drei Deputirte, und bezeichnete Chabot, Merlin und Bazire als Gewährsmänner der von ihm veröffentlichten Beschuldigungen. Der Friedensrichter Larivière opferte sich dabei der Sache des Königs, betrieb mit großem Eifer diese Angelegenheit und hatte sogar die Kühnheit die drei bezeichneten Deputirten vorladen zu lassen; die Versammlung aber, entrüstet, daß man es wagte, sich Eingriffe gegen die Unverletzlichkeit eines ihrer Mitglieder zu erlauben, antwortete dem Friedensrichter durch ein Anklagedecret und ließ den unglücklichen Larivière sofort nach Orleans transportiren. Dieser mißlungene Versuch vermehrte die allgemeine Aufregung und den Haß gegen den Hof nur noch mehr, und da die Gironde seit Dümouriez's unumschränkten Einfluß auf ihn, sich nicht mehr als die Gebieterin des Königs betrachten konnte, so war auch sie wieder in ihre frühere hartnäckige Opposition zurückgetreten.

Die neue constitutionelle Garde des Königs war bereits gebildet, und dem Gesetze nach hätte nun der Hofstaat auf ähnliche Weise zusammengesetzt werden sollen; allein der Adel weigerte sich in dieselbe mit einzutreten, um nicht durch Annahme von Stellen, welche die Constitution geschaffen, diese Constitution selbst anzuerkennen; auf der andern Seite dagegen wollte man ihn nicht aus Emporkömmlingen zusammensetzen, und leistete daher lieber ganz darauf Verzicht. „Warum, schrieb Barnave an die Königin, warum wollen Sie diesen Menschen den mindesten Zweifel über Ihre Gesinnungen lassen? Während sie Ihnen, wie dem jungen Achilles bei den Töchtern des Lycomed, einen Militair- und Civil-Hofstaat zu gleicher Zeit darbieten, greifen Sie mit eifriger Hast nach dem Schwerte, und weisen voll Verachtung den einfacheren Schmuck zurück.“ Die Minister und Bertrand selbst machten ihrerseits in demselben Sinne wie Barnave dringende Vorstellungen, allein umsonst; die Bildung des Hofstaates wurde gänzlich aufgegeben.

Die Garde war nach Deleſſart's Vorschlage aus einem Drittheil Linientruppen und zwei Drittheilen junger, aus den Nationalgarden gewählter Bürger zusammengesetzt, und schien in dieser Gestalt hinreichende Sicherheit zu gewähren; allein die getroffene Wahl der Officiere und Soldaten der Linie beunruhigte die Patrioten, da jene, unter sich zusammenhaltend, den aus den Nationalgarden ausgehobenen jungen Leuten absichtlich den Dienst verleideten und dieselben sogar größtentheils zum Rücktritt nöthigten, worauf man alsbald die Ausgetretenen mit sicheren Leuten ersetzte. Endlich war auch die Zahl dieser Garden auffallend vermehrt worden, denn anstatt der von dem Gesetze vorgeschriebenen achtzehnhundert Mann, stieg sie, wie es hieß, beinahe auf sechs Tausend. Dumouriez hatte den König mehrmals davon benachrichtigt, dieser aber stets darauf zur Antwort gegeben, daß der Befehlshaber dieser Truppe, der alte Herzog von Briſſac nicht als ein Verschwörer betrachtet werden könne. Unterdeß war die Aufführung der neuen Garde sowohl auf dem Schlosse als anderwärts von der Art, daß sie auf allen Seiten Verdacht erregte und selbst in den Clubs zur Sprache kam. Zur selben Zeit

steckten zwölf hundert Schweizer in Neuilly die weiße Cocarde auf, und beträchtliche Papierniederlagen die man zu Sèvres in Brand gesteckt, gaben Anlaß zu neuem schweren Verdachte; das Gerücht davon verbreitete sich überall hin, und die National-Versammlung erklärte sich für permanent, gleich als wenn die Tage wieder erschienen wären, wo dreißig Tausend Mann Paris bedrohten. Indeß war es allerdings gegründet, daß die Aufregung überall herrschte, und daß die unvereideten Priester das Volk in den mittägigen Provinzen insurgirten und unter dem Siegel der Beichte seinen Fanatismus anfachten; es war gegründet, daß die Mächte sich förmlich verbunden und Preußen und Oestreich eine Allianz geschlossen hatten; es war endlich auch nur zu wahr, daß die fremden Heere bereits eine drohende Stellung einnahmen, und die letzten unglücklichen Ereignisse zu Lille und zu Mons die Gemüther mit Angst erfüllten, denn man glaubt gewöhnlich nicht eher an die Macht des Volkes, als bis es dieselbe thätlich bewiesen hat, und so zweifelte man denn auch, daß die unregelmäßige Menge, so zahlreich sie auch sei, doch einer regulären Macht von sechs tausend Mann die Wage halten könne. Aus diesen Gründen eilte die National-Versammlung sich permanent (Sitzung vom 28. Mai) zu erklären, und ließ sich einen genauen Bericht über die Art der Zusammensetzung der Garde des Königs, so wie über die Zahl, die Wahl und die Aufführung ihrer Glieder abstatten. Nachdem sich nun hierbei eine Verletzung der Constitution unwiderlegbar herausgestellt hatte, erließ sie zu gleicher Zeit ein Entlassungsdecret gegen die Garde und ein Anklagedecret gegen den Herzog von Brissac, und schickte sie beide dem Könige zur Bestätigung. Dieser wollte anfangs sein Veto beifügen, allein Dümouriez erinnerte ihn an die Entlassung seiner Gardes-du-Corps, welche ihm viel länger als diese neue Garde gedient hatten, und bewog ihn dis weit leichtere Opfer zu wiederholen; er unterrichtete ihn überdis der Wahrheit gemäß von den mancherlei Vergehungen, welche sich dieselbe hatte zu Schulden kommen lassen, und wurde sonach mit der Ausführung des Decrets beauftragt. Alsbald

*) Man sehe Note 35. am Ende des Bandes.

drang er auf sofortige Formirung einer neuen Garde, allein der König, — sei es, daß er seiner früheren Politik gemäß als Unterdrückter erscheinen wollte, oder auch, daß er noch auf diese verabschiedete Garde, welche im Stillen ihren Sold fortbezog, rechnete — der König wollte von keiner zweiten Garde etwas wissen, und blieb so ohne Schutz der Wuth des Volkes preisgegeben.

Die Gironde verfolgte jetzt um so hartnäckiger ihren Angriff. Bereits hatte sie ein neues Decret gegen die Priester an die Stelle desjenigen erlassen, welchem der König die Sanction verweigert hatte, und da sich die Berichte über das aufrührerische Benehmen derselben ohne Unterlaß einander folgten, faßte sie den Entschluß, dieselben mit Deportation zu strafen. (27. Mai). Da die Bezeichnung der Schuldigen hierbei höchst schwierig war und diese Maßregel, wie alle Sicherheitsmaßregeln meist auf bloßem Verdacht beruhte, so wurden die Priester gewissermaßen nur nach dem allgemeinen Gerücht ergriffen und deportirt. Auf die Anzeige von zwanzig activen Bürgern und dafür erfolgter Genehmigung der Districtsbehörde, sprach das Departementsdirectorium die Deportation aus: der verurtheilte Priester mußte den Canton in vier und zwanzig Stunden, das Departement in drei Tagen und das Königreich binnen einem Monate verlassen; im Fall er arm war, wurden ihm bis an die Grenze drei Livres täglich bewilligt. Dieses strenge Gesetz ließ auf die steigende Erbitterung der National-Versammlung schließen, und unmittelbar darauf erschien noch ein zweites furchtbares Decret. (8. Juni.) Ohne Befehl des Königs, ja sogar ohne sich vorher mit seinen Collegen darüber berathen zu haben, hatte nemlich der Minister Servan vorgeschlagen, bei Gelegenheit des nahen Föderationsfestes vom 14. Juli, zum Schutze der National-Versammlung und der Hauptstadt ein Lager von zwanzig Tausend Föderirten zu bilden. Man kann leicht denken, mit welchem Eifer dieses Project von der Majorität der National-Versammlung, welche aus Girondisten bestand, aufgenommen wurde, denn die Macht der Letztern hatte in diesem Augenblicke die höchste Stufe erreicht, sie beherrschte die National-Versammlung, wo die Constitutionellen und die Republikaner in der Minorität waren, und

die angeblich Parteilosen wie immer sich völlig indifferent verhielten, weshalb denn auch letztere in dem Maaße als die Majorität mächtiger wurde, derselben immermehr unterworfen wurden, zumal diese überdis durch den Maire Pétion, welcher ihnen ganz ergeben war auch über Paris verfügen konnte. Mittelst des in Vorschlag gebrachten Feldlagers beabsichtigte sie, zwar nicht von persönlichem Ehrgeize, aber doch von dem Ehrgeize als Partei getrieben, sich zum Herrn des Königs zu machen, und sich gegen die demselben untergelegten Absichten nach Kräften zu sichern.

Kaum aber war der Gesetzentwurf Servans bekannt geworden, als Dûmouriez ihn im vollen Staatsrathe auf das Bestimmteste fragte, mit welchem Rechte er einen solchen Vorschlag gethan habe. Er antwortete: mit dem Rechte, das ihm auch als Einzelnem zustehe. — „In diesem Falle entgegnete Dûmouriez, durfte man dem Namen Servan nicht den Titel des Kriegsministers beifügen." Der Streit wurde so lebhaft, daß ohne die Gegenwart des Königs sicherlich in dem Staatsrathe Blut geflossen wäre. Servan erbot sich zuletzt, seine Motion zurück zu nehmen; dis wäre jedoch von keinem Nutzen gewesen, denn die National-Versammlung hatte sie bereits zu der ihrigen gemacht und der König konnte damit weiter nichts gewinnen, als den Schein einer Gewaltthätigkeit gegen seinen Minister auf sich laden. Dûmouriez widersetzte sich daher diesem Anerbieten, die Motion blieb und wurde nur durch eine von acht Tausend Nationalgardisten unterzeichnete Petition bekämpft, welche sich darüber beleidigt erklärten, daß man ihren Dienst zum Schutze der National-Versammlung für unzureichend zu halten scheine. Nichts desto weniger wurde die Motion decretirt und dem Könige überreicht. So lagen nunmehr bereits zwei wichtige Decrete zur Sanction vor, und schon vermuthete man, daß der König seine Zustimmung verweigern werde, und wartete nur darauf, um gegen ihn einen entscheidenden Schritt zu thun.

Dûmouriez bewies im vollen Staatsrathe, wie diese Maßregel dem Thron und vor Allem die Macht der Gironde gefährde, da die neue Armee jedenfalls unter dem Einflusse der heftigsten Jacobiner gebildet werden würde; nichts desto weniger

aber trug er auf die Sanction derselben an, weil sich nach seiner Meinung, im Fall der König die Einberufung von zwanzig Tausend regelmäßig erwählter Soldaten verweigere, freiwillig deren vierzig Tausend erheben und in die Hauptstadt dringen würden. Ueberdis gab er die Versicherung, daß er ein Mittel wisse diese Maßregel zu entkräften, welches er zu seiner Zeit bekannt machen würde, und drang zugleich auf die Sanction des Decretes wegen der Priesterdeportation, weil dieselben in der That straffällig seien und überdis auch durch die Deportation der Wuth ihrer Widersacher entzogen würden. Noch immer zauderte Ludwig XVI. und antwortete, daß er die Sache in reiflichere Ueberlegung ziehen wolle. In derselben Sitzung des Staatsraths verlangte Roland im Angesicht des Königs einen an denselben geschriebenen Brief vorzulesen, was um so unpassender war, da der König ihn zugeschickt erhalten hatte und daher dessen Inhalt bereits kannte. Die Abfassung dieses Briefes war auf Antrieb der Madame Roland beschlossen worden, und sie selbst hatte ihn concipirt. Bekanntlich war anfangs davon die Rede, einen solchen im Namen aller Minister abzufassen: da diese aber hierzu ihre Zustimmung nicht gaben, so hatte Madame Roland ihren Gatten so lange mit Bitten bestürmt, bis letzterer sich entschloß, in seinem eignen Namen diesen Schritt zu thun. Vergebens machte ihm der schwache, aber wohlbedächtige Duranthon den gegründeten Einwurf, daß der Ton seines Briefes, weit entfernt den König zu überzeugen, ihn vielmehr gegen Minister, welche im Besitze der Volksgunst wären, mit Ungunst erfüllen, und daraus ein unheilvoller Bruch zwischen dem Throne und der Volkspartei entstehen würde: nichts destoweniger beharrte Roland hartnäckig auf der Meinung seiner Frau und seiner Freunde, und in der That wünschte auch die Gironde eine solche Erklärung und zog einen offenen Bruch der bisherigen Ungewißheit vor. Roland verlas demnach diesen Brief an den König, und erlaubte sich im vollen Staatsrathe die härtesten Vorstellungen gegen ihn. Dieser vielbesprochene Brief lautete aber also:

„Sire, der gegenwärtige Zustand Frankreichs kann auf die Dauer nicht Bestand haben, es befindet sich in einer Crise, deren Heftigkeit den höchsten Grad erreicht hat, und welche mit

einem Schlage, der von gleichem Interesse für Eure Majestät wie für die gesammte Monarchie ist, beendet werden muß."

„Mit Ihrem Vertrauen beehrt und auf einen Posten erhoben, in welchem ich Ihnen die Wahrheit schuldig bin, werde ich es wagen, Ihnen dieselbe in ihrem vollen Umfange zu eröffnen; es ist dis eine Pflicht, welche Sie mir selbst auferlegt haben.

„Die Franzosen haben sich eine Constitution gegeben; dieselbe hat Mißvergnügte und Rebellen erzeugt: allein die Majorität der Nation ist entschlossen, sie aufrecht zu erhalten, sie hat geschworen, dieselbe mit ihrem Blute zu vertheidigen, und sieht daher dem Kriege, als einem gewichtigen Mittel dieselbe zu sichern, mit Freuden entgegen. Auf der andern Seite hegt auch die Minorität ihre Hoffnungen und hat alle ihre Kräfte vereinigt um die Oberhand zu gewinnen. Dis ist der Grund zu jenem inneren Kampfe gegen die Gesetze, und zu jener Anarchie, unter welcher die guten Bürger seufzen, und welche die Uebelwollenden weislich benutzen, um siegreich mit Verläumdungen gegen die neue Verwaltung aufzutreten; dis der Grund zu der überall verbreiteten und überall erst hervorgerufenen Spaltung, denn auf keiner Seite giebt es Gleichgiltige, man will entweder den Sieg oder die Umänderung der Constitution. - Ich werde mich jeder Prüfung über das, was die letztre an sich leistet, enthalten, und nur allein dasjenige in Erwägung ziehen, was die Umstände in Bezug auf dieselbe erheischen, und indem ich so viel als möglich von der Sache selbst absehe, blos andeuten, was sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen voraussetzen läßt, und was dabei geschehen muß."

„Eure Majestät genossen große Vorrechte, welche Sie für unzertrennlich von der königlichen Würde erachteten; in der Ansicht auferzogen, dieselben bewahren zu müssen, konnten Sie deren Verlust nichts weniger als gern sehen, und der Wunsch ihrer Wiedererlangung war daher Ihrerseits ebenso natürlich, als der Schmerz sie vernichtet zu sehen. Auf diese, dem menschlichen Herzen eigenthümlichen Empfindungen haben denn auch die Feinde der Revolution gezählt, und in der That bisher stets

auf eine geheime Begünstigung von Ihrer Seite gepocht, bis Ihnen endlich die Umstände erlauben würden, derselben unverholen Ihren Schutz zu gewähren. Auch der Nation konnte diese Lage der Dinge nicht entgehen, und sie mußte daher nothwendig Mißtrauen nähren.

„Ihre Majestät war sonach beständig in der Alternative entweder ihren früheren Gewohnheiten und individuellen Neigungen fortwährend nachzuhängen, oder jene Opfer zu bringen, welche die Philosophie Ihnen dictirte und die Nothwendigkeit erheischte, mithin entweder die Rebellen zu ermuthigen, indem Sie die Nation mit Unruhe erfüllten, oder letztere zu beruhigen, indem Sie Sich um so inniger an sie anschloßen. Alles hat sein Ziel, auch der ungewisse Zustand von seither hat endlich dasselbe erreicht."

„Wollen Sich Eure Majestät jetzt offen mit denen verbinden, welche nach einer Reform der Constitution streben, oder können Sie sich ohne Rückhalt edelmüthig ganz deren Erfolgen weihen? — Dis ist die wahre Lebensfrage, deren Beantwortung unter den gegenwärtigen Umständen unvermeidlich ist; denn die andere so metaphysische Frage: ob die Franzosen für die Freiheit reif sind? kommt hier nicht in Betracht, wo es sich nicht darum handelt zu beurtheilen: was wir im Verlaufe eines Jahrhunderts geworden sind, sondern vielmehr zu erwägen, wessen die gegenwärtige Generation fähig sei."

„Was ist inmitten der Unruhen, unter welchen wir seit vier Jahren leben, nicht Alles geschehen? Die das Volk belastenden Privilegien sind aufgehoben worden; die Ideen von Gerechtigkeit und Gleichheit haben sich allgemein verbreitet und sind überall hingedrungen; die Erklärung der Volksrechte hat das Gefühl dieser Rechte gerechfertigt und die förmliche Anerkennung derselben ist eine geheiligte Staatslehre geworden; der Haß endlich gegen den Adel, schon seit langer Zeit durch die Feudalrechte hervorgerufen, hat sich durch die offenkundige Opposition der Mehrzahl der Adeligen gegen die Constitution, welche ihn vernichtet, noch gesteigert."

„Während des ersten Jahres der Revolution sah das Volk in diesen Adeligen nur Männer, verhaßt durch den Genuß drük-

kender Privilegien, welcher Haß aber nach Vernichtung dieser Privilegien hätte enden müssen, hätte nicht der Adel durch sein Benehmen seit dieser Zeit, alle nur mögliche Gründe, aus welchen das Volk ihn hassen und als seinen unversöhnlichsten Feind bekämpfen konnte, nach Kräften selbst verstärkt."

„In gleicher Maße wie dieser Haß hat sich auch die Anhänglichkeit an die Constitution gesteigert; denn nicht allein, daß das Volk ihr bereits sehr fühlbare Wohlthaten verdankt, so erwartet es noch weit größere von ihr, weil eben diejenigen, welche ihm seither so eifrig alle Lasten aufzubürden gewohnt waren, mit gleichem Eifer dieselbe zu vernichten oder doch zu modifiziren streben."

„Die Declaration der Menschenrechte ist demnach ein politisches Evangelium und die französische Constitution eine Religion geworden, für welche das Volk zu sterben bereit ist."

„Darum hat denn auch dieser Eifer bereits mehreremale das Gesetz ergänzt, und als dasselbe die Ruhestörer nicht genugsam im Zaum zu halten wußte, erlaubten sich die Bürger dieselben eigenmächtig bestrafen zu müssen."

„Deshalb wurde das Eigenthum der Auswanderer von Rachlust verwüstet; darum auch glaubten so viele Departements in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, gegen die Priester, welche die öffentliche Meinung proscribirt und als ihr Opfer verlangt hatte, mit Strenge zu verfahren."

„Bei diesem Conflicte gegenseitiger Interessen haben alle Gefühle den Character der Leidenschaft angenommen. Das Vaterland ist nicht mehr ein Wort, in dessen Ausschmückung sich die Einbildungskraft gefällt; es ist jetzt ein Wesen, dem man Opfer gebracht hat, und zu dem man von Tag zu Tage durch die Bekümmernisse, die es verursacht, mehr Neigung gewinnt, ein Wesen, welches man selbst erst durch große Anstrengungen ins Leben gerufen, welches inmitten der Unruhen groß geworden, und welches man liebt in Folge aller der Opfer, die es gekostet und alle der Hoffnungen, die es einflößt; alle Angriffe aber gegen dasselbe sind nur Mittel, den Enthusiasmus dafür noch lebhafter zu entflammen. Bis zu wel-

cher Höhe wird sich der Enthusiasmus erst in dem Augenblicke steigern, wo die von außen vereinten feindlichen Streitkräfte im Einverständnisse mit den innern Ränken, dem Lande verderbliche Schläge bereiten! Die Gährung ist in allen Theilen des Reiches außerordentlich, und sie wird sicher auf eine furchtbare Weise hervorbrechen, wenn nicht ein wohlbegründetes Vertrauen auf die redlichen Absichten Eurer Majestät die Gemüther endlich beruhigt; dieses Vertrauen aber kann nicht aus bloßen Protestationen hervorgehen, es verlangt Thatsachen zu seiner Begründung!"

„Die französische Nation hält die Ueberzeugung fest, daß die Constitution ihren Gang fortgehen könne, und daß die Verwaltung alle die ihr nöthige Macht in dem Augenblicke haben werde, wo Eure Majestät, in der ernstlichen Absicht diese Constitution aufrecht zu erhalten, die gesetzgebende Versammlung mit all Ihrer vollstreckenden Gewalt unterstützen und so dem Volke jeden Vorwand zu Unruhen, und den Mißvergnügten alle Hoffnung eines Erfolgs benehmen werden."

„So eben sind zwei wichtige Decrete abgefaßt worden, welche beide von wesentlichem Interesse für die öffentliche Ruhe und das Wohl des Staates sind; die Verzögerung Ihrer Sanction muß daher Mißtrauen einflößen, und bei längerer Dauer Unzufriedenheit hervorrufen, und, ich muß es aussprechen: diese Unzufriedenheit kann bei der gegenwärtigen Aufregung der Gemüther leicht zu dem Aeußersten führen."

„Sie können nicht mehr zurücktreten, ja nicht einmal länger zögern; die Revolution liegt einmal in den Geistern begründet; sie wird sich durch Blut vollenden und damit besiegelt werden, wenn nicht die Weisheit den Uebeln welche jetzt noch zu ververmeiden sind, zuvorkommt."

„Ich weiß, daß man sich einbilden mag, Alles durch äußerste Maßregeln durchsetzen und im Zaum halten zu können; wenn man aber die Versammlung mit Gewalt bedrohen, wenn man Schrecken in Paris und Zwiespalt und dumpfes Erstarren in seinen Umgebungen verbreiten wollte, so würde sich ganz Frankreich mit Unwillen erheben, und sich selbst zerfleischend in den Gräueln eines bürgerlichen Kriegs jene düstere

Energie entschleiern, welche die Mutter der Tugenden und der Verbrechen, stets denen Unheil bringt, welche sie hervorgerufen haben."

„Das Heil des Staats und das Glück Ihrer Majestät sind auf das Innigste verbunden; keine Macht vermöchte sie zu trennen; grauende Beängstigungen und sicheres Unglück werden Ihren Thron umringen, wenn er nicht durch Sie Selbst auf die Grundlagen der Constitution gestützt und durch den Frieden befestigt wird, welchen er uns eben durch seine eigene Sicherheit endlich dauernd gewähren soll. So legen denn die Stimmung der Gemüther, der Lauf der Dinge, politische Gründe so wie das eigene Interesse, Eurer Majestät unerläßlich die Pflicht auf, sich an die gesetzgebende Versammlung anzuschließen und dem Wunsche der Nation entgegenzukommen, und stellen das auch als Nothwendigkeit heraus, was gesunde Principien Ihnen als Pflicht auferlegen. Dagegen macht aber auch die, diesem leidenschaftlichen Volke eigene empfängliche Gemüthsstimmung, dasselbe geneigter Ihnen dafür dankbar zu sein, und man hat Sie grausam betrogen, Sire, wenn man Ihnen Entfremdung oder Mißtrauen für dieses leicht zu rührende Volk eingeflößt hat. So nur hat man Sie, indem man Sie unaufhörlich beunruhigte, zu einem Benehmen verleitet, welches gerade geeignet ist, das Volk zu beunruhigen; sieht es indeß, daß Sie entschlossen sind, dieser Constitution, an welche es sein Glück geknüpft hat, nach Kräften förderlich zu sein, so werden Sie bald auch von seinen Dankbezeugungen überschüttet werden!

„Das Benehmen der Priester an vielen Orten, und die Vorwände, welche der Fanatismus den Mißvergnügten lieh, haben ein höchst weises Gesetz gegen die Ruhestörer hervorgerufen; möge Eure Majestät demselben seine Sanction ertheilen; die öffentliche Ruhe erheischt sie, und selbst das eigene Heil der Priester fordert sie gebieterisch. Tritt dieses Gesetz nicht in Wirksamkeit, so werden sich die Departements wie sie dis schon von allen Seiten thun, von selbst zu gewaltsamen Maßregeln genöthigt sehen, und das gereizte Volk wird dieselben durch die furchtbarsten Ausschweifungen ergänzen wollen.

„Die Versuche unserer Feinde, die Aufregung, welche sich

bereits in der Hauptstadt gezeigt, die außerordentliche Unruhe, welche die Aufführung Ihrer Garde verursacht hat und welche noch überdis durch die Beweise von Zufriedenheit, welche Ihre Majestät durch eine, unter den jetzigen Umständen wahrhaft unpolitische Proclamation darüber an den Tag gelegt hat, unterhalten wird, so wie die den Grenzen so nahe Lage von Paris haben die Errichtung einer Lagers in dessen Nähe nothwendig gemacht; diese Maßregel, deren Weisheit und Dringlichkeit allen Verständigen einleuchtet, erwartet nur noch die Sanction Eurer Majestät; warum soll denn der Aufschub derselben Ihnen das Ansehen geben, als ertheilten Sie dieselbe nur ungern, während Ihnen deren schleunige Gewährung allgemeinen Dank erwerben würde?"

„Bereits haben die Angriffe, welche der Generalstab der Pariser Nationalgarde gegen diese Maßregel versucht hat, den Verdacht erregt, als habe er nur auf höhere Veranlassung gehandelt; bereits haben die Deklamationen einiger Ultra-Demagogen auf die Vermuthung geführt, daß Sie mit den bei dem Umsturze der Constitution Betheiligten in Verbindung ständen; bereits spricht sich schon die öffentliche Meinung unumwunden über die Absichten Eurer Majestät aus: darum noch einiger Aufschub — und das Volk wird zu seiner Betrübniß in seinem Könige den Freund und Mitschuldigen der Verschwornen wahrzunehmen glauben."

„Gerechter Himmel! solltest du die Mächtigen der Erde mit Blindheit geschlagen haben, und sollten sie stets nur von Rathgebern umgeben sein, welche sie in ihr Verderben führen!"

„Ich weiß, daß die rauhe Sprache der Wahrheit selten zum Throne dringt, und weiß auch, daß, eben weil sie fast nie dort gehört wird, Revolutionen zuletzt eintreten müssen; vor Allem aber weiß ich, daß ich nicht allein als ein den Gesetzen unterworfener Staatsbürger, sondern auch als ein mit dem königlichen Vertrauen beehrter Minister, oder doch als Inhaber eines Amtes, welches dasselbe voraussetzt, zu Eurer Majestät diese Sprache zu reden verpflichtet bin, und ich sehe nichts, was mich hindern könnte, einer Pflicht nachzukommen, welche mir mein Gewissen auferlegt."

„In demselben Geiste werde ich Eurer Majestät wiederholt die Nothwendigkeit und den Nutzen vorstellen, jenes Gesetz, welches Ihnen einen Staatssecretair zu ernennen vorschreibt, in Ausführung zu bringen. Schon das bloße Vorhandensein des Gesetzes spricht nachdrücklich genug für die unumgängliche Vollstreckung desselben, allein überdis muß, durch alle nur mögliche Mittel einerseits den Berathungen, die nöthige Würde, Weisheit und Reife bewahrt werden, und andrerseits sich den verantwortlichen Ministern ein Ausweg darbieten, ihre Meinung schriftlich niederzulegen; hätte ein solcher bereits bestanden, so würde ich nicht in diesem Augenblicke mich an Eure Majestät schriftlich gewendet haben."

„Das Leben gilt dem Manne nichts, welcher seine Pflichten über Alles schätzt; nächst dem Glücke aber, dieselben erfüllt zu haben, ist das einzige Gut, für welches er noch Empfindung hegt, der Gedanke, denselben auch mit möglichster Treue nachgekommen zu sein, und dis schon ist an sich selbst eine Pflicht für jeden Staatsmann.

Paris, 10. Juni 1792,
im 4. Jahre der Freiheit.

Gez. Roland."

Der König hörte dem Vorlesen dieses Briefes mit seltner Geduld zu und erklärte bei seinem Weggange, daß er seine Entschließung später zu erkennen geben werde. Dümouriez wurde auf das Schloß berufen; der König und die Königin waren beisammen. „Sollen wir — riefen sie ihm zu — noch länger die Unverschämtheit dieser drei Minister ertragen?" — Nein, antwortete Dümouriez. — Wollen Sie es übernehmen, uns von ihnen zu befreien? erwiederte der König. — Ja, Sire! sprach nochmals der kühne Minister, allein, um zu diesem Zwecke zu gelangen, müssen Eure Majestät eine Bedingung eingehen. Ich habe die Volksgunst verloren und muß sie noch mehr verlieren, wenn ich meine drei Collegen, die Anführer einer mächtigen Partei beseitige, und es giebt nur ein Mittel das Volk glauben zu machen, daß sie nicht in Folge ihres Patriotismus entlassen worden sind." — „Welches?" fragte

der König. — „Die Sanction der beiden Decrete," antwortete Dûmouriez und wiederholte nochmals die Gründe, die er bereits in der Plenarsitzung des Staatsraths dafür entwickelt hatte. Die Königin nannte voll Heftigkeit diese Bedingung zu hart; allein Dûmouriez bestrebte sich ihr begreiflich zu machen, daß die zwanzig Tausend Mann nicht zu fürchten wären, daß das Decret überdis den Ort des aufzuschlagenden Lagers nicht näher bezeichne, und man daher jene Truppen etwa nach Soissons senden könne, und endlich, daß man sie daselbst mit militairischen Uebungen beschäftigen, und nöthigenfalls nach und nach wieder in die Armee zurücktreten lassen könne. „Dann aber, sagte der König, müssen Sie Kriegsminister sein." — „Trotz der großen Verantwortlichkeit bin ich hierzu bereit," antwortete Dûmouriez; allein Eure Majestät müssen zuvor das Decret gegen die Priester bestätigen; denn nur um diesen Preis kann ich das Ministerium übernehmen. Da dieses Decret, weit entfernt den Geistlichen zu schaden, sie vielmehr der Wuth des Volkes entziehen wird, so durften sich Eure Majestät wohl dem ersten Decrete der constituirenden National-Versammlung, welches den Eid anbefahl, widersetzen; jetzt aber steht es Ihnen nicht mehr frei zurückzutreten. — „Ich that damals Unrecht, rief Ludwig XVI., ich darf nicht noch einmal Unrecht thun." Die Königin aber, welche die religiösen Bedenklichkeiten ihres Gemahls nicht theilte, vereinte ihre Bestrebungen mit denen Dûmouriez's und für einen Augenblick schien auch der König geneigt, seine Zustimmung zu ertheilen.

Dûmouriez bezeichnete ihm die neuen Minister an Servan's, Clavière's, und Roland's Stelle, und zwar Mourgues für die innern Angelegenheiten und Beaulieu für die Finanzen; das Kriegsministerium wurde Dûmouriez anvertraut, welcher für den Augenblick, bis zur Besetzung des Ministeriums der äußern Angelegenheiten, zwei Ministerien in seiner Person vereinigte. Alsbald wurde die Ordonnanz erlassen und den 13. Juni erhielten Roland, Clavière und Sèrvan ihre offizielle Demission. Roland, welcher alle die nöthige Stärke besaß, um die kühnen Ideen seiner Frau in

Ausführung zu bringen, begab sich alsbald in die National-Versammlung, und verlas dort den von ihm an den König geschriebenen Brief, in dessen Folge er entlassen worden war. Dieser Schritt war, da einmal die Feindseligkeiten erklärt waren, sicher erlaubt, allein nach seinem dem Könige gegebenen Versprechen den Brief geheim zu halten, verrieth es seinerseits wenig Edelmuth, ihn trotz dem öffentlich vorzulesen.

Die National-Versammlung nahm Roland's Mittheilung mit dem größten Beifalle auf und befahl, daß dieser Brief gedruckt und an die drei und achtzig Departements versandt werden solle, und erklärte überdis, daß die drei in Ungnade gefallenen Minister das Vertrauen der Nation mit sich nähmen. In demselben Augenblicke wagte Dûmouriez sich unerschrokken in seiner neuen Eigenschaft als Kriegsminister auf der Rednerbühne zu zeigen. In aller Eile hatte er einen umständlichen Bericht über den Zustand der Armee und über die Fehler der Verwaltung und der National-Versammlung abgefaßt, in welchem er denjenigen, welche ihm, wie er wußte einen üblen Empfang zudachten, eben keine große Schonung bewies. Kaum zeigte er sich, als ihn auch die Jacobiner mit heftigem Zischen empfingen; die Feuillants dagegen behaupteten das tiefste Stillschweigen. Er benachrichtigte zugleich die National-Versammlung von einem leichten Vortheil, welchen Lafayette errungen und von dem Tode Gouvion's, welcher Officier und Deputirter war, und als ein bei den Leiden seines Vaterlandes verzweifelnder Ehrenmann, freiwillig den Tod gesucht hatte. Die National-Versammlung bezeigte über den Verlust dieses ausgezeichneten Bürgers ihre Theilnahme, blieb aber kalt bei den Beileidsäußerungen Dûmouriez's, vorzüglich als er den Wunsch äußerte, demselben Trübsal durch ein gleiches Loos zu entgehen. Als er hierauf seinen Bericht als Kriegsminister abstatten wollte, weigerte man sich von allen Seiten ihn anzuhören. Er verlangte nochmals mit Kälte das Wort und es gelang ihm endlich dasselbe zu erhalten. Seine Vorstellungen die er sich dabei erlaubte, erbitterten einige Deputirte. „Hören Sie ihn? rief Guadet, er gibt uns gute Lehren!“ — „Und warum nicht?“ entgegnete ruhig der unerschrockene Dûmouriez; die

Ruhe kehrte hierauf zurück, er verlas vollends seinen Bericht und wurde abwechselnd ausgezischt und beklatscht. Kaum hatte er geendet als er seine Denkschrift wieder zusammenfaltete um sie mit sich zu nehmen. „Er flieht!“ rief man. — „Nein!“ antwortete er, legte kühn seine Denkschrift wieder auf das Büreau, unterzeichnete sie mit fester Hand, und ging mit unerschütterlicher Ruhe quer durch die Sitzreihen hindurch. Man drängte sich ihm nach und einige Deputirten riefen: „Sie werden nach Orléans geschickt werden.“ —. „Desto besser,“ antwortete er: so werde ich dort Bäder nehmen und Molken trinken, was mir sehr Noth thut, und einmal ausruhen.“ Seine Festigkeit ermuthigte den König, welcher ihm darüber seine Zufriedenheit zu erkennen gab, allein der unglückliche Fürst war in seiner Unschlüssigkeit, von Zweifeln beängstigt und von falschen Freunden belagert, bereits auf seine frühern Entschlüsse wieder zurückgekommen, und wollte von Sanction der beiden Decrete jetzt nichts mehr wissen.

Die vier im Staatsrath vereinigten Minister baten den König dringend, jene zwiefache Sanction wie er es versprochen zu haben scheine, wirklich zu ertheilen; allein der König antwortete trocken, daß er nur dem Decrete wegen der zwanzig Tausend Mann seine Zustimmung ertheilen könne, dem aber gegen die Priester sich fest zu wiedersetzen entschlossen sei; daß er übrigens unwiderruflich gewählt und von Drohungen sich nicht irre machen lassen werde. Er las hierauf den Brief vor, in welchem er den Präsidenten der National-Versammlung von seinem Entschlusse in Kenntniß setzte: „Einer von Ihnen, — sprach er in einem noch nie von ihm gehörten Tone zu seinen Ministern, „einer von Ihnen wird ihn contrasigniren.“

Dûmouriez schrieb hierauf an ihn und bat um seine Entlassung. „Dieser Mensch, — rief der König, — bewog mich drei Minister zu entlassen, weil sie mich zur Annahme jener Decrete nöthigen wollten, und jetzt verlangt er selbst deren Sanction!“ Dieser Vorwurf war indeß ungerecht, denn nur unter der Bedingung dieser doppelten Sanction hatte Dûmouriez sich bereit erklärt, nach dem Austritte seiner Collegen

…m zu bleiben. Ludwig XVI. sprach ihn … er auf seine Meinung beharre? Dúmou… …hütterlich. „Unter diesen Umständen, — sagte der …me ich Ihre Entlassung an.“ Alle andern Minister … die ihrige gegeben; indeß hielt der König La… coste … Duranthon zurück, und nöthigte sie zu bleiben. Die Herrn Lajard, Chambreas und Terrier de Mont-Ciel, sämmtlich von der Partei der Feuillants, übernahmen hierauf die erledigten Portefeuilles.

Der König, — erzählt Madame Campan — verfiel zu dieser Zeit in eine Muthlosigkeit, welche an gänzliche physische Abspannung grenzte. Zehn Tage hintereinander gab er keinen Laut von sich, nicht einmal im Schooße seiner Familie, ausgenommen wenn er nach Tische mit Madame Elisabeth eine Partie Trictrac spielte, wo er nur die in diesem Spiele unumgänglich nöthigen Worte aussprach. Die Königin suchte ihn dieser Stimmung zu entreißen, die in einer Zeit der Crise, wo jede Minute die Nothwendigkeit zu handeln gebot, so außerordentlich unheilvoll war; sie warf sich zu seinen Füßen und suchte ihn bald durch lebhafte Schilderungen zu erschrecken, bald durch ihre Liebkosungen zu beleben; sie erinnerte ihn zugleich an die Pflichten, die er gegen seine Familie habe, und ging so weit ihm zu erklären, daß man, wenn es einmal gestorben sein müsse, bis mit Ehren thun und nicht erst abwarten dürfe, bis sie beide auf dem Fußboden ihres Gemachs erwürgt würden.“

Man kann sich leicht vorstellen, wie Ludwig XVI., als er wieder zu sich selbst kam und sich neuerdings mit den Geschäften befaßte, gesinnt war. Nachdem er einmal die Partei der Feuillants verlassen, um sich der Gironde in die Arme zu werfen, vermochte er nicht sich mit sonderlicher Lust und Hoffnung wieder der erstern zu nähern; er hatte die doppelte Erfahrung gemacht, daß er sich mit keiner von beiden vertragen könne, und was noch schlimmer war, er hatte auch sie diese Erfahrung machen lassen. Von nun an mußte er mehr als je auf das Ausland sein Augenmerk richten und auf dieses alle seine Hoffnungen setzen. Diese vorherrschende Neigung leuchtete jedermann ein und mußte vornehmlich diejenigen in Schrecken setzen, welche

in einer feindlichen Ueberschwemmung Frankreich's den Sturz der Freiheit und den Untergang ihrer Vertheidiger, und vielleicht gar auch eine Theilung oder Zerstückelung des Königreichs sahen; Ludwig XVI. aber sah von alledem hierin nichts, denn man verbirgt sich jederzeit gern das Nachtheilige seiner Wünsche. Von der Aufregung welche die Unglücksfälle bei Mons und Tournay hervorgebracht hatten, in Schrecken gesetzt, hatte er Mallet-du-Pan nach Deutschland mit eigenhändigen Instructionen geschickt, in welchen er den Souverainen anempfahl mit Vorsicht vorzurücken, die größte Schonung gegen die Bewohner der Provinzen, durch welche sie kommen würden, zu beobachten und ihrem Einrücken ein Manifest voraufgehen zu lassen, in welchem sie ihre friedlichen und versöhnenden Absichten aussprächen. *) So gemäßigt diese Sprache erschien, so enthielt sie doch nichts desto weniger eine Einladung in das Land einzurücken; und überdis, wenn auch der König das Bessere wollte, wollten darum auch die fremden Fürsten und Nebenbuhler Frankreichs, so wie die ergrimmten Emigranten ganz dasselbe? Und konnte denn Ludwig XVI. wirklich so fest überzeugt sein, daß man ihn nie zwingen würde, seine ursprünglichen Absichten zu überschreiten? Der preußische und östreichische Minister äußerten Beide selbst gegen Mallet-du-Pan das Mißtrauen, welches ihnen der Ungestüm der Ausgewanderten einflößte, und Letzterer scheint wirklich Mühe gehabt zu haben, sie in dieser Hinsicht zu beruhigen. **)

Auch die Königin hatte kein sonderliches Zutrauen zu dem Allen; vor Allem fürchtete sie Calonne als den gefährlichsten ihrer Feinde ***), nichts destoweniger aber beschwor sie ihre Familie, so eilig als möglich ihre Befreiung zu bewirken. Von diesem Augenblicke an mußte die Volkspartei den Hof als ihren Feind betrachten und ihn um so mehr fürchten, da er über alle Kräfte des Staates verfügen konnte, und so wurde denn der Kampf, der sich in dessen Folge entspann, bald ein Kampf auf Tod und Le-

*) Siehe Note 36. am Ende des Bandes.

**) Siehe Note 37. am Ende des Bandes.

***) Siehe Note 38. am Ende des Bandes.

ben. Der König wählte bei der Bildung seines neuen Ministeriums keinen einzigen Mann von Auszeichnung, denn in der Erwartung seiner nahen Befreiung dachte er nur daran, sich noch einige Tage hinzuhalten, und zu diesem Zwecke genügte ihm auch das gehaltloseste Ministerium.

Die Feuillants suchten inzwischen diese Gelegenheit zu benutzen, um sich wieder dem Hofe zu nähern, und zwar dismal wirklich nicht aus persönlichem Ehrgeize als Partei, sondern aus reinem Interesse für den König. Sie hofften nicht das Geringste von einer Invasion, sondern sahen vielmehr darin einen frevelhaften Eingriff, und noch mehr, eine für den Hof wie für die Nation gleich große Gefahr; mit Recht urtheilten sie: der König werde noch, bevor ihm Hilfe kommen könne, unterliegen, und fürchteten, daß man nach erfolgter Invasion grausame Rache üben, vielleicht gar das Gebiet Frankreich's zerstückeln, sicher aber dessen Freiheit vernichten würde.

Lally-Tolendal, welcher, wie man gesehen hat, Frankreich verlassen hatte, sobald die Einführung des Zwei-Kammersystems sich als unmöglich herausstellte, und Malouet, welcher die Einführung derselben noch nach der Revision der Verfassung versucht hatte, so wie Dúport, Lameth, Lafayette und Andere, welche das Bestehende erhalten wollten, vereinigten sich um noch einen letzten Versuch zu machen. Diese Partei war, wie alle Parteien, mit sich selbst nicht eben sonderlich einig, aber sie vereinigte sich in einer und derselben Absicht, nämlich darin, den König von seinen Fehlgriffen abzubringen und mit ihm die Constitution zu retten; da aber jede Partei, welche im Dunkeln handeln muß, auf Maßregeln gewiesen ist, welche man, wenn sie erfolglos bleiben, Intriguen nennt, so mußten auch in diesem Sinne jetzt die Feuillants intriguiren. Sobald sie daher die von Dúmouriez bewirkte Entlassung Servan's, Clavières und Roland's erfuhren, näherten sie sich dem Erstern und machten ihm den Vorschlag, im Fall er den König zur Unterzeichnung des Veto gegen das Priesterdecret bestimmen wolle, sich mit ihm zu verbinden; Dúmouriez aber,

*) Siehe Note 39. am Ende des Bandes.

vielleicht aus Laune, vielleicht auch, weil er kein rechtes Zutrauen zu ihren Kräften hatte, sicher aber auch, weil er sich zur Erwirkung der Sanction desselben bereits verbindlich gemacht hatte, wies dieses Bündniß zurück und begab sich, wie er der National-Versammlung schrieb, mit dem Wunsche zur Armee, daß ein Kanonenschuß alle Meinungen über ihn vereinigen möge.

Noch blieb den Feuillant's Lafayette, welcher, ohne Antheil an ihren geheimen Ränken, doch von gleicher Ungunst gegen Dümouriez erfüllt war, und vor Allem den König unbeschadet der Constitution retten wollte. Die ihnen zu Gebote stehenden Mittel waren nur gering, und anfangs wollte auch der Hof von ihren Versuchen, ihn zu retten, nichts wissen. Die Königin, welche Barnave zu ihrem Vertrauten gemacht, hatte stets mit der größten Vorsicht seine Besuche empfangen und ihn nur stets im Geheimen gesehen. Die Ausgewanderten so wie der Hof selbst hätten ihr eine solche Verbindung mit den Constitutionellen nie verziehen, und in der That hatte man sie aufgefordert, auf allen Verkehr mit denselben zu verzichten und sich lieber an die Jacobiner anzuschließen, weil man — so drückte man sich aus — mit dem Erstern sich vergleichen müsse, gegen die Letztern aber aller Verbindlichkeiten enthoben sei. *) Denke man sich nun noch zu diesen so häufig wiederholten Rathschlägen den persönlichen Haß der Königin gegen Lafayette, und man wird begreifen, wie wenig der Hof geneigt sein konnte, die Dienste der Constitutionellen oder der Feuillants anzunehmen. Außer dieser Abneigung des Hofes gegen sie muß man noch die Schwäche der Hilfsmittel in Betracht ziehen, welche ihnen gegen die Volkspartei zu Gebote standen. Lafayette wurde zwar von seinen Soldaten angebetet und konnte auf seine Armee rechnen; allein er hatte den Feind vor sich und konnte nicht die Grenze ohne Vertheidigung lassen, um sich in das Innere zu wenden. Der alte Luckner, auf welchen man sich noch stützen konnte, war, obwohl auf dem Schlacht-

*) Man sehe Note 40. am Ende des Bandes.

felde tapfer, doch sonst schwach, schwankend und leicht einzuschüchtern.

Allein, wenn auch die Constitutionellen auf militairische Hilfsmittel hätten rechnen können, so fehlte es ihnen doch in ihrer bürgerlichen Stellung an der hinreichenden Macht, denn die Majorität in der National-Versammlung gehörte zur Gironde, und obwohl sie zum Theil die Nationalgarde auf ihrer Seite hatten, so war doch diese in sich zerspalten und der Auflösung nahe. So blieb den Constitutionellen, um ihre militairische Macht anwenden zu können, nichts weiter übrig, als von der Grenze aus auf Paris zu marschiren, das heißt einen Aufstand gegen die National-Versammlung zu versuchen; allein solche Aufstände, ein herrliches Mittel für eine gewaltthätige Faction welche die Offensive ergreift, sind von unseligen Folgen und unpassend für eine gemäßigte Partei, welche nur auf das Gesetz sich stützend, Widerstand leisten mag.

Indeß umspann man Lafayette und verabredete mit ihm den Plan, an die National-Versammlung einen Brief zu senden. Dieser Brief sollte, in seinem Namen abgefaßt, seine Gesinnungen gegen den König und die Constitution, so wie seine Mißbilligung gegen alles dasjenige aussprechen, was den Einen oder die andere verletze. Seine Freunde waren getheilter Meinung; die Einen erregten, die Andern stimmten seinen Eifer herab; allein nur daran denkend, wie er dem Könige, dem er Treue geschworen, nützlich sein könne, schrieb er wirklich den Brief und trotzte allen Gefahren, denen er sich hierdurch aussetzte. Der König und die Königin, obgleich entschlossen seine Dienste zurückzuweisen, ließen ihn denselben schreiben, weil sie in dieser Maßregel nichts als einen Austausch von Vorwürfen unter den Freunden der Freiheit sahen. Der Brief wurde der National-Versammlung am 18. Juni überreicht. In demselben tadelte Lafayette das Benehmen des letzten Ministeriums, welches er, wie er erklärte, in dem Augenblicke, wo er dessen Entlassung vernommen, habe anklagen wollen, und fuhr folgendermaßen fort: „Es ist nicht genug, daß dieser Zweig der Verwaltung einem unheilvollen Einflusse entzogen ist, auch das öffentliche Wohl ist in Gefahr; das Loos Frank-

reich's beruht hauptsächlich auf seinen Repräsentanten, von ihnen erwartet die Nation ihr Heil, allein als sie sich eine Constitution gab, schrieb sie ihnen auch den einzigen Weg sie zu retten vor." Hierauf betheuerte er seine unverletzliche Anhänglichkeit an das beschworne Gesetz und schilderte den Zustand Frankreich's, welches nach seiner Meinung einem zwiefachen Feinde, einem innern und einem äußern, ausgesetzt war. „Man muß Beide vernichten, schrieb er weiter, aber Sie werden nur, so lange Sie constitutionell und gerecht gesinnt sind, die Macht dazu haben ..... Blicken Sie um sich! ... Können Sie sich verbergen, daß eine Faction, und um bestimmter zu sprechen, die Faction der Jacobiner alle diese Wirren verursacht hat? Laut klag' ich sie dessen an! In ihrer Metropole und mit ihren Schwestergesellschaften einen Staat im Staate bildend, und blindlings von einigen ehrgeizigen Führern geleitet, steht diese Secte mitten unter dem französischen Volke, dessen Rechte sie usurpirt, indem sie seine Repräsentanten und Bevollmächtigten sich unterwirft, als eine besondere Corporation da. Dort ist es, wo in den öffentlichen Sitzungen Anhänglichkeit an die Gesetze Aristokratie und deren Uebertretung Patriotismus genannt wird; dort feiern die Mörder Defille's ihre Triumpfe und finden die Verbrecher eines Jourdan ihre Lobredner; dort wird die Erzählung von dem Meuchelmorde, welcher die Stadt Metz befleckt hat, nochmals mit teuflischem Beifalle aufgenommen! — Glaubt man diesen Vorwürfen entgehen zu können, indem man mit einem östreichischen Manifeste prahlt, in welchem diese Sectirer namentlich aufgeführt sind? Sind sie etwa darum heilig gesprochen, weil Leopold sie namentlich aufgeführt hat? Oder sind wir etwa darum, weil wir die Fremden, welche sich in unsere Streitigkeiten mischen, bekämpfen sollen, der Verbindlichkeit enthoben, unser Vaterland von einer innern Tyrannei zu befreien?" — Er erinnerte ferner an seine alten der Freiheit geleisteten Dienste, zählte alle die Garantieen auf, welche er dem Vaterlande verschafft, verbürgte seine und seiner Armee patriotischen Gesinnungen und erklärte, daß die französische Nation, wenn sie nicht die verächtlichste des Universums sei, der Verschwörung der gegen sie verbundenen Kö-

nige widerstehen könne und müsse! „Aber — fuhr er fort — damit wir Soldaten der Freiheit mit Erfolg kämpfen und für sie siegreich fallen können, so müssen die Vaterlandsvertheidiger auch der Zahl nach ihren Gegnern gewachsen und für Kriegsvorräthe aller Art zur Erleichterung unserer Bewegungen reichlich gesorgt sein, sowie das Wohl der Truppen, ihre Verproviantirung, ihr Sold nebst den Sanitätsanstalten ferner nicht mehr einer so unseligen Schlaffheit unterliegen . . . u. s. w." Noch folgten andere Rathschläge, unter denen der letzte der wichtigste war. „Möge, so schloß Lafayette seinen Brief, „möge die Herrschaft der Clubs, durch Sie vernichtet, der Herrschaft des Gesetzes, mögen deren Usurpationen der festen und unabhängigen Amtsführung der gesetzmäßig constituirten Behörden und ihre umwälzenden Declamationen den wahren Grundsätzen der Freiheit weichen, möge an die Stelle ihrer wahnsinnigen Wuth der ruhige und standhafte Muth einer Nation treten, welche ihre Rechte erkennt und vertheidigt, mögen endlich die Ränke dieser Sectirer den wahren Interessen des Vaterlandes den Platz räumen, welches in diesem Augenblicke der Gefahr alle diejenigen vereinigen muß, für welche seine Unterjochung und sein Untergang nicht der Gegenstand wilder Freude und ruchloser Berechnung sind!"

Dis hieß den aufgeregten Leidenschaften zurufen: Haltet ein! und den Parteien selbst: Opfert euch freiwillig! und einem Strome endlich: Fließe nicht mehr! — Ein solcher Rath war jedenfalls unnütz, nichts destoweniger war es Pflicht ihn zu ertheilen. Der Brief wurde von der Rechten mit großem Beifall aufgenommen, die Linke schwieg. Kaum war er verlesen, als auch schon die Rede davon war ihn zu drucken und an die Departements zu versenden.

Vergniaud verlangte das Wort und erhielt es. Nach seiner Meinung lag es in dem Interesse der Freiheit, welche Lafayette bisher so gut vertheidigt hatte, daß man einen Unterschied zwischen den Petitionen bloßer Bürger, welche ein Gutachten abgäben oder einen Act der Gerechtigkeit reclamirten, und zwischen den Weisungen eines an der Spitze einer Armee

stehenden Generals machen müsse; dieser dürfe sich, solle die Freiheit nicht verloren gehen, nur durch das Organ des Ministeriums aussprechen, und in dessen Folge solle man zur Tagesordnung übergehen. Thevenot hingegen meinte, daß die Versammlung aus Lafayette's Munde die Wahrheiten willig vernehmen müsse, die sie sich selbst einzugestehen, nicht den Muth gehabt habe; diese Bemerkung erregte großen Lärmen. Einige Mitglieder läugneten die Authenticität des Briefes. „Wenn er auch nicht unterzeichnet wäre, rief hierauf Coubé, so konnte ihn doch nur ein Lafayette schreiben." Guadet verlangte das Wort, um eine Thatsache mitzutheilen und behauptete, daß dieser Brief schon darum nicht von Lafayette sein könne, da darin die Rede von Dumouriez's Demission sei, welche erst am 16ten stattgehabt, von welchem Tage eben der Brief datirt sei. „Es ist aber unmöglich — fügte er hinzu — daß der Unterzeichner von einer Thatsache rede, welche ihm noch nicht bekannt sein konnte. Entweder ist es demnach nicht seine Unterschrift, oder sie stand hier erst auf dem leeren Blatte zur willkührlichen Verfügung einer Faction." Bei diesen Worten entstand eine allgemeine Aufregung.

Guadet fuhr fort und behauptete, daß nach den bekannten Gesinnungen Lafayette's derselbe unfähig sei, einen solchen Brief zu schreiben. — „Er muß wissen — sprach er — daß als Cromwell....." Der Deputirte Dumas kann sich bei diesem letzten Worte nicht mehr mäßigen, er verlangt ungestüm das Wort, und lange Zeit hindurch herrscht in der Versammlung die größte Bewegung. Nichts destoweniger behauptet sich Guadet auf der Tribune und nimmt wieder das Wort: „Ich sagte....." Neue Unterbrechung. „Sie blieben bei Cromwell stehen," rief man ihm zu. — „Ich werde darauf zurückkommen, entgegnet er..... Ich sagte: Lafayette müsse wissen, daß es, als Cromwell eine ähnliche Sprache führte, um die Freiheit in England geschehen war. Man muß daher entweder annehmen, daß ein Schurke sich hinter den Namen Lafayette's gesteckt hat, oder: dem französischen Volke durch ein großes Beispiel zeigen, daß Sie, als Sie die Aufrechthaltung der Constitution beschworen, keinen

falschen Eid leisteten.“ Eine Menge Mitglieder erkennen hierauf die Unterschrift Lafayette's als ächt an; nichts destoweniger wird sein Brief zu näherem Ausweis seiner Authenticität dem Comité der Zwölf übergeben, und demzufolge der Druck und die Versendung desselben an die Departements unterlassen.

Dieser edelmüthige Schritt blieb demnach gänzlich erfolglos und konnte es bei der damaligen Stimmung der Gemüther auch nicht anders sein. Von diesem Augenblicke an war der General fast ebenso wie der Hof in der Volksgunst gesunken; denn wenn auch die Häupter der Gironde, einsichtvoller als das Volk, darum daß er die Jacobiner angegriffen hatte, Lafayette noch nicht für fähig hielten, sein Vaterland zu verrathen, so glaubte dis doch die Masse des Volks, da man ihr es in den Clubs, in den Journalen und an allen öffentlichen Orten unaufhörlich vorredete.

So vermehrte Lafayette den Schrecken, welchen der Hof der Volkspartei eingeflößt hatte, noch durch seine eigenen Schritte, und diese Partei entschloß sich nun zu dem verzweifelten Wagniß, dem Hofe, um ihn an der Ausführung der Complotte, die man ihm beimaß, zu verhindern, einen entscheidenden Streich zu versetzen.

Man hat bereits gesehen wie die Volkspartei zusammengesetzt war; von nun an aber trat sie noch charakteristischer hervor und neue Mitglieder derselben machten sich jetzt bemerkbar.

Robespierre hatte sich schon unter den Jacobinern und Danton unter den Cordeliers ausgezeichnet; aber auch die Clubs, die Munizipalität und die Sectionen zählten viele Mitglieder, welche in Folge der wilden Heftigkeit ihres Characters und ihrer Meinungen Alles zu unternehmen bereit waren. Zu ihnen gehörten denn auch Sergent und Panis, deren Namen später bei einem schrecklichen Ereignisse genannt werden. In den Vorstädten bemerkte man jetzt auch verschiedene Bataillonschefs, welche sich großen Einfluß zu verschaffen gewußt hatten, und unter ihnen vornämlich einen Bierbrauer, Namens Santerre, welcher durch seine Gestalt, seine Stimme und eine gewisse Gewand-

heit im Sprechen, dem Volke gefiel, und so in der Vorstadt Saint-Antoine als deren Bataillonscommandant eine Art von Herrschaft erlangt hatte. Schon bei dem Angriffe auf Vincennes, welchen Lafayette im Februar 1791 zurückschlug, hatte er sich ausgezeichnet, und wie alle zu leicht bewegliche Männer, konnte auch er nach den Eingebungen des Augenblicks sehr gefährlich werden. Er wohnte allen geheimen Versammlungen bei die in den entfernteren Vorstädten gehalten wurden, und wo sich der Journalist Carra, welcher wegen seines Angriffs gegen Bertrand de Molleville und Montmorin angeklagt war, ferner ein gewisser Alexandre, Commandant der Vorstadt Saint-Marceau, sodann ein Dritter, bekannt unter dem Namen Fournier's des Amerikaners, endlich der Fleischer Legendre, später Deputirter bei dem Convente, nebst einem Goldschmidtgesell Namens Rossignol, und noch mehrere andere zusammen fanden, welche durch ihre Verbindungen mit dem Volke alle Vorstädte in Bewegung setzten. Durch die vorzüglichsten ihrer Mitglieder unterhielten diese Verständnisse mit den Anführern der Volkspartei und konnten so ihre Bewegungen zu besserem Zusammengreifen einer Oberleitung unterwerfen.

Man kann diejenigen Deputirten, welche bei dieser Oberleitung betheiligt waren, nicht mit Bestimmtheit angeben. Die ausgezeichnetsten derselben waren indeß in Paris fremd und besaßen keinen andern Einfluß als den, welchen ihnen ihre Beredtsamkeit verschaffte. Guadet, Isnard, Bergniaud, sämmtlich aus der Provinz, unterhielten mehr mit ihren Departements als mit Paris selbst Verbindungen; zudem zeigten sie, so lebhaft sie auch auf der Rednerbühne waren, doch außerhalb der Versammlung nur wenig Thätigkeit, und vermochten daher auch nicht die Menge aufzuregen. Condorcet und Brissot, Beide Deputirte von Paris, waren in dieser Beziehung nicht thätiger als die vorgenannten, und gehörten überdis in Folge ihrer Uebereinstimmung mit den Deputirten des Westens und des Mittags der Gironde an. Roland war nach Entlassung des patriotischen Ministeriums in das Privatleben zurückgetreten, und bewohnte ein bescheidenes

und unbedeutendes Quartier in der Straße Saint-Jacques. Von den Entwürfen des Hofes, Frankreich und die Freiheit dem Auslande preis zu geben, überzeugt, beklagte er mit einigen ihm befreundeten Deputirten der Versammlung die Leiden seines Vaterlandes; doch scheint es nicht, als ob man in seiner Gesellschaft einen Angriff gegen den Hof beabsichtigte, er begünstigte nur den Druck eines Straßen-Blattes, die Schildwache genannt, welches der, bereits durch seinen Streit mit Robespierre bei den Jacobinern bekannte Louvet in entschiedenem revolutionairen Sinne redigirte. Roland hatte als Minister Fonds bewilligt, um die öffentliche Meinung durch Schriften aufzuklären, und mit einem Ueberreste dieser Fonds druckte man jetzt die Schildwache.

Um diese Zeit erschien in Paris ein junger Marseiller, voll Muth, Lebhaftigkeit und republikanischen Träumereien, den man seiner Schönheit wegen den Antinous nannte, und der von seiner Gemeinde an die gesetzgebende Versammlung abgesandt worden war, um gegen die Verwaltungsbehörde seines Departements Klage zu führen; denn solche Streitigkeiten zwischen den niederen und oberen Behörden, zwischen den Munizipalitäten und den Departementsverwaltungen waren damals durch ganz Frankreich herrschend. Dieser junge Marseiller — Barbaroux mit Namen — konnte, da er mit tiefer Einsicht große Thätigkeit verband, der Volkspartei sehr nützlich werden. Er kam zu Roland und beklagte mit ihm die Catastrophe, von der die Patrioten bedroht waren, und Beide stimmten darin überein, daß man, da die Gefahr im Norden Frankreichs täglich größer werde, sich im Fall der äußersten Noth in die mittägigen Provinzen zurückziehen und dort eine Republik gründen müsse, die man dann, so wie es einst schon Karl VII. mit seinem Königreiche von Bourges gethan, später weiter ausdehnen könne. Gemeinschaftlich mit dem Exminister Servan giengen sie hierauf die Karte durch und waren einstimmig der Meinung, daß die Freiheit, sobald sie an und über dem Rheine unterliege, sich hinter die Vogesen und die Loire zurückziehen müsse; werde sie aber auch aus diesen Verschanzungen getrieben, so bliebe ihr doch noch im Osten der Doubs-, der Aisne- und die

Rhone, im Westen die Vienne und Dordogne, im Centrum aber die Felsen und Flüsse von Limousin. „Noch weiter hinaus, — fügte Barbaroux hinzu, — haben wir die Auvergne mit ihren steilen Hügeln, ihren Schluchten, ihren alten Forsten und den Bergen von Velay, welche einst von vulkanischem Feuer durchglüht jetzt mit Tannen bedeckt sind, jene wüste Gegenden, wo die Menschen den Schnee pflügen, aber frei und unabhängig leben. Auch die Cevennen bieten sich uns noch als Zufluchtort dar, welcher viel zu berühmt ist, als daß er nicht die Tyrannei in Schrecken setzen sollte, und im äußersten Süden haben wir zuletzt zur Schutzmauer die Isere, Durance, die Rhone von Lyon bis zum Meere, die Alpen und die Wälle von Toulon. Wären aber auch alle diese Punkte genommen, so bliebe uns doch endlich noch Corsika, jenes Corsika, wo weder Genua noch Frankreich die Tyrannei einheimisch zu machen vermochten, und das nur Arme braucht, um Früchte zu tragen, und Philosophen, um aufgeklärt zu werden."

Natürlich mußten die Bewohner des Südens bei einer drohenden feindlichen Ueberschwemmung des Nordens zuerst daran denken, sich in ihre Provinzen zurück zu ziehen; demohngeachtet ließen sie darum den Norden nicht außer Acht, und beschlossen an ihre Departements zu schreiben, jenes Lager von Zwanzig Tausend Mann, obwohl das darauf bezügliche Decret nicht bestätigt worden, freiwillig zu bilden. Sie rechneten hierbei vorzüglich auf das reiche und starkbevölkerte Marseille, welches, entschieden demokratisch gesinnt, bereits früher Mirabeau in die Generalstaaten abgeschickt, und seit der Zeit den Geist von dem es selbst belebt war, im ganzen Süden verbreitet hatte. Der Maire dieser Stadt war Barbaroux's Freund und theilte seine Meinungen; dieser Letztere trug ihm daher in einem Schreiben auf, sich mit Getraide zu versehen und sichere Männer in die benachbarten Departements, so wie an die Alpen-, Italienische- und Pyrenäen-Armee abzusenden, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten, dabei den General der Alpenarmee, Montesquieu, ausholen zu lassen und seinen Ehrgeiz im Interesse der Freiheit zu benutzen, endlich sich mit Paoli und den Corsen zu ver-

ständigen und hierdurch für eine letzte Hilfe und für ein letztes Asyl Sorge zu tragen.

Man empfahl noch überdis dem Maire dringend, die eingekommenen Steuern zurückzuhalten, um die vollziehende Gewalt dieses Hilfsmittels zu berauben und im Nothfalle gegen dieselbe davon Gebrauch zu machen. Was aber Barbaroux für Marseille that, das thaten Andere wiederum für ihre Departements und so waren sie Alle gleich bedacht, sich eines Zufluchtortes zu versichern. Auf diese Weise bereitete das in Verzweiflung übergegangene Mißtrauen die allgemeine Insurrection vor, und schon in diesen Vorbereitungen dazu offenbarte sich bereits ein auffallender Unterschied zwischen Paris und dem Departements. Der Maire Pétion, welcher mit allen Girondisten befreundet, und später auch mit ihnen zugleich verurtheilt wurde, unterhielt in Folge seiner Function nähere Verbindungen mit den Aufwieglern zu Paris. Er besaß viel Ruhe und einen Anschein von Kälte die seine Feinde für Beschränktheit hielten, und eine Rechtlichkeit, welche von seinen Anhängern mit Begeisterung gepriesen in der That, auch selbst von seinen Gegnern niemals bestritten wurde. Das Volk, welches Allen, mit denen es sich beschäftigt, gern Beinamen gibt, nannte ihn nur die „Tugend Pétion." Wir haben bereits von ihm bei Gelegenheit der Reise nach Varennes, so wie von dem Vorzuge gesprochen, welchen ihm der Hof bei Besezzung der Mairie von Paris vor Lafayette gab. Der Hof wünschte ihn zu bestechen und Betrüger versprachen dis zu bewerkstelligen. Sie verlangten zu diesem Behufe eine Summe Geldes, welche sie jedoch für sich behielten, ohne nur Pétion, dessen bekannter Character so etwas unmöglich machte, die geringste Eröffnung gemacht zu haben. Die Freude, in welche der Hof durch die Hoffnung versetzt wurde, eine neue Stütze zu erhalten, und eine populaire Magistratsperson bestochen zu haben, war somit von kurzer Dauer; er sah bald ein, daß er betrogen war, und daß die Tugenden seiner Gegner keineswegs so feil waren, als er sich eingebildet hatte.

Pétion hielt zuerst den Gedanken fest, daß die Neigungen eines unumschränkt gebornen Herrschers sich niemals her-

abstimmen würden; er war Republikaner noch bevor jemand an die Republik dachte, und bereits unter der constituirenden Versammlung das aus Ueberzeugung, was Robespierre nur in Folge seiner erbitterten Gemüthsstimmung war. Unter der gesetzgebenden Versammlung überzeugte er sich noch mehr von der Unverbesserlichkeit des Hofes und von dessen Absicht, das Ausland zu Hilfe zu rufen, und, war er anfangs schon Republikaner aus Grundsätzen gewesen, so wurde er es nun auch noch, weil er die öffentliche Sicherheit von dem Monarchen bedroht sah.

Von diesem Augenblicke an faßte er, wie er selbst sagte, den Entschluß, eine neue Revolution zu begünstigen; er hielt zu diesem Zwecke jede übel geleitete Bewegung auf und begünstigte dagegen diejenigen, welche sicherer angelegt waren, vornämlich aber war es sein Bestreben sie mit den Gesetzen in Einklang zu bringen, die er auf das Strengste handhabte und nur im äußersten Nothfalle verletzen mochte.

Ohne den Antheil welchen Pétion an den sich vorbereitenden Bewegungen nahm, genau zu kennen und ohne zu wissen, ob er sich mit seinen Freunden, den Girondisten, über die Förderung derselben berieth, kann man doch mit Recht aus seinem Benehmen schließen, daß er wenigstens nichts that, um sie zu verhindern. Man behauptet, daß er sich gegen Ende des Juni mit Robespierre, dem Gemeindeprocurator Manuel, Sylleri, ehemaligem Mitgliede der constituirenden Behörde, und Chabot, Excapuziner und Deputirten zu Santerre begeben, und daß dort Chabot die Section der Quinze-Vingt haranguirt und ihr eröffnet habe, daß die Versammlung sie erwarte.

Diese Thatsachen mögen nun wahr sein oder nicht, so viel ist gewiß, daß geheime Versammlungen gehalten wurden, und betrachtet man die bekannte Denkweise und das sonstige Benehmen der obgenannten Personen, so ist es auch kaum zweifelhaft, daß sie Anstand genommen haben sollten, denselben beizuwohnen. *) Von diesem Augenblicke an sprach man in den Vorstädten von einem Feste, welches den 20. Juni als dem

*) Man sehe Note 35. am Ende des Bandes.

Jahrestage des Ballhaus-Eides gefeiert werden und an welchem, wie es hieß, auf der Terrasse der Feuillants ein Freiheitsbaum gepflanzt, und der Versammlung so wie dem Könige eine Petition und zwar unter den Waffen überreicht werden sollte. Aus allem diesem leuchtete hervor, daß der wahre Zweck dieses Beginnens kein anderer war, als das Schloß durch den Anblick von vierzig Tausend Piken in Furcht zu setzen.

Den 16. Juni erging ein feierliches Gesuch an den Gemeinderath, die Bürger der Vorstadt Saint-Antoine zu ermächtigen, sich den 20. unter den Waffen vereinigen und der National-Versammlung so wie dem Könige eine Petition überreichen zu dürfen. Der Gemeinderath ging zur Tagesordnung über, und verordnete, daß dieser sein Beschluß dem Departementsconseil und der Munizipalität mitgetheilt werden solle; die Bittsteller hielten sich aber darum noch nicht für abgewiesen und erklärten laut, daß sie sich nichts desto weniger versammeln würden. Der Maire Pétion machte erst am 18. jene bereits am 16. anbefohlenen Mittheilungen, und selbst da nicht der Munizipalität, sondern nur der Departementsverwaltung bekannt. Diese Letztere, welche, wie man gesehen, bei allen Gelegenheiten gegen die Ruhestörer thätig einschritt, erließ am 19. einen Beschluß, welcher alle bewaffnete Zusammenkünfte verbot, und den Generalcommandanten so wie den Maire beauftragte, sofort die nöthigen Maßregeln zu deren Zerstreuung zu ergreifen. Von diesem Beschlusse erhielt die Versammlung durch den Minister des Innern Anzeige, und alsbald entstand die Frage, ob derselbe verlesen werden solle. Vorgniaud verneinte diese Frage, allein vergeblich, er wurde verlesen und unmittelbar darauf zur Tagesordnung übergangen.

Zwei Ereignisse von großer Wichtigkeit hatten sich unterdessen in der Versammlung zugetragen. Der König hatte den beiden Decreten wegen der unbeeideten Priester und der Bildung eines Lagers von zwanzig Tausend Mann seine Sanction verweigert, und diese Mittheilung war mit dem tiefsten Stillschweigen entgegengenommen worden. Zur nämlichen Zeit waren auch Marseiller vor den Schranken der Versammlung mit einer Petition erschienen. Wir haben bereits gesehen, welche Verbin-

dungen Barbaroux mit ihnen unterhielt; in Folge seiner Rathschläge, hatten sie denn auch Pétion in einem Schreiben ihre kräftigste Mitwirkung verheißen, und diesem Anerbieten eine Petition an die Versammlung beigefügt. In derselben sagten sie unter andern:

„Die französische Freiheit ist in Gefahr, aber der Patriotismus des Südens wird Frankreich retten! ..... Der Tag der Rache ist für das Volk gekommen! ..... Gesetzgeber! Die Macht des Volkes liegt in eurer Hand, benutzt sie! Der Patriotismus Frankreichs begehrt von euch, mit aller Macht gegen die Hauptstadt und die Grenzen aufzubrechen ..... Ihr werdet denen nicht die Ermächtigung des Gesetzes versagen, welche bereit sind, für dasselbe zu sterben!"

Nach dieser Mittheilung entspannen sich in der National-Versammlung lange Debatten; die Mitglieder der Rechten behaupteten, daß diese Petition an die Departements senden, so viel heiße, als dieselben zum offenen Aufstande auffordern; nichts destoweniger wurde deren Vertheilung decretirt, da alle diese ohne Zweifel gegründeten Bemerkungen dagegen doch unnütz sein mußten, sobald man einmal die Ueberzeugung hegte, daß nur eine neue Revolution Frankreich und die Freiheit retten könne.

Dis trug sich im Verlaufe des 19. Juni zu. Unterdeß dauerte die Aufregung in den Vorstädten fort, und Santerre sprach, wie es heißt, zu seinen, von dem Beschlusse des Departementsverwaltung etwas entmuthigten Vertrauten: „Was fürchten Sie? Die Nationalgarde wird nicht Befehl zu schießen erhalten, und Pétion wird auch bei der Hand sein!"

Um Mitternacht schrieb der Maire, — sei es, daß er wirklich die Volksbewegung für unaufhaltbar erachtete, oder daß er, wie er es später am 10. August offen that, sie begünstigen zu müssen glaubte, — an die Departementsverwaltung, und verlangte daß sie die Bewaffnung der Vorstädte für gesetzlich erkennen, und zu diesem Zwecke der Nationalgarde erlauben möge, die Bürger derselben in ihre Reihen aufzunehmen. Diese Maßregel war allen denen willkommen,

welche, ohne eben die Unordnung zu wünschen, doch den König einschüchtern wollten, und nach Allem zu schließen war dis auch in der That die Absicht Pétion's und der Führer der Volkspartei. Die Departementalverwaltung erklärte dagegen am 20. Juni um fünf Uhr des Morgens, daß es bei ihrem gefaßten Beschlusse bewende. Hierauf befahl Pétion dem dienstthuendem commandirenden Befehlshaber der Nationalgarde alle Posten zu besetzen, und die Wachen in den Tuilerien zu verdoppeln; aber weiter that er auch nichts, und da er weder die Scene auf dem Marsfelde erneuern, noch die Zusammenrottungen zerstreuen wollte, so wartete er ruhig ab, bis sich um neun Uhr des Morgens die Munizipalität versammelt hatte. In dieser Versammlung setzte er es nun dem Beschlusse des Departementsraths zuwider durch, daß die Nationalgarde aufgefordert wurde, ihre Reihen den bewaffneten Bittstellern zu öffnen. Indem aber Pétion auf diese Weise einen Beschluß gut hieß, welcher den Instanzenzug der Behörden verletzte, machte er sich — was ihm auch später vorgeworfen wurde — selbst des Ungehorsams schuldig; allein, mochte auch der Character dieses Beschlusses sein welcher er wolle, — die in demselben getroffenen Anordnungen waren nichts destoweniger völlig unnütz, denn die Nationalgarde hatte nicht Zeit genug um sich aufzustellen und der Zusammenlauf war bald so furchtbar geworden, daß man weder Form noch Richtung desselben mehr zu ändern vermochte.

Es war um 11 Uhr des Morgens; die Versammlung hatte sich in Erwartung eines großen Ereignisses versammelt, und die Mitglieder des Departementsdirectoriums erschienen in derselben, um sie von ihren vergeblichen Anstrengungen zu unterrichten. Der Gemeindeprocurator Röderer nahm hierauf das Wort, und eröffnete, wie sich dem Gesetze und den verschiedenen Aufforderungen der Behörden zuwider eine außerordentliche Zusammenrottung von Bürgern allem Anscheine nach in der Absicht gebildet habe, um den Jahrestag des 20. Juni zu feiern und der Versammlung neue Huldigungen darzubringen; wie aber, wenn dis auch die Absicht der Mehrzahl sei, doch zu befürchten stehe, Uebelwollende möchten sich dieser Masse bedienen, um

statt einer bloßen bescheidenen Petition an den König, wie es sich doch allein zieme, eine anmaßende Adresse an denselben zu unterstützen. Er brachte hierauf die Beschlüsse der Departementsverwaltung und des großen Gemeinderaths, so wie die Gesetze in Erinnerung, welche die bewaffneten Zusammenrottungen verboten und die Zahl der Bürger, welche eine Petition überreichen durften, auf Zwanzig festsetzten, und ermahnte die Versammlung, dieselben in Ausführung zu bringen; „denn, damit schloß er seine Rede, heute begeben sich bewaffnete Bittsteller in Folge edler Antriebe hierher, morgen aber kann sich leicht ein Haufen Uebelwollender vereinigen, und dann frage ich Sie, meine Herrn, was sollen wir ihnen sagen?....“

Mitten unter dem Beifallrufen der Rechten und dem Murren der Linken, welche, laut die furchtsamen Vorsichtsmaßregeln der Departementsbehörde mißbilligend, offenbar den Aufstand guthieß, bestieg Vergniaud die Rednerbühne und bemerkte, daß der Mißbrauch vor dem der Generalanwalt für die Zukunft so ängstlich warne, bereits eingerissen sei, da man schon mehre Male bewaffnete Bittsteller empfangen und ihnen durch den Saal zu ziehen gestattet habe, und daß man vielleicht hierin Unrecht gethan, jedenfalls aber die dismaligen Bittsteller, wolle man strenger gegen sie verfahren, gegründete Ursache zur Beschwerde haben würden, zumal, da sie, wie es hieße, dem Könige eine Adresse zu überreichen beabsichtigten, was ohne Zweifel unbewaffnet geschehen würde, und falls man etwas für den König fürchte, denselben nur mit einer Deputation von sechzig Mitgliedern umgeben dürfe.

Dumolard gab alle Behauptungen Vergniaud's und das Vorhandensein des erwähnten Mißbrauchs zu, behauptete jedoch, daß man denselben vornehmlich bei dieser Gelegenheit, wenn anders die Versammlung und der König vor Europas Augen nicht als die Sclaven einer zerstörungssüchtigen Faction erscheinen sollten, alsbald abstellen müsse. Wie Vergniaud, verlangte auch er die Absendung einer Deputation, jedoch mit dem Zusatze, daß sowohl die Munizipalität als das Departementscollegium für die zur Aufrechthaltung der Gesetze ergriffenen

Maßregeln verantwortlich sein sollten. Der Lärmen wurde mit jedem Augenblicke größer; da traf ein Schreiben von Santerre ein, das mitten unter dem Beifallrufen der Tribunen verlesen wurde. — Die Bewohner der Vorstadt Saint-Antoine, hieß es in diesem Briefe, feiern den 20. Juni; man hat sie verläumdet, und sie verlangen jetzt vor die Schranken des Hauses gelassen zu werden, um ihre Verläumder zu beschämen und zu beweisen, daß sie noch die Männer des 14. Juli sind.

Vergniaud antwortete hierauf Dumolard, daß, wenn das Beispiel dieser Verletzung des Gesetzes nicht neu sei, sich dieses eine Mal zu widersetzen nur das blutige Schauspiel des Marsfeldes erneuern hieße, und daß, nach Allem zu schließen, die Gesinnungen der Bittsteller untadelhaft seien. „Mit Recht für die Zukunft besorgt, schloß er seine Rede, wollen sie nur beweisen, daß sie trotz aller gegen die Freiheit geschmiedeten Ränke doch stets zur Vertheidigung derselben bereit sind!" — In diesen Worten enthüllte er, wie man sieht, wie dis gewöhnlich bei Diskussionen zu geschehen pflegt, die wahre Meinung des Tages. Der Lärm währte fort; Ramond verlangte das Wort und konnte es nur durch besondern Beschluß erhalten. In demselben Augenblicke meldete man, daß die Zahl der Bittsteller auf acht Tausend gestiegen sei. — Es sind ihrer acht Tausend, sprach Calvet, und wir sind nur sieben Hundert und fünf und vierzig! Ziehen wir uns zurück! — Zur Ordnung! zur Ordnung! rief man von allen Seiten. Calvet ward zur Ordnung gerufen und Ramond zur Eile gedrängt, weil acht Tausend Bürger warteten. — „Wenn auch acht Tausend Bürger warten," erklärte dieser, so erwarten mich nicht weniger vier und zwanzig Millionen Franzosen, und zählte hierauf die von seinen Freunden auf der Rechten, bereits vorgebrachten Gründe nochmals auf. Plötzlich stürzten die Bittsteller in den Saal; unwillig erhob sich die Versammlung, der Präsident bedeckte sich und die Bittsteller zogen sich alsbald folgsam zurück. Hierdurch zufrieden gestellt willigte die Versammlung ein sie zu empfangen.

Diese Petition, deren Sprache die kühnste bisher vernommene war,

drückte die Idee aller Petitionen jener Zeit aus: „das Volk ist bereit und wartet nur auf Euch, um sich großer Mittel zur Ausführung des zweiten Artikels der Erklärung der Menschenrechte, des Widerstandes gegen Unterdrückung, zu bedienen... Möge die kleine Anzahl derer unter Euch, welche Eure und unsere Gesinnungen nicht theilen, das Land der Freiheit nicht länger beflecken und sich nach Coblenz begeben! .... Erforscht den Grund des Uebels welches uns bedroht, und liegt er in der vollstreckenden Gewalt, so werde sie vernichtet!...."

Nachdem der Präsident in seiner Antwort die Bittsteller der Wachsamkeit der Volksrepräsentanten versichert und zum Gehorsam gegen das Gesetz ermahnt hatte, ertheilte er ihnen im Namen der Versammlung die Erlaubniß an ihr vorbei zu ziehen. Alsbald öffneten sich die Pforten und ein Zug, welcher in diesem Augenblicke wenigstens aus dreißig Tausend Menschen bestand, durchschritt den Saal. Man kann sich leicht vorstellen, welch' abenteuerlichen Pomp die sich selbst überlassene Einbildungskraft des Pöbels dabei ersonnen hatte. Ungeheure Tafeln, auf welchen die Erklärung der Rechte verzeichnet war, eröffneten den Zug; um dieselben tanzten Weiber und Kinder und schwenkten Oelzweige und Piken, als das Sinnbild des Krieges und des Friedens, gleichsam zu beliebiger Wahl für den Feind, und sangen im Chor das berüchtigte Ça ira. Hierauf kamen die Lastträger der Hallen und Arbeiter aller Art mit schlechten Flinten und Säbeln und großen, mit scharfem Eisen beschlagenen Stöcken bewaffnet, an ihrer Spitze mit bloßem Säbel Santerre und der bereits aus den Tagen vom 5. und 6. October her bekannte Marquis von Saint-Hurugue. Dann folgten Bataillone der Nationalgarde in bester Ordnung, um den Tumult durch ihre Gegenwart in Schranken zu halten; nach ihnen kamen noch Weiber und andere Bewaffnete. Flatternde Fähnchen trugen die Inschrift: Die Constitution oder der Tod! und zerrissene Beinkleider wurden mit dem Rufe: Es leben die Sansculotten! in die Luft geschwenkt. Zuletzt zeigte sich noch ein schreckliches Bild, welches dem bizarren Schauspiele vollends den Stempel der Wildheit aufdrückte;

auf der Spitze einer Pike nämlich trug man das Herz eines Kalbes mit der Inschrift: Aristokratenherz. Schmerzlicher Unwillen erregte dieser Anblick, auf der Stelle verschwand zwar dis abscheuliche Sinnbild, erschien aber nachmals wieder an den Thoren der Tuilerien.

Das Beifallrufen der Gallerieen, das Geschrei des den Saal durchschreitenden Volkes, die patriotischen Gesänge, der wirre Lärmen, das ängstliche Schweigen der Versammlung, alles dis bildete ein so fremdartiges Schauspiel, daß es selbst diejenigen Deputirten unangenehm berührte, die in der Menge gleichgesinnte Genossen sahen. Ach! warum kann in solchen Zeiten der Zwietracht die Macht der Vernunft und der Aufklärung nicht ausreichen! Warum mußten die, welche die disciplinirten Barbaren des Nordens herbeiriefen, ihre Gegner nöthigen, jene einheimischen undisciplinirten, ausgelassenen Barbaren zu Hilfe zu rufen, die im Schooße der Städte gleich Unkraut wuchern, und der glänzenden Civilisation schlammigen Grund bilden!

Drei Stunden währte dieses Schauspiel; endlich erschien Santerre auf's Neue, um der Versammlung den Dank des Volkes zu überbringen, und ihr zum Zeichen von dessen dankbarer Ergebenheit eine Fahne zu überreichen.

In demselben Augenblicke wollte die Menge in den Garten der Tuilerien dringen, dessen Gitter geschlossen waren. Zahlreiche Abtheilungen der Nationalgarde umgaben das Schloß und bildeten, in einer Linie von der Terrasse der Feuillants bis zu dem Flusse aufgestellt, eine lange Reihe. Auf Befehl des Königs wurde das Thor des Gartens geöffnet; alsbald stürzte sich die Menge hinein und marschirte unter den Fenstern des Palastes und vor den Reihen der Nationalgarde, ohne irgend eine feindliche Demonstration, jedoch mit dem Rufe vorbei: Nieder mit dem Veto, es leben die Sansculotten! Einzelne Individuen indeß fragten, als man von dem Könige sprach: — „Warum zeigt er sich nicht?..... Wir wollen ihm kein Leids thun! — Jenes oftgehörte Wort, man betrügt ihn, ließ sich noch einigemal, aber nur selten hören, denn das Volk, stets geneigt die Meinung seiner Führer auch zu

der seinigen zu machen, hatte gleicherweise alle Hoffnung auf den König aufgegeben.

Die Menge strömte durch das Gartenthor, welches auf den Pont-Royal hinausführt, gieng den Quai wieder hinauf, und durch die Thore des Louvre auf den Carrousfel-Platz, der heutigen Tages so weitläufig, damals von einer Menge kleiner Straßen, welche eine Art bedeckter Wege bildeten, durchschnitten wurde, denn wo sich jetzt der ungeheure Hof zwischen dem Schlosse und dem Gitter und dann von einem Flügel zum andern erstreckt, waren damals nur einzelne kleine, von Mauern und Wohnungen getrennte Höfe, und von da erst gelangte man durch alte gothische Pforten auf den Carroussel-Platz. Das Volk breitete sich hier in den ganzen Umgebungen aus und erschien vor der Hauptpforte. Der Eintritt wurde ihm hier versagt; Munizipaloffiziere redeten es an, und schon schien es geneigt sich zurückzuziehen, da kam wie man behauptet, Santerre aus der Versammlung, wo er als der Letzte zur Ueberreichung der Fahne zurückgeblieben war, feuerte aufs Neue das schon ermüdete Volk wieder an, und ließ vor der Pforte Geschütz auffahren. Es war beinahe vier Uhr; da hoben auf einmal zwei Munizipaloffiziere das Eintrittsverbot auf*) und die auf diesem Punkte ziemlich beträchtlichen Streitkräfte, bestehend aus Bataillonen der Nationalgarde und mehreren Abtheilungen der Gensdarmerie, konnten nicht länger widerstehen; in buntem Gewühle stürzte sich das Volk in den Hof und von da auf den Vorplatz des Schlosses. Santerre, wie man sich erzählt, von zwei Anwesenden mit der Anklage bedroht, diese Verletzung des Burgfriedens verschuldet zu haben, rief den Stürmenden zu: Seid Zeuge, daß ich mich weigere in die Zimmer des Königs zu dringen. Dieser Zuruf hielt aber die Menge nicht auf; einmal in Bewegung, verbreitete sie sich in allen Theilen des Schlosses, drängte sich auf allen Treppen hinauf, und schaffte sogar auf den Armen ein Stück Geschütz bis in das erste

*) Alle Zeugen sind hierüber einig, und nur die Namen der beiden Offiziere werden verschieden angegeben.

Stock, und in demselben Augenblicke begannen auch die Stürmenden die Thüren, die man vor ihnen verschlossen hatte, mit Säbeln und Aexten aufzuschlagen.

Um diese Zeit hatte Ludwig XVI. eine große Anzahl jener gefährlichen Freunde entlassen, die, zu ohnmächtig ihn zu retten, ihn doch so oft blosgestellt hatten. Sie waren jetzt herbeigeeilt, mußten aber auf sein Geheiß, da ihre Gegenwart ohne das Volk abzuhalten, dasselbe nur noch mehr erbittern mußte, die Tuilerien wieder verlassen. Nur der alte Marschall von Mouchy, der Oberst Acloque, einige Hausbeamte und mehrere ihm ergebene Offiziere der Nationalgarde waren bei ihm geblieben. Da hörte man das Geschrei des Volkes und das Schlagen der Aexte; alsbald umringen ihn die Offiziere der Nationalgarde, und bitten ihn unter dem Schwure an seiner Seite zu sterben, sich dem Volke zu zeigen; ohne Verzug befiehlt er die Thüre zu öffnen, und in demselben Augenblick fällt auch die Füllung der Thür mit heftigem Schlage zu seinen Füßen nieder. Endlich öffnet man und gewahrt einen Wald von Piken und Bayonetten. „Hier bin ich," sprach Ludwig XVI. und zeigte sich dem wüthenden Haufen, und zugleich drängten sich Alle, die um ihn waren, fest an ihn an und bildeten um ihn eine Schutzwache mit ihren Körpern. „Achtung vor Euerm König!" riefen sie, und die Menge, welche sich keines bestimmten Zweckes bewußt, nur von einem drohenden Einbruch gehört hatte, ließ vom weiteren Eindringen ab. Mehrere Stimmen kündigen eine Petition an mit dem Begehren, daß sie gehört werde, und die Umgebungen des Königs bewegen ihn, um diese Bitten zu vernehmen, sich in einen größeren Saal zu begeben; das Volk, zufrieden, daß man seinem Begehren willfahre, folgt dem Fürsten, der durch eine verständige Veranstaltung in eine Fensterwölbung zu stehen kommt. Man läßt ihn auf eine Bank steigen, und stellt noch mehrere dergleichen nebst einem Tische vor ihn hin, und alle seine Begleiter gruppiren sich um ihn. Grenadiere der Nationalgarde und Hausoffiziere vermehren noch die Zahl seiner Vertheidiger und bilden eine Schutzwache, hinter welcher er mit geringerer Gefahr jene schrecklichen Volksbitten mit anhören konnte. Mitten in

dem Lärmen und dem Geschrei unterscheidet man oft die Worte: Kein Veto! Keine Priester! Keine Aristokraten! Das Lager bei Paris!" Der Fleischer Legendre nähert sich hierauf und verlangt in einem pöbelhaften Tone die Sanction des Decretes. — „Dis ist hier weder der Ort noch die Zeit dazu, — antwortet der König mit Festigkeit; ich werde Alles thun, was die Constitution erheischt." — Dieser Widerstand thut seine Wirkung: Es lebe die Nation! Es lebe die Nation! rufen die Stürmenden. — „Ja, erwiedert Ludwig XVI., es lebe die Nation! ich bin ihr bester Freund." — Nun wohlan! so zeige es, rief ihm einer dieser Männer zu und reichte ihm auf seiner Pike eine rothe Mütze hin. Eine Weigerung war hier gefährlich und gewiß bestand die Würde des Königs nicht darin, sich durch die Zurückweisung eines solchen Zeichens dem Tode auszusetzen, sondern wie er auch that, das Andringen der Menge mit Festigkeit zu ertragen; — er setzte demnach unter allgemeinem Beifall die Mütze auf. Da er in Folge der Jahreszeit und des Andrangs des Volkes vor Hitze fast ersticken wollte, so bot ihm einer dieser halbtrunkenen Männer, welcher ein Glas und eine Flasche in der Hand hielt, zu trinken an. Schon seit längerer Zeit fürchtete der König vergiftet zu werden; dennoch trank er ohne Zögern, was lebhaften Beifall hervorrief. Während dessen folgte die Prinzessin Elisabeth, welche ihren Bruder zärtlich liebte und die Einzige von der Familie war, welche zu ihm hätte dringen können, ihm von Fenster zu Fenster, um seine Gefahren zu theilen. Als der Pöbel sie erblickte, hielt er sie für die Königin. „Da ist die Oestreicherin! ertönte es in wildem Geschrei. Die Grenadiere der Nationalgarde, welche die Prinzessin umringt hatten, wollten das Volk aus seinen Irrthume reißen. — „Laßt es, rief diese edelmüthige Schwester, laßt es bei seinem Wahne und rettet die Königin!" Diese hätte mit ihren Kindern nicht zu ihrem königlichen Gemahle gelangen können; aus den innern Gemächern war sie in den Saal des Staatsrathes geflüchtet und konnte wegen der Volksmenge, welche das ganze Schloß versperrte, nicht weiter vordringen. Demohngeachtet wollte sie zu ihrem Gemahle und verlangte be-

harrlich in den Saal geführt zu werden, wo er sich befand; endlich gelang es, sie davon abzubringen, sie stellte sich mit einigen Grenadieren hinter die Sessionstafel des Staatsrathes, und sah nun mit gebrochenem Herzen, und nur mit Mühe ihre Thränen zurückhaltend das Volk vorüberziehen. Ihr zur Seite stand weinend ihre Tochter; ihr junger Sohn aber, der nach dem ersten Schrecken bald wieder Muth gefaßt hatte, lächelte mit jener glücklichen Unwissenheit seines Alters. Man hatte ihm eine rothe Mütze hingereicht, und die Königin ihm dieselbe aufgesetzt. Santerre, welcher herzugetreten war, empfahl dem Volke ein ehrfurchtvolles Betragen und sprach der Fürstin Muth ein; er widerholte ihr das gewöhnliche, aber leider unnütze Wort: Madame, man täuscht Sie, man betrügt Sie! Als er bemerkte, daß dem jungen Prinzen die rothe Mütze zur Last fiel, sprach er: „das Kind erstickt ja!“ und nahm ihm den lächerlichen Kopfputz ab.

Bei der Nachricht von der im Schlosse obwaltenden Gefahr waren Deputirte zum Könige geeilt, wo sie zum Volke sprachen, um es zu einem ehrfurchtvollen Betragen zu ermahnen. Andere hatten sich in die Versammlung begeben, um sie von dem Vorgefallenen zu unterrichten und unruhig wie sie schon war, wurde sie bei dem Unwillen der rechten Seite über das Geschehene und den Anstrengungen der Linken diesen Einbruch in dem königlichen Pallast zu entschuldigen, nur noch aufgeregter. Einmüthig beschloß man eine Deputation von vier und zwanzig Mitgliedern abzuordnen, welche sich zu dem Könige verfügen und, damit die Versammlung stets Kunde von den Ereignissen erhalte, alle halbe Stunden erneuert werden solle. Die abgeschickten Deputirten sprachen nach der Reihe, indem sie sich auf die Schultern der Grenadiere heben ließen; endlich erschien Pétion und wurde beschuldigt absichtlich zu spät gekommen zu sein. Nach seiner Versicherung aber hatte er erst um halb fünf Uhr von dem schon um vier Uhr unternommenen Einbruche Nachricht erhalten und eine halbe Stunde gebraucht, um auf das Schloß zu gelangen, wo er der vielen Hindernisse wegen die sich ihm entgegengestellt, erst um halb Sechs Uhr sich zum Könige habe hindurch drängen können. Er näherte sich dem Fürsten und sprach: „Fürchten Sie nichts,

Sie sind mitten unter Ihrem Volke.“ Da ergriff Ludwig XVI. die Hand eines Grenadiers und legte sie auf sein Herz mit den Worten: Fühlen Sie, ob es schneller als gewöhnlich schlägt.“ Diese großherzige Antwort wurde mit großem Beifall aufgenommen. Pétion stieg hierauf auf einen Stuhl und sprach zu der Menge, daß sie, nachdem sie dem Könige ihre Vorstellungen gemacht, sich nun, auf daß dieser Tag nicht entweiht werde, in Ruhe und Ordnung zurückziehen solle. Einige Augenzeugen behaupten, Pétion habe in dieser seiner Anrede die Vorstellungen des Volkes „gerecht“ genannt; wenn dem so war, so geschah es wohl nur, um das Volk nicht zu reitzen. Santerre unterstützte ihn dabei mit seinem Einflusse, und so wurde denn das Schloß endlich geräumt und die Menge zog sich ungefähr um sieben Uhr des Abends ruhig und friedsam zurück.

Alsbald kamen der König, die Königin, seine Schwester und die Kinder unter einem Strome von Thränen zusammen. Ganz betäubt von dem eben Erlebten hatte der König die rothe Mütze noch auf dem Kopfe; zum ersten Male seit mehrern Stunden wurde er dessen jetzt inne, und schleuderte sie entrüstet hinweg. In demselben Augenblicke erschienen abermals Deputirte, um sich über den Zustand des Schlosses zu unterrichten; die Königin führt sie in demselben herum, zeigt ihnen die eingeschlagenen Thüren und zerbrochenen Möbeln und ließ ihrem Schmerze über diese Schmach freien Lauf. Einer der glühendsten Republikaner, Merlin de Thionville, befand sich mit unter jenen Deputirten; die Königin bemerkte Thränen in seinen Augen: „Sie weinen, sprach sie zu ihm, über den grausamen Schimpf, welchen der König und seine Familie von einem Volke erfährt, dessen Glück sein steter Wunsch war!“ — „Es ist wahr, Madame, antwortete Merlin, ich weine über das Unglück einer schönen und gefühlvollen Frau und Mutter; aber, mißdeuten Sie mich nicht! nicht Eine meiner Thränen fließt für den König oder die Königin; ich hasse die Könige und die Königinnen .....

# Zwölftes Capitel.

Folgen des 20. Juni. — Ankunft Lafayettes zu Paris; seine Beschwerden in der Versammlung. — Kriegsgerüchte; die nahe Invasion der Preußen; Rede Vergniauds. — Versöhnung aller Parteien in dem Schooße der Versammlung am 7. Juli. — Das Vaterland wird in Gefahr erklärt. — Die Departementsverwaltung enthebt den Maire Pétion seiner Funktionen. — Drohende Adressen gegen das Königthum. — Lafayette schlägt dem Könige vor zu fliehen. — Dritter Jahrestag des 14. Juli; Beschreibung des Festes. — Vorzeichen einer neuen Revolution. — Der Insurrectionscomité. — Näheres über die vorzüglichsten Revolutionsmänner dieser Zeit; Cam. Desmoulins, Marat, Robespierre, Danton. — Entwürfe der Königsfreunde zu seiner Rettung. — Maßregeln der Gironde-Deputirten zu Vermeidung einer Insurrection.

---

Den Tag nach diesem Aufstande vom 20., dessen hauptsächlichste Umstände wir eben mitgetheilt haben, bot Paris noch immer einen drohenden Anblick dar, und die Parteien standen sich mit noch größerer Heftigkeit gegenüber. Der Unwille mußte allgemein sein, sowohl bei den Anhängern des Hofes, weil sie diesen für beschimpft hielten, als bei den Constitutionellen, welche diesen Einbruch als ein Attentat gegen die Gesetze und die öffentliche Ruhe betrachteten. War daher die Unordnung an sich schon groß gewesen, so übertrieb man sie noch durch das Anführen, daß ein Mordanschlag auf den König vorgelegen habe und das Complot nur durch einen glücklichen Zufall vereitelt worden sei. So sprach sich durch eine natürliche Gegenwirkung die öffentliche Meinung nunmehr ganz für die, noch erst gestern so großen Gefahren und Beschimpfungen ausgesetzte königliche Familie, so wie die äußerste Entrüstung gegen die vermeintlichen Anstifter aus.

Düstere Stille lag auf der Versammlung; einige Deputirte erhoben sich mit Kraft gegen die Ereignisse des gestrigen Tages. Bigot schlug ein Gesetz gegen bewaffnete Petitionen, so wie gegen den Gebrauch vor, Volkshaufen durch den Saal ziehn zu lassen, und obgleich schon hierüber Gesetze

vorhanden waren, wurden sie doch durch ein Decret erneuert. Davreihoult brachte eine Untersuchung gegen die Ruhestörer in Vorschlag. — Eine Untersuchung, rief man, gegen vierzigtausend Menschen! — „Nun denn, entgegnete er, kann man keinen Unterschied zwischen vierzigtausend Menschen machen, so strafe man wenigstens die Wache, welche sich nicht vertheidigt hat; jedenfalls muß Etwas gethan werden!“ — Gleich darauf erschienen die Minister und erstatteten einen Bericht über die Ereignisse, an welche sich eine Berathung über das Wesen derselben schloß. Ein Mitglied der Rechten wollte, daß Vergniaud als ein unverdächtiger Augenzeuge der Begebenheiten, das Gesehene mittheilen solle; dieser aber beachtete jene Aufforderung nicht und schwieg. Indeß überwanden die Beherztesten der linken Seite gegen das Ende der Sitzung ihre Befangenheit, nnd wagten mit neuem Muthe sogar den kühnen Vorschlag, die Zulässigkeit das Veto bei Gelegenheits-Gesetzen zu untersuchen, doch wurde dieser Vorschlag mit großer Majorität zurückgewiesen.

Gegen Abend fürchtete man einen neuen, dem gestrigen ähnlichen Auftritt; das Volk hatte nämlich bei seinen Abzuge geäußert, es wolle schon wiederkommen, und man besorgte, es werde sein Versprechen halten; allein, hatte es sich vielleicht noch einiges Mitgefühl vom vorigen Tage her bewahrt, oder wurde diese neue Bewegung von den Führern der Volkspartei selbst gemißbilligt, — kurz, man hielt es mit leichter Mühe zurück, und Pétion eilte in aller Schnelligkeit auf das Schloß um den König zu benachrichtigen, daß die Ordnung wieder hergestellt und das Volk, seitdem es ihm seine Vorstellungen gemacht, ruhig und zufrieden sei. — „Das ist nicht wahr,“ sagte der König. — „Sire“ ..... „Schweigen Sie.“ — „Der Beamte des Volkes hat nicht zu schweigen, wenn er seine Schuldigkeit thut und die Wahrheit redet.“ — Sie sind verantwortlich für die Ruhe von Paris. — „Ich kenne meine Pflicht und werde ihr nachzukommen wissen.“ — Es ist genug, kommen Sie ihr nach, und gehen Sie!“

Trotz seiner außerordentlichen Gutmüthigkeit hatte doch der König zuweilen Anwandlungen von übler Laune, welche die

Höflinge seine groben Ausfälle nannten. Der Anblick Pétions, dem man Schuld gab die Auftritte des vorigen Tages begünstigt zu haben, erbitterte ihn und gab so Gelegenheit zu dem eben mitgetheilten Gespräche, dessen Inhalt bald ganz Paris erfuhr. Unmittelbar darauf erschienen zwei Proclamationen, die eine vom Könige, die andere von der Munizipalität, denen zu Folge die beiden Gewalten in Streit gerathen zu sein schienen.

Die Munizipalität forderte die Bürger auf: „sich ruhig zu verhalten, den König und die National-Versammlung gebührend zu achten, und Beiden nach Kräften die schuldige Achtung zu bewahren, sich nicht dem Gesetze zuwider bewaffnet zu versammeln und vor Allem den Böswilligen zu mißtrauen, die nur auf neue Unruhen sännen. In der That ging das Gerücht, der Hof suche selbst das Volk noch ein zweites Mal in Aufstand zu bringen, um Gelegenheit zu erhalten, es mit Kartätschen niederschießen zu lassen. So legte der Hof der Menge einen Mordanschlag, und die Menge dagegen dem Hofe die Absicht eines Blutbades unter.

In des Königs Bekanntmachung hieß es: „Nicht ohne Schmerz wird es Frankreich vernehmen, daß eine von wenigen Ruhestörern irregeführte Menge mit bewaffneter Hand in die Wohnung seines Königs gedrungen ist.... Der König hat dem Hohne und den Drohungen dieser Ruhestörer nichts als sein inneres Bewußtsein und seine Liebe für das allgemeine Wohl entgegengesetzt..... Er sieht noch kein Ende ihrer gewaltsamen Bestrebungen ab, allein mögen sie ihre Ausschweifungen noch so weit treiben, so werden sie ihm doch nie eine Zustimmung zu irgend etwas entreißen, was er dem allgemeinen Interesse zuwider hält..... Haben die, welche das Königthum stürzen wollen, noch ein weiteres Verbrechen nöthig, so mögen sie es begehen..... Der König befiehlt allen Verwaltungsbehörden und Munizipalitäten für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums Sorge zu tragen."

Diese beiden einander entgegengesetzten Erklärungen entsprachen der schroffen Meinungsverschiedenheit, welche sich damals bildete. Alle diejenigen, welche bereits das Benehmen des Hofes

entrüstet hatte, wurden jetzt nur noch erbitterter gegen ihn, und waren mehr als je entschieden, seine Plane durch alle nur möglichen Mittel zu vereiteln.

Die Volksgesellschaften, die Munizipalitäten, die Pikenmänner, ein Theil der Nationalgarde, die linke Seite der National-Versammlung, Alle verstanden die Proclamation des Maire von Paris gar wohl, und gelobten sich heimlich nur in so weit auf der Huth zu sein als nöthig war, um sich nicht gerade ohne entscheidenden Erfolg niederschießen zu lassen. Noch ungewiß über die zu ergreifenden Mittel, entschlossen sie sich Alle mit eben so viel Mißtrauen als Widerwillen die Zukunft zu erwarten. Ihre erste Sorge war, die Minister vor die National-Versammlung zu laden, um über die Maßregeln Rechenschaft zu geben, welche sie in Betreff folgender zwei wesentlichen Punkte getroffen:

1). in Betreff der durch die Priester hervorgerufenen religiösen Unruhen;

2) in Betreff der Sicherheit der Hauptstadt, zu deren Deckung das vom Könige nicht genehmigte Lager von zwanzig Tausend Mann bestimmt war.

Die sogenannten Aristokraten, die aufrichtig gesinnten Constitutionellen, ein Theil der Nationalgarde, mehrere Prinzen und vor Allem die Departements-Verwaltungen sprachen sich bei dieser Gelegenheit höchst energisch aus. Da die Gesetze wirklich verletzt worden waren, so standen sie in großem Vortheil, was sie auch auf das Nachdrücklichste zu benutzen wußten. Eine Adresse an den König folgte der andern; zu Rouen und zu Paris wurde eine Petition mit zwanzig Tausend Unterschriften vorbereitet, welche das Volk in seinem Hasse mit jener andern, im Namen von acht Tausend Parisern gegen das oben erwähnte Lager bereits eingereichten, verwechselte. Endlich beschloß die Departements-Verwaltung, gegen dem Maire Pétion und den Gemeindeprocurator Manuel, welche Beide man beschuldigte durch ihre Unthätigkeit den Stürmenden vom 20. Juni Vorschub geleistet zu haben, eine Untersuchung zu verhängen. Mit Bewunderung aber sprach man von dem Benehmen des Königs an diesem verhängnißvollen Tage, allgemein kam man von der früheren Meinung über seinen Character zu-

rück und machte sich Vorwürfe ihm Schwäche beigemessen zu haben; allein zu bald erkannte man, daß dieser leidende Muth des Widerstandes nicht jene entschlossene Thatkraft sei, welche, anstatt die Gefahren voll Resignation zu erwarten, ihnen entschieden zuvorkommt.

Die constitutionelle Partei entwickelte abermals die außerordentlichste Thätigkeit. Alle diejenigen, welche Lafayette gemeinschaftlich zur Abfassung des Briefs vom 16. gerathen hatten, vereinigten sich nochmals, um etwas Entscheidendes zu unternehmen, und fanden Lafayette, da er mit dem größten Unwillen das im Schlosse Vorgefallene vernommen hatte, in der erwünschtesten Stimmung. Man ließ mehrere Adressen von seinen Regimentern an ihn gelangen, in denen sich, mochten sie nun freiwillig oder nach Eingebungen abgefaßt sein, gleicher Unwille über das Geschehene aussprach. Lafayette machte ihnen durch einen Tagesbefehl ein Ende, indem er versprach persönlich die Gefühle der ganzen Armee auszusprechen, und sich demnach entschloß, seine schriftliche Mittheilung vom 16. Juni vor der gesetzgebenden Versammlung zu erneuern. Zugleich verstand er sich mit Luckner, der als ein alter Krieger, welcher sein Feldlager nie verlassen hatte, mit leichter Mühe zu leiten war, und veranlaßte ihn, dieselben Gesinnungen, die er selbst mündlich an den Schranken der National-Versammlung aussprechen wollte, dem Könige schriftlich zu eröffnen. Nachdem dis Alles geordnet war, nahm er noch alle nöthigen Maßregeln, damit die Leitung der Militairangelegenheiten durch seine Abwesenheit keine Störung erleide, und entriß sich der Liebe seiner Soldaten, um sich nach Paris mitten unter die größten Gefahren zu begeben.

Lafayette hoffte, seine treue Nationalgarde würde ihn voll neuer Begeisterung unterstützen und rechnete auch auf den Hof, dem er jetzt eben, wo er sich für ihn aufopfern wollte, unmöglich feindliche Gesinnungen zutrauen konnte. Nachdem er seine ritterliche Liebe für die Freiheit beurkundet, wollte er nun auch seine aufrichtige Anhänglichkeit an den König beweisen und bei seiner heldenmüthigen Sinnesart ist es nicht unwahrscheinlich, daß sein Herz auch für den Ruhm dieser zwiefachen Aufopferung

empfänglich war. Er kam am Morgen des 28. Juni an; mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich das Gerücht hiervon, und überall erzählte man sich voll Erstaunen und Neugierde, daß General Lafayette in Paris sei.

Vor seiner Ankunft war die National-Versammlung von einer Menge sich einander widersprechender Petitionen bestürmt worden. Von Rouen und Havre, aus den Departements der Ain, der Seine und Oise, der Meerenge von Calais und der Aisne beschwerte man sich über die Gewaltthätigkeiten des 20.; die von Arras und von Herault dagegen schienen sie gut zu heißen. Von der einen Seite hatte man Luckner's Brief an den König, und von der andern die fürchterlichsten Anschläge gegen ihn vorgelesen, und sich über diese verschiedenen Mittheilungen mehrere Tage lang gestritten.

Am 28. begab sich eine beträchtliche Volksmenge mit der Hoffnung in die National-Versammlung, Lafayette, dessen Absichten man noch nicht kannte, werde erscheinen, und in der That meldete man, auch gegen halb zwei Uhr, daß er vorgelassen zu werden wünsche. Er erschien unter dem Beifallrufe der Rechten; die Linke und die Gallerien schwiegen.

„Meine Herren, hob er an, vor Allem muß ich Ihnen erklären, daß nach den von mir und dem Marschall Luckner getroffenen Anstalten, meine Gegenwart hier, weder den Erfolg unsrer Waffen, noch die Sicherheit der Armee, die ich zu befehligen die Ehre haben, gefährden kann."

Der General entwickelte hierauf die Gründe, die ihn hergeführt: da man die Authencität seines Briefes in Zweifel gezogen habe, so komme er jetzt aus seinem Feldlager, wo ihn die Liebe seiner Soldaten schützend umringe, um sich persönlich zu dessen Abfassung zu bekennen; aber noch ein zweiter wichtigerer Grund habe ihn zu dieser Reise vermocht: zahlreiche Adressen seien ihm von seiner Armee zugekommen, worin sich laut deren Unwille über die Ereignisse vom 20. ausspräche; er habe dieselben zwar unterdrückt, sich dagegen aber anheischig gemacht, im Namen seiner Truppen persönlich zur National-Versammlung zu sprechen. „Schon, fügte er hinzu, fragen sich die Solda-

ten, ob es denn wirklich die Sache der Freiheit und der Verfassung sei, die sie vertheidigen. Er ersuche demnach die National-Versammlung:

1) Die Rädelsführer vom 20. Juni in Untersuchung zu ziehen;
2) Eine Gesellschaft, welche die Rechte der Volkssouverainität sich anmaße, und deren öffentliche Verhandlungen keinen Zweifel über ihre schändlichen Absichten ließen, zu zerstören;
3) endlich, den Behörden zu der ihnen gebührenden Achtung zu verhelfen und das Heer zu überzeugen, daß die Constitution, während sie dieselbe mit ihrem Blute gegen das Ausland vertheidigten, keiner Gefahr im Innern ausgesetzt sein werde.

Der Präsident entgegnete, die National-Versammlung werde dem beschworenen Gesetze treu bleiben und seine Petition in Erwägung ziehen, und richtete an ihn die ehrenvolle Einladung an der Sitzung Theil zu nehmen. Der General wollte sich auf einer der Bänke der rechten Seite niederlassen, allein der Deputirte Kerfaint bemerkte, er müsse auf der Bank der Bittsteller seinen Platz nehmen. Ja! Nein! rief man von allen Seiten. Da erhob sich der General voll Bescheidenheit, und begab sich unter lebhaften Beifallzeichen zu der Bank der Bittsteller. Guadet nimmt zuerst das Wort und stellt mit einer schlauen Wendung die Frage: „ob denn, da der Herr von Lafayette in Paris sei, das Vaterland schon befreit und die Feinde besiegt seien?" Nein, antwortete er sich selbst, noch ist das Vaterland nicht befreit, noch immer ist unsre Lage dieselbe, und dennoch ist der General einer unsrer Armeen in Paris!" — „Er wolle nicht untersuchen, fuhr er fort, ob Herr von Lafayette, welcher in dem französischen Volke nichts als Ruhestörer erblicke, welche die Behörden mit Drohungen umringten, nicht selbst von seinem Generalstabe getäuscht sei; aber das möchte man dem Herrn von Lafayette doch bemerken, daß er, indem er im Namen einer Armee spreche, die doch nach den Gesetzen zu jeder Berathung unfähig sei, jedenfalls wider die Constitu-

tion, und da er ohne Erlaubniß des Kriegsministers nach Paris gekommen sei, wohl auch subordinationswidrig gehandelt habe. Dem zu Folge verlangte Guadet, daß der Minister erkläre, ob er Lafayette Urlaub ertheilt habe, so wie daß eine außerordentliche Commission über die Frage Bericht erstatte, ob ein General berechtigt sei, zur National-Versammlung über rein politische Gegenstände zu sprechen.

Auf Guadet's Rede erhob sich Ramond, und machte die eben so natürliche als oft anwendbare Bemerkung, daß je nach den Umständen die Auslegung der Gesetze sehr von einander abweiche. „Niemals, fügte er hinzu, erhob man noch so großes Bedenken über das Petitionsrecht. Als noch vor Kurzem hier ein bewaffneter Haufen erschien, fragte man nicht erst, wer ihn abgeschickt habe, noch beschuldigte man ihn, mit bewaffneter Hand die Unabhängigkeit der National-Versammlung beschränken zu wollen: jetzt aber, da Lafayette, Er, der sein ganzes Leben hindurch für Amerika und Europa der Pannerträger der Freiheit war, hier erscheint, — da erhebt sich der Verdacht! ..... Wenn es doppeltes Maas und Gewicht giebt, und man jedes Ding auf zwiefache Weise betrachten kann, so sei auch jetzt gestattet zu Gunsten des ältesten Sohnes der Freiheit einige persönliche Rücksicht in Anspruch zu nehmen! ....." Hierauf beantragte Ramond die Ueberweisung der Petition an eine außerordentliche Commission, nicht um Lafayette's Benehmen, sondern die Petition selbst zu prüfen. Nach großem Lärmen und doppelten Stimmenaufrufe, findet zuletzt Ramond's Motion Annahme, und Lafayette verläßt die National-Versammlung inmitten einer zahlreichen Begleitung von Deputirten und Soldaten der Nationalgarde, die sämmtlich seine Anhänger und alten Waffengefährten waren.

Jetzt war der entscheidende Augenblick für ihn, so wie für den Hof und die Volkspartei gekommen; er begibt sich auf das Schloß. Dort umringen ihn die Gruppen der Hofschranzen mit den beleidigendsten Schmähreden, und der König und die Königin empfangen denselben Mann mit Kälte, der sich für sie aufopfern wollte. Ueber die Gesinnungen die er so eben vernommen, nicht sowohl seiner, als der königlichen Familie we-

gen, betrübt, verläßt Lafayette das Schloß, an deſſen Thore ihn das zahlreich verſammelte Volk empfängt, unter dem Geſchrei: Es lebe Lafayette! bis zu ſeiner Wohnung geleitet, und vor derſelben einen Freiheitsbaum aufpflanzt. Dieſe Beweiſe von alter Anhänglichkeit rührten den General und ſetzten die Jacobiner in Furcht; allein man mußte auch dieſe Ueberreſte von Anhänglichkeit auf friſcher That benutzen, und um dis zu können, ſie zu vergrößern ſuchen. Einige der königlichen Familie beſonders ergebene Anführer der Nationalgarde wendeten ſich an den Hof mit der Frage, was ſie unter den jetzigen Umſtänden thun ſollten? Der König ſowie die Königin waren Beide der Meinung, daß man Lafayette nicht unterſtützen dürfe, und ſo ſah ſich denn dieſer auch noch von demjenigen Theile der Nationalgarde, auf welchen er ſich noch ſtützen konnte, verlaſſen. Nichts deſtoweniger entſchloſſen, dem Könige ſelbſt wider deſſen Willen ſeine Dienſte zu weihen, berieth er ſich mit ſeinen Freunden; leider aber waren dieſe eben ſo wenig unter ſich einig, denn während die Einen und namentlich Lally-Tolendal, wünſchten, daß man ſchnell und mit gewaffneter Hand die Jacobiner in ihrem eigenen Club angreife, beriefen ſich die Anderen, ſämmtlich Mitglieder der Departementverwaltung und der Verſammlung, ohne Unterlaß auf das Geſetz als das einzige erlaubte Mittel und widerſetzten ſich jeder Gewaltthätigkeit und jedem offenen Angriffe. Nichtsdeſtoweniger gab Lafayette dem kühnſten dieſer beiden Rathſchläge den Vorzug, und beſtimmte ſeinen Anhängern einen Verſammlungsort, um gemeinſchaftlich die Jacobiner aus ihrem Saale zu vertreiben und deſſen Thüren zu vermauern. Allein, obgleich der Verſammlungsort beſtimmt worden war, begaben ſich doch nur Wenige dahin, ſo daß ſich Lafayette außer Stand ſah, etwas zu unternehmen. Während dem er ſich zu ſeinem größten Leidweſen von ſeinen Anhängern ſo ſchlecht unterſtützt ſah, verließen die Jacobiner, welche von dieſem Abfalle noch nichts wußten, voll paniſchen Schreckens ihren Club, eilten zu Dümouriez, der noch nicht zur Armee abgereiſ't war, und drängten ihn ſich an ihre Spitze zu ſtellen, und ſie gegen Lafayette zu führen; allein ihr Aner-

bieten wurde zurückgewiesen. Lafayette verweilte noch einen Tag in Paris mitten unter Anklagen, Drohungen und Mordversuchen und reis'te endlich voll Verzweiflung über seine vergebliche Selbstaufopferung und den unseligen Eigensinn des Hofes, wieder ab. Und eben dieser Lafayette, welchen alle seine Freunde verließen, als er sich, um seinen König zu retten den Dolchstichen der Feinde aussetzte, eben ihn hat man des Verrathes an Ludwig XVI. beschuldigt. Die Schriftsteller der Hofpartei haben zwar behauptet, sein Plan sei nicht reiflich genug überdacht gewesen, und ohne Zweifel war es auch, wenigstens dem ersten Anscheine nach, sicherer und bequemer, mit achtzig Tausend Preußen bis zu unternehmen: allein was konnte man in Paris nach dem Beschlusse, das Ausland nicht zu Hilfe zu rufen weiter thun, als sich an die Spitze der Nationalgarde stellen und die Jacobiner schrecken und zerstreuen?

Lafayette reis'te mit dem Entschlusse ab, dem Könige trotz dem Allen fortwährend zu dienen und ihm wo möglich die Mittel zu verschaffen, Paris verlassen zu können, und hinterließ der National-Versammlung einen Brief, in welchem er Alles was er bereits persönlich gegen die Aufrührer, wie er sie nannte, gesagt hatte, nochmals nachdrücklich wiederholte.

Kaum war die Volkspartei der Sorge ledig, welche ihr die Anwesenheit und die Plane des Generals eingeflößt hatten, als sie auch ihre Angriffe gegen den Hof erneuerte, und voll Hartnäckigkeit abermals auf eine genaue Angabe der zum Schutze des französischen Gebietes getroffenen Maßregeln bestand. Man wußte bereits, obgleich die ausübende Gewalt der National-Versammlung hierüber keine Mittheilung gemacht hatte, daß die Preußen die Neutralität gebrochen hatten, und mit achtzig Tausend Mann, sämmtlich Krieger aus Friedrich des Großen Schule, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig, jenes berühmten Generals, über Coblenz vorrückten. Luckner, der zu wenig Truppen hatte und sich auf die Belgier nicht verlassen konnte, mußte sich auf Lille und Valenciennes zurückziehn. Auf diesem Rückzuge hatte ein Officier die Vorstädte Courtray's abgebrannt, um wie man glaubte, durch diese grausame Maßregel, die Belgier Frankreich zu ent-

fremden. Die Regierung aber that demohngeachtet nichts zur Verstärkung der Armeen, welche auf allen drei Grenzen höchstens zweimal Hundert und dreißig Tausend Mann zählten, und brachte keines jener mächtigen Mittel in Anwendung, welche den Eifer und die Begeisterung einer Nation hervorrufen können; so konnte freilich der Feind in sechs Wochen in Paris sein.

Hierauf rechnete aber auch die Königin und theilte dis einer ihrer Hofdame im Vertrauen mit. Sie besaß die Marschroute der Ausgewanderten und des Königs von Preußen, und wußte, zu welchem Tage sie in Verdun und zu welchem sie in Lille sein konnten, so wie daß dieser letztere Platz belagert werden sollte. Wie man erzählt, hoffte diese unglückliche Fürstin binnen einen Monat befreit zu sein. Ach! warum traute sie nicht lieber den aufrichtigen Freunden, welche ihr das Unpassende und Nutzlose einer auswärtigen Hilfe darstellten, welche zwar früh genug um sie blos zu stellen, allein zu spät, um sie zu retten, kommen müsse! Warum glaubte sie in dieser Hinsicht nicht ihren eignen Besorgnissen und den traurigen Ahnungen, von denen sie zuweilen befallen wurde!

Wie wir gesehen, versprach sich die Volkspartei das Meiste von einer Reserve von Zwanzig Tausend Föderirten in der Nähe von Paris. Dieser Maßregel hatte sich, wie wir ebenfalls bereits wissen, der König widersetzt; er wurde deshalb in der Person seiner Minister aufgefordert, sich über die Vorkehrungen zu erklären, die er an der Stelle der in dem zurückgewiesenen Decrete vorgeschriebenen Maßregeln getroffen habe. Er antwortete mit einem anderweiten Plane, nach welchem eine neue Reserve von zwei und vierzig Bataillonen freiwilliger Nationalgarden zum Ersatz der alten, mit welcher man die beiden Hauptarmeen vollzählig gemacht hatte, in Soissons versammelt werden sollte. Dis war gewissermaßen dasselbe Decret, jedoch mit dem einzigen, nach der Meinung der Patrioten aber höchst wichtigen Unterschiede, daß das Lager dieser Reserve nicht bei Paris selbst, sondern zwischen Paris und der Grenze aufgeschlagen werden sollte. Dieser Plan wurde daher mit Murren aufgenommen und an den Militaircomité gewiesen.

Mehrere Departements und Munizipalitäten, aufgeregt durch

ihre Correspondenz mit Paris, beschlossen dieses Decret hinsichtlich des Feldlagers, obgleich es der königlichen Bestätigung entbehrte, dennoch in Ausführung zu bringen. Die Departements der Rhonemündungen, der Gironde und der Hérault gaben zuerst das Beispiel, und bald folgten ihnen Andre darin nach. Also begann die Insurrection.

Sobald diese freiwilligen Aushebungen bekannt wurden, änderte die Versammlung den vom Könige vorgeschlagenen Plan wegen Bildung von zwei und vierzig neuen Bataillonen, und befahl, daß die Bataillone, welche sich in ihrem Eifer vor ihrer gesetzmäßigen Einberufung bereits in Marsch gesetzt hätten, durch Paris ziehen, von der Munizipalität dieser Stadt eingeschrieben werden, und hierauf nach Soissons marschiren sollten, so wie daß diejenigen, welche sich in Paris vor dem 14. Juli, als dem Tage der Föderation einfinden könnten, dieser Nationalfeierlichkeit beizuwohnen hätten; denn dieses Fest, welches im Jahre 91 wegen der Flucht nach Varennes unterbleiben mußte, sollte in diesem Jahre desto glänzender gefeiert werden. Die National-Versammlung fügte noch hinzu, daß unmittelbar nach der Feier die Föderirten sich nach ihrem Bestimmungsorte begeben sollten.

Dis hieß mit einem Male, die Insurrection autorisiren und, bis auf Weniges das nicht sanctionirte Decret wieder hervorsuchen. Der einzige Unterschied war der, daß die Föderirten Paris nur durchziehen sollten; die Hauptsache aber war sie nur erst dahinzubringen, denn einmal angekommen, konnten sie Tausend Umstände leicht daselbst zurückhalten. Dis Decret wurde alsbald zum Könige gesandt und schon den andern Tag von ihm bestätigt.

Zu dieser wichtigen Beschlußnahme kam noch eine andere: man mißtraute einem Theile der Nationalgarden und vor Allem den Generalstäben, welche, nach dem Beispiele der Departementsbehörden, je mehr sie sich durch ihre Stellung der höchsten Autorität näherten, auch desto günstiger für dieselbe gestimmt wurden. Vornämlich hatte man es auf den Stab der Pariser Nationalgarde abgesehen, und da man gegen diese nicht geradezu operiren durfte, so beschloß man, daß alle Generalstäbe in den

Städten von mehr als funfzig Tausend Seelen aufgelöst und auf's Neue gewählt werden sollten. (2. Juli.) Da die Aufregung, in welcher sich damals Frankreich befand, den eifrigsten und entschiedensten Männern einen immer wachsenden Einfluß sicherte, so mußten natürlich die Anhänger der Volks- und republikanischen Parthei bei dieser Wiedererwählung die meisten Stimmen erhalten.

Diese Maßregeln, zu denen man die rechte Seite und den Hof mit Gewalt zwang, waren von höchster Wichtigkeit; demohngeachtet schien alles dieses den Patrioten noch nicht hinreichende Sicherheit gegen die nahen Gefahren zu gewähren, von denen sie sich bedroht glaubten. Vierzig Tausend Preußen und eben so viel Oestreicher und Sardinier näherten sich den französischen Grenzen: ein Hof, der aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Feinde einverstanden war, da er keines der ihm zu Gebote stehenden Mittel, die Armeen zu verstärken und die Nation zu begeistern, anwandte, sondern im Gegentheil das Veto zur Vereitelung der von dem gesetzgebenden Körper getroffenen Maßregeln, und die Civilliste, um sich Anhänger im Innern zu verschaffen, benutzte: ein General endlich, den man zwar nicht für fähig hielt, sich mit den Ausgewanderten zu vereinigen um Frankreich zu verrathen, den man aber doch geneigt sah, den Hof gegen das Volk zu unterstützen: alle diese Umstände erschreckten die Gemüther und versetzten sie in die tiefste Bestürzung. Das Vaterland ist in Gefahr! rief man sich von allen Seiten zu. Aber wie dieser Gefahr zuvorkommen? — Hierin lag die Schwierigkeit; — war man ja noch nicht einmal über die Ursachen einig! Die Constitutionellen und die Anhänger des Hofes, eben so schreckhaft wie die Patrioten selbst, schrieben alle Gefahr den Ruhestörern, zu sie zitterten für das Königthum und sahen ihr Verderben in der Uneinigkeit; die Patrioten dagegen fanden alle Gefahr lediglich in der Invasion und gaben dieselbe dem Hofe, seinen Weigerungen, seiner Langsamkeit und seinen geheimen Umtrieben Schuld. Die Petitionen kreuzten sich: die Einen schoben alle Verantwortlichkeit auf die Jacobiner, die Andern wiederum auf den Hof, welcher abwechselnd mit dem Namen des Schlosses, der ausübenden

Gewalt und des Veto bezeichnet wurde. Die National-Versammlung hörte und überwies Alles an den außerordentlichen Ausschuß der Zwölf, dem es schon seit langer Zeit oblag, Sicherheitsmaßregeln aufzusuchen und vorzulegen, und mit Ungeduld wartete man, was er desfalls vorschlagen würde. Unterdessen bedeckten überall drohende Anschläge die Mauern, und die öffentlichen Blätter, eben so kühn wie diese Anschläge, sprachen nur von gezwungener Addankung und Entthronung. Dis war der alleinige Gegenstand aller Gespräche, und nur in der National-Versammlung schien man noch einiges Maaß zu halten, denn man erlaubte sich daselbst nur noch indirekte Angriffe gegen das Königthum. So machte man zum Beispiel den Vorschlag, das Veto bei Gelegenheitsdecreten abzuschaffen; mehrmals war auch die Civilliste, und ihre strafbare Verwendung, so wie der Plan zur Sprache gekommen, sie zu beschränken oder einer öffentlichen Rechnungsablage zu unterwerfen.

Nie hatte der Hof die Bitten der National-Versammlung, die materiellen Vertheidigungsmittel zu vermehren, zurückgewiesen, er konnte dis auch nicht, ohne sich allzusehr blos zu stellen, und fürchtete überdis auch wenig eine Verstärkung der Armeen der Zahl nach, da er sie in der vollkommensten Auflösung begriffen glaubte. Die Volkspartei dagegen verlangte jene außerordentlichen Mittel, welche einen großen Entschluß beurkunden und oft der verzweifeltsten Sache zum Siege verhelfen; solche Mittel hatte denn auch der Ausschuß der Zwölf nach langer Arbeit ersonnen, und brachte der National-Versammlung folgende Maßregeln in Vorschlag:

Sobald die Gefahr auf's Aeußerste gestiegen sei, solle dis der gesetzgebende Körper selbst erklären durch die feierliche Formel: „Das Vaterland ist in Gefahr.“ Auf diesen Ausspruch sollten sich alle Ortsbehörden, Gemeinde-, Districts- und Departementsräthe, und die National-Versammlung selbst als die Oberste der Behörden für permanent erklären und fortwährend Sitzung halten. Alle Bürger sollten bei der härtesten Strafe ihre Waffen den Behörden zur angemessenen Vertheilung ausliefern und die sämmtliche dienstfähige Mannschaft, jung oder alt, in die Nationalgarde eingeschrieben werden; ein

Theil der Letztern solle beweglich gemacht und an den Sitz der verschiedenen Districts- und Departementsbehörden, der andre aber überall wohin es das Vaterland erheische, sei es im In- oder im Auslande, geschickt werden. Uniformirung werde von denen nicht verlangt, die die Kosten dazu nicht erschwingen könnten, dazu sollten alle Nationalgarden, sobald sie die Heimath verlassen, den Sold der Freiwilligen beziehen, und die Behörden für die nöthige Munition sorgen. Endlich solle ein absichtlich aufgepflanztes Zeichen des Aufruhrs mit dem Tode bestraft, und jedwede Cocarde und Fahne mit Ausnahme der dreifarbigen für anfrührerisch gelten.

Nach diesem Plane war die ganze Nation auf der Huth und unter den Waffen; sie konnte überall zu jeder Stunde nach den Umständen sich berathen oder Gewalt brauchen; sie konnte der Regierung entbehren, und deren Unthätigkeit unschädlich machen. So hatte jenes zwecklose Wogen der Volksmasse endlich Maß und Richtung gewonnen. Kamen aber die Franzosen diesem Aufrufe nicht nach, so war man einer Nation nichts mehr schuldig, die für sich selbst nichts that. Wie man leicht denken kann, erhoben sich über diesen Vorschlag außerordentlich lebhafte Debatten.

Am 30. Juni erstattete der Deputirte Pastoret hierüber den vorläufigen Bericht, der Niemand befriedigte, da er Jedermann Fehler Schuld gab, die er gegen einander ausgleichen wollte, und auf keine entschiedene Weise die Mittel gegen die Gefahr festsetzte. Nach ihm beleuchtete der Deputirte Jan de Bry mit Klarheit und Mäßigung den Vorschlag des Ausschusses. Die Berathung, einmal eröffnet, artete bald in einen wechselseitigen Austausch von Vorwürfen aus und beflügelte die glühende und vorschnelle Einbildungskraft derer, welche am Liebsten sogleich zu den äußersten Mitteln griffen. Das große Gesetz des öffentlichen Wohls, nämlich die Dictatur oder das Mittel Alles, sei es auch noch so grausam, mit Erfolg zu thun, dieses Gesetz, welches erst im Nationalconvente Annahme fand, wurde jetzt schon in der gesetzgebenden National-Versammlung vorgeschlagen.

Delaunay aus Angers schlug der National-Versammlung

vor zu erklären, daß sie, so lange die Gefahr nicht beseitigt sei, lediglich das allgebietende und oberste Gesetz des öffentlichen Wohles zu Rathe ziehen werde.

Dis hieß mit einer abstracten und mystischen Formel offenbar das Königthum vernichten und die National-Versammlung zur absoluten Herrscherin erklären. Delaunay sagte, daß die Revolution noch keineswegs vollendet sei, und man mit Unrecht glaube, daß feste Gesetze zwar für die gesicherte, aber nicht für die erst noch zu rettende Revolution bewahrt werden müßten; kurz er sagte mit einem Worte alles das, was man gewöhnlich zu Gunsten der Dictatur vorbringt, welche sich stets in dem Augenblicke der Gefahr von selbst einführt. Die Antwort der Deputirten der rechten Seite war natürlich: nach ihrer Meinung verletze man die der Constitution geschworenen Eide, wenn man eine Gewalt in das Leben rufe, welche die geordneten und bereits eingeführten Gewalten verschlinge. Ihre Gegner erwiderten, daß man sie schon früher verletzt habe, und sich nicht unvertheidigt überraschen lassen dürfe. — „Aber so beweisen Sie doch, — entgegneten die Anhänger des Hofes, daß man dis Beispiel wirklich gegeben und die Constitution verrathen hat." Dieser Aufforderung setzte man neue Anklagen gegen den Hof entgegen, welche ihrerseits wieder durch Vorwürfe gegen die Unruhstifter zurückgewiesen wurden. — „Ihr seid Ruhestörer! — Ihr seid Verräther!" — Dis war der ewige Vorwurf, den man sich fortwährend machte, bis die zu entscheidende Streitfrage.

Herr von Jaucourt wollte, man solle diesen Antrag so heftig wie er sei, doch lieber an die Jacobiner verweisen. Isnard dagegen, dem er, weil er selbst ungestüm war, gar wohl gefiel, verlangte, derselbe solle in Erwägung gezogen und Delaunay's Rede als Gegenstück zu der Pastoret's, welche nichts als eine Dosis Opium sei, das man einem Sterbenden reiche, an die Departements versendet werden. —

Vaublanc erhielt endlich das Wort: er behauptete, die Constitution könne nur durch die Constitution gerettet werden, — dis beweise der Vorschlag Jean de Bry's; — man möge Delaunay's Rede immerhin drucken, sie aber keinesfalls an die

Departements versenden, sondern auf den Antrag des Ausschusses zurückkommen. Wirklich wurde auch die Berathung hierüber auf den dritten Juli festgesetzt. — Nur Ein Deputirter hatte noch nicht gesprochen, bis war Vergniaud, der obschon Mitglied der Gironde und ihr größter Redner, sich doch von ihr unabhängig hielt. War es nur Sorglosigkeit oder wahre Ueberlegenheit, er schien über die Leidenschaften seiner Freunde erhaben zu sein, und theilte, wenn auch von gleichem Patriotismus beseelt, doch nicht eines ihre Vorurtheile und ihrer Aufwallungen. Wenn er sich über einen Punkt aussprach, riß er durch seine Beredtsamkeit und eine gewisse anerkannte Unparteilichkeit stets jene schwankende Partei der Versammlung mit sich fort, welche einst Mirabeau durch seine ungestüme Dialectik beherrscht hatte, denn überall gehorchen die unentschiedenen Massen dem Talente und der Vernunft. *)

Man hatte angekündigt, daß er am dritten Juli sprechen werde, und eine unermeßliche Menge von Zuhörern war herbeigeeilt um den gefeierten Redner über eine Frage sprechen zu hören, welche man als entscheidend betrachtete. In der That nahm er an diesem Tage das Wort und warf zuerst einen Blick auf Frankreich. „Wenn man, sprach er, nicht an die unvergängliche Liebe des Volkes für die Freiheit glaubte, so müßte man in Zweifel gerathen, ob die Revolution zurückschreite oder sich ihrem Ziele nähere. Unsere Nordarmee rückte gegen Belgien vor, plötzlich zieht sie sich zurück; das Kriegstheater ist auf unser eigenes Gebiet versetzt, und wir lassen den unglücklichen Belgiern von uns nichts weiter, als das Andenken an die Feuersbrünste zurück, die unsern Rückzug erhellten! Zu gleicher Zeit bedroht eine furchtbare preußische Armee den Rhein, obgleich man uns Hoffnung machte, ihr Anmarsch würde nicht so schnell erfolgen. — Warum entließ man gerade in diesem Augenblicke die populären Minister? Warum unterbrach man gerade jetzt ihre Arbeiten, überlieferte die Zügel der Herrschaft unerfahrnen

*) Diese Gerechtigkeit läßt das Journal de Paris Vergniaud widerfahren, das durch seine Opposition gegen die Majorität der Versammlung und durch die großen Talente seiner Redactoren, namentlich des unglücklichen aber unsterblichen André Chenier damals so bekannt war.

Händen und verwarf die nützlichen Maßregeln, die wir beantragen zu müssen glaubten? .... Sollte es wahr sein, daß man unsere Siege fürchtet? .... Geizt man mit dem Blute von Coblenz oder vielmehr mit dem Unsrigen? .... Will man über verlassene Städte und über verwüstete Fluren herrschen? .... Und Sie, meine Herren, was gedenken Sie Großes für die öffentliche Sache zu unternehmen?

„Sie, die man sich schmeichelt in Furcht gesetzt zu haben und deren Gewissen man zu schrecken hofft, indem man Ihren Patriotismus als Factionsgeist bezeichnet, als wenn nicht auch diejenigen Ruhestörer genannt worden wären, welche den Eid im Ballhause leisteten; Sie, die man so vielfach verläumdet hat, weil sie nicht zu jener hochmüthigen Kaste gehören wollen, welche die Constitution in den Staub getreten hat; Sie, denen man verbrecherische Absichten beimißt, als wenn Sie, noch mit einer andern Macht als der des Gesetzes bekleidet, eine Civilliste hätten; Sie, die man durch eine heuchlerische Mäßigung gegen die Gefahren des Volkes gleichgiltiger machen möchte; Sie, die man zu entzweien wußte, die aber in dem Augenblicke der Gefahr Ihren Haß und Ihren unseligen Zwist aus den Augen setzen, und sicher den Haß nicht so liebenswürdig finden werden, um diese teuflische Freude dem Wohle des Vaterlandes vorzuziehen; Sie Alle endlich, hören Sie mich: Welche Rettungsmittel stehen Ihnen zu Gebote? Was schreibt Ihnen die Nothwendigkeit vor, und was erlaubt Ihnen die Constitution?"

Mit rauschendem Beifall vernahm man diese Worte. Er fuhr fort und entwickelte zwei Arten von Gefahren; die innere und die äußere. „Um den ersteren zuvorzukommen, hat die National-Versammlung ein Decret gegen die Priester in Vorschlag gebracht, aber, sei es daß der Geist der Medicis noch unter den Hallen der Tuilerien umherwandelt, oder daß ein Lachaise oder ein Letellier noch das Herz des Fürsten beängstet, das Decret ist von dem Throne zurückgewiesen worden. Man darf nicht glauben, ohne dem Könige Unrecht zu thun, daß er die religiösen Wirren wolle. Er hält sich noch für mächtig genug und glaubt mit den alten Gesetzen die öf-

sentliche Ruhe hinlänglich sichern zu können. So mögen denn auch seine Minister, wenn sie die Mittel besitzen dieselbe aufrecht zu erhalten, mit ihrem Kopfe dafür haften!

„Um den äußern Gefahren zu begegnen hat die National-Versammlung ein Reservelager vorgeschlagen: auch dieses verwarf der König. Es hieße ihm abermals Unrecht thun, wollte man annehmen, er gedächte Frankreich zu verrathen, er muß demnach hinreichende Gewalt es zu vertheidigen besitzen; so mögen denn seine Minister mit ihren Köpfen für das Heil des Vaterlandes einstehen!"

Bis hierher hielt sich der Redner wie man sieht, an die Verantwortlichkeit der Minister und beschränkte sich darauf, dieselbe drohender darzustellen. „Aber, fügte er hinzu, es reicht nicht hin die Minister in den Abgrund zu stürzen, welchen ihre Ruchlosigkeit oder ihre Ohnmacht ihnen gegraben hat ..... Man höre mich mit Ruhe an und wolle nicht im Voraus meine Gedanken errathen ....."

Bei diesen Worten verdoppelt sich die Aufmerksamkeit; tiefes Schweigen herrscht in der National-Versammlung. „Im Namen des Königs, fuhr er fort, haben es die französischen Prinzen versucht, Europa gegen uns zu bewaffnen; nur um der Würde des Königs Genugthuung zu verschaffen, wurde der Tractat von Pillnitz geschlossen; um dem Könige Hilfe zu leisten erklärt der Herrscher von Böhmen und Ungarn uns den Krieg und rückt Preußen gegen unsere Grenzen vor. Ich lese aber hier in der Urkunde der Constitution: „Wenn der König sich an die Spitze einer Armee stellt und ihre Waffen gegen die Nation richtet, oder sich einer solchen in seinen Namen begonnenen Unternehmung nicht durch eine ausdrückliche Handlung widersetzt, so wird angenommen, er habe die Königswürde niedergelegt.

Was ist aber eine ausdrückliche Handlung des Widerstandes? Wenn hundert Tausend Oestreicher gegen Flandern und hundert Tausend Preußen gegen das Elsaß marschirten, und der König setzte ihnen zehn oder zwanzig Tausend Mann entgegen, würde das eine solche ausdrückliche Handlung sein?"

„Wenn der König, dem es obliegt drohende Feindseligkeiten anzuzeigen, nachdem er die Bewegungen der preußischen Armee erfahren, der National-Versammlung keine Anzeige davon machte: wenn ein Reservelager, so nothwendig um den Fortschritten des Feindes im Innern Einhalt zu thun, in Vorschlag gebracht wurde und der König an dessen Stelle einen sichern und weitschichtigen Plan vorlegte: wenn der König den Oberbefehl einer Armee einem ränkesüchtigen und der Nation verdächtigen Generale überließe: wenn ein anderer General, fern von der Verderbniß der Höfe aufgewachsen und mit dem Siege vertraut, eine Verstärkung verlangte, der König sie ihm aber versagte, gleich als sprächʼ er: Ich verbiete dir zu siegen; könnte man wohl da sagen, der König habe sich durch eine ausdrückliche Handlung widersetzt?

„Ich habe mit Fleiß mehre Thatsachen grell übertrieben, um jede nähere Beziehung zu vermeiden; allein, wenn der König, während Frankreich im Blute schwämme, Ihnen sagte: Es ist wahr, die Feinde geben vor, für mich, meine Würde und meine Rechte zu kämpfen, allein ich habe es bewiesen, daß ich ihr Mitschuldiger nicht bin, ich habe Armeen in das Feld gerufen; diese Armeen waren allerdings zu schwach, allein die Verfassung setzt nicht das Maas ihrer Stärke fest: ich habe sie zu spät versammelt, allein die Verfassung bestimmt die Zeit ihrer Vereinigung nicht; ich habe einen General zurückberufen, da er eben siegen wollte, allein die Constitution verordnet keine Siege: es standen Minister mir zur Seite, welche die Versammlung täuschten und die Verwaltung zerrütteten, allein es gebührt mir sie zu ernennen: die Versammlung hat heilsame Gesetzentwürfe vorgeschlagen, die ich nicht sanctionirte, allein ich hatte das Recht hierzu: so habʼ ich denn Alles gethan was die Verfassung mir vorschrieb, und man kann demnach meine Anhänglichkeit an dieselbe nicht in Zweifel ziehen!“ (Lebhafter Beifall.) „Wenn der König also zu Ihnen spräche, würden Sie nicht das Recht haben zu antworten: O König! der du wie der Tyrann Lysander glaubtest, die Wahrheit gelte nicht mehr als die Lüge, der du Liebe zu den Gesetzen nur heucheltest, um dir die Macht zu erhalten sie zu verhöhnen, — hieß

das uns vertheidigen, als du den fremden Armeen Streitkräfte entgegensetztest, deren Unzulänglichkeit über ihre Niederlage keinen Zweifel lassen konnte? Hieß das uns vertheidigen, als du Plane zurückwiesest, die unsre innere Stellung verstärken sollten? Hieß das uns vertheidigen, als du einen General ungestraft ließest, welcher die Verfassung verletzte und dem Muthe ihrer Diener Fesseln anlegtest? ..... Gestattete dir die Verfassung die freie Wahl der Minister zu unserm Glücke oder zu unserm Verderben? Uebertrug sie dir den Oberbefehl der Armeen zu unserm Ruhme oder zu unsrer Schande? Ertheilte sie dir endlich das Recht der Sanction, eine Civilliste und so viele Vorrechte, nur um die Verfassung und das Reich auf verfassungsmäßigem Wege ins Verderben zu stürzen? Nein! Nein! Mensch, den Frankreich's Großmuth nicht zu rühren vermochte, den allein die Liebe zum Despotismus erfüllt ..... du bist nichts mehr für diese Constitution, die du so unwürdig verletztest, nichts mehr für dieses Volk, das du so schamlos verrietest! .....

„Doch nein! wenn unsre Armeen auch nicht vollzählig sind, so ist dis jedenfalls nicht des Königs Schuld; ohne Zweifel wird er die nöthigen Maßregeln zu unserer Rettung noch ergreifen, ohne Zweifel wird der Heereszug der Preußen ihnen nicht so viel Triumpfe gewähren als sie es hoffen; allein man mußte Alles voraussehen und Alles sagen, denn Offenherzigkeit allein kann uns retten!"

Zum Schlusse beantragt Vergniaud eine ehrfurchtvolle aber entschiedene Botschaft an den König, worin man ihn auffordere zwischen Frankreich und dem Auslande zu wählen, und ihm den Entschluß der Franzosen eröffne mit der Verfassung zu siegen oder zu sterben. Er verlangt ferner, daß man das Vaterland in Gefahr erkläre, um in Aller Herzen jene erhabenen Empfindungen hervorzurufen, welche die großen Völker der Vorzeit beseelte, und ohne Zweifel auch bei den Franzosen gefunden werden würde; denn — bemerkte er — in den durch das Jahr 89 wiedergebornen Franzosen wird sich die Natur nicht entartet zeigen. Endlich forderte er noch, daß man aller Zwietracht, welche einen beunruhigenden Character annehme, ein

Ende mache, und die Streitenden in Rom und auf dem Aventin vereinige."

Mit erhabener Stimme hatte der Redner die letzten Worte gesprochen; die Rührung war allgemein, und die Gallerien, die linke und rechte Seite, kurz Alles klatschte Beifall. Vergniaud verläßt die Rednerbühne und wird von einer Menge Glückwünschender umringt. Er war der Erste, der es wagte in der National-Versammlung von Entthronung zu reden, die zwar überall und von Jedermann öffentlich besprochen wurde, aber er hatte sie nur Bedingungsweise und in einer Form dargestellt, welche in Vergleich zu der damaligen Sprache der Leidenschaften noch immer für ehrfurchtvoll gelten konnte.

Dumas will antworten; unvorbereitet versucht er es nach Vergniaud und vor Zuhörer zu reden, welche noch ganz erfüllt waren von dem, was sie eben gebilligt hatten. Er bittet mehrmals um Stille und um eine Aufmerksamkeit, die nicht mehr für ihn dasein konnte. Vorzüglich bei den Vorwürfen hielt er sich auf, die der Redner der ausübenden Gewalt gemacht hatte. „Der Rückzug Luckner's liegt im Kriegsgeschick, das man nicht aus dem Hintergrunde der Cabinette leiten kann. Ohne Zweifel vertrauen Sie Luckner? — Ja! Ja! ruft man, und Kersaint verlangt, man solle in einem Decrete erklären, daß Luckner sich das Vertrauen der Nation erhalten habe. Dis Decret fand Annahme und Dumas fuhr fort. Mit Recht sagte er, daß man, wenn man zu diesem Generale einmal Vertrauen hege, seinem Rückzuge auch keine strafbare oder verdächtige Absicht unterlegen dürfe; daß rücksichtlich der Unzulänglichkeit der Streitkräfte worüber man sich beschwert, der Marschall selbst wisse, daß man zu diesem Unternehmen alle damals disponibeln Truppen zusammengezogen habe, daß überdis Alles schon durch das alte Gironde-Ministerium, als dem Urheber des Offensivkrieges, eingeleitet worden, und ein desfallsiger Mangel an hinlänglichen Streitkräften, demnach allein diesem Ministerium Schuld gegeben werden müsse; daß endlich die neuen Minister, unvermögend durch bloße Absendung von ein Paar Courieren Alles sogleich wieder gut zu

machen, dem Marschall unbedingte Vollmacht gegeben hätten, nach Ort und Umständen zu handeln.

Man hat das Lager von Zwanzig Tausend Mann verweigert, allein erstlich sind die Minister für das Veto nicht verantwortlich, und sodann war der von ihnen dagegen in Vorschlag gebrachte Plan besser als der der National-Versammlung, weil er die Rekrutirung nicht störte. Man hat auch das Decret gegen die Priester zurückgewiesen, allein man bedarf keiner neuen Gesetze zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe; man braucht nur Ruhe, Sicherheit und Achtung gegen die persönliche so wie gegen die Gewissensfreiheit, denn überall wo diese Freiheiten geachtet wurden, haben die Priester sich der Ordnung gefügt." Dumas rechtfertigte endlich auch den König und Lafayette mit der Bemerkung: der Erstere habe den Krieg nicht gewollt, und der Letztere immer die Freiheit geliebt.

Das von dem Ausschusse der Zwölf in Vorschlag gebrachte Decret über die Art und Weise das Vaterland als in Gefahr befindlich zu erklären, wurde unter dem lebhaftesten Beifalle angenommen; allein diese Gefahrserklärung selbst verschob man einstweilen, weil man es noch nicht an der Zeit hielt, sie auszusprechen. Der König, ohne Zweifel über alle diese Reden in der Versammlung bestürzt, zeigte der Versammlung den nahen Ausbruch der Feindseligkeiten mit Preußen an, die er auf den Vertrag von Pillnitz, auf die den Rebellen gewordene Aufnahme, auf die Gewaltthätigkeiten, die man sich gegen die französischen Kaufleute erlaubt, so wie auf die Wegschickung des französischen bevollmächtigten Ministers und auf die Abreise des preußischen Gesandten von Paris, und endlich auf den Anmarsch von zwei und funfzig Tausend Preußen gründete. „Dis Alles beweis't, — hies es noch zuletzt in dieser Botschaft — eine Allianz zwischen Berlin und Wien." (Gelächter.) Nach den Vorschriften der Verfassung benachrichtige ich die gesetzgebende National-Versammlung hiervon." — Ja, rufen mehre Stimmen, jetzt da die Preußen in Coblenz sind! — die Botschaft wurde an den Ausschuß der Zwölf gewiesen.

Zu den fernern Berathungen über die Art und Weise der Gefahrserklärung übergehend beschloß man, daß diese Erklärung nur

als eine bloße Proclamation betrachtet werden und demzufolge der königlichen Sanction nicht unterliegen solle, was keineswegs richtig war, da sie allerdings gesetzgebende Bestimmungen in sich schloß; allein wenn man es auch noch nicht bestimmt erklärt hatte, so folgte man doch bereits dem erwähnten Gesetze des öffentlichen Wohls.

Mit jedem Tage nahm die Bitterkeit in den Berathungen mehr überhand, und Vergniaud's Wunsch, diejenigen, welche in Rom und auf dem Aventin waren, zu vereinigen, ging nicht in Erfüllung: die Furcht, welche man wechselseits einander einflößte verwandelte sich mehr und mehr in unversöhnlichen Haß.

Es befand sich damals in der National-Versammlung ein Deputirter mit Namen Lamourette, constitutioneller Bischof von Lyon, welcher in der Freiheit stets nur die Rückkehr zur ursprünglichen Bruderliebe sah, und daher über die Spaltungen seiner Mitdeputirten ebenso betrübt als bestürzt war. Er glaubte daß nicht wirklicher Haß, sondern nur ungerechtes Mißtrauen sie trenne. Am 7. Juli, als man eben die Berathung über die Gefahrserklärung fortsetzen wollte, verlangte er das Wort für eine Tagesmotion, wendete sich mit der edelsten Haltung und dem Tone der innigsten Ueberzeugung an die National-Versammlung, und stellte vor: wie man ihr täglich die schreckhaftesten Maßregeln zur Beseitigung der Gefahren des Vaterlandes vorschlage, wie er aber seinerseits an viel mildere und wirksamere Mittel glaube, da nur die Zwietracht der Volksvertreter der Grund von allen Uebeln sei, und sie vor Allem beseitigt werden müsse. „O! rief der würdige Geistliche, — wem es gelänge Sie zu versöhnen, der wäre der wahre Besieger von Oestreich und Coblenz. Täglich redet man Ihnen vor, daß auf dem Punkte bis zu welchen die Sachen gediehen eine solche Versöhnung unmöglich sei ..... Ich erbebe! ..... Es ist dis eine Beleidigung! Nur die Tugend und das Laster lassen sich nicht mit einander versöhnen. Männer von Ehre streiten mit Lebhaftigkeit, weil sie von ihren Meinungen fest überzeugt sind, allein sie vermögen sich nicht zu hassen! Meine Herren, das öffentliche Wohl ist in Ihren Händen, was zögern Sie, dasselbe in Ausführung zu bringen? ..... Was, was ist's denn, was die beiden Parteien der National-Versamm-

lung sich vorwerfen? Die Eine beschuldigte die Andere der Absicht, die Verfassung mit Hilfe des Auslandes abzuändern, und diese beschuldigt wiederum die Erstere, auf den Trümmern des Königthums die Republik gründen zu wollen. Nun wohlan, meine Herren! Schleudern Sie denselben Bannfluch sowohl gegen die Republik wie gegen das Zwei-Kammer-System, weihen Sie Beide durch einen letzten und unwiderruflichen Eid dem öffentlichen Hasse! Schwören wir, von Einem Streben, von Einem Gefühle beseelt zu sein; schwören wir uns ewige Bruderliebe! Möge der Feind erfahren, was wir wollen, was wir Alle wollen — und das Vaterland ist gerettet!" —

Kaum hatte der Redner diese letzten Worte gesprochen, als auch beide Seiten des Hauses, ergriffen von diesen großherzigen Gesinnungen sich erheben, um sich ihres gegenseitigen Hasses so schnell als möglich zu entledigen. Einmüthig weiht man jeden Versuch die Verfassung durch Einführung von zwei Kammern oder die Republik umzuändern, der allgemeinen Verwünschung, und stürzt von den entgegengesetzten Bänken einander in die Arme. Die Vertheidiger wie die Ankläger Lafayette's, des Veto, der Civilliste, der Unruhstifter und der Verräther halten sich einander umschlungen; alle Absonderung hört auf und selbst Pastoret und Condorcet, die sich erst den Tag vorher in den öffentlichen Blättern beschimpft hatten, liegen sich in den Armen. Es giebt keine rechte und linke Seite mehr, und alle Deputirten sitzen rings unter einander: Dûmas neben Vasire, Jaucourt bei Merlin und Ramond neben Chabot.

Alsbald beschließt man, die Provinzen, die Armee und den König von diesem glücklichen Ereignisse zu unterrichten: eine Deputation, an ihrer Spitze Lamourette, begibt sich auf das Schloß. Lamourette kehrt zurück und meldet die Ankunft des Königs, welcher, wie am 4. Februar 1790, der National-Versammlung seine Zufriedenheit zu erkennen gibt, und ihr erklärt, wie er beseelt von dem Wunsche in ihre Mitte zu eilen, mit der höchsten Ungeduld ihrer Deputation entgegengesehen habe.

Bei diesen Worten steigt der Enthusiasmus aufs Höchste und nach dem einmüthigen Rufe zu urtheilen, war das Vater-

land wirklich schon gerettet. Waren denn etwa der König und die acht hundert Deputirte nur Heuchler, welche urplötzlich den Plan sich zu täuschen faßten und einander zum Scheine alle Beleidigungen verziehen, nur um sich später mit desto größerer Sicherheit verrathen zu können? Gewiß nicht! Ein solcher Plan bildet sich bei so Vielen nicht auf einmal und ohne alle Vorbereitung, sondern der Haß ist eine drückende Bürde, die es so süß ist abzuwerfen! Und überdis, welche Partei möchte, im Angesicht drohender Ereignisse und bei der Ungewißheit des Sieges, nicht gern den gegenwärtigen Stand der Dinge erhalten, wenn er nur hinreichend gesichert ist? Dieser Vorfall wie so viele andere beweisen, daß Mißtrauen und Furcht allein jenen wilden Haß erzeugten, daß ein Augenblick von Vertrauen hinreichte, ihn zu zerstreuen, und daß die sogenannte republikanische Partei an die Republik nicht aus festen vorgefaßten Grundsätzen, sondern nur aus Verzweiflung dachte. Warum aber schrieb der König nicht sogleich bei seiner Zurückkunft in das Schloß, an Preußen und Oestreich? Warum verband er mit solchen geheimen Maßregeln nicht auch eine öffentliche, die von einer großherzigen Gesinnung Zeugniß geben konnte? Warum sagte er nicht wie sein Ahnherr Ludwig XIV. bei Annäherung des Feindes: „Wir wollen Alle gegen ihn ziehn!"

Denselben Abend noch theilte man der National-Versammlung das Ergebniß der von der Departementsverwaltung gegen Pétion und Manuel eingeleiteten Untersuchung mit: dieses Ergebniß war die einstweilige Amtsentsetzung dieser beiden Magistratspersonen. Nach dem, was man hierüber später aus Pétion's Munde selbst erfahren, ist es wahrscheinlich, daß er die Bewegung vom 20. Juni hätte verhindern können, da er später andere gar wohl zu verhindern wußte. Die Ueberzeugung hiervon hatte man damals noch nicht, allein man muthmaßte doch schon stark seine Nachgiebigkeit gegen die Unruhstifter und beschuldigte ihn überdis noch mehrerer Uebertretungen des Gesetzes, wie zum Beispiel jener allzugroßen Lässigkeit in seinen Mittheilungen an die verschiedenen Behörden und seiner Nachgiebigkeit gegen den Gemeinderath, als derselbe der Entscheidung der Departementverwaltung zuwider beschloß, daß die Bittsteller in die Reihen

der Nationalgarde aufgenommen werden sollten. Die von der Departementsverwaltung ausgesprochene Entsetzung war daher gesetzmäßig und muthvoll, verrieth aber wenig Politik. Oder war es nicht nach der, erst am Morgen erfolgten Versöhnung die größte Unklugheit, denselben Abend noch die beiden populärsten Magistratspersonen ihrer Würde zu entsetzen? In der That überließ der König der National-Versammlung die Entscheidung, allein diese verhehlte ihr Mißvergnügen nicht und sandte ihm dieselbe wieder zurück, damit er sich selbst erkläre. Alsbald erhoben die Gallerien wieder das gewohnte Geschrei; eine Menge von Bittschriften verlangten: Pétion oder den Tod, und der Deputirte Grangeneuve, welcher beschimpft worden war, verlangte eine Untersuchung gegen den Urheber dieser Beschimpfung. So war die ganze Versöhnung schon wieder vergessen. Brissot, an dem die Reihe war, über die Frage wegen der öffentlichen Gefahr zu sprechen, verlangte Zeit, um wegen der unter der Zeit erfolgten Versöhnung mehre Ausdrücke in seiner Rede abzuändern; demohngeachtet konnte er sich nicht enthalten, alle Fälle von Vernachlässigung und Langsamkeit, welche man dem Hofe Schuld gab, nochmals in Erinnerung zu bringen, und trotz der vorgegebenen Versöhnung verlangte er am Schlusse seiner Rede, daß man die Entthronung förmlich berathe, die Minister wegen ihrer zu späten Mittheilung der Feindseligkeiten von Seiten Preußens in Anklagestand versetze, eine geheime Commission von sieben Mitgliedern zur Wahrung des öffentlichen Wohles niedersetze, die Güter der Ausgewanderten verkaufe, die Organisation der Nationalgarden beschleunige, und endlich ohne Aufschub das Vaterland in Gefahr erkläre.

Zu gleicher Zeit erfuhr man die Verschwörung Dussaillant's, eines vormaligen Adligen, der an der Spitze einiger Aufrührer sich des Fort's von Bannes in dem Departement der Ardèche bemächtigt hatte, und von da aus die ganze umliegende Gegend bedrohte. Auch setzte das Ministerium, der National-Versammlung die verschiedenen Gesinnungen der auswärtigen Mächte auseinander. Oestreich hatte Preußen zum Feldzuge gegen Frankreich vermocht, allein die Kriegsschüler Friedrich des Großen murrten über dieses unkluge Bünd-

niß. Die Churfürsten waren alle Frankreich's offne oder heimliche Feinde. Rußland hatte sich zuerst gegen die Revolution erklärt; es war dem Pillnitzer Tractate beigetreten, hatte Gustav's Planen geschmeichelt und die Ausgewanderten unterstützt; Alles dieses, um Preußen und Oestreich zu hintergehen und ihr Augenmerk auf Frankreich zu lenken, damit es selbst desto ungestörter gegen Polen handeln könne. In diesem Augenblicke unterhandelte es mit den Herren von Nassau und Esterhazy, den Führern der Ausgewanderten, überließ ihnen jedoch trotz aller seiner glänzenden Versprechungen nur eine Fregatte, um ihrer lästigen Gegenwart in Petersburg überhoben zu sein. Schweden war seit Gustav's Tode völlig unthätig geblieben und ließ die französischen Schiffe in seinen Häfen zu. Dänemark versprach strenge Neutralität; mit dem Hofe von Turin war man gleichsam schon im Kriege begriffen; der Papst bereitete seine Bannblitze vor; Venedig war neutral, schien aber Triest mit seiner Flotte decken zu wollen. Spanien schien, ohne geradezu der Coalition beizutreten, doch nicht eben sonderlich geneigt, den Familienvertrag in Ausführung zu bringen und die ihm früher von Frankreich geleistete Hilfe demselben vergelten zu wollen. England verpflichtete sich zur Neutralität und gab neue Versicherungen hierüber. Die Vereinigten Staaten hätten Frankreich gern mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt; allein sie vermochten wegen ihrer Entfernung und ihrer schwachen Bevölkerung so viel als nichts.

Auf diese Schilderung hin wollte die National-Versammlung alsbald das Vaterland in Gefahr erklären; indeß überwies man diese Erklärung erst nochmals an alle deshalb vereinigten Comités zu anderweitigem Bericht. Am 11. Juli endlich nach Anhörung dieser Berichte, sprach der Präsident unter Todesstille die feierlichen Worte: Bürger! Das Vaterland ist in Gefahr!

Von diesem Augenblicke an erklärte sich die National-Versammlung in Permanenz; Kanonenschüsse verkündeten von Zeit zu Zeit, daß die entscheidende Stunde gekommen sei; alle Munizipalitäten, so wie alle Districts- und Departementsverwaltungen hielten ununterbrochene Sitzungen; alle Nationalgarden

hielten sich marschfertig. Mitten auf den öffentlichen Plätzen wurden Gerüste aufgerichtet, wo die Munizipalofficiere auf einer auf Trommeln ruhenden Tafel die Namen derjenigen einzeichneten, welche sich freiwillig zum Kriegsdienste meldeten; solcher Anmeldungen kamen täglich auf funfzehn Tausend vor.

So hatte die Versöhnung vom 7. Juli und der darauf folgende Eid auf keine Weise das Mißtrauen beseitigt; unaufhörlich war man bedacht sich gegen die Plane des Hofes zu verwahren und der Gedanke, den König zu entthronen, oder ihn selbst zur Abdankung zu zwingen, erschien allen Gemüthern als das einzig mögliche Mittel den, Frankreich drohenden Uebeln vorzubeugen. Vergniaud hatte diese Idee nur angedeutet und auch dis nur unter gewissen Voraussetzungen; Andere dagegen, namentlich der Deputirte Torné, wollten die Voraussetzungen Vergniaud's als einen bestimmten Antrag betrachtet wissen, und Petitionen aus allen Theilen des Reichs unterstützten diese äußerste Maßregel der patriotischen Deputirten noch mit der Macht der öffentlichen Meinung.

Wie bereits erwähnt, hatte die Stadt Marseille eine drohende Petition eingereicht, welche am 19. Juni in der National-Versammlung verlesen worden war; in dem Augenblicke aber, wo das Vaterland in Gefahr erklärt wurde, erschienen deren noch mehrere. Die eine schlug vor, Lafayette in Anklagestand zu versetzen, das Veto in bestimmten Fällen aufzuheben, die Civilliste zu ermäßigen, und Manuel und Pétion in ihre Aemter wieder einzusetzen. Eine andere verlangte die Aufhebung des Veto und die Oeffentlichkeit der Sitzungen des Ministerraths. Allein die Stadt Marseille, welche zuerst das Beispiel dieser Kühnheit gegeben hatte, trieb dieselbe auf das Höchste, und forderte in einer neuen Adresse die National-Versammlung auf, die königliche Würde der regierenden Linie zu nehmen, und dafür ein Wahlkönigthum ohne Veto, also so viel wie eine bloße ausübende Magistratur in Republiken, einzuführen. Dem Staunen über diesen kühnen Vorschlag folgte bald der Beifallruf der Gallerien und der Vorschlag eines Deputirten, denselben dem Drucke zu übergeben; indeß wurde diese Adresse noch erst an die Commission der Zwölf gewiesen,

um das Gesetz dabei in Anwendung zu bringen, welches jeden Wunsch die Constitution zu ändern für ehrlos erklärte.

Schrecken herrschte bei Hofe wie unter der Volkspartei, welche sich trotz dieser kühnen Petitionen noch immer nicht für hinlänglich sicher halten konnte. Der König glaubte, man wolle ihn umbringen und sah in dem 20. Juni nur einem vereitelten Mordanschlag; allein sicherlich war er hierin im Irrthume, denn nichts wäre leichter als die Ausführung dieses Verbrechens gewesen, hätte man dasselbe wirklich im Sinne gehabt. Aus Furcht vor Vergiftung speis'te er und seine Familie bei einer Vertrauten der Königin, wo sie andere Gerichte als die in der Hofküche zubereiteten, genossen. *) Als der Föderationstag sich näherte, ließ die Königin für ihren Gemahl eine starkgefütterte Brustbedeckung verfertigen, welche im Stande war einen ersten Dolchstoß abzuhalten. Indeß, da ein Tag nach dem andern verging, ohne daß trotz der wachsenden Keckheit des Volkes ein Mordversuch statt gehabt hätte, so lernte auch der König seine Gefahr ihrem wahren Wesen nach erkennen; er sah bereits, daß er keinen Dolchstich, sondern eher eine förmliche Verurtheilung zu befürchten habe, und das Schicksal Karl I. beschäftigte unablässig seine kranke Einbildungskraft.

Obgleich vom Hofe schmachvoll zurückgewiesen, war doch Lafayette nichts desto weniger zur Rettung des Königs entschlossen; er ließ ihm deshalb einen sehr kühn erdachten Plan zur Flucht vorlegen. Zuerst versicherte er sich Luckner's und wußte dem alten langsamen Marschall das Versprechen abzugewinnen mit ihm auf Paris zu marschiren. Darum wollte Lafayette, der König solle ihn und Luckner unter dem Vorwande zu sich berufen, um dem Föderationsfeste beizuwohnen. Die Gegenwart zweier Generale, glaubte er, werde dem Volke Ehrerbietung einflößen und allen den Gefahren vorbeugen, die man für dieses Fest fürchtete. Den Tag nach dieser Ceremonie sollte Ludwig XVI. öffentlich Paris verlassen und sich unter dem Vorwande nach Compiègne begeben, vor den Augen Europa's seine Freiheit beurkunden zu wollen. Im

*) Man sehe Note 42. am Ende des Bandes.

Fall diese Reise Widerstand fände, verlange er nur funfzig dem Könige ergebene Reiter, um ihn sicher aus Paris zu führen. Von Compiègne aus sollten ihn eigens dazu aufgestellte Schwadronen in die Mitte des französischen Heeres geleiten, wo man es seiner Rechtlichkeit überlassen wolle, die neue Constitution aufrecht zu erhalten. In dem Falle endlich, daß Alles dieses mißlänge, sei er entschlossen mit seinen sämmtlichen Truppen auf Paris zu marschiren. *) Sei es nun aber, daß dieser Plan zu viel Muth von Seiten Ludwig XVI. erheischte, oder daß die Abneigung der Königin gegen Lafayette ihn hinderte dessen Hilfserbieten anzunehmen, — der König wies ihn abermals mit einer kalten und dem von ihn bewiesenen Eifer wenig entsprechenden Antwort zurück. „Der beste Rath, sagte er unter Anderm darin, welchen er dem Herrn von Lafayette geben könne, sei der, den Unruhstiftern immer als Schreckbild zu dienen und als General seine Pflicht zu thun.“ **) Der Tag der Föderation näherte sich und das Volk wie die National-Versammlung wollten nicht, daß Pétion bei diesem Feste fehle. Schon hatte es der König versucht, die Last, den Departementsbeschluß zu bestätigen oder zu verwerfen, der National-Versammlung zuzuschieben, allein diese hatte, wie bereits erzählt, ihm die Nothwendigkeit auferlegt, sich selbst zu erklären und drängte ihn unaufhörlich seine Entscheidung zu veröffentlichen, damit diese Frage vor dem 14. erledigt werden könne. Am 12. bestätigte der König die Entsetzung; diese Nachricht vermehrte das Mißvergnügen. Die National-Versammlung beeilte sich ihrerseits einen Beschluß zu fassen, und man kann leicht denken welchen: den Tag darauf, am 13. setzte sie Pétion wieder ein, und nur aus einem Reste von Mäßigung vertagte sie ihre Beschlußnahme in Bezug auf Manuel, den man am 20. mitten unter dem Tumulte in seiner Schärpe hatte umhergehen sehen, ohne irgend einen Gebrauch von der ihm anvertrauten Gewalt zu machen.

*) Siehe Note 43. am Ende des Bandes.

**) Siehe Note 44. am Ende des Bandes.

Endlich erschien der 14. Juli 1792; wie sehr aber hatten sich die Zeiten seit dem 14. Juli 1790 geändert! Da war nicht mehr jener prächtige von drei hundert Priestern bediente Altar; nicht mehr das weite, von sechszig Tausend reich gekleideten und regelmäßig organisirten Nationalgardisten bedeckte Feld; nicht mehr das große Amphiteater mit jener freudetrunkenen Volksmenge, noch endlich jener Balkon, auf welchem die Minister, die königliche Familie und die National-Versammlung dem ersten Föderationsfeste beigewohnt hatten! Alles hatte sich gewaltig geändert: man haßte sich wie nach jeder heuchlerischen Versöhnung, und alle Anzeichen deuteten auf Krieg. Drei und achtzig Zelte stellten die drei und achtzig Departements vor, und neben jedem erhob sich eine Pappel, von deren Wipfel dreifarbige Fahnen flaggten. Ein großes Zelt war für den König und die National-Versammlung, ein anderes für die Verwaltungsbehörden von Paris bestimmt, so daß sich also ganz Frankreich wie in einem Feldlager gegen den Feind zu befinden schien. Der Altar des Vaterlandes bestand nur aus einer abgebrochenen Säule, welche auf jenen Stufen stand, die noch von der ersten Feierlichkeit her auf dem Marsfelde zurückgeblieben waren. Auf der einen Seite desselben sah man ein Denkmal für die, welche den Heldentod an der Grenze schon gefunden hatten oder noch finden wollten, auf der andern einen ungeheuern Baum, der Baum des Feudalismus genannt, welcher sich mitten aus einem großen Holzstoße erhob, und auf seinen Zweigen Kronen, blaue Ordensbänder, Tiaren, Cardinalshüte, die Schlüssel des heiligen Petrus, Hermelinmäntel, Doctorhüte, Prozeßacten, Adelsdiplome, Wappenschilder, Wappen u. s. w. trug. Der König sollte ersucht werden, ihn in Brand zu stecken.

Für die Eidesleistung war die Mittagstunde bestimmt. Der König hatte sich in die Zimmer der Militairschule begeben, um daselbst den Nationalaufzug zu erwarten, welcher so eben den Grundstein zu einer Säule gelegt hatte, die auf den Trümmern der alten Bastille errichten werden sollte. Der König zeigte eine ruhige und würdige Haltung, die Königin bemühete sich, ihren allzu sichtbaren Schmerz zu verbergen; seine Schwester und die königl. Kinder umringten ihn. In den königlichen Zimmern war

Alles in Rührung aufgelöst; Thränen benetzten das Auge mehr als eines Anwesenden; endlich nahte der Zug. Bis dahin war das Marsfeld ziemlich leer gewesen; auf einmal strömte die Menge herzu. Vor dem Balkone, worauf der König stand, zogen bunt durch einander Weiber, Kinder und trunkene Männer mit dem Rufe vorbei: Es lebe Pétion! Pétion oder der Tod! Eben diese Worte standen auch auf ihren Hüten; dann kamen die Föderirten Arm in Arm mit einem Modelle der Bastille und einer Druckerpresse, die man von Zeit zu Zeit anhielt, um darauf patriotische Gesänge zur Vertheilung zu drucken. Hierauf folgten die Legionen der Nationalgarde und die Linienregimenter, welche nur mit Mühe mitten unter dieser wogenden Menge sich in Reih' und Glied erhalten konnten; den Schluß machten die Behörden und die National-Versammlung. Der König begab sich nun hinab und der ganze Zug bewegte sich mit ihm, inmitten eines geschlossenen Vierecks nach dem Altare des Vaterlandes. Das Gedränge mitten auf dem Marsfelde war ungeheuer; nur langsam konnte man vorwärtsschreiten und nur nach vielen Anstrengungen von Seiten des Militairs gelangte der König zu den Stufen des Altar's. Die Königin beobachtete von dem Balkon aus, den sie nicht verlassen hatte, diese Scene mit einem Fernglase; da schien es plötzlich als wenn sich die Verwirrung um den Altar auf einen Augenblick noch vermehre und der König wiederum eine Stufe herabsteigen müsse; bei diesen Anblick stieß die Königin einen durchdringenden Schrei aus, der Alles um sie her erschreckte. Indes verging die feierliche Handlung ohne weitern Unfall. Nach der Eidesleistung eilte Alles zum Feudalbaume; man wollte den König mit dahin drängen, damit er denselben in Brand stecke, allein er wies diese Zumuthung geschickt mit den Worten ab: es gäbe keine Feudalrechte mehr, und trat den Rückweg zur Militairschule an. Die Truppen, erfreut, ihn glücklich gedeckt zu haben, riefen wiederholt: Es lebe der König! und die Menge, welche sich ihrem Grundtriebe zu Folge stets willig dem Mitgefühle überläßt, stimmte in diesen Ruf mit ein und war jetzt eben so geneigt, den König zu feiern, als sie es noch vor wenig Augenblicken gewesen war ihn zu

beschimpfen. Der unglückliche Ludwig XVI. schien noch einige Stunden lang geliebt zu sein. Das Volk und er selbst glaubten es einen Augenblick; allein man überließ sich schon nicht mehr so willig den Täuschungen und fing an heller zu sehen. Der König kehrte in den Pallast zurück, schon zufrieden, daß er glücklich den bei dieser Gelegenheit gefürchteten Gefahren entronnen war, aber im höchsten Grade besorgt über diejenigen, die er im Hintergrunde sich aufthürmen sah.

Die Nachrichten, welche täglich von der Grenze eintrafen, vermehrten noch den Lärmen und die Aufregung. Die Gefahrserklärung hatte ganz Frankreich in Bewegung gesetzt und die Abreise einer großen Menge von Föderirten veranlaßt. Am Tage der Föderation selbst waren deren nur zwei Tausende in Paris; allein sie kamen bald in großen Massen an und ihre Aufführung rechtfertigte vollkommen, sowohl die Furcht als auch die Hoffnung, die man von ihrer Gegenwart in der Hauptstadt gehegt hatte. Da sie sämmtlich Freiwillige waren, so bildeten sie die überspannteste Partei in den Clubs von Frankreich. Die National-Versammlung bewilligte ihnen dreißig Sous für den Tag und räumte ihnen ausschließlich die Gallerien ein; bald aber schrieben sie derselben durch ihr Geschrei und ihr Beifallklatschen selbst Gesetze vor. Im Bündniß mit den Jacobinern und einen eignen Club bildend, der in wenig Tagen alle Andern an Heftigkeit übertraf, waren sie bereit sich bei dem ersten Zeichen zu erheben, und erklärten dis auch der National-Versammlung selbst in einer Adresse. Sie würden, sagten sie darin, nicht eher abgehen, als bis alle Feinde im Innern vernichtet seien. So gelangte der Plan, in Paris eine Insurrectionsmacht zu vereinigen, trotz des Widerstandes des Hofes, zur vollendetsten Ausführung.

Mit dieser Maßregel verband man noch manche andere. Die alten Soldaten der Französischen Garde waren unter die verschiedenen Regimenter vertheilt worden; die National-Versammlung aber beschloß, sie zu einem Gensd'armeriecorps zu vereinigen, denn da sie die Revolution begonnen hatten, konnten ihre Gesinnungen nicht zweifelhaft sein. Vergebens stellte man dagegen vor, daß diese Soldaten fast sämmtlich Unteroffizire in der

Armée seien und zum größten Theile deren Stärke ausmachten: die National-Versammlung hörte auf nichts, denn sie fürchtete mehr den innern als den äußern Feind. Nachdem man sich aber so die eignen Streitkräfte gebildet hatte, wußte man auch dem Hofe die seinigen zu entziehen: zu diesem Zwecke befahl die National-Versammlung die Entfernung aller Linienregimenter. Dis Alles lag indeß noch innerhalb der Grenzen der Constitution; allein sie begnügte sich nicht damit sie zu entfernen, sondern beorderte sie auch an die Grenze und hierdurch maßte sie sich die Rechte des Königs an.

Diese Maßregel galt vornämlich den Schweizern, deren Treue nicht zu bezweifeln war. Um diesem Schlage vorzubeugen wandte sich das Ministerium an Affry, deren Commandanten, welcher sich auf seine Capitulation berufen mußte, die ihm nicht erlaubte Paris zu verlassen. Es schien auch als beachte man seine Gründe, doch befahl man provisorisch den Abzug von zwei Schweizer-Bataillonen.

Der König besaß allerdings sein Veto um sich diesen Maßregeln zu widersetzen, allein er hatte allen Einfluß verloren und konnte sich seiner Vorrechte nicht mehr bedienen. Die National-Versammlung selbst konnte nicht immer den Vorschlägen gewisser Mitglieder widerstehn, welche von dem ermunternden Zurufe der Gallerien beharrlich unterstützt wurden. Sie unterließ jedoch niemals wo es thunlich war die gemäßigte Partei zu ergreifen und, während sie auf der einen Seite den aufrührerischsten Maßregeln ihre Zustimmung ertheilte, sah man sie oft auf der Andern die gemäßigtsten Petitionen billigend aufnehmen.

Diese Maßregeln, die verschiedenen Petitionen, die Sprache, welche sich in allen Cirkeln hören ließ, — Alles verkündete eine nahe Revolution. Die Girondisten sahen sie voraus und wünschten sie, allein sie waren nicht klar über die anzuwendenden Mittel und fürchteten überdis den Ausgang. Darum beklagten sich ihre Anhänger über ihre Unthätigkeit und beschuldigten sie der Gemächlichkeit und Untüchtigkeit. Alle Häupter der Clubs und Gesellschaften, von dieser erfolglosen Beredtsamkeit ermüdet, verlangten mit großem Geschrei eine allgemeine thätige

Oberleitung, damit die Aufregungen des Volkes nicht länger fruchtlos blieben. Die Jacobiner hatten einen eignen Saal für ihre Correspondenz, und in demselben hatte man einen Centralausschuß der Föderirten zur allseitigen Verständigung niedergesetzt. Damit die Beschlüsse desselben energischer ausfallen und mehr geheim gehalten werden könnten, beschränkte man ihn auf fünf Mitglieder, welche nun den Namen des Insurrectionsausschusses erhielten. Diese Fünf waren der Generalvicar Vaugeois, Debessé von der Drôme, Guillaume, Professor in Caën, Simon, Journalist aus Straßburg und Galissot aus Langres. Bald fügte man ihnen noch bei: Carra, Gorsas, Fournier den Amerikaner, Westermann, Kienlin aus Straßburg, Santerre, Alexandre, Commandant der Vorstadt Saint-Marceau, einen Polen Namens Lazowski, Capitain der Kanoniere in dem Bataillone derselben Vorstadt; ein ehemaliges Mitglied der constituirenden National-Versammlung, Antoine aus Metz und zwei Wähler, Lagroy und Garin. Hierzu kamen noch Manuel, Camille Desmoulins und Danton, welche bald den größten Einfluß darin erlangten. *) Noch verständigte man sich mit Barbaroux, welcher die Mitwirkung seiner Marseiller verhieß, deren Ankunft mit Ungeduld erwartet wurde. Man unterhandelte herauf mit dem Maire Pétion und erhielt von ihm das Versprechen den Aufstand nicht hindern zu wollen; dagegen verpflichtete man sich seine Wohnung zu umstellen und ihn selbst darin fest zu halten, um ihn so, im Fall das Unternehmen mißglücke, durch einen Schein von Zwang über seine Unthätigkeit zu rechtfertigen. Die endliche Beschlußnahme war, sich bewaffnet auf das Schloß zu begeben und den König abzusetzen. Zuvor aber mußte man das Volk in Bewegung bringen, wozu es nothwendig einer außerordentlichen Veranlassung bedurfte. Eine solche nun herbeizuführen unterhandelte man mit den Jacobinern. Der Deputirte Chabot sprach sich mit aller Gluth seines Charakters über die Nothwendigkeit eines großen Entschlusses aus und fand es der Sache den Ausschlag zu geben, höchst

*) Man sehe Note 45. am Ende des Bandes.

wünschenswerth, daß der Hof irgend einem Deputirten nach dem Leben trachte. Dis hörte der Abgeordnete Grangeneuve, ein Mann von mittelmäßigen Geisteskräften, aber von entschiedenem Character. Dieser nahm Chabot bei Seite: „Sie haben Recht, sagte er zu ihm, ein Deputirter muß gewaltsam sterben, aber der Hof ist zu klug, um uns eine so schöne Gelegenheit darzubieten. Wir müssen diesem Mangel abhelfen, ich selbst will mich so schnell als möglich selbst in den Umgebungen des Schlosses tödten. Bewahren Sie das Geheimniß und bereiten Sie alles Nöthige vor.“ — Chabot, von gleicher Begeisterung ergriffen, erbot sich sein Schicksal zu theilen und Grangeneuve nahm diesen Vorschlag mit der Bemerkung an, zwei Todte würden mehr Aufsehen als einer erregen. Sie kamen über den Tag, die Stunde und die Mittel überein, sich nicht etwa, wie sie ausdrücklich bestimmten, blos zu verstümmeln, sondern wirklich zu tödten und gingen mit dem Entschlusse aus einander, sich für die öffentliche Sache aufzuopfern. Grangeneuve, entschlossen Wort zu halten, bringt seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung und begiebt sich um halb Eilf Uhr auf den verabredeten Platz. Chabot ist noch nicht da; er erwartet ihn. Da Chabot noch immer nicht kommt, so bildet er sich ein, jener habe seinen Entschluß geändert, hofft aber doch, daß man mindest ihn selbst umbringen werde. In der Erwartung, daß ihn der tödtliche Streich treffen werde, geht er mehrmals auf und ab; endlich muß er, ohne sich für eine Verläumdung opfern zu können unverletzt und wohlbehalten nach Hause gehn. —

Mit Ungeduld, aber vergebens wartete man fortwährend auf eine günstige Gelegenheit und warf sich gegenseitig Mangel an Muth, Gewandheit und Einigkeit vor. Die Gironde-Deputirten, der Maire Pétion und überhaupt alle Männer in öffentlicher Stellung, welche auf der Rednerbühne oder ihrer amtlichen Stellung nach, die Sprache des Gesetzes zu reden verpflichtet waren, zogen sich immer mehr zurück nnd mißbilligten auf das Bestimmteste diese unaufhörlichen Aufreizungen, welche, ohne ein Resultat herbeizuführen, doch sie persönlich blosstellten. Sie beschuldigten die untergeordneten Bewegungsmänner mit Recht, ihre Kräfte in vereinzelten

und unnützen Aufständen zu zersplittern, welche ohne ein entscheidendes Ereigniß doch das Volk preis gaben. Diese dagegen, welche in ihren Kreisen thaten was sie konnten, warfen den Deputirten und dem Maire Pétion vor, daß sie mit ihren öffentlichen Reden die Energie des Volkes lähmten. So tadelten die Deputirten die Masse, weil sie nicht organisirt sei; diese dagegen maß ihnen die Schuld hiervon bei. Vor Allem fühlte man das Bedürfniß eines Anführers. Wir brauchen einen Mann! war das allgemeine Geschrei; aber welchen? Unter den Deputirten fand sich Keiner; sie waren alle mehr Redner als thatkräftige Verschwörer, und überdis entfernte sie Erziehung und Lebensweise allzusehr von der Menge, auf welche vor Allem gewirkt werden mußte. Dasselbe war auch mit Roland, Servan und allen diesen Männern der Fall, die jedenfalls hinreichenden Muth besaßen, aber ihrem Range nach allzuhoch über dem Volke standen. Am leichtesten hätte Pétion in Folge seiner Stellung sich mit dem Volke verständigen können, aber er war zu kalt und unempfindlich, und eher fähig sein Leben zu lassen, als selbstthätig zu handeln. Da er sein System, die kleinen Bewegungen zum Vortheil eines entscheidenden Aufstandes zurückzuhalten, mit äußerster Strenge verfolgte und ohne Unterlaß sich den täglichen Unruhen widersetzte, so fiel er gänzlich in der Gunst der Bewegungsmänner, welche er nur auf Augenblicke zurückhielt, ohne sie zu beherrschen. Man bedurfte eines Oberhauptes, das, im Besitz der Gabe, Andere mit sich fortzureissen, aus der Masse auch nicht herausgetreten und darum noch nicht allen Einfluß auf dieselbe verloren hatte.

Ein weiteres Feld der Thätigkeit hatte sich in den Clubs, den Sectionen und den revolutionairen Journalen eröffnet. Viele hatten sich zwar schon bemerklich gemacht, aber noch Keiner sich ein entschiedenes Uebergewicht verschafft. Zwar zeichnete sich Camille Desmoulins durch sein Feuer, seinen Cynismus, seine Kühnheit und durch die Gewandtheit aus, mit welcher er Alle, die in das Rad der Revolution hemmend eingreifen wollten, zu bekämpfen wußte, auch war er den untersten Klassen bekannt; aber er besaß weder die eiserne Lunge eines Volks-

redners noch die Thätigkeit und gewinnende Gewalt eines Parteihauptes.

Ein andrer Journalist war zu einer furchtbaren Berühmtheit gelangt: Marat, der, bekannt unter dem Namen des Volksfreundes, durch seine Aufforderungen zum Morde, für Alle die sich noch einige Mäßigung bewahrt hatten, ein Gegenstand des Abscheus geworden war. Geboren zu Neufchatel hatte er sich dem Studium der Physik und Medicin gewidmet, mit Kühnheit die geprüftesten Systeme angegriffen, und dabei eine fast krampfhafte Geistesthätigkeit an den Tag gelegt. Beim Ausbruche der Revolution war er Stallarzt des Grafen von Artois. Ohne Zaudern stürzte er sich in jene neue Laufbahn und machte sich bald in seiner Section bemerklich. Er war von mittelmäßiger Größe, hatte einen großen Kopf und ausdrucksvolle Züge; gelbliche Gesichtsfarbe, glühende Augen und trug sich sehr nachlässig. Denjenigen, die ihn nur mit den Augen sahen, würde er bloß lächerlich oder häßlich vorgekommen sein, aber da hörte man plötzlich diese seltsame Mißgestalt eben so wunderliche als grausende Ansichten mit unverschämter Vertraulichkeit rauh hervorstoßen: „Man müsse, sagte er, einige Tausend Köpfe abschlagen und alle die Aristokraten, durch welche die Freiheit unmöglich werde, vernichten!“ Wo er erschien, zeigte sich Schrecken und Verachtung. Man stieß ihn, man trat ihm auf die Beine, man verspottete seine elende Figur, aber an wissenschaftliche Streitigkeiten und an die sonderbarsten Behauptungen gewöhnt, hatte er diejenigen verachten gelernt, die ihn verachteten und beklagte sie als unfähig ihn zu begreifen. Er trug in seiner Zeitung die gräßlichen Grundsätze zur Schau, die ihn erfüllten. Das Leben unter der Erde, das er um der Gerechtigkeit zu entgehen, führen mußte, steigerte seinen gereizten Zustand, und die Beweise des öffentlichen Abscheu's entflammten ihn noch mehr. Die verfeinerten Sitten der Zeit waren in seinen Augen nichts als Laster, welche der republikanischen Gleichheit widersprechen, und bei dem glühenden Hasse, der ihn gegen alle Hindernisse erfüllte, kannte er kein anderes Auskunftmittel als bodenlose Vernichtung.

*Marat.*

Seine langjährigen Studien und Beschäftigungen mit dem menschlichen Körper hatten ihn gegen den Anblick des Schmerzes abgehärtet, und sein brennender Verstand, durch keine Empfindsamkeit gefesselt, ging geradezu auf blutiger Bahn unaufhaltsam seinem Ziele entgegen. Selbst die Idee nur durch Zerstörung zu wirken, hatte sich nach und nach in seinem Kopfe zum festen Systeme ausgebildet. Er wollte einen Dictator, aber nicht um ihm die Wollust der Allmacht zu gewähren, sondern nur um ihm die fürchterliche Last aufzulegen, die Gesellschaft zu reinigen; dieser sollte, um immer in der Gewalt des Volkes zu sein, eine Kugel an den Beinen mit sich schleppen und nur die einzige Befugniß haben, die Opfer zu bezeichnen und die Todesstrafe, als die einzig zulässige, auszusprechen; denn Marat kannte nur diese Strafe, weil er überhaupt nicht gestraft, sondern nur den Widerstand vernichtet wissen wollte.

Da er überall Aristokraten zu sehen glaubte die sich gegen die Freiheit verschworen, so sammelte er von allen Seiten Thatsachen, wie seine Leidenschaft sie brauchte, und gab mit Wuth und einem aus dieser Wuth hervorgehenden Leichtsinn alle die Namen preis, die man ihm nannte und die oft gar nicht einmal existirten. Er denuncirte sie ohne persönlichen Haß, ohne Furcht und sogar ohne die Gefahr für sich selbst sorgen zu müssen; stand er doch so sehr außer aller menschlichen Verbindung, daß es eine Beziehung des Beschimpften zu dem Beschimpfenden für ihn und Seinesgleichen gar nicht gab.

Da er vor Kurzem mit Royon, dem Königsfreunde, vor Gericht geladen worden war, so hatte er bei einem elenden Winkeladvokaten einen Zufluchtsort gesucht und gefunden. Hier ließ er Barbaroux zu sich rufen, welcher ebenfalls dem Studium der Physik ergeben, früher Marat gekannt hatte. Da er ihm diese Bitte nicht abschlagen konnte, so begab er sich zu ihm, hielt ihn aber seinem Gespräche nach für verrückt; denn nach der Meinung dieses entsetzlichen Menschen waren die Franzosen nur armselige Revolutions-Pfuscher. „Gebt mir, sprach er, zwei hundert Neapolitaner, mit Dolchen bewaffnet, die in dem linken Arme statt des Schildes einen Muff tragen; ich will mit ihnen Frankreich durchziehn und die Revolution vollen-

den!" Er wollte, die National-Versammlung solle den Aristokraten, damit man sie sogleich erkennen möge, anbefehlen, ein rothes Band um den Arm zu tragen; fände man aber drei derselben bei einander, so solle es erlaubt sein, sie zu tödten. Unter Aristokraten aber verstand er die Royalisten, die Feuillants und die Girondisten; und als man zufällig gegen ihn von der Schwierigkeit sprach, dieselben zu erkennen, rief er: „Man kann sich hierin nicht täuschen; man muß über diejenigen herfallen, welche Wagen, Bedienten und seidne Kleider haben und aus dem Schauspielhause kommen; denn das sind sicher Aristokraten!"

Barbaroux wandte sich mit Abscheu von ihm ab. Marat, ganz besessen von seinem gräßlichen Systeme, kümmerte sich wenig um die Mittel zum Aufstande, und war überhaupt unfähig, denselben vorzubereiten. In seinen mordlustigen Träumen gefiel er sich besonders in der Idee sich nach Marseille zurückzuziehen, denn der republikanische Enthusiasmus dieser Stadt machte ihm Hoffnung, hier besser aufgenommen und verstanden zu werden. Jetzt faßte er diese Idee wieder von Neuem auf und ersuchte deshalb Barbaroux ihn mit einer Empfehlung von seiner Hand dahin zu senden; allein dieser mochte seiner Vaterstadt kein solches Geschenk machen, und überließ diesen Unsinnigen, dessen nachherige Vergötterung er noch nicht voraussehen konnte, seinem Schicksale.

Der systematische und blutdürstige Marat war demnach kein thätiges Oberhaupt, welches die zerstreuten und wildgährenden Massen hätte vereinigen können. Hierzu hätte eher Robespierre gepaßt, welcher sich unter den Jacobinern einen Hörerkreis gebildet hatte, der gewöhnlich thätiger als ein Kreis von Lesern ist; aber auch er besaß noch nicht alle dazu erforderlichen Eigenschaften. Früher ein mittelmäßiger Advocat in Arras, wurde er von dieser Stadt in die Generalstaaten abgeschickt. Hier vereinigte er sich mit Pétion und Buzot und unterstützte das, was diese mit Eifer und ruhiger Ueberzeugung vertheidigten, durch seine starre Bitterkeit. Anfangs fand man ihn wegen seines schwerfälligen Vortrags und seiner dürftigen Beredtsamkeit lächerlich; allein seine Halsstarrigkeit

vorzüglich zur Zeit der Revision der Verfassung, lenkte einigermaßen die Aufmerksamkeit auf ihn hin. Als sich nach der Scene auf dem Marsfelde das Gerücht verbreitete, daß denen, welche die Bittschrift der Jacobiner unterzeichnet hatten, der Proceß gemacht werden solle, boten ihm Buzot und Roland, welchen seine Angst und seine Jugend Interesse für ihn einflößten, eine Freistätte an. Bald aber faßte er wieder Muth, und steckte sich, nachdem die National-Versammlung aus einander gegangen war, hinter die Jacobiner, wo er in seinen dogmatischen und schwülstigen Reden fortfuhr. Als man ihn zum öffentlichen Ankläger erwählte, schlug er dieses neue Amt aus und strebte nur nach der zweifachen Ehre, für einen unbestechlichen Patrioten und einen großen Redner zu gelten.

Seine ersten Freunde, Pétion, Buzot, Brissot und Roland nahmen seine Besuche an und bemerkten mit Schmerz den unbefriedigten Stolz, der sich in seinen Blicken und in allen seinen Bewegungen beurkundete. Man interessirte sich für ihn, und bedauerte nur, daß er, so besorgt für das öffentliche Wohl, doch auch zugleich so sehr auf sich selbst bedacht war. Indeß war er zu unbedeutend, als daß man ihm seinen Stolz so sonderlich übel genommen hätte, und man verzieh ihm denselben wegen seiner Mittelmäßigkeit und seines Eifers. Es fiel auf, daß er in allen Sitzungen schwieg und nur höchst selten sein Urtheil abgab, den Tag darauf aber immer einer der Ersten war, welcher die Rednerbühne bestieg und die von Andern vernommenen Ideen anders aufwärmte. Man ließ ihm dis zwar merken, doch ohne ihm deshalb Vorwürfe zu machen; aber nun wurde ihm diese Versammlung ihm überlegener Männer, wie schon früher die Constituirende, verhaßt; er zog sich plötzlich in den Jacobinerclub zurück, wo er, wie wir bereits gesehen, mit Brissot und Louvet über die Kriegsfrage in Streit gerieth, und sie, weil sie anderer Meinung als er waren und dieselbe beredt vertheidigten, schlechte Bürger nannte. — Vielleicht hielt er sie auch dafür; denn, — ob er aus reiner Ueberzeugung diejenigen welche ihn verletzt hatten, auf der Stelle zu verdächtigen suchte, oder ob er sie wissentlich verläumdete? — das ist ein Geheimniß seiner Seele. Allein

bei seinem beschränkten und untergeordneten Geiste und seiner außerordentlichen Reizbarkeit, konnte er sehr leicht erbittert und schwer eines Bessern belehrt werden, und es läßt sich wohl annehmen, daß sein Haß aus Stolz später in ihm zum Haß aus Grundsatz wurde, dem zu Folge er alle seine Beleidiger für bösartig hielt. — Dem sei nun wie ihm wolle, in dem niedern Kreise, in welchen er sich zurückgezogen hatte erregte er Begeisterung durch seinen Dogmatismus und durch den allgemein verbreiteten Ruf seiner Unbestechlichkeit. So gründete er seine Popularität auf die blinden Leidenschaften mittelmäßiger Köpfe. Feurige Charactere und oft selbst helle Köpfe werden nicht selten von Strenge und kaltem Dogmatismus gewonnen; und in der That gab es Männer, welche Robespierre eine wahrhafte Energie und höhere Talente zuschrieben, als er wirklich besaß. So nannte ihn Camille Desmoulins seinen Aristides und fand in ihm einen wirklichen Redner.

Andere talentlose Köpfe, welche er durch seine patriotische Consequenz sich gänzlich unterworfen hatte, wiederholten unaufhörlich, daß er der Mann sei, welchen man an die Spitze der Revolution stellen müsse, die nur unter einem solchen Dictator einen glücklichen Fortgang haben könne. Er selbst erlaubte seinen Anhängern nur stillschweigend alle diese Vorschläge und erschien niemals in den Zusammenkünften der Verschworenen; er beklagte sich sogar, daß man ihn blos stelle, als Einer seiner Hausgenossen einigemale den Insurrectionsausschuß bei sich versammelt hatte. Er hielt sich demnach im Hintergrunde und ließ für sich seine Lobredner Panis, Sergent, Osselin und andere Mitglieder der Sectionen und der Munizipalräthe handeln.

Marat, welcher einen Dictator suchte, wollte sich überzeugen, ob Robespierre dazu passe. Marat's vernachlässigtes und cynisches Aeußere stach gewaltig gegen Robespierre ab, welcher sehr zurückhaltend war und viel auf sich selbst hielt. Zurückgezogen in ein zierliches Cabinet, wo sich sein Bildniß auf alle Art, gemalt, gravirt und gemeiselt vorfand, überließ er sich hier den angestrengtesten Arbeiten und las ohne Unterlaß Rousseau, um nach ihm seine

Reden zu bilden. Marat besuchte ihn und fand in ihm nur kleinlichen persönlichen Haß, aber keine große Ansicht, noch jene blutdürstige Kühnheit, welche er in seiner widernatürlichen Ueberzeugung nährte, mit einem Worte kein Genie; voll Verachtung verließ er diesen kleinlichen Menschen, erklärte ihn für unfähig den Staat zu retten und überzeugte sich immer mehr, daß Er nur allein das große sociale System erfaßt habe.

Robespierre's Anhänger umringten Barbaroux, und wollten ihn zu demselben führen, weil man, wie sie sagten, eines Mannes bedürfe und Robespierre das allein sein könne. Diese Sprache mißfiel Barbaroux, der zu stolz war um sich mit der Idee einer Dictatur zu befreunden und dessen glühende Einbildungskraft bereits von Roland's Tugend und den Talenten seiner Freunde gefesselt war; demohngeachtet ging er zu Robespierre. Zuerst kam das Gespräch auf Pétion, der mit seiner Popularität Robespierre in Schatten stellte, und der, wie man behauptete, unfähig sei der Revolution wesentliche Dienste zu leisten. Barbaroux vernahm mit Unwillen die Vorwürfe, welche man Pétion machte und vertheidigte mit Lebhaftigkeit einen Character, den er bewunderte. Robespierre sprach von der Revolution; er wiederholte nach seiner Gewohnheit, daß Er den Fortgang derselben beschleunigt habe, und schloß mit der allgewöhnlichen Phrase: man bedürfe eines Mannes. Barbaroux antwortete, er wolle weder einen Dictator noch einen König. Fréron behauptete, Brissot strebe darnach. So machte man sich gegenseitig Vorwürfe und verständigte sich nicht. Beim Abschiede wollte Panis den üblen Eindruck dieser Unterredung mildern, und erklärte Barbaroux, daß er die Sache falsch verstanden habe, daß es sich hier nur um eine Autorität für eine kurze Zeit handele und daß Robespierre der Einzige sei, welchem man dieselbe anvertrauen könne. Diese unbestimmten Vorschläge und diese kleinen Eifersüchteleien brachten fälschlicher Weise die Girondisten auf den Gedanken, Robespierre strebe nach der Herrschaft. Seine glühende Eifersucht nahm man für Ehrgeiz, — einer der Irrthümer, denen sich der unruhige Blick der Parteien immer schuldig macht. Robes-

pierre, höchstens geneigt das Verdienst zu hassen, besaß weder die Stärke noch das Genie des Ehrgeizes, und seine Anhänger erhoben für ihn Ansprüche, mit denen er selbst nie gewagt haben würde hervorzutreten.

Danton war mehr als jeder andere geeignet, dieses Oberhaupt zu sein, nach welchem Alle verlangten, damit in die revolutionairen Bewegungen Einklang komme. Er hatte sich früher als Sachwalter ohne Glück versucht. Arm und von Leidenschaften zerrissen, hatte er sich mit heißer Gluth und jedenfalls auch voll Hoffnung in den Strudel der politischen Kämpfe geworfen. Er war ohne Kenntnisse, besaß aber einen überwiegenden Verstand und eine mächtige Einbildungskraft. Seine athletischen Formen, seine eingedrückten und fast Afrikanischen Züge, seine donnernde Stimme und seine sonderbaren aber großartigen Bilder, fesselten den Hörerkreis in den Cordeliers und den Sectionen. Auf seinem Gesicht mahlte sich abwechselnd die Roheit der niedrigen Leidenschaft, wie Jovialität und selbst Wohlwollen ab. Er haßte und beneidete Niemand, aber seine Kühnheit war außerordentlich, und in gewissen Augenblicken der Aufregung war er fähig, das was der gräßliche Marat blos erdachte, in Ausführung zu bringen.

Eine Revolution, welche den unvorhergesehenen aber unvermeidlichen Erfolg gehabt hatte, daß sich die niedern Classen der Gesellschaft gegen die Höhern erhoben, mußte natürlich das Verlangen erwecken, neue Systeme zu schaffen und alle rohen Leidenschaften zu entfesseln. Robespierre war der Neidische, Marat der Systematiker, und Danton der leidenschaftliche Mann, welcher, stürmisch und beweglich, bald abwechselnd grausam oder edelherzig war. Konnten die ersten Beiden, der Eine von verzehrendem Neide, der Andere von trüben Systemen befangen, nur wenige jener Bedürfnisse haben, welche den Menschen der Bestechung zugänglich machen, so mußte dagegen der leidenschaftliche und genußsüchtige Danton nichts weniger als unbestechlich sein. Unter dem Vorwande, ihn für seine ehemalige Stelle als Advocat des Staatsraths zu entschädigen, ließ ihm der Hof ziemlich ansehnliche Summen zufließen; aber obwohl er ihn bezahlte, so gelang es ihm doch nicht ihn zu

*Danton.*

gewinnen. Er fuhr nichts desto weniger fort, die Masse in den Clubs gegen ihn aufzuwiegeln, und wenn man ihm vorwarf, daß er den eingegangenen Vertrag nicht erfülle, entgegnete er, daß er, um dem Hofe dienen zu können, zum Scheine ihm feindlich entgegentreten müsse.

Danton war demnach das furchtbarste Haupt jener Rotten, welche man durch Worte gewinnt und leitet. Allein trotz der Kühnheit, mit welcher er im entscheidenden Augenblicke Alles mit sich fortriß, besaß er doch nicht jene immerwährende sorgfältige Aufmerksamkeit, welche die Herrschsucht erheischt; trotz seines großen Einflusses auf die Verschwörer, beherrschte er sie doch nicht; er wußte sie lediglich in Augenblicken des Schwankens zu ermuthigen und durch einen entscheidenden Zuruf zum Ziele zu führen.

Die verschiedenen Mitglieder des Insurrectionsausschusses hatten sich noch immer nicht verständigen können. Der Hof, welcher von ihren geringsten Bewegungen Kenntniß erhielt, suchte seinerseits sich gegen einen plötzlichen Angriff zu sichern und Zeit zu gewinnen, um in Sicherheit die Ankunft der verbündeten Mächte abwarten zu können. Er hatte in der Nähe des Schlosses einen Club, der Französische genannt, gebildet, welcher aus Arbeitern und Nationalgardisten bestand. In ebendemselben Lokale, in welchem sie ihre Sitzungen hielten, hatten diese auch ihre Waffen verborgen, um in dringendem Falle sogleich zum Schutze der königlichen Familie herbeieilen zu können. Diese einzige Gesellschaft kostete der Civilliste täglich 10,000 Franken. Ein Marseiller, Namens Lieutand unterhielt eine Truppe, welche abwechselnd die Gallerien, die öffentlichen Plätze, die Kaffee- und Wirthshäuser besuchen und daselbst zu Gunsten des Königs reden mußte, um den unaufhörlichen Emeuten der Patrioten entgegenzustreben. In der That wurde überall lebhaft gestritten und fast immer kam es von Worten zu Schlägen; allein trotz aller Bestrebungen des Hofes gewann diese doch nur wenig Anhang, so daß der ihm ergebene Theil der Nationalgarde zuletzt in die äußerste Entmuthigung verfiel. Eine große Anzahl treuer Diener, welche seither dem Throne fern gestanden hatten, eilten jetzt herbei um den König zu ver-

theidigen und einen Wall um ihn zu bilden. Sie kamen öfters zahlreich im Schlosse zusammen, was das öffentliche Mißtrauen nur noch vermehrte. Seit dem Auftritte im Februar 91 nannte man sie die Ritter vom Dolche. Zugleich war der constitutionellen Garde, welche, obwohl entlassen, doch ihren Sold fortbezogen hatte, der Befehl ertheilt worden, sich in der Stille heimlich zu vereinigen. Von allen Seiten kamen dem Könige die widersprechendsten Rathschläge zu, welche seine schwache und von Natur schwankende Seele in die äußerste Unschlüssigkeit versetzten. Die Einen, unter ihnen Malesherbes, riethen ihm zur Abdankung; andere und zwar die größere Anzahl, wollten, er solle fliehen, doch war man weder über die Mittel, noch über den Ort, noch über den Erfolg dieser Entweichung einig. Um diese verschiedenen Plane einigermaßen in Einklang zu bringen, wünschte der König, daß Bertrand de Molleville sich mit Dúport, jenem ehemaligen Mitgliede der constituirenden Versammlung, verständige.

Der König hatte zu Letzterem viel Vertrauen, allein er mußte Bertrand de Molleville hierzu die bestimmteste Weisung ertheilen, weil derselbe mit keinem constitutionell Gesinnten wie Duport, in irgend eine Verbindung treten wollte. In diesem Ausschusse waren auch Lally-Tolendal, Malouet, Clermont-Tonnerre, Gouvernet und Andere, welche, sämmtlich von gleicher Ergebenheit für Ludwig XVI. beseelt, doch sehr verschiedener Meinung über die Stellung waren, welche man dem Könige nach seiner Rettung, im Staate anweisen solle. Man beschloß die Flucht des Königs nach dem Schlosse Gaillon in der Normandie. Diese Provinz befehligte der Herzog von Liancourt, einer seiner vertrautesten Freunde; er bürgte für seine Truppen und für die Bewohner von Rouen, welche sich in einer energischen Adresse gegen den 20. Juni ausgesprochen hatten, und erbot sich, die königliche Familie nach Gaillon zu geleiten oder sie Lafayette zu übergeben, welcher sie in die Mitte seiner Armee führen würde. Ueberdis bot er zur Unterstützung dieses Unternehmens sein ganzes Vermögen dar und wollte nichts als hundert Louisd'or Renten für seine Kinder zurückbehalten.

Dieser Plan gefiel den constitutionell Gesinnten im Ausschusse, weil der König in diesem Falle, anstatt in die Hände der Ausgewanderten, sich zu dem Herzoge von Liancourt und zu Lafayette begab; aus demselben Grunde aber sagte er den Andern nicht zu, und es stand zu vermuthen, daß er auch dem Könige und der Königin mißfallen würde. Das Schloß Gaillon lag glücklicher Weise nur sechs und dreißig Meilen vom Meere und in einer Provinz, welche gut gesinnt war, so daß sich von hier aus die Flucht nach England leicht bewerkstelligen ließ, auch war es nur zwanzig Stunden von Paris entfernt. Ueberdis konnte sich der König dahin begeben, ohne gegen die Constitution zu fehlen, was großen Werth in seinen Augen hatte, da er sich zur strengsten Pflicht gemacht hatte, sie nie offenbar zu verletzen.

Der Herr von Narbonne und Necker's Tochter, Madame Staël, ersannen ebenfalls einen Plan zur Flucht, und auch die Ausgewanderten traten ihrer Seits mit einem solchen hervor, und wollten, der König solle sich nach Compiegne und von da durch den Ardenner Wald an den Rhein begeben. Jeder will einem schwachen Könige rathen, weil Jeder beabsichtigt seinem Willen die Richtung zu geben, deren er entbehrt. So viel entgegengesetzte Vorschläge vermehrten noch die natürliche Unentschlossenheit Ludwig XVI. und dieser unglückliche Fürst, von Rathgebern belagert, von denen die Einen ihn überzeugten, während die Andern ihn in ihrer Leidenschaft fortrissen, beängstigt von Besorgnissen über das Schicksal seiner Familie, und von Gewissenszweifeln gequält, schwankte zwischen Tausend Planen, und sah die Volkswogen heranfluthen, ohne es zu wagen, ihnen zu trotzen oder zu fliehen. — Die Gironde-Deputirten, welche doch zuerst so keck die Absetzung zur Sprache gebracht hatten, waren jetzt am Vorabende des Aufstandes darüber unschlüssig, und, obgleich der Hof beinahe gänzlich entwaffnet, und das Volk allmächtig geworden war, so brachte sie doch die Annäherung der Preußen, und die Scheu welche stets eine alte legitime Macht einflößt, zu der Ueberzeugung, daß es immer noch besser sei mit dem Hofe zu unterhandeln, als sich dem wechselnden Glücke eines Angriffes auszusetzen. Selbst in dem Falle, daß dieser Angriff gelänge, fürchteten sie, daß die so nahe bevorstehende

Ankunft der Fremden ihnen alle Früchte des Sieges über den Hof, entreißen und auf den augenblicklichen Erfolg alsbald die schrecklichste Rache folgen würde.

Indeß, trotz dieser Neigung zu unterhandeln wagten sie nicht den Anfang damit zu machen; doch besprachen sie sich darüber mit einem gewissen Boze, Maler des Königs und vertrauten Freunde von Thierry, dem Kammerdiener des Königs. Boze, über die dem Vaterlande drohenden Gefahren erschreckt, ersuchte sie die Mittel, welche sie in dieser äußersten Gefahr zur Rettung des Königs und der Freiheit für geeignet hielten, schriftlich aufzusetzen. Sie entwarfen hierauf einen Brief, welcher von Guadet, Gensonné und Vergniaud unterzeichnet wurde und mit den Worten anfing: „Sie fragen uns, mein Herr, welches unsere Meinung über die gegenwärtige Lage Frankreich's sei ....." Dieser Anfang beweis't hinlänglich, daß sie zu dieser Erklärung aufgefordert worden waren. Der König, hieß es darin, dürfe sich nicht länger seine Lage verbergen, und er würde sich sehr täuschen, wenn er nicht einsähe, daß lediglich sein Benehmen die Ursache der allgemeinen Aufregung und der Heftigkeit der Clubs sei, über welche er sich ohne Unterlaß beschwere; neue Protestationen seinerseits würden nur unnütz und lächerlich sein; auf dem Punkte, zu welchem jetzt die Sachen gediehen seien, könne man das Volk nur durch entschiedene Maßregeln beruhigen. Alle Welt zum Beispiel, sei der festen Ueberzeugung, daß es in der Macht des Königs stehe, das Heer der Ausgewanderten zu entfernen; er müsse daher vor Allem die Entfernung desselben anbefehlen, hierauf ein patriotisches Ministerium wählen, Lafayette, welcher unter dem jetzigen Umständen nicht länger mit Nutzen dienen könne, verabschieden, ein Gesetz über die constitutionelle Erziehung des Dauphin geben, die Civilliste einer öffentlichen Rechnungsablegung unterwerfen und feierlich erklären, daß er für sich keine Vermehrung seiner Gewalt außer mit freier Zustimmung der Nation annehmen werde. Unter diesen Bedingungen, schloß der Brief, stünde zu erwarten, daß sich die Erbitterung legen, und der König, wenn er bei die-

sem Systeme verharre, mit der Zeit das jetzt gänzlich verlorene Vertrauen wieder gewinnen werde.

Sicher standen die Girondisten niemals ihrem Ziele näher als jetzt, wenn sie sich wirklich immer und schon seit langer Zeit zur Einführung einer Republik verschworen hatten, — und in dem Augenblicke des Gelingens sollten sie auf einmal von ihrem Vorhaben abgelassen haben, blos um das Ministerium mit ihren Freunden zu besetzen? Dis läßt sich nicht denken, vielmehr ist es augenscheinlich, daß sie die Republik nur wünschten, weil sie an dem Königthume verzweifelten, und ihre Einführung nie wirklich beabsichtigten, da eben diejenigen, welche man langer Vorbereitungen zu diesem Zwecke beschuldigte, als sie ihrem Ziele ganz nahe waren, das öffentliche Wohl nicht dem Triumpfe dieses System's opfern, sondern die constitutionelle Monarchie, sobald dieselbe nur mit hinreichender Sicherheit umgeben war, beibehalten wissen wollten. Durch das Verlangen die feindlichen Heere zu entfernen, bewiesen überdis die Girondisten zur Genüge, daß die gegenwärtige Gefahr sie allein beschäftige, und ihre Aufmerksamkeit auf die Erziehung des Dauphin zeigt noch zum Ueberfluß, daß sie in der Beibehaltung des Königthums keineswegs eine unerträgliche Zukunft sahen.

Man hat behauptet, Brissot habe sich seinerseits erboten, die Entsetzung zu verhindern und zu diesem Zwecke eine ziemlich beträchtliche Summe verlangt. Diese Angabe aber rührt von Bertrand de Molleville her, welcher stets aus zwei Ursachen, aus Bosheit des Herzens und aus schiefer Geistesrichtung, verläumdet hat, auch beweis't er sie durch Nichts, und Brissot's bekannte Armuth und seine begeisterte Ueberzeugung sprechen für ihn. Allerdings wäre es nicht unmöglich, daß der Hof unter Brissot's Namen Geld hergegeben hätte, allein das bewiese noch nicht, daß es von diesem verlangt oder in Empfang genommen worden sei. Die schon oben mitgetheilte Thatsache über die Bestechung Pétions, welche Betrüger dem Hofe versprochen hatten, und viele andere derselben Art beweisen zur Gnüge, welches Vertrauen man diesen so oft und so leichtsinnig gemachten Be-

schuldigungen der Verkäuflichkeit zu schenken hat. Ueberdis möge es mit Brissot noch sein wie es wolle, die drei Deputirte Gensonné, Guadet und Vergniaud, welche doch allein den Brief an Boze unterzeichnet hatten, sind auch nicht einmal der Bestechung beschuldigt worden.

Der König, auf das Schmerzlichste verwundet, war jetzt weniger als je fähig, ihre weisen Rathschläge zu vernehmen. Als Thierry ihm den Brief überreichte, wies er ihn heftig mit seinen beiden gewöhnlichen Antworten zurück: nicht er, sondern das patriotische Ministerium habe den Krieg hervorgerufen, und was die Constitution beträfe, so komme er ihr auf das Genaueste nach, während es sich Andere ihre geflissentlichste Sorge sein ließen, sie zu vernichten. Diese Gründe aber waren nicht eben sehr erheblich; denn, hatte er auch den Krieg nicht hervorgerufen, so war es doch nichts destoweniger seine Pflicht ihn gut zu führen, und, hinsichtlich seiner gewissenhaften Treue für den Buchstaben des Gesetzes, wollte es wenig sagen, wenn er blos die Form beobachtete und dagegen die Sache selbst durch Herbeirufung des Auslandes gefährdete.

Ohne Zweifel bewog die Hoffnung gehört zu werden die Girondisten zur Mäßigung, als man in der National-Versammlung die tagtäglich in den Clubs, auf den öffentlichen Plätzen und in den Petitionen verhandelte Frage wegen der Entsetzung zur Sprache bringen wollte. So oft sie im Namen des Ausschusses der Zwölf von der Gefahr des Vaterlandes und den Mitteln derselben vorzubeugen sprachen, rief man ihnen zu: „Zur Ursache der Gefahr!“ Zur Ursache! wiederholten die Gallerien. Vergniaud, Brissot und die Girondisten antworteten, daß der Ausschuß wohl sein Augenmerk auf die Ursache gerichtet habe und darüber sich zu seiner Zeit schon erklären werde, daß man aber für den Augenblick nicht noch neuen Zunder zum Hasse ausstreuen müsse.

Allein es war bereits beschlossen, daß alle Mittel und Plane zu einem Vergleiche scheitern sollten, und nur zu bald, wie wir sehen werden, trat die gefürchtete Katastrophe wirklich ein.

# Dreizehntes Capitel.

Ankunft der Marseiller in Paris; Mittagsmahl und blutige Auftritte auf den Elysäischen Feldern. — Manifest des Herzogs von Braunschweig. — Die Sectionen von Paris verlangen die Entsetzung des Königs. — Der König weigert sich zu fliehen. — Die Versammlung verwirft den Vorschlag, Lafayette in Anklagestand zu versetzen. — Vorbereitungen zum Aufstande; Vertheidigungsmittel des Hofes. — Aufstand vom 10. August; die Vorstädte bemächtigen sich nach einem blutigen Gefechte der Tuilerien; der König zieht sich in die National-Versammlung zurück; Suspension der königlichen Gewalt; Einberufung eines National-Convents. —

---

Nach einem, dem Föderirten gegebenen Feste beschloß der Insurrectionsausschuß, daß man am 26. Juli früh in drei Colonnen auf das Schloß mit einer rothen Fahne marschiren wolle, auf welcher folgende Inschrift zu lesen sein sollte: „Diejenigen, welche auf das Volk schießen, werden auf der Stelle niedergemacht werden.“ Man beabsichtigte nämlich, den König gefangen zu nehmen und in Vincennes einzusperren. Zu diesem Zwecke erging an die Nationalgarde von Versailles die Einladung diese Bewegung zu unterstützen; allein man unterrichtete sie zu spät und war so wenig mit ihr einverstanden, daß ihre Officiere an dem Morgen des 26. erst noch auf das Stadthaus von Paris kamen, um zu erfahren, was sie thun sollten. Ueberdis wurde das Geheimniß so schlecht bewahrt, daß der Hof bereits um Alles wußte, die ganze königliche Familie schon aufgestanden war und das Schloß sich voll Menschen befand. Pétion, welcher sah, daß die Maaßregeln schlecht genommen waren und Verrath befürchtete, zumal da die Marseiller noch nicht angekommen waren, begab sich in aller Eile in die Vorstadt, um einen Aufstand zurückzuhalten, welcher, wenn er nicht gelang, die Volkspartei verderben mußte.

Der Lärm in den Vorstädten war fürchterlich; die ganze Nacht hindurch hatte man Sturm geläutet. Um das Volk

aufzureizen hatte man das Gerücht verbreitet, daß in dem Schlosse eine Menge Waffen aufgehäuft wären, deren man sich bemächtigen müsse. Mit vieler Mühe gelang es Pétion, die Ordnung wieder herzustellen; der Siegelbewahrer Champion de Cicé, welcher sich auch dahin begeben hatte, empfing Säbelhiebe; endlich willigte das Volk ein, sich zurückzuziehen und der Aufstand wurde vertagt.

Die Klagen und einzelnen kleinen Streitigkeiten, welche in der Regel das Vorspiel zu einem förmlichen Bruche sind, folgten sich ohne Unterbrechung. Der König hatte seit dem 20. Juni den Tuileriengarten schließen lassen; nur die Terasse der Feuillants, welche an den Saal der National-Versammlung grenzte, war offen geblieben, aber die Schildwachen hatten Befehl, Niemanden von dieser Terrasse in den Garten hinunter zu lassen. Einmal begegnete man Desprémenil daselbst, wie er sich eben lebhaft mit einem Abgeordneten unterhielt. Er wurde ausgepfiffen, in den Garten verfolgt und bis in das Palais Royal getrieben, wo er mehre Wunden erhielt. Da das Verbot den Garten zu betreten, verletzt worden war, so sprach man davon, es zu einem förmlichen Gesetze zu erheben. Indeß geschah dis nicht, sondern man schlug vor, blos folgenden Anschlag zu machen: „Es ist verboten, fremdes Gebiet zu betreten.“ Dis Verbot wurde wirklich angeschlagen und es reichte hin, das Volk abzuhalten, obgleich der König die Wachen hatte einziehn lassen. Allein nicht immer war das Benehmen der National-Versammlung so rücksichtsvoll; so gab zum Beispiel ein Brief aus Nancy Kunde von mehrern radicalen Handlungen, welche neuerlich in dieser Stadt vorgekommen waren, und auf der Stelle sandte die National-Versammlung dem Könige eine Copie davon.

Endlich am 30. kamen die Marseiller fünf hundert Mann stark, und mit ihnen die überspanntesten Köpfe des Südens, so wie die unruhigsten Menschen an, welche je der Handel nach Marseille geführt hatte. Barbaroux ging ihnen bis Charenton entgegen, und bei dieser Gelegenheit wurde ein neuer Plan mit Santerre verabredet. Unter dem Vorwande nämlich, den Marseillern entgegenzugehn, wollte man die Vor-

städte versammeln, sich hierauf in bester Ordnung auf den Carrousel-Platz begeben und hier ohne Tumult sich so lange lagern, bis die National-Versammlung den König suspendirt, oder er selbst freiwillig abgedankt habe. Dieser Plan gefiel vornämlich den menschlicher Gesinnten unter dieser Partei, welche die Revolution gern ohne Blutvergießen beenden wollten; allein er mißglückte, weil es Santerre nicht gelang die Bewohner seiner Vorstadt zu versammeln und er nur mit einer kleinen Anzahl derselben den Marseillern entgegengehen konnte. Gleich darauf bot er ihnen ein Mahl an, welches in den elysäischen Feldern bereitet wurde. An demselben Tage und zu derselben Stunde hielten auch in der Nachbarschaft derselben die Gardisten des Bataillons der Filles-Saint-Thomas in Verein mit mehrern andern, dem Hofe ergebenen Militairpersonen und Schriftstellern gleicherweise ein Festmahl. Sicherlich war dieses Fest nicht in der Absicht veranstaltet worden, um das der Marseiller zu stören, denn die Einladung an Letztere erging ganz unvermuthet, da man anstatt eines Festmahls einen Aufstand beabsichtigt hatte. Indeß stand nicht zu erwarten, daß so feindlich gesinnte Nachbarn ihren Schmaus ganz in Frieden beendigen würden. Der Pöbel beleidigte die Royalisten, welche sich vertheidigen wollten; die Patrioten, welche von dem erstern zu Hilfe gerufen wurden, eilten voll Wuth herbei und der Kampf nahm seinen Anfang; allein er war nur von kurzer Dauer; die Marseiller stürzten sich mit aller Kraft auf ihre Gegner, jagten sie in die Flucht, tödteten einen und verwundeten mehrere. In Einem Augenblicke gerieth ganz Paris in Allarm: die Föderirten eilten durch die Straßen und rissen den Vorübergehenden die Cocarden und seidnen Bänder ab, da diese, wie sie behaupteten, von Wolle sein müßten. — Einige Flüchtlinge kamen noch ganz blutend in den Tuilerien an, wo sie, da man in ihnen Freunde sah, welche ein Opfer ihrer Ergebenheit geworden waren, mit Theilnahme aufgenommen und sehr sorgfältig behandelt wurden. Die Nationalgardisten, welche den Dienst im Schlosse hatten, erzählten Alles dieses weiter, übertrieben es vielleicht auch noch, bis veranlaßte wiederum neue Gerüchte und erregte neuen

Haß gegen die königliche Familie und die Hofdamen, welche, wie es hieß, mit ihren Taschentüchern den Schweiß und das Blut der Verwundeten abgetrocknet hätten. Man schloß sogar daraus, daß der Auftritt vorbereitet worden sei und gründete hierauf eine neue Anklage gegen den Hof. Die Nationalgarde von Paris verlangte hierauf die Entfernung der Marseiller, sie wurde aber von den Gallerien ausgezischt und ihre Petition blieb ohne Erfolg.

Unter diesen Umständen wurde ein Manifest verbreitet, welches man dem Herzog von Braunschweig zuschrieb, was sich auch bald als richtig erwies. Wir haben bereits von der Sendung Mallet-du-Pan's gesprochen; dieser hatte im Namen des Königs die Idee zur Entwerfung eines Manifestes gegeben, diese Idee wurde aber sehr bald entstellt, und ein anderes Manifest, welches die Leidenschaft der Ausgewanderten dictirt und der Herzog von Braunschweig unterzeichnet hatte, ging der preußischen Armee vorauf. Dieses Actenstück lautete folgendermaßen: „Da Ihre Majestäten, der Kaiser und der König von Preußen, mir den Oberbefehl über ihre an Frankreich's Grenze vereinigt aufgestellten Armeen anzuvertrauen geruht haben, so will ich zunächst den Bewohnern dieses Reiches die Beweggründe eröffnen, welche die beiden Hohen Herrscher zu ihren Maßregeln bestimmt, so wie die Absichten, welche sie dabei geleitet haben.

„Nachdem diejenigen, welche sich der Zügel der Regierung widerrechtlich bemächtigten, die Rechte und Besitzungen der in Elsaß und Lothringen angesessenen Reichsfürsten willkührlich vernichtet und an sich gerissen, nachdem sie die Ordnung und die rechtmäßige Regierung gestürzt, und sich gegen die geheiligte Person des Königs und Seine erlauchte Familie verbrecherische Gewaltthätigkeiten erlaubt haben und noch immer täglich erlauben: so sind sie endlich über alles Maaß und Ziel hinausgegangen, indem sie Seiner Majestät dem Kaiser unrechtmäßiger Weise den Krieg erklärten und Seine niederländischen Provinzen angriffen, wobei zugleich einige deutsche Reichsbesitzungen unterdrückt wurden, und mehre andere einer gleichen Gefahr nur dadurch entgehen konnten, daß sie sich den gebieterischen Drohungen der herrschenden Partei und ihrer Emissaire fügten.

„Seine Majestät der König von Preußen, durch ein enges Schutz- und Trutzbündniß mit Seiner Kaiserlichen Majestät verbunden, und selbst ein mächtiges Glied des deutschen Reichskörpers, hielt sich demnach verpflichtet, Seinem Verbündeten sowie den Reichsfürsten zu Hilfe zu ziehen, und aus dieser doppelten Veranlassung übernimmt er jetzt die Vertheidigung dieses Monarchen und Deutschlands!

„An diese großen Interessen schließt sich noch ein nicht minder wichtiger Zweck, welcher beiden Herrschern gleich wesentlich am Herzen liegt, nämlich der, der Anarchie im Innern Frankreichs und den Angriffen auf Thron und Altar ein Ende zu machen, die gesetzliche Gewalt wieder herzustellen, dem Könige wieder zu seiner Freiheit und Sicherheit zu verhelfen — und ihn in den Stand zu setzen, die ihm gebührende legitime Autorität wieder auszuüben.

„In der Ueberzeugung, daß der gesunde Theil der französischen Nation die Ausschweifungen jener Faction welche sich jetzt die Herrschaft angemaßt hat, verabscheut, und daß die größere Zahl der Bewohner Frankreichs mit Ungeduld den Augenblick der Hilfe erwartet, um sich alsbald offen gegen die verhaßten Maßnehmungen ihrer Unterdrücker zu erklären, fordere S. S. Majestät der Kaiser und der König von Preußen dieselben auf, unverzüglich auf die Bahn der Vernunft und der Gerechtigkeit, der Ordnung und des Friedens zurückzukehren. Unter diesen Umständen erkläre Ich, der unterzeichnete Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen:

1) daß die beiden vereinigten Höfe durch unwiderstehliche Beweggründe zu dem gegenwärtigen Kriege gedrängt, lediglich das Glück Frankreichs bezwecken und keineswegs sich durch Eroberungen bereichern wollen;
2) daß sie nicht gesonnen sind, sich in die innere Regierung Frankreich's zu mischen, sondern lediglich den König, die Königin und die königliche Familie aus ihrer Gefangenschaft befreien und Seiner Allerchristlichste Majestät die nothwendige Sicherheit verschaffen wollen, damit Sie ungehindert und ohne Gefahr die für nöthig befundenen Ständeeinberufungen erlassen und nach Kräften Ihrem Ver-

sprechen gemäß thunlichst für das Glück Ihrer Unterthanen sorgen können;

3) daß die vereinigten Armeen die Städte, Flecken und Dörfer, so wie die Personen und das Eigenthum aller derjenigen schützen werden, welche sich dem Könige unterwerfen und zur sofortigen Widerherstellung der Ruhe und Sicherheit in ganz Frankreich das Ihrige beitragen;

4) daß vorläufig die Nationalgarden bis auf weiteren Befehl persönlich verantwortlich gemacht sind, für die Ruhe in den Städten und auf dem Lande, und für die Sicherheit der Personen und des Eigenthum's aller Franzosen bis zur Ankunft der Truppen J. J. M. M. zu wachen; daß aber im Gegentheil diejenigen Nationalgardisten, welche gegen die Truppen der beiden verbündeten Höfe kämpfen und mit den Waffen in der Hand gefangen werden würden, feindlich behandelt und als Rebellen gegen ihren König und Störer der öffentlichen Ruhe bestraft werden sollen;

5) daß die Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Gemeinen der französischen Linientruppen ebenfalls aufgefordert sind, zu ihrer alten Treue zurückzukehren und sich unverzüglich dem Könige als ihrem rechtmäßigen Herrscher, zu unterwerfen;

6) daß desgleichen die Mitglieder der Departements-, District- und Gemeindeverwaltungen mit ihrem Leben und ihrem Eigenthume, für alle Verbrechen, Brandstiftungen, Ermordungen, Räubereien und Thätlichkeiten, welche sie zulassen oder doch nicht notorisch in ihrem Bezirke zu verhindern suchen werden, verantwortlich, und daß sie zugleich gehalten sind einstweilen ihre Functionen fort zu bekleiden, bis Seine Allerchristlichste Majestät in dem vollen Wiederbesitze Ihrer Freiheit, das Weitere verfügt haben oder inzwischen in deren Namen ein anderer Befehl ertheilt worden ist;

7) daß die Bewohner der Städte, Flecken und Dörfer, welche wagen sollten sich den Truppen J. J. M. M. zu wiedersetzen und auf sie zu schießen, sei es auf offenem

Felde oder aus den Fenstern, Thüren und sonstigen Oeffnungen ihrer Häuser, auf der Stelle nach der ganzen Strenge des Kriegsrechtes bestraft und ihre Häuser zerstört oder in Brand gesteckt werden sollen; daß dagegen alle die Bewohner besazter Städte, Flecken und Dörfer, welche sich alsbald dem Könige unterwerfen und ihre Thore dem Truppen J. J. M. M. öffnen werden, sofort unter ihren unmittelbaren Schutz, so wie ihre Personen und ihr Eigenthum unter den Schutz der Gesetze zu stehen kommen sollen, und daß für die Sicherheit Aller und Jeder hinreichend gesorgt werden wird;

8) die Stadt Paris und alle ihre Bewohner ohne Unterschied sind gehalten, sich auf der Stelle und unverzüglich dem Könige zu unterwerfen, denselben in volle Freiheit zu setzen, und ihm, so wie allen Mitgliedern der königlichen Familie, die Unverletzlichkeit und die Ehrfurcht zu gewähren, zu welcher das Natur- und Völkerrecht die Unterthanen gegen ihre Fürsten verpflichtet. Ferner machen J. J. M. M. bei Todesstrafe nach dem Kriegsrechte und ohne Hoffnung auf Gnade alle Mitglieder der National-Versammlung, der Departements-, Districts- und Gemeindeverwaltungen und der Nationalgarde von Paris, so wie die Friedensrichter und alle Andern welche dis angeht, für alle Ereignisse persönlich verantwortlich, und erklären auf Ihr Kaiserliches und Königliches Ehrenwort, daß wenn man gegen das Schloß der Tuilerien irgend einen Angriff wagen und sich die geringste Gewaltthätigkeit oder den geringsten Schimpf gegen J. M. den König, die Königin und die Königliche Familie erlauben, und dagegen nicht unmittelbar für deren Sicherstellung, Erhaltung und Freiheit Sorge tragen werde, Sie eine beispiellose und ewig denkwürdige Rache nehmen, die Stadt Paris der Plünderung und gänzlichen Zerstörung preis geben und die verbrecherischen Aufwiegler mit dem verdienten Tode bestrafen werden. J. J. M. M. versprechen dagegen den Bewohnern der Stadt Paris, Sich bei Seiner Allerchristlichsten Majestät für ihre

Begnadigung wegen ihrer Irthümer und begangenen Fehler verwenden zu wollen, und im Fall sie der obigen Aufforderung schnell und pünktlich nachkommen, die kräftigsten Maßregeln zur Sicherstellung ihrer Personen und ihres Eigenthums zu ergreifen.

„Da endlich J. J. M. M. nur diejenigen Gesetze in Frankreich als solche anzuerkennen vermögen, welche von dem Könige in vollkommner Freiheit ausgegangen sind, so protestiren Sie im Voraus gegen die Aechtheit aller der Erklärungen, welche im Namen Seiner Allerchristlichsten Majestät, so lange Seine geheiligte Person, so wie die der Königin und der ganzen Königlichen Familie nicht vollkommen gesichert sind, erscheinen möchten; demzufolge ersuchen J. J. M. M. Seine Allerchristlichste Majestät die nächste Grenzstadt beziehen und sich in dieselbe mit der Königin und Ihrer Familie unter einem sichern Geleite, welches Ihnen zu diesem Zwecke zugesandt werden soll, zurückziehen zu wollen, damit Seine Allerchristlichste Majestät in voller Sicherheit die Ihnen beliebigen Minister und Räthe zu Sich berufen, die Ihnen passend dünkenden Einberufungen erlassen, für Wiederherstellung der Ruhe die nöthige Sorge tragen und die Verwaltung des Königreichs wieder ordnen können."

„Endlich erkläre ich noch in meinem eignen Namen und in der unterzeichneten Eigenschaft, daß ich den mir anvertrauten Truppen die strengste Mannszucht zur Pflicht machen werde, und verspreche, den Gutgesinnten, welche sich friedlich und fügsam zeigen werden, mit Milde und Mäßigung zu begegnen und nur gegen diejenigen Gewalt zu gebrauchen, welche sich des Widerstandes oder der Böswilligkeit schuldig machen."

„Deshalb ermahne ich alle Bewohner des Königreichs auf das Nachdrücklichste und Eindringlichste, sich dem Marsche und den Operationen der von mir befehligten Truppen nicht zu widersetzen, sondern ihnen vielmehr überall willig freien Durchzug und nach den Umständen Hilfe und Beistand zu gewähren."

„Gegeben im Hauptquartire zu Coblenz, den 25. Jul. 1792.

Gez. Carl Wilhem Ferdinand
Herzog von Braunschweig-Lüneburg."

Das Wunderbarste bei dieser Erklärung war, daß sie vom 25. aus Coblenz datirt, schon am 28. sich in Paris befand und in allen royalistischen Blättern abgedruckt erschien. Der Eindruck den sie hervorbrachte war außerordentlich: es war der Eindruck der Leidenschaften auf die Leidenschaften, und von allen Seiten gelobte man sich einem Feinde Widerstand zu leisten, der eine so stolze und drohende Sprache führe. Bei der damaligen Stimmung der Gemüther war es natürlich, daß man abermals den König und den Hof dieses neuen Fehlgriff's beschuldigte. Zwar eilte Ludwig XVI. sich gegen dis Manifest in einer Botschaft feierlichst zu verwahren, was er ohne Zweifel auch mit vollem Rechte thun konnte, da es so sehr von Mallet-du-Pan's Entwurfe abwich: allein man konnte auch schon aus diesem Beispiele sehen, wie weit seine Partei, im Fall sie einmal siegen sollte, seinen Willen überschreiten würde. Weder sein Widerruf noch die Ausdrücke, deren er sich dabei bediente, vermochten die National-Versammlung zu überzeugen. Er sprach darin von dem Volke, dessen Glück ihm stets so theuer gewesen sei und fügte hinzu: „Wie viel Kummer würde durch das leiseste Zeichen seiner wiederkehrenden Anhänglichkeit verwischt werden!" Allein diese rührenden Worte riefen nicht mehr jene Begeisterung hervor, wie sie es früher vermocht hatten; man sah nichts als Doppelzüngigkeit darin und viele Deputirten unterstützten den Druck derselben, um, wie sie sagten, den großen Unterschied zwischen den Worten und den Handlungen des Königs in seiner ganzen Blöße dem Volke zu enthüllen. Von diesem Augenblicke an steigerte sich die Aufregung unaufhörlich und die Verhältnisse verwickelten sich mehr und mehr. Man erfuhr, daß die Departementsverwaltung der Rhonemündungen auf Barbaroux's Anrathen beschlossen hatte, zur Bezahlung der Truppen, welche von ihr angeblich in Folge der unzulänglichen Maßregeln der National-Versammlung, gegen Savoyen geschickt worden waren, die Steuern zurückzubehalten. Dieser Beschluß wurde zwar von der National-Versammlung cassirt, kam aber demohngeachtet zur Ausführung. Zu gleicher Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß die Sardinier funfzig Tausend Mann stark anrückten, und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten

mußte sich selbst in die National-Versammlung begeben, um dort die Versicherung zu geben, daß sich ihre Zahl höchstens auf eilf bis zwölf Tausend Mann belaufe. Zu diesem Gerüchte kam noch ein anderes; man behauptete, die Föderirten, welche sich in geringer Anzahl nach Soissons begeben hatten, seien mit Brod vergiftet worden, worin man Glas gebacken habe, auch wollte man wissen, daß schon Hundert und Sechzig gestorben und acht Hundert krank danieder lägen. Aus der nähern Untersuchung ergab sich, daß man das Mehl in einer Kirche aufbewahrt hatte deren Fensterscheiben zerbrochen worden waren, und daß blos aus diesem Grunde sich einige Glasscherben in dem Brode vorgefunden hatten; auch gab es weder Todte noch Kranke.

Am 25. Juli wurden alle Sectionen von Paris mittelst Decretes in Permanenz erklärt. Sie vereinigten sich und beauftragten Pétion, in ihrem Namen die Entsetzung Ludwig XVI. in Vorschlag zu bringen, und wirklich erschien am Morgen des 3. Augusts der Maire von Paris, durch diesen Wunsch ermuthigt, im Namen der acht und vierzig Sectionen von Paris als Bittsteller vor der National-Versammlung. Er schilderte in der Sprache der damaligen Zeit das Benehmen des Königs vom Ausbruche der Revolution an und wie derselbe die Wohlthaten der Nation nur mit Undank belohnt habe; er zählte die Gefahren auf, von denen Alles träumte, das Anrücken der Feinde, die Nichtigkeit der Vertheidigungsmittel, die Widerspenstigkeit eines Generals gegen die National-Versammlung, die Opposition einer Menge von Departementsverwaltungen und die unsinnigen Drohungen des Herzogs von Braunschweig; am Schlusse beantragte er die Absetzung des Königs und forderte die National-Versammlung auf, diese bedeutungsvolle Frage auf die Tagesordnung zu setzen.

Dieser wichtige Antrag, welcher seither nur von den Clubs, den Föderirten und von den Gemeinden gestellt worden war, nahm nunmehr einen ganz andern Character an, da er im Namen der Stadt Paris von dem Maire derselben ausgesprochen wurde; doch nahm ihn die National-Versammlung in der Morgensitzung mehr mit Erstaunen als Beifall auf, in der Abendberathung

aber sprach sich der brennende Eifer eines Theils der National-Versammlung ohne Rückhalt aus. Die Einen wollten, man solle auf der Stelle die Frage berathen, die Andern waren für die Vertagung. Endlich setzte man die Berathung auf den Donnerstag den 9. August fest und verlas unterdessen die Petitionen, welche der ersteren gefolgt waren und mit noch größerer Energie denselben Wunsch und dieselben Gesinnungen ausdrückten.

Die Section von Mauconseil ging weiter als alle anderen; sie begnügte sich nicht die Entsetzung blos zu verlangen, sondern sprach sie aus eigner Machtvollkommenheit aus. Sie erklärte, daß sie Ludwig XVI. nicht mehr als König der Franzosen anerkenne und daß sie bald selbst kommen und die National-Versammlung fragen wolle, wenn sie denn gedenke; Frankreich zu retten; überdis lud sie alle Sectionen des Reichs (sie gebrauchte bereits nicht mehr das Wort Königreich) ein, ihrem Beispiele zu folgen.

Wie man bereits gesehen hat, folgte die National-Versammlung dieser aufrührerischen Bewegung nicht so schnell als die niedern Behörden, weil sie, da es ihr oblag über die Gesetze zu wachen, dieselben auch mehr achten mußte. So kamen denn jene ihr öfters zuvor, und bedrohten sie die Gewalt ihren Händen zu entwinden. Sie cassirte daher den Beschluß der Section von Mauconseil, den Vergniaud und Cambon auf das Bitterste tadelten und eine Usurpation der Volkssouverainität nannten. Indeß schien es, als ob sie bei dieser Handlung weniger die Verletzung der Staatsprincipien als die Uebereilung der Bittsteller und vor Allem ihre unschickliche Sprache der National-Versammlung gegenüber mißbilligten.

Endlich nahte der Augenblick, der aller Ungewißheit ein Ende machen sollte; an demselben Tage und zur selben Stunde vereinigte man sich in dem Insurrectionsausschuß der Föderirten und bei den Freunden des Königs, welche seine Flucht vorbereiteten. Der Ausschuß setzte den Aufstand auf den Tag fest, an welchem man die Absetzung berathen wollte, das heißt vom 9. Abends auf den 10. Morgens. Die Freunde des Königs beriethen sich ihrerseits über seine Flucht in dem Garten des

Herrn von Montmorin; Liancourt und Lafayette erneuerten ihre Anerbietungen; Alles war zur Abreise bereit, nur allein an Geld fehlte es noch. Unnützerweise hatte Bertrand de Molleville die Civilliste durch die Summen erschöpft, welche an die royalistischen Clubs, Volksredner, Schreier auf den Gallerien und an vorgebliche Parteiwerber verschleudert wurden, die Niemanden gewannen sondern die Gelder des Hofes für sich behielten; doch halfen großmüthige Unterthanen dem Geldmangel des Königs durch freiwillige Darlehne ab. Der Anerbietungen Liancourt's haben wir bereits Erwähnung gethan; er gab alles Geld her, was er hatte herbeischaffen können, andere Personen brachten das Ihrige dar, und treue Freunde trafen Anstalten, die Reisewagen der königlichen Familie zu begleiten, um im Nothfall an ihrer Seite zu sterben. Alles stand bereit und so wurde denn bei Montmorin nach einer Berathung, welche die ganze Nacht durchwährte die Abreise beschlossen. Der König, welcher unmittelbar darauf Montmorin sah, gab diesem Beschlusse seine Zustimmung und befahl, daß man mit den Herrn von Montciel und von Sainte-Croix das Nähere verabreden solle. Was aber auch die Männer, welche sich zu diesem Unternehmen vereinigt hatten, dabei beabsichtigen mochten, Alle waren glücklich in dem trügerischen Wahne an die nahe Befreiung des Königs. *) Allein schon am andern Morgen sollte sich Alles ändern; der König ließ ihnen sagen, er würde nicht abreisen, da er keine Veranlassung zum Bürgerkriege geben wolle. Alle diejenigen, welche so verschieden sie auch sonst gesinnt waren, sich doch gleichmäßig für den König interessirten, geriethen in die größte Bestürzung; bald auch erfuhren sie, daß der vom Könige angegebene Weigerungsgrund nicht der wirkliche war, sondern daß ihn hierzu die als sehr nahe angekündigte Ankunft des Herzogs von Braunschweig, sodann die Vertagung des Aufstandes und vor allem die Königin bewogen habe, welche sich den constitutionell Gesinnten durchaus nicht anvertrauen wollte. Sehr energisch hatte sie ihren Widerwillen ausgesprochen und

*) Siehe Note 46. am Ende des Bandes.

erklärt, daß sie lieber untergehen als sich Männern hingeben wolle, die ihnen so viel Uebles gethan hätten.

So hatten sich die Constitutionellen umsonst angestrengt und umsonst allen Gefahren ausgesetzt. Vor Allem hatte sich Lafayette blosgestellt. Man wußte, daß er Luckner veranlaßt hatte, im Nothfall auf die Hauptstadt zu marschiren; dieser war von der National-Versammlung vorgeladen worden und hatte dem außerordentlichen Ausschusse der Zwölf Alles eingestanden. Er war alt, schwach und schwankend; wenn er daher aus den Händen einer Parthei in die einer andern überging, so ließ er sich Alles das, was er vorher gehört oder gesagt hatte, entlocken, entschuldigte sich dann über seine Geständnisse mit seiner vorgeblichen Unkenntniß der französischen Sprache und beklagte sich unter Thränen von nichts als Unruhstiftern umgeben zu sein. Guadet wußte ihn geschickt zu einem Geständnisse der Vorschläge Lefayette's zu bewegen, und Bureau de Puzy, welcher hierbei den Unterhändler gemacht haben sollte, wurde vor die Schranken der National-Versammlung gefordert. Dieser, einer der vertrautesten Offiziere Lafayette's, leugnete Alles in einem so zuversichtlichem Tone, daß man sich bald von seiner Unkenntniß der gepflogenen Unterhandlungen überzeugt hielt, und so wurde die Frage, ob Lafayette in Anklagestand versetzt werden sollte, nochmals vertagt.

Der Tag, wo die Absetzung berathen werden sollte, näherte sich immermehr; der Plan des Aufstandes war festgesetzt und bekannt. Die Marseiller hatten ihre allzu abgelegene Caserne verlassen und sich in die Section der Cordeliers begeben, wo sich auch der Club dieses Namens befand; so waren sie mitten in Paris und ganz nahe bei dem Orte, wo das Unternehmen vor sich gehen sollte. Zwei Munizipaloffiziere hatten die Kühnheit gehabt, Patronen an die Verschwornen auszutheilen, kurz Alles war für den 10. vorbereitet.

Am 8. berieth man das Schicksal Lafayette's; mit starker Majorität ward er frei gesprochen. Da verlangen einige Deputirte, durch dieses Ergebniß erbittert, die namentliche Abstimmung und bei dieser haben 446 Mitglieder den Muth

gegen 224 für den General zu stimmen. Das Volk, über diese Nachricht erzürnt, drängt sich an die Thüre des Saales, beschimpft die heraustretenden Deputirten und mißhandelt vornämlich die bekannten Mitglieder der rechten Seite, Vaublanc, Girardin, Dumas u. a. Von allen Seiten spricht sich der lebhafteste Unwille gegen die National-Versammlung aus und mit lauter Stimme ruft man, daß man sich nichts mehr von einer National-Versammlung versprechen könne, welche den Verräther Lafayette freigesprochen habe. Am folgenden Tage, den 9. August, waren die Deputirten in der größten Aufregung. Die, welche den Tag vorher beleidigt worden waren, beklagten sich in Person oder schriftlich. Als man erzählte, daß Beaucaron beinahe gehangen worden wäre, erschallte wildes Gelächter von den Gallerien, und als man hinzufügte, daß Girardin geschlagen worden sei, sagten diejenigen, welche dis am Besten wissen konnten spöttisch; „wo und wie?" — Nun! antwortete Girardin mit Hoheit, weiß man denn nicht, daß Feiglinge stets nur von hinten Streiche versetzen! — Endlich rief ein Mitglied zur Tagesordnung; doch die National-Versammlung beschloß den Gemeindeanwalt Röderer vor die Schranken fordern zu lassen und ihm den Auftrag zu ertheilen, für die Sicherheit und Unverletzlichkeit der Mitglieder der National-Versammlung mit seiner Person zu haften. Noch schlug man vor, den Maire von Paris zu rufen, damit er sich durch Ja oder Nein erkläre, ob er glaube die öffentliche Ruhe erhalten zu können. Hierauf entgegnete Guadet, daß sich auch der König seinerseits durch Ja oder Nein erklären müsse, ob er für die Sicherheit und die Unverletzlichkeit des Staatsgebietes stehen könne.

Aus allen diesen verschiedenen Vorschlägen konnte man leicht schließen, daß die National-Versammlung den entscheidenden Augenblick fürchtete und daß die Girondisten selbst die Absetzung lieber durch eine bloße Berathung als durch einen zweifelhaften und mörderischen Angriff hätten erlangen mögen! Unterdessen erschien Röderer und meldete, daß eine Section beschlossen habe, im Fall die Absetzung nicht ausgesprochen würde, Sturm zu läuten und gegen die National-Versammlung und

das Schloß aufzubrechen. Auch Pétion trat ein und erklärte sich zwar auf keine bestimmte Weise, gestand aber doch ein, daß man Unheilvolles im Sinne habe; er zählte die gegen die drohenden Bewegungen getroffenen Maßregeln auf und versprach, sich mit der Departementsverwaltung zu besprechen, und den Rathschlägen derselben im Fall sie ihm besser als die der Munizipalität erschienen, zu folgen.

Pétion zog, wie alle seine Freunde von der Gironde die von der National-Versammlung ausgesprochene Absetzung einem ungewissen Kampfe gegen den Hof vor, und da die Majorität für die Absetzung so gut als gewiß war, so hätte er lieber die Plane des Insurrectionsausschusses verhindert. Er begab sich deshalb in den Aufsichtsausschuß der Jacobiner und forderte Chabot auf, die Insurrection auszusetzen, denn da die Girondisten die Absetzung und die unmittelbare Berufung eines Nationalconvents beschlossen hätten und der Majorität gewiß wären, so dürfe man sich nicht einem Angriffe aussetzen, dessen Erfolg zweifelhaft sei. Chabot entgegnete, daß sich nichts von einer National-Versammlung hoffen ließe, welche den Verbrecher Lafayette freigesprochen habe, und daß er, Pétion, sich von seinen Freunden mißbrauchen lasse; daß das Volk endlich den Entschluß gefaßt habe, sich selbst zu retten, und daß noch denselben Abend in den Vorstädten die Sturmglocke ertönen werde. „Sie bleiben doch immer bei ihrem alten Trotzkopfe," erwiederte Pétion. Wehe uns, wenn man stürmt! Ich kenne Ihren Einfluß, aber ich habe den meinigen auch und werde ihn gegen Sie gebrauchen." — „Man wird Sie festnehmen, rief Chabot und Sie verhindern, irgend Etwas zu thun."

Wirklich waren die Gemüther zu aufgeregt, um Pétion's Besorgnisse zu begreifen und ihm einigen Einfluß zu gestatten. Ganz Paris war in Aufruhr; in allen Stadtvierteln schlug man Generalmarsch und die Bataillone der Nationalgarde begaben sich unter den verschiedenartigsten Gesinnungen auf ihre Posten. Die Säle der Sectionen füllten sich, wenn auch nicht mit dem größten, doch mit dem überspanntesten Theile der Bürger. Der Insurrectionsausschuß hatte sich auf drei Punkte

vertheilt; Fournier und einige andere waren in der Vorstadt Saint-Marçeau; Santerre und Westermann in der Vorstadt Saint-Antoine, Danton endlich, Camille Desmoulins und Carra befanden sich mit dem Marseiller Bataillone bei den Cordeliers. Barbaroux, welcher Vorposten bei der National-Versammlung und vor dem Schlosse aufgestellt hatte, hielt zugleich Eilboten nach dem Süden bereit. Er hatte sich überdis mit einer Dosis Gift versehen, — so ungewiß war man des Erfolgs — und wartete bei den Cordeliers den Ausbruch des Aufstandes ab. Wo Robespierre war, weiß man nicht; Marat war von Danton in einem Keller des Sectionsgebäudes versteckt worden, und Letzterer hatte sich der Rednerbühne der Cordeliers bemächtigt. Jedermann zögerte am Vorabende dieses großen Unternehmens; allein Danton, dessen Kühnheit sich mit der Gefahr steigerte, erhob seine Donnerstimme; er zählte die angeblichen Verbrechen des Hofes her, er erinnerte an den Haß desselben gegen die Constitution, an seine trügenden und heuchlerischen Versprechungen, welche sein Benehmen stets Lügen gestraft habe, und endlich seine augenscheinlichen Umtriebe zur Herbeirufung der Fremden. „Das Volk, sprach er, kann sich nur selbst Hilfe verschaffen, denn die Constitution ist unzureichend und die National-Versammlung hat Lafayette freigesprochen; ihr müßt euch daher selbst retten! Eilt denn! Diese Nacht noch sollen die im Schlosse verborgenen Fürstenknechte einen Ausfall auf das Volk machen und es niedermetzeln, bevor sie Paris verlassen, um sich mit ihren Raubgesellen in Coblenz zu vereinigen. Rettet euch! Zu den Waffen! zu den Waffen!“

In diesem Augenblicke — es war halb Zwölf Uhr — fiel ein Schuß in dem cour du commerce; der Ruf zu den Waffen! ertönt bald überall und der Aufstand wird proclamirt. Die Marseiller stellen sich an der Pforte der Cordeliers auf, bemächtigten sich der Kanonen, und werden durch zahlreiche Haufen verstärkt. Camille Desmoulins und Andere eilen hinweg, um Sturm läuten zu lassen; allein sie finden nicht denselben Eifer in den andern Sectionen, doch ge-

lingt es ihnen endlich denselben zu wecken. Die Sektionen vereinigen sich und ernennen Commissarien, welche im Stadthause die alte Munizipalitätsverwaltung absetzen und sich aller Gewalt bemächtigen sollen. Endlich läuft man zu den Glokken, bemächtigt sich ihrer mit Gewalt und das Sturmläuten beginnt. Der traurige Ton erschallt in der ganzen Ausdehnung der ungeheuern Hauptstadt; er pflanzt sich von Straße zu Straße, von Hause zu Hause fort; er ruft die Deputirten, die Magistratspersonen, die Bürger auf ihre Posten; endlich gelangt er zum Schlosse und verkündet das Herannahen der verhängnißvollen Nacht, der blutigen, unruhigen Schreckensnacht, welche die Letzte sein sollte, die der König in dem Palaste seiner Väter zubrachte!

Die Kundschafter des Hofes meldeten ihm, daß der entscheidende Augenblick nahe, und daß der Präsident der Cordeliers geäußert habe, es handle sich nicht mehr wie am 20. Juni, um einen bloßen patriotischen Spaziergang, sondern, wenn der 20. Juni nur die Drohung gewesen sei, so solle der 10. August der entscheidende Schlag sein. Auch zweifelte man nicht daran. Die königliche Familie hatte sich nicht zur Ruhe gelegt; sie begab sich nach dem Abendessen in den Saal des Staatsrathes, wo alle Minister und viele Staabs-Offiziere versammelt waren. Hier berieth man in Unordnung, wie die königliche Familie zu retten sei; denn, waren die Beschlüsse der National-Versammlung oder die falschen Maßregeln des Hofes selbst daran Schuld, die Widerstandmittel waren nur schwach und nichtig. Die von der National-Versammlung aufgelöst'te constitutionelle Garde, war von dem Könige nicht wieder ersetzt worden, welcher der alten lieber ihren Sold fortgeben als eine neue bilden wollte: und somit waren achtzehn hundert Mann weniger im Schlosse. Die Regimenter, welche während des letzten Föderationsfestes günstige Gesinnungen für den König an den Tag gelegt hatten, waren von der National-Versammlung auf die gewohnte Weise mittelst Decrets aus Paris entfernt worden. Die Schweizer hatte man ihrer Capitulation wegen nicht wegweisen können; allein es war ihnen ihre Artillerie genommen worden, und der Hof hatte, da er einen Au-

genblick entschlossen war in die Normandie zu fliehen, eines dieser getreuen Bataillone unter dem Vorwande dahin geschickt, daß es über die Getraidezufuhr wachen solle. Dieses Bataillon war noch nicht zurückgerufen worden. Nur einige Schweizer aus der Caserne von Courbevoie waren auf Pétion's Erlaubniß hereingelassen worden, doch belief sich ihre Zahl auf höchstens acht bis neun hundert Mann. Die Gensd'armerie war, wie wir wissen, aus den ehemaligen französischen Gardisten, den Urhebern des 14. Juli, zusammengesetzt worden. Die Nationalgarde endlich hatte weder dieselben Anführer, noch dieselbe Organisation und Ergebenheit wie am 6. October 1789; auch war, wie schon erwähnt, der Generalstaab derselben erneuert worden. Viele Bürger waren des Dienstes überdrüssig, und diejenigen, die ihren Posten noch nicht verlassen hatten, fürchteten die Wuth des Pöbels. So bestand die Nationalgarde wie alle übrigen Staatskörperschaften, aus einer ganz neuen revolutionairen Generation, welche sich wie ganz Frankreich in zwei Partheien, Constitutionelle und Republikaner theilte. Dem Könige ergeben war nur das ganze Bataillon der Filles-Saint-Thomas, und ein Theil des der Petits-Pères; alle Andern waren entweder gleichgiltig oder feindlich gesinnt, und unter den letztern vornämlich die Canoniere, auf welche das Meiste ankam, entschiedene Republikaner. Die Beschwerden, welche der Artilleriedienst mit sich bringt, konnten freilich wenig Einladendes für die reichen Bürger haben; und so waren die Kanonen in dem Besitze der Schlosser und Schmiede, welche als zu den untersten Classen gehörig, natürlich auch deren Gesinnungen theilten. Dem Könige bleiben demnach nur acht bis neun hundert Schweizer und etwas mehr als Ein Bataillon der Nationalgarde.

Man wird sich erinnern, daß seit Lafayette's Rücktritt, der Befehl der Nationalgarde unter den sechs Legionschefs abwechselte. An diesem Tage commandirte sie Mandat, ein alter Militair, der zwar wegen seiner constitutionellen Gesinnungen bei Hofe nicht gern gesehen wurde, jedoch durch seine Festigkeit, seine Einsicht und seine Diensttreue ihm das größte Zutrauen einflößte. In aller Eile hatte derselbe in sei-

ner Eigenschaft als Generalcommandant die einzig möglichen Vertheidigungsanstalten getroffen.

Da der Boden der großen Gallerie, welcher den Louvre mit den Tuilerien verbindet, bereits in einer gewissen Ausdehnung durchbrochen war, um den Eindringenden den Zutritt zu wehren, so bekümmerte sich Mandat nicht um die Vertheidigung dieses Flügels des Palastes, sondern richtete sein ganzes Augenmerk auf die Seite der Höfe und des Gartens. Trotz des Generalmarsches hatten sich doch nur wenig Nationalgardisten gesammelt; die Bataillone wurden nicht vollzählig, und die Eifrigsten begaben sich einzeln auf das Schloß, wo Mandat sie ordnete und zugleich mit den Schweizern in die Höfe, den Garten und die Zimmer vertheilte. Er hatte eine Kanone in dem Hofe der Schweizer, drei in dem mittelsten und drei in den Prinzenhofe aufstellen lassen. Leider aber waren diese Geschütze Kanonieren der Nationalgarde anvertraut, und der Feind befand sich demnach selbst in dem Platze. Jedoch die Schweizer, voll Muth und Treue beobachteten sie scharf und waren bereit bei der ersten Bewegung sich der Geschütze zu bemächtigen, und die Kanoniere selbst aus dem Bezirke des Schlosses zu vertreiben. Auch hatte Mandat mehrere Vorposten der Gensd'armerie an die Colonnade des Louvre und an das Stadthaus aufgestellt; allein diese Gensd'armerie war, wie wir gesehen, aus den ehemaligen französischen Gardisten zusammengesetzt.

Zu diesen Vertheidigern des Schlosses kam noch ein Haufe alter Diener, welche ihr Alter oder ihre Mäßigung an der Auswanderung verhindert hatte, und welche im Augenblicke der Gefahr herbeieilten, die Einen, um Verzeihung zu erhalten, daß sie nicht nach Coblenz gegangen waren, die Andern, um edelmüthig an der Seite ihres Fürsten zu sterben. Sie hatten sich in der Schnelligkeit mit allen Arten von Waffen versehen, deren sie nur im Schlosse hatten habhaft werden können; sie trugen alte Säbel und Pistolen, die sie mit Taschentüchern an den Gurt gebunden hatten; einige hatten sogar die Schaufeln und Zangen aus den Kaminen genommen, und die Spöttereien hierüber bleiben auch in diesem trüben Momente nicht

aus, in welchem der Hof doch endlich hätte ernsthaft sein sollen. Diese Menge unnützer Leute, weit entfernt wesentliche Dienste zu leisten, stand der Nationalgarde nur im Wege, welche ihr mißtraute, und vermehrte noch die bereits herrschende Verwirrung.

Alle Mitglieder der Gemeindeverwaltung hatten sich auf das Schloß begeben; auch der tugendhafte Herzog von Larochefoucauld, und der Gemeindeanwalt Röderer waren da, und Pétion, nach dem man geschickt hatte, erschien mit zwei Munizipaloffizieren. Man forderte Pétion auf, den Befehl zu unterzeichnen Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und er that es um nicht als Mitschuldiger der Aufrührer zu erscheinen. Man hatte sich gefreut ihn im Schlosse zu haben, und in ihm eine dem Volke theure Geißel zu besitzen. Die National-Versammlung, von dieser Absicht unterrichtet, rief ihn durch ein Decret vor ihre Schranken; der König, welchem man den Rath gab ihn zurückzuhalten, wollte dis nicht, und so verlies er ungehindert die Tuilerien.

Da der Befehl, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, einmal gegeben war, so gaben die verschiedenartigsten Anschläge und bei dieser Aufregung mehr als ein unsinniger Plan zum Vorschein, wie man sich seiner bedienen solle. Einer derselben war vorzüglich kühn und hätte wahrscheinlich gelingen können: nach demselben sollte man gegen die Aufrührer, welche noch nicht zahlreich versammelt waren und mit den Marseillern höchstens eine Masse von einigen Tausend Mann bildeten, die Offensive ergreifen und sie zerstreuen. In der That war in diesem Augenblicke die Vorstadt Saint-Marceau noch nicht beisammen; Santerre zögerte noch in der Vorstadt Saint-Antoine; Danton allein und die Marseiller hatten gewagt sich bei den Cordeliers zu versammeln und erwarteten an der St. Michaelsbrücke mit Ungeduld die andern Stürmenden.

Ein kräftiger Ausfall hätte sie zerstreuen können, und in diesem Augenblicke des Zögers konnte sicher durch eine Schreckensbewegung der ganze Aufstand aus einander gejagt werden. Mandat aber gab einen andern sicherern und gesetzlicheren

Plan an; nach seiner Meinung sollte man den Aufbruch der Vorstädte abwarten, und sie dann alsbald an zwei entscheidenden Punkten überfallen, und zwar die Einen an dem Platze vor dem Stadthause, sobald sie durch die Arcade St. Jean hervordrängen, die Andern aber am Louvre, wenn sie längs des Tuilerien-Kais über den Pont Neuf heraufziehen würden. Zu diesem Zwecke hatte er der an der Colonnade aufgestellten Gensd'armerie den Befehl ertheilt, die Aufrüher ruhig vorbeiziehen zu lassen, und sie dann im Rücken anzugreifen, während die auf dem Carousel-Platz aufgestellte Gensd'armerie sich durch die Durchgänge des Louvre auf sie von vorn stürzen würde. An dem Erfolge dieser Maßregeln ließ sich beinahe nicht zweifeln, und bereits hatten die Commandanten der verschiedenen Posten, und namentlich der des Stadthauses von Mandat die nöthigen Befehle erhalten. Wie man weiß, hatte sich auf dem Stadthause ein ganz neuer Munizipalitätsrath gebildet, denn nur Danton und Manuel waren aus dem alten zurückgeblieben. Mandat's Tagesbefehl ward diesem Aufruhrs-Munizipalitätsrathe vorgezeigt: auf der Stelle fordert er den Commandanten auf vor ihm zu erscheinen, und diese Aufforderung wird ins Schloß gebracht, wo man die neue Zusammensetzung des Rathes noch nicht kannte. Mandat zögert; allein seine Umgebungen so wie die Mitglieder der Departementsverwaltung selbst, welche ebenfalls von dem Geschehenen nicht unterrichtet und der Meinung waren, daß man das Gesetz durch die Weigerung zu erscheinen noch nicht verletzen solle, reden ihm zu, derselben Folge zu leisten. Mandat entschließt sich endlich, übergiebt seinem Sohne, der mit ihm im Schlosse war, den von Pétion unterzeichneten Befehl Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und begiebt sich um 4 Uhr des Morgens auf das Stadthaus. Bei seiner Ankunft ist er erstaunt eine neue Behörde zu finden. Alles drängt sich um ihn, und bestürmt ihn mit Fragen über seinen Tagesbefehl, und der Präsident entläßt ihn mit einer Unheil weissagenden Bewegung, welche schnell zum Todesurtheil wurde; denn kaum hatte der Unglückliche den Saal verlassen, als man ihn auch ergreift und mit einem Pistolenschusse niederstreckt. Mit

emsiger Hast durchwühlt man seine Kleider und sucht vergebens nach dem Befehle, der in seines Sohnes Händen war; endlich ward sein Leichnam in den Fluß geworfen, wohin ihm bald so viele andere folgen sollten.

Diese blutige That lähmte gänzlich die Kräfte des Hofes, zerstörte alle Einheit und verhinderte die Ausführung des entworfenen Vertheidigungsplanes. Indes war noch nicht Alles verloren; auch hatte der Aufstand sich noch nicht völlig ausgebildet. Lange Zeit hatten die Marseiller vergebens die Ankunft der Vorstadt Saint-Antoine abgewartet und einen Augenblick schon den Tag für verloren gegeben; allein Westerman setzte Santerre den Degen auf die Brust und nöthigte ihn aufzubrechen. Nach und nach rückten denn endlich sämmtliche Vorstädte, die Einen durch die Straße Saint-Honoré, die Andern über den Pont-Neuf, über den Pont-Royal und durch die Durchgangsbogen des Louvre vor. An der Spitze marschirten die Marseiller mit den Bretagnischen Verbundenen und richteten ihr Geschütz auf das Schloß. An die große Menge der Insurgenten, welche sich mit jedem Augenblicke vergrößerte, schlossen sich noch die Schaaren der Neugierigen an, so daß der Feind noch zahlreicher erschien als er wirklich war. Während man so auf das Schloß vorrückte, eilte Santerre auf das Stadthaus um sich zum Generalcommandanten der Nationalgarde ernennen zu lassen, Westermann aber blieb auf dem Kampfplatze, um den Sturm zu leiten. Ueberall herrschte die größte Unordnung, so daß Pétion vergeblich auf die Wache wartete, die ihn der Verabredung gemäß durch einen scheinbaren Zwang vor Verantwortlichkeit schützen sollte. Er schickte deshalb selbst auf das Stadthaus, und endlich stellte man einige hundert Mann vor seiner Thüre auf, damit er als Gefangener betrachtet werden könne.

Das Schloß war in diesem Augenblicke förmlich belagert. Die Stürmenden waren auf dem Platze, und bei Tagesanbruch sah man sie durch die alten Thore der Höfe hindurch; man erkannte sie von den Fenstern aus und konnte ihre gegen das Schloß gerichtete Artillerie unterscheiden; man hörte

ihr wildes Geschrei und ihre drohenden Gesänge. Der Plan, sie zuerst anzugreifen, kam auf einen Augenblick wieder zur Sprache; allein bei der Nachricht von Mandat's Tode waren die Minister und die Departementsverwaltung der Meinung, man solle den Angriff abwarten, und sich so nur die gesetzliche Nothwehr erlauben.

Röderer ging durch die Reihen der Garnison und verlas den Schweizern und den Nationalgardisten die gesetzliche Proclamation, welche ihnen verbot anzugreifen, aber erlaubte Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Man forderte den König auf, die treuen Diener, welche sich zu seiner Vertheidigung gerüstet hätten, selbst zu mustern. Dieser unglückliche Fürst war die ganze Nacht hindurch von den widersprechendsten Rathschlägen bestürmt worden und hatte in den wenigen ruhigen Augenblicken den Himmel um Schutz für seine Gemahlin, seine Kinder und seine Schwester, für welche er allein besorgt war, gebeten. „Sire, sagte zu ihm die Königin mit Kraft, jetzt ist der Augenblick gekommen, wo Sie sich zeigen müssen." Man versichert sogar, sie habe bei diesen Worten ein Pistol aus dem Gurte des alten Affry genommen und es mit Lebhaftigkeit dem Könige dargeboten. Ihre Augen waren roth geweint, allein auf ihrer Stirn ruhte die Hoheit und ihre Nase war von Zorn und Stolz aufgeschwollen. Der König fürchtete nichts für seine Person, er blieb selbst in der größten Gefahr kaltblütig; allein er war für seine Familie besorgt, und der Schmerz, sie in solcher Gefahr zu sehen, hatte seine Gesichtszüge verändert. Nichts destoweniger trat er mit Festigkeit auf. Er trug ein violettes Kleid und einen Degen, sein Haar, welches seit dem vorigen Tage nicht gemacht worden war, befand sich halb in Unordnung. Als er auf dem Balkon erschien, bemerkte er ohne zu erschrecken das zahlreiche, auf das Schloß gerichtete Geschütz. Bei seinem Anblicke regte sich noch Etwas von der früheren Begeisterung; die Grenadiere erhoben zugleich ihre Mützen auf den Spitzen der Säbel und der Bajonnette und der alte Ruf: „Es lebe der König!" begrüßte ihn zum letzten Male vor dem Schlosse seiner Väter. Der letzte Rest von Muth flammte auf, das gepreßte Herz der

Belagerten schlug wieder freier und noch einen Augenblick lang fühlte man Hoffnung und Vertrauen. Da kamen neue Bataillone der Nationalgarde an, welche sich später versammelt hatten, und die nach dem frühern Befehle Mandat's hier erschienen. Bei ihrem Eintreffen rief man gerade: „Es lebe der König!" Der Eine Theil derselben schloß sich an die Rufenden an, der Andere aber, welcher nicht derselben Gesinnung war, glaubte sich in Gefahr; plötzlich kamen ihnen die frühern Volksgerüchte in den Sinn; sie wähnten in den Händen der Ritter vom Dolche zu sein, und mit dem lauten Geschrei, daß sie der schurkische Mandat verrathen habe, brachten sie Alles in Unordnung. Die Kanoniere wurden durch dieses Beispiel angesteckt und richteten ihr Geschütz gegen die Schloßseite. Alsbald entspinnt sich ein Kampf zwischen ihnen und den treuen Bataillonen; die Kanoniere werden entwaffnet und einem Detaschement übergeben, und die Neuangekommenen an die Gartenseite gewiesen.

Der König verließ in diesem Augenblicke den Balkon und stieg die Treppe hinunter, um in den Höfen Musterung zu halten. Bei der Nachricht von seiner Ankunft begiebt sich Alles in Reih' und Glied; er geht mit ruhiger Haltung durch die Reihen und sieht Alle mit herzzerschneidenden Blicken an. Er wendet sich an die Soldaten, er sagt ihnen mit fester Stimme, daß er von ihrer Ergebenheit gerührt sei, und an ihrer Seite fechten werde, und daß sie, wenn sie ihn vertheidigten, auch ihre Weiber und Kinder schützten. Hierauf begiebt er sich in den Vorplatz um in den Garten zu gelangen; aber in demselben Augenblicke schreit eines der neuangekommenen Bataillone: Nieder mit dem Veto! Zwei Offiziere, die ihm zur Seite gehen, wollen ihn von der Heerschau im Garten abhalten; andere bitten ihn den Posten an der Drehbrücke in Augenschein zu nehmen; voll Muth entschließt er sich hierzu. Allein er muß in ihrer ganzen Länge an der mit Menschen überfüllten Terrasse der Feuillants vorübergehen. Auf diesem Wege trennt ihn nur ein dreifarbiges Band von der wüthenden Menge; demohngeachtet geht er unter allen Arten von Schimpfreden und Beleidigungen vorwärts; ganze Bataillone verlassen sogar un-

ter seinen Augen den Garten, um sich auf dem Carrousselplatze mit den Stürmenden zu vereinigen. Dieser Abfall so wie der der Kanoniere, und das Geschrei: Nieder mit dem Veto! hatten dem Könige alle Hoffnung benommen. In demselben Augenblicke hatten sich die an der Colonnade des Louvre und sonst aufgestellten Gensd'armen entweder zerstreut oder mit dem Volke vereinigt. Die Nationalgarde ihrerseits, welche die Zimmer besetzt hielt, und auf welche man am meisten rechnen zu können glaubte, sah mit einigem Mißvergnügen die Edelleute in ihren Reihen, weil sie ihnen nicht recht traute. Die Königin redete ihnen zu. „Grenadiere, rief sie und zeigte auf die Edelleute, dis sind Eure Waffengefährten, die an Eurer Seite sterben wollen." Demohngeachtet, trotz dieses anscheinenden Muthes, herrschte Verzweiflung in ihrer Seele. Diese Musterung hatte Alles verdorben, und sie klagte, der König habe nicht die hinreichende Energie bewiesen. Dieser unglückliche Fürst, ich wiederhole es, fürchtete durchaus nichts für sich; er hatte selbst die Brustbedeckung, welche er am 14. Juli trug, mit den Worten zurückgewiesen: an einem Schlachttage müsse er so entblößt wie der letzte seiner Diener gehn. Er war daher nichts weniger als feig, auch zeigte er später einen edlen und erhabenen Muth, allein es fehlte ihm die Kühnheit des Angreifers und die wahre Consequenz; so scheute er zum Beispiel das Blutvergießen nicht, als er zu dem Einrücken der Fremden seine Zustimmung gab. Gewiß ist es, wie man es auch oft behauptet hat, daß, wenn er sich zu Pferde gesetzt und an der Spitze der Seinigen einen Angriff gemacht hätte, der Aufstand zerstreut worden wäre.

Als die Mitglieder der Departementsverwaltung die allgemeine Verwirrung im Schlosse sahen, und an einem glücklichen Ausgang des Widerstandes verzweifelten, so riethen sie dem Könige, sich in die Versammlung zu begeben. Dieser Rath, der wie alle, welche den Königen gegeben werden, ohne einen glücklichen Erfolg zu haben, so oft getadelt worden ist, war doch in diesem Augenblicke der einzig Passende. Durch einen solchen Rückzug wurde allem Blutvergießen vorgebeugt, und die königliche Familie entging dem Tode, der, wenn das Schloß mit Sturm genommen wurde, fast unvermeidlich war. Bei dem Stande der Dinge aber konnte der Erfolg eines Sturmes nicht zweifelhaft

sein, und wäre dis auch der Fall gewesen, so war doch dieser Zweifel schon eine hinreichende Ursache, um Alles zu thun, sich demselben zu entziehn.

Die Königin widersetzte sich mit Lebhaftigkeit diesem Plane. — „Madame, sagte Röderer zu ihr, Sie setzen das Leben Ihres Gatten und das Ihrer Kinder in Gefahr: bedenken Sie, welche Verantwortlichkeit Sie auf sich laden." — Der Streit wurde sehr lebhaft; endlich beschloß der König sich in die Versammlung zu begeben, und voll Resignation sprach er zu seiner Familie und seinen Umgebungen: Gehen wir. — „Mein Herr, sagte die Königin zu Röderer, bürgen Sie für das Leben des Königs und meiner Kinder?" — Madame, entgegnete der Gemeindeanwalt, ich verspreche an ihrer Seite zu sterben, aber nichts weiter!"

Endlich brach man auf, um sich durch den Garten, die Terrasse der Feuillants und den Hof der Reitbahn in die Versammlung zu begeben. Alle Edelleute und Hofdiener stürzten dem Könige nach, der hierdurch gefährdet wurde, denn ihre Gegenwart konnte das Volk erbittern und die Versammlung verstimmen. Lange bemühte sich Röderer vergebens sie zurückzuhalten, er stellte ihnen wiederholt auf das Nachdrücklichste vor, daß ihretwegen der König ermordet werden würde. Endlich gelang es ihm einen großen Theil derselben zu entfernen und nun machte man sich auf den Weg. Eine Abtheilung Schweizer und Nationalgarden begleiteten die königliche Familie, und eine Deputation der Versammlung nahm sie in ihrer Mitte, um sie in den Schoos derselben zu geleiten. In diesem Augenblicke war der Andrang so groß, daß man nicht hindurch konnte. Da hob ein riesiger Grenadier den Dauphin empor und trug ihn auf dem Kopfe durch die Menge. Bei diesem Anblicke glaubte die Königin, man nehme ihr ihren Sohn und stieß einen Schrei aus; allein man beruhigte sie, der Grenadier gelangte glücklich an und setzte den Kronprinzen auf die Tafel der National-Versammlung. Endlich traf der König mit seiner Familie von zwei Ministern begleitet ein. — „Ich komme, sagte Ludwig XVI., um ein großes Verbrechen zu verhindern, und ich glaube, meine

Herren, daß ich nirgends sicherer als in Ihrer Mitte sein kann." Vergniaud hatte den Vorsitz; er antwortete, daß der König auf die Festigkeit der National-Versammlung rechnen könne und daß ihre Mitglieder geschworen hätten, für die Vertheidigung der constituirten Gewalten zu sterben. — Der König setzte sich an die Seite des Präsidenten; allein auf Chabot's Bemerkung, daß seine Anwesenheit die Freiheit der Berathungen beeinträchtigen könne, wies man ihm seinen Platz in der Loge des Nachschreibers an, doch riß man das eiserne Gitter derselben herunter, damit er, wenn das Volk in die Loge dränge, mit seiner Familie ungehindert in den Saal gelangen könne. Der König legte selbst mit Hand an; das Gitter fiel und die Schimpfreden und Drohungen konnten nun desto ungehinderter in den letzten Zufluchtsort des entthronten Monarchen dringen.

Röderer erstattet hierauf Bericht von dem Vorgefallenen; er schildert die Wuth der Menge und die Gefahr des Schlosses, in dessen Höfe bereits die Stürmenden gedrungen waren. Die National-Versammlung ordnet zwanzig ihrer Mitglieder zur Beruhigung des Volkes ab; sie machen sich auf den Weg. Auf einmal hört man Kanonen donnern; Alles geräth in die äußerste Bestürzung. — „Ich benachrichtige Sie, sagte der König, daß ich den Schweizern verboten habe, zu schießen." Doch abermals donnern die Kanonen, dazu vernimmt man Kleingewehrfeuer; die Bestürzung erreicht den höchsten Grad, und bald auch kommt die Nachricht, daß die abgeschickten Deputirten zerstreut worden sind. In selbigem Augenblicke stürmt man gegen die Thüre des Saales mit furchtbaren Schlägen, und Bewaffnete zeigen sich an dem einen Eingange. — Man bringt ein! ruft ein Munizipaloffizier. Der Präsident bedeckt sich; viele Deputirte springen von ihren Sitzen auf, um die Stürmenden abzuhalten; endlich läßt der Andrang nach, und unter dem ununterbrochenen Donner der Kanonen und des Kleingewehrfeuers rufen die Deputirten: Es lebe die Nation, die Freiheit, die Gleichheit!

Das mörderischste Gefecht hatte sich im Schlosse entsponnen. Da der König es verlassen hatte, so war man natür-

lich der Meinung gewesen, das Volk werde keinen weitern Ingrimm gegen ein verlassenes Haus tragen; überdis hatte man auch wegen der großen Verwirrung die nöthigen Anstalten nicht getroffen und keinen Befehl zu seiner Räumung gegeben. Man ließ blos alle die Truppen, welche in den Höfen standen, in das Innere des Schlosses ein, wo sie nun im bunten Gedränge mit den Bedienten, Edelleuten und Offizieren die Zimmer füllten. Das Gedränge war aber so ungeheuer, daß sie trotz des großen Umfanges des Schlosses sich kaum zu rühren vermochten.

Das Volk, welches vielleicht von dem Weggehen des Königs nichts wußte, wartete ziemlich lange vor dem Haupteingange; endlich braucht es Gewalt, schlägt das Thor mit Aexten ein und stürzt sich in den königlichen Hof. Hier stellt es sich in Schlachtordnung und richtet die Geschütze, die man unvorsichtiger Weise nach dem Rückzuge der Truppen in dem Hofe zurückgelassen hatte, gegen das Schloß. Jedoch greift es noch nicht an, vielmehr macht es den Soldaten, welche an den Fenstern stehen, Freundschaftszeichen. „Ueberliefert uns das Schloß, rufen sie, und wir sind Freunde!" Die Schweizer legen ihrerseits auch friedliche Gesinnungen an den Tag und werfen Patronen aus den Fenstern. Einige der Kühneren des Volkes treten aus der Reihe heraus und dringen bis in den Vorplatz. Am Fuße der großen Treppe hatte man einen Holzblock als Barricade aufgerichtet, hinter welchem sich Schweizer und Nationalgarden im bunten Gemisch verschanzt hatten; allein diejenigen, welche einmal bis hierher gekommen waren, wollten nun auch weiter vordringen und den Schlagbaum aufheben. Nach einem ziemlich langen Streite, welcher gleichwohl noch nicht zu Thätlichkeiten führte, wird endlich der Weg frei gemacht, und die Stürmenden stürzen sich auf die Treppe mit dem wiederholten Rufe, daß man ihnen das Schloß ausliefern solle. In diesem Augenblicke, — so versichert man, — ergriffen Pikenmänner, welche im Hofe geblieben waren, die außen aufgestellten Schweizerposten mit Haken und ermordeten sie; ein Flintenschuß fällt gegen die Fenster und die hierüber erbitterten Schweizer erwidern das Feuer. In der That donnerte auf einmal eine furchtbare Salve durch das Schloß und die Eingedrungenen flohen schreiend über Verrath. Es läßt sich bei dieser Verwirrung schwer be-

stimmen, von welcher Seite der erste Schuß fiel. Die Stürmenden haben behauptet, friedlich vorgerückt zu sein, sobald sie aber im Schlosse gewesen wären, habe man plötzlich verrätherischer Weise auf sie geschossen; doch ist dis wenig wahrscheinlich, denn die Schweizer konnten ihrer Lage nach nicht füglich offensiv zu Werke gehn. Seit dem Weggange des Königs nicht mehr verpflichtet, sich zu schlagen, durften sie nur auf ihre Rettung bedacht sein, und hierzu war Verrath nicht das passende Mittel. Ueberdis, wenn denn der erste Angriff den moralischen Charakter dieser Auftritte bestimmen soll, so muß man zugeben, daß der erste und eigentliche Angriff, das heißt das Eindringen in das Schloß, von den Insurgenten ausging. Alles Uebrige war nur blos ein unvermeidliches Ereigniß, wofür nur der Zufall verantwortlich gemacht werden kann. Dem sei nun, wie ihm wolle, diejenigen, welche durch den Vorplatz auf die große Treppe vorgedrungen waren, hören auf einmal das Feuern, und fliehen so schnell als möglich, erhalten aber noch auf der Treppe selbst einen Hagel von Kugeln. Die Schweizer begeben sich nun in guter Ordnung die Treppe hinab, und rückten über den Vorplatz in den königlichen Hof vor. Hier bemächtigen sie sich einer der dort aufgestellten Kanonen, und richten sie trotz dem daß sie einem furchtbaren Feuer ausgesetzt sind, gegen die Marseiller, von denen eine große Anzahl niedergestreckt wird. Die Marseiller weichen zurück und verlassen unter fortwährendem Feuer den Hof. Da ergreift Schrecken das Volk und von allen Seiten flieht es in die Vorstädte zurück. Hätten die Schweizer in diesem Augenblicke ihren Vortheil verfolgt und die im Louvre aufgestellten Gensd'armes, anstatt ihren Posten zu verlassen, die fliehenden Aufrührer angegriffen, so wäre der Sieg dem Schlosse geblieben.

Allein in diesem Augenblicke, gerade als die Schweizer die Stürmenden zurückgeschlagen hatten, erscheint Herr von Hervilly auf dem Vorplatze mit dem Befehle des Königs, nicht zu feuern. Er hält sie auf und befiehlt ihnen im Namen des Königs, ihm in die National-Versammlung zu folgen, und wirklich folgen ihm auch die Schweizer in großer Anzahl mitten unter dem mörderischesten Feuer zu den Feuillants. So verlor das Schloß den größern Theil seiner Vertheidiger, je-

aus, in welchem der Hof doch endlich hätte ernsthaft sein sollen. Diese Menge unnützer Leute, weit entfernt wesentliche Dienste zu leisten, stand der Nationalgarde nur im Wege, welche ihr mißtraute, und vermehrte noch die bereits herrschende Verwirrung.

Alle Mitglieder der Gemeindeverwaltung hatten sich auf das Schloß begeben; auch der tugendhafte Herzog von Larochefoucauld, und der Gemeindeanwalt Röderer waren da, und Pétion, nach dem man geschickt hatte, erschien mit zwei Munizipaloffizieren. Man forderte Pétion auf, den Befehl zu unterzeichnen Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und er that es um nicht als Mitschuldiger der Aufrührer zu erscheinen. Man hatte sich gefreut ihn im Schlosse zu haben, und in ihm eine dem Volke theure Geißel zu besitzen. Die National-Versammlung, von dieser Absicht unterrichtet, rief ihn durch ein Decret vor ihre Schranken; der König, welchem man den Rath gab ihn zurückzuhalten, wollte dis nicht, und so verlies er ungehindert die Tuilerien.

Da der Befehl, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, einmal gegeben war, so gaben die verschiedenartigsten Anschläge und bei dieser Aufregung mehr als ein unsinniger Plan zum Vorschein, wie man sich seiner bedienen solle. Einer derselben war vorzüglich kühn und hätte wahrscheinlich gelingen können: nach demselben sollte man gegen die Aufrührer, welche noch nicht zahlreich versammelt waren und mit den Marseillern höchstens eine Masse von einigen Tausend Mann bildeten, die Offensive ergreifen und sie zerstreuen. In der That war in diesem Augenblicke die Vorstadt Saint-Marceau noch nicht beisammen; Santerre zögerte noch in der Vorstadt Saint-Antoine; Danton allein und die Marseiller hatten gewagt sich bei den Cordeliers zu versammeln und erwarteten an der St. Michaelsbrücke mit Ungeduld die andern Stürmenden.

Ein kräftiger Ausfall hätte sie zerstreuen können, und in diesem Augenblicke des Zögers konnte sicher durch eine Schreckensbewegung der ganze Aufstand aus einander gejagt werden. Mandat aber gab einen andern sicherern und gesetzlicheren

Plan an; nach seiner Meinung sollte man den Aufbruch der Vorstädte abwarten, und sie dann alsbald an zwei entscheidenden Punkten überfallen, und zwar die Einen an dem Platze vor dem Stadthause, sobald sie durch die Arcade St. Jean hervordrängen, die Andern aber am Louvre, wenn sie längs des Tuilerien-Kais über den Pont Neuf heraufziehen würden. Zu diesem Zwecke hatte er der an der Colonnade aufgestellten Gensd'armerie den Befehl ertheilt, die Aufrühr ruhig vorbeiziehen zu lassen, und sie dann im Rücken anzugreifen, während die auf dem Carousel-Platz aufgestellte Gensd'armerie sich durch die Durchgänge des Louvre auf sie von vorn stürzen würde. An dem Erfolge dieser Maßregeln ließ sich beinahe nicht zweifeln, und bereits hatten die Commandanten der verschiedenen Posten, und namentlich der des Stadthauses von Mandat die nöthigen Befehle erhalten. Wie man weiß, hatte sich auf dem Stadthause ein ganz neuer Munizipalitätsrath gebildet, denn nur Danton und Manuel waren aus dem alten zurückgeblieben. Mandat's Tagesbefehl ward diesem Aufruhrs-Munizipalitätsrathe vorgezeigt: auf der Stelle fordert er den Commandanten auf vor ihm zu erscheinen, und diese Aufforderung wird ins Schloß gebracht, wo man die neue Zusammensetzung des Rathes noch nicht kannte. Mandat zögert; allein seine Umgebungen so wie die Mitglieder der Departementsverwaltung selbst, welche ebenfalls von dem Geschehenen nicht unterrichtet und der Meinung waren, daß man das Gesetz durch die Weigerung zu erscheinen noch nicht verletzen solle, reden ihm zu, derselben Folge zu leisten. Mandat entschließt sich endlich, übergiebt seinem Sohne, der mit ihm im Schlosse war, den von Pétion unterzeichneten Befehl Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und begiebt sich um 4 Uhr des Morgens auf das Stadthaus. Bei seiner Ankunft ist er erstaunt eine neue Behörde zu finden. Alles drängt sich um ihn, und bestürmt ihn mit Fragen über seinen Tagesbefehl, und der Präsident entläßt ihn mit einer Unheil weissagenden Bewegung, welche schnell zum Todesurtheil wurde; denn kaum hatte der Unglückliche den Saal verlassen, als man ihn auch ergreift und mit einem Pistolenschusse niederstreckt. Mit

# Zusätze und Beweisstellen zum ersten Theile. *)

## Note 1. zu Seite 34.

„Gern überlasse ich mich dem süßen Vergnügen, den Eindruck zu beschreiben, den diese erhabene und rührende Feierlichkeit auf mich machte; ich will die nämlichen Worte gebrauchen, welche ich damals, noch ganz voll von den ersten Gefühlen, niederschrieb.

„Der Adel trug schwarze Kleidung, Weste und Aufschläge von Goldstoff, seidene Mäntel, Halsbinden von Spitzen, Federhüte à la Henri V., die Geistlichkeit Leibröcke, große Mäntel und viereckige Mützen, die Bischöffe aber waren in ihrer violetten Kleidung und im Chorhemde; der dritte Stand ganz schwarz, trug seidene Mäntel und battistene Halsbinden. Der König befand sich auf einer reich verzierten Bühne; Monsieur, der Graf von Artois, die Prinzen, die Minister, die Großbeamten saßen um den König her; die Königin war dem Könige gegenüber, Madame, die Gräfin von Artois, die Prinzessinnen und die Hofdamen, alle im höchsten Putze und mit Steinen bedeckt, bildeten ein prächtiges Gefolge. Die Straßen waren mit den Tapeten der Krone behangen; die französische und die Schweizer-Leibwache bildeten eine doppelte Reihe von Notre-Dame bis zur Ludwigskirche; eine unzählige Menge Volkes sah unserem

*) Wir geben einen Theil dieser Zusätze und Beweisstellen, einige Abkürzungen abgerechnet, nach der Uebersetzung des Prof. Dr. Mohl, (Tübingen bei Osiander 1825.) die Actenstücke und Erläuterungen aber, womit diese fünfte Originalausgabe vermehrt worden ist, liefern wir, da manche derselben den deutschen Leser weniger berühren und dem Umfange nach zu bedeutend sind, nur im Auszuge, ohne jedoch etwas Wesentliches dabei zu übergehen.

Zuge in ehrerbietiger Stille zu; die Balcone waren mit kostbaren Stoffen behangen, die Fenster mit Zuschauern jedes Alters und Geschlechtes, mit schönen und reichgeschmückten Frauen besetzt: die verschiedenen Hüte, Federn, Kleidungen; die liebenswürdige Rührung die sich in jedem Gesichte aussprach; die Freude, die in jedem Auge glänzte; das Händeklatschen, die Zeichen der lebhaftesten Theilnahme, die Blicke, welche uns entgegen kamen, und welche uns folgten, als wir schon aus dem Gesichte waren — alles dis bildete ein herrliches, hinreißendes Gemälde, welches darzustellen ich mir vergebliche Mühe geben würde. In bestimmten Zwischenräumen waren Musik-Chöre aufgestellt, welche ihre melodischen Töne erklingen ließen; die militairischen Märsche, der Ton der Trommeln und Trompeten, der feierliche Gesang der Priester, den man von Zeit zu Zeit ohne Mißklang und Verwirrung vernehmen konnte, belebten diesen Triumpfzug zum Tempel des Höchsten. — — —

In der Kirche des heil. Ludwigs setzten sich die drei Stände auf Bänke, welche für sie in dem Schiffe aufgestellt waren. Der König und die Königin begaben sich unter einem Baldachin von violettem Sammt, der mit goldenen Lilien gestickt war dahin; die Prinzen, Prinzessinnen, Großbeamten der Krone und die Palastdamen füllten den für das königliche Paar bestimmten Raum. Die heilige Hostie wurde unter dem Klange der schönsten Musik auf den Altar gesetzt. Herr de la Fare, Bischof von Nancy hielt die Predigt: „Die Religion macht die Stärke der Reiche aus, sie bildet das Glück der Völker.“ Den folgenden Tag versammelten sich die Abgeordneten im Saale des Menus und auch hier war die National-Versammlung wieder ebenso Ehrfurcht erregend, das Schauspiel eben so glänzend, als Tags zuvor.“ (Denkwürdigkeiten des Marquis von Ferrière; Th. I. Seite 18. u. f.)

## Note 2. zu Seite 42.

Da mit diesem Rathschlage gleichsam die Revolution beginnt, so ist es von Interesse zu wissen, ob auch die Motiven desselben seine Nothwendigkeit beurkunden. Sieyes selbst sagt:

„Die Versammlung der Gemeinen sieht, daß der Adel, obwohl er anfänglich sich fügen zu wollen schien, doch eine Modification beabsichtigt, welche als eine positive Weigerung betrachtet werden muß.... Da ferner die vorhergehenden Berathungen des Adels nur sehr wenig Hoffnung zu einer Vereinigung geben, und sonach die Deputirten der Gemeinen wieder in ihre erste Stellung zurückgetreten sind, so darf der dritte Stand nicht länger müssig auf die privilegirten Klassen warten, ohne die Vorwürfe der Nation auf sich zu laden, welche jedenfalls von ihren Stellvertretern eine bessere Benutzung der Zeit verlangen kann ... Die Repräsentanten der Nation, zu welchem Stande sie auch gehören mögen, müssen sich unverzüglich in eine active National-Versammlung constituiren, welche den Zweck ihrer Sendung in's Auge faßt und zu erfüllen sucht. ... Die hundertfachen Versuche aber, die privilegirten Klassen zu den wahren Principien zurückzuführen, sind ganz vergebens gewesen ... So haben

den sie auch trotz der wiederholten Aufforderungen der so nothwendigen Prüfung der Vollmachten ihre Zustimmung nicht gegeben ... demohngeachtet, damit die Versammlung nichts unterlasse, was eine Vereinigung herbeiführen könne, soll eine nochmalige Aufforderung an die beiden Stände ergehn ..."

## Note 3. zu Seite 57.

Hierüber sprach Lally-Tolendal am 15. Juni 1789 in der Kammer des Adels:

„Man hat mehrern Mitgliedern der National-Versammlung die bittersten Vorwürfe gemacht, als sie mit eben so viel Schmerz als Mäßigung sich einige Zweifel über unsre sogenannte Constitution erlaubten ... Wir haben aber sicher noch kein Gesetz, welches die Generalstaaten als einen wesentlichen Theil der Souverainität feststelle, denn wir verlangen erst ein solches, und bis jetzt konnte ihnen ein Befehl des Staatsraths die Berathungen untersagen und ein Parlamentsbeschluß ihre Erlasse cassiren ... Wir haben kein Gesetz über die periodische Wiederkehr dieser Generalstaaten, denn wir verlangen ein solches, und seit 75 Jahren sind sie nicht einberufen worden ... Wir haben kein Gesetz, welches unsre persönliche Freiheit gegen Willkühr sicher stelle, denn wir verlangen ein solches, und den Beweis dazu liefert die Geschichte auf allen Seiten, ... man denke an die Geheimbriefe, an die Bastille ... Wir haben keine Preßfreiheit, wir verlangen sie erst, und bisher waren wir nur die Sclaven der einzelnen Großen, und was noch schlimmer ist, Sclaven der Stände und Innungen. ... Man befragte uns nicht wegen der Steuern, in den letzten zwei Jahrhunderten haben wir mehr als 400 Millionen bezahlt, ohne eine Einzige derselben bewilligt zu haben ... Die Minister waren nicht verantwortlich und haben nach Willkühr auf das Schrecklichste gehaus't ... Kurz, wir haben kein allgemeines, positives, geschriebenes Gesetz, keine festen Principien, keine Charte, welche alle Rechte und Gewalten feststelle. ... Wir haben auch nicht das Geringste, was einer Constitution ähnlich sehe. ..."

## Note 4. zu Seite 58.

Aus dem Berichte, welchen Clermont-Tonnerre am 27. Juli 1789 in der National-Versammlung über die in den Vollmachten ausgesprochenen Grundsätze und Wünsche abstattete, ergiebt sich, daß sämmtliche Vollmachten folgende Principien aufgestellt hatten: 1) Die französische Regierung ist eine monarchische Regierung. 2) Die Person des Königs ist heilig und unverletzlich. 3) Die Krone ist erblich im Mannsstamme. 4) Der König ist der Verwahrer der vollstreckenden Gewalt. 5) Die Diener der Gewalt sind verantwortlich. 6) Die Gesetze bedürfen der königlichen Sanction. 7) Die Nation verfaßt das Gesetz und der König sanctionirt es. 8) Die Anleihen und Abgaben bedürfen der Bewilligung der Nation. 9) Die Abgaben können nur von einer Einberufung der Generalstaaten bis zu der andern bewilligt werden. 10) Das Eigenthum muß heilig sein. 11) Die persönliche Freiheit desgl.

## Note 5. zu Seite 106.

Man wird in der Mitte des ersten Bandes, bei der Eröffnung der Geschäfte der gesetzgebenden National-Versammlung, ein Urtheil über die der Verfassung von 1791 zugeschriebenen Fehler finden, das uns richtig erscheint. Es bleibt uns nur übrig ein Wort über den Plan zu sagen, die englische Verfassung in Frankreich einzuführen. Diese Regierungsform ist ein Vergleich zwischen den drei Interessen, welche die Staaten der neueren Zeit spalten, dem Königthum, der Aristokratie, und der Volksherrschaft. Ein solcher Vergleich ist aber nur nach einer vorgängigen Erschöpfung der Kräfte möglich, das heißt, nach dem Kampfe, das heißt nach einer Umwälzung. Auch in England ist sie erst nach einem langen Kampfe, nach einer Volksherrschaft, und nach einer Gewaltanmaßung von einem Einzelnen eingeführt worden. Diesen Vergleich vor dem Kampfe schließen wollen, heißt Frieden vor dem Kriege machen wollen. Die englische Verfassung war somit in Frankreich erst nach der Revolution möglich. Der Krieg, das heißt die Staatsumwälzung mußte erst vor sich gehen.

## Note 6. zu Seite 108.

Wir sind weit entfernt, Mounier's Eigenwillen zu tadeln, denn nichts ist achtungswerther als die Ueberzeugung, allein die Thatsache ist merkwürdig genug, um sie zu beweisen. Folgendes ist ein Auszug aus seinem Berichte an seine Committenten.

„Mehrere Abgeordnete gaben sich Mühe, von mir die Aufopferung dieses Grundsatzes (der königlichen Genehmigung) zu erlangen, sie führten mich zu einem eifrigen Anhänger der Freiheit, welcher eine Verbindung zwischen ihnen und mir wünschte, damit die Freiheit weniger Hindernisse finde, und der bei den Verhandlungen gegenwärtig sein, aber nicht selbst Antheil daran nehmen wollte; um einen Versuch zu machen, sie von der Richtigkeit meiner Ansicht zu überzeugen, oder mir ihre Meinung einleuchtend zu machen, nahm ich die Zusammenkunft an. Man sprach viel und stark gegen die angeblichen Nachtheile, die es habe, wenn der König einen Gesetzes-Vorschlag unbedingt verwerfen könne, und man versicherte mich, daß ein Bürgerkrieg daraus entstehen werde, wenn die Versammlung ein solches Recht bewilligen würde. Diese Zusammenkünfte wurden zweimal erneut, hatten aber keinen Erfolg; sie wurden noch einmal bei einem wegen seiner Kenntnisse und seiner Tugenden berühmten Amerikaner erneut, der sowohl der Lehre als der Erfahrung nach die für die Erhaltung der Freiheit tauglichsten Einrichtungen kannte. Dieser Mann sprach sich günstig für meine Grundsätze aus. Als meine Gegner sich davon überzeugt hatten, daß alle ihre Bemühungen umsonst seien, um mich zur Aufgebung meiner Grundsätze zu bewegen, so erklärten sie endlich, daß sie wenig Gewicht auf die königliche Bestätigung legen, obgleich sie wenige Tage zuvor sie als eine Ursache zu einem Bürgerkriege dargestellt hatten; sie boten sich an, für das unbeschränkte Bestätigungsrecht des Königs so wie für zwei Kammern zu stimmen; allein unter der Bedingung, daß ich nicht das Recht des Königs, die Kammer

der Volksvertreter aufzulösen behaupten würde; daß ich für die erste Kammer nur ein aufschiebendes Veto in Anspruch nähme, daß ich mich einem Grundgesetze nicht widersetze, welchen der National-Convent zur Durchsicht und Abänderung der Verfassung entweder auf bestimmte Zeiten, oder auf Verlangen der volksvertretenden National-Versammlung, oder der Provinzen verordnen würde. Unter solchen National-Conventen verstanden sie Versammlungen, welche alle Rechte des Volkes haben, alle Staatsgewalt in sich vereinigen, und folglich durch ihr Vorhandensein schon die Gewalt des Königs und der gewöhnlichen gesetzgebenden Versammlung aufheben sollten, die nach freier Willkühr aber, über alle Arten von Autorität verfügen, nach ihrem Willen die Verfassung umstürzen, und die Zwingherrschaft, oder die Anarchie einführen könnten. Ich aber bezeugte mein Erstaunen darüber, daß man mich zu einem Vergleiche über das öffentliche Beste zu bewegen versuchen könne, wie, wenn wir die unbeschränkten Herren darüber gewesen wären; ich bemerkte, daß es schwer sein würde, würdige Mitglieder in die erste Wahlkammer zu bekommen, wenn ihr Veto nur aufschiebend sein sollte, weil dann jeder Bürger vorziehen würde, Mitglied der zweiten Kammer zu werden; und daß doch die Kammer, welche über die Staatsverbrechen zu richten habe, eine große Würde besitzen müsse, ihre Rechte also nicht kleiner sein dürften als die der zweiten Kammer.

---

Zur nähern Erläuterung der Seite 114 über Mirabeau's Stellung zu den Parteien überhaupt und zu dem Herzog von Orléans insbesondere, noch Folgendes:

Das Genauere über das Betragen Mirabeau's gegen die verschiedenen Parteien ist noch nicht bekannt, allein es wird es bald werden. Wir haben von denen, welche es bekannt machen werden, bestimmte Mittheilungen erhalten; wir haben mehrere wichtige Aktenstücke gesehen, namentlich seinen geheimen Vertrag mit dem Hofe, der in der Form eines politischen Glaubensbekenntnisses abgefaßt ist. Wir haben aber nicht die Erlaubniß, eines dieser Aktenstücke oder die Namen ihrer Besitzer anzuführen; wir können jetzt nur Behauptungen aufstellen, die aber in der Folge auf das vollständigste bewiesen werden, wenn alles bekannt gemacht sein wird. Das kann ich mit Aufrichtigkeit versichern, daß Mirabeau nie an den angeblichen Verschwörungen des Herzogs von Orléans Theil nahm. Mirabeau kam mit dem einzigen Plane nach Paris, die unbeschränkte Macht, unter der er gelitten hatte, zu bekämpfen, weil seine Vernunft und seine Gefühle sie ihm als gleich hassenswerth darstellten. Bei seiner Ankunft in Paris besuchte er einen damals bekannten Banquier, einen ausgezeichneten Mann, sehr häufig. Bei demselben unterhielt man sich viel von Staatskunst und Staatswirthschaft. Er erwarb sich hier viele Kenntnisse über diese Gegenstände, und verband sich mit der sogenannten verbannten Genfer Colonie, deren Haupt der nachmalige Finanzminister Clavière war. Er ging jedoch keine innige Freundschaft mit irgend Jemand ein. Er hatte in seinem Betragen viel

Vertraulichkeit, was von dem Gefühle seiner Ueberlegenheit herkam, das er oft bis zur Unvorsichtigkeit blicken ließ. Mit dieser Vertraulichkeit näherte er sich Jedem, und schien so mit Jedem enger verbunden. Daher kam es, daß man ihn oft für den Freund und Mitschuldigen von Manchem ansah, mit dem er auch nicht das mindeste gemeinschaftlich hatte. Wir haben behauptet, und wiederholen es hier: er war ohne Partei. Die Aristokratie konnte nicht an ihn denken, Mounier, Necker und die Ihrigen verstanden ihn nicht; nur der Herzog von Orléans, schien es, könne gemeinsame Sache mit ihm machen. Man hat es geglaubt, weil Mirabeau sehr vertraulich mit ihm umging, weil Beide einen großen Ehrgeiz hatten, der Herzog den eines Prinzen, Mirabeau den des Volksredners, und sie somit einen gemeinschaftlichen Verbindungsgrund zu haben schienen. Ebenso schien Mirabeau's Geldverlegenheit, und des Herzogs Reichthum ein weiterer Grund zu sein. Allein Mirabeau blieb arm bis zu seiner Verbindung mit dem Hofe. Damals beobachtete er alle Parteien, bemühte sich, ihre geheimen Absichten zu erfahren, allein er fühlte seine Wichtigkeit zu lebhaft, um sich mit einer derselben bestimmt einzulassen. Ein einziges Mal fing er eine Unterhandlung mit einem vermuthlichen Beauftragten des Herzogs von Orléans an. Er wurde von demselben zum Essen gebeten, allein das Tischgespräch war höchst unbedeutend und die Einladung blieb ohne allen Erfolg.

## Note 8. zu Seite 120.

Der Bericht des Grafen d'Estaing an die Königin ist ein merkwürdiges Aktenstück, das wegen der Ereignisse des 5. und 6. Oktobers alle Berücksichtigung verdient. Dieser wackere Seemann, voll Treue und Unabhängigkeit, hatte die Gewohnheit, seinem geliebten Fürstenso wie der Königin alle seine Gedanken frei zu sagen.

„Meine Pflicht und meine Treue fordern von mir, daß ich der Königin die Rechenschaft von einer Reise nach Paris zu Füßen lege. Ich muß Eurer Majestät gestehen, daß ich die ganze Nacht kein Auge geschlossen habe. Man hat mich in der guten Gesellschaft versichert, (und, gerechter Himmel, was soll daraus werden, wenn sich dis erst unter das Volk verbreitet,) daß man unter dem Adel und der Geistlichkeit Unterschriften sammelt. Die einen versichern, es geschehe mit Willen des Königs, andere glauben, er wisse nichts davon. Man versichert, ein Plan sei gemacht; der König werde durch die Champagne oder über Verdun fliehen oder entführt werden; er werde nach Metz gehen. Herr von Boujllé wird genannt, und von wem? von Herrn von Lafayette, der es mir bei Herrn Jauge ganz leise ins Ohr gesagt hat. Ich zitterte, es möchte es ein Bedienter hören; ich bemerkte ihm, daß ein Wort aus seinem Munde ein Signal zu Mord sein würde. Dieser Lafayette ist seiner Sache ganz sicher und bleibt kalt: er antwortete mir, in Metz würden die Vaterlandsfreunde eben so die Oberhand haben, als sonst wo; und daß es besser sei, wenn Einer statt Aller sterbe.

Herr von Breteuil, der mit seiner Abreise zögert, leitet den Plan. Man stapelt Geld auf, und verspricht anderthalb Millionen.

monatlich. Auch Graf Mercy wird unglücklicher Weise als Mitbandelnder genannt. Dis sagt man; wenn es sich erst unter das Volk verbreitet, so kann Niemand die Folgen berechnen; noch sagt man es sich nur ins Ohr. Vernünftige Leute schienen mir im tödtlichsten Schrecken über die Folgen; ich war beim spanischen Botschafter, und will der Königin nicht verhehlen, daß sich meine Furcht hier verdoppelte. Herr Fernand-Nunès hat mit mir über diese falschen Gerüchte gesprochen, über den Widerwillen, den man haben müsse, einen so unwahrscheinlichen Plan als wahr vorauszusetzen, der den schimpflichsten und unseligsten Bürgerkrieg nach sich ziehen müßte, der eine Trennung oder einen gänzlichen Umsturz der Monarchie veranlassen, dieselbe der Wuth der Eingebornen, dem Ehrgeize der Fremden überliefern, und das unvermeidliche Unglück der Personen machen würde, die Frankreich am theuersten sind. Nachdem wir von dem flüchtigen, verfolgten, von Allen verlassenen Hofe, von dem dann unvermeidlichen und schrecklichen Staatsbanquerott gesprochen hatten, so rief ich aus, daß es doch wenigstens kein anderes Unglück geben werde, als das, welches diese falschen Gerüchte verursachen würden, wenn es sich verbreiten sollte, da es ja doch ohne allen Grund sei. Bei diesen letzten Worten schlug der spanische Botschafter die Augen nieder. Ich drang in ihn; endlich gestand er mir, daß ein bedeutender und glaubwürdiger Mann ihn versichert habe, daß man ihm den Vorschlag gemacht habe, eine Verbindung zu unterzeichnen. Er wollte mir den Mann durchaus nicht nennen, allein zum Glücke verlangte er, entweder aus Unachtsamkeit, oder aus Liebe zur öffentlichen Sache, mein Ehrenwort, das ich hätte halten müssen, nicht. Ich habe nicht versprochen, Niemand etwas davon zu sagen. Dieser Umstand erweckte in mir die größte Furcht, die ich je gekannt habe. Allein nicht für mich fürchte ich. Ich bitte die Königin, in ihrer Weisheit zu überlegen, was ein falscher Schritt für Folgen haben würde; der erste kostet schon genug. Ich habe das gute Herz der Königin dem Loose einiger Schlachtopfer Thränen weihen sehen; nun wären es Ströme unnütz vergossenen Blutes, die man zu bedauern hätte. Eine bloße Unentschlossenheit kann unheilbares Uebel nach sich ziehen. Nur dadurch, daß man dem Strome entgegen geht, daß man ihm schmeichelt, kann man ihm zum Theile eine andere Richtung geben. Nichts ist verloren. Die Königin kann dem Könige sein Königreich erobern. Die Natur hat sie mit den Mitteln dazu reichlich ausgerüstet; sie allein sind möglich. Sie kann ihre erhabene Mutter nachahmen: wo nicht, so schweige ich. — Ich bitte Eure Majestät mir diese Woche Gehör zu verwilligen."

## Note 9. zu Seite 131.

Daß sich Lafayette niederlegte, hat man vor Allem getadelt; sein Schlummer ist der Gegenstand der häufigsten und bittersten Vorwürfe geworden. Lafayette blieb die ganze Nacht bis Morgens fünf Uhr auf dem Platze, vertheilte Streifwachen und sorgte für die Ruhe und Sicherheit; und was sehr für seine Anstalten spricht, ist, daß nicht ein einziger der ihm zur Bewachung übertragenen Posten angegriffen

wurde. Alles schien ruhig, und nun that er, was Jedermann in seiner Stelle gethan hätte; er warf sich auf ein Bette, um wieder Kräfte zu sammeln, denn seit 24 Stunden rang er ununterbrochen mit dem Volke. Sein Schlaf dauerte keine halbe Stunde; er eilte auf den ersten Lärmen herbei, und kam noch frühzeitig genug, um den Gardes-du-Corps das Leben zu retten. Was kann man ihm vorwerfen? Nicht im ersten Augenblicke gegenwärtig gewesen zu sein? allein das konnte auch auf hundert andere Arten der Fall sein; die Ertheilung eines Befehles, die Untersuchung eines Postens konnten ihn eben so leicht eine halbe Stunde lang vom Orte des ersten Angriffes entfernen; und seine Abwesenheit im ersten Augenblicke des Angriffes war der unvermeidlichste Zufall. Allein er kam noch zeitig genug an, um beinahe alle Schlachtopfer, das Schloß und die königliche Familie selbst zu retten; er setzte sich hochherzig den größten Gefahren aus; dis kann Niemand läugnen, und dis zog ihm auch zu jener Zeit allgemeinen Dank zu; 'es war unter allen, die er damals gerettet hatte, nur Eine Stimme hierüber.

## Note 10. zu Seite 136.

Wir haben schon auseinander gesetzt, worin die unbedeutenden Verhältnisse Mirabeau's zum Herzoge von Orléans bestanden. Folgendes ist der wahre Sinn seines berüchtigten Ausrufes: „Der H... A... verdient die Mühe gar nicht, die man sich seinetwegen giebt." Der von Lafayette gegen den Herzog ausgeübte Zwang war der Volkspartei mißfällig, besonders aber waren die Freunde desselben aufgebracht. Diese faßten den Plan, Mirabeau gegen Lafayette aufreizen zu wollen, indem sie die Eifersucht des Redners auf den General benutzten. Lauzun, einer der Freunde des Herzogs, kam eines Tages zu Mirabeau, und suchte ihn zu überreden am folgenden Morgen schon das Wort zu ergreifen. Mirabeau, der gefällig war, wollte sich schon bewegen lassen, als seine Freunde, die mehr als er selbst für seinen Ruf sorgten, ihn beschworen, es nicht zu thun; und es wurde endlich auch beschlossen, daß er nicht sprechen würde. Des andern Morgens, bei Eröffnung der Sitzung, vernahm man die Abreise des Herzogs; und Mirabeau, der ihm seiner Nachgiebigkeit gegen Lafayette wegen gram war, und der sich an die vielen unnöthigen Bemühungen der Freunde desselben erinnerte, rief nun die oben angeführten Worte.

## Note 11. zu Seite 138.

Mirabeau war, wie alle außerordentlichen Menschen in einzelnen Punkten sehr kleinlich, dieses aber seiner übrigen Größe unbeschadet. Er hatte eine lebhafte Einbildungskraft, die man mit Hoffnungen beschäftigen mußte. Es war unmöglich, ihm ein Ministerium zu geben, ohne seinen ganzen Einfluß zu zerstören, und somit ihn selbst zu Grunde zu richten, so wie die Hilfe, die man von ihm erwartete, zu vereiteln. Daher die Unterhändler zwischen ihm und dem Hofe riethen, ihm wenigstens die Hoffnung zu einem Ministerium zu lassen. Uebrigens wurden die persönlichen Angelegenheiten

Mirabeau's nie ausdrücklich in den Unterhandlungen erwähnt; man sprach nie weder von Geld, noch von Gunstbezeugungen, und es war schwer, Mirabeau beizubringen, was man ihm zu verstehen geben wollte. Man gab endlich dem Könige ein sehr schlaues Mittel an. Mirabeau hatte einen so schlechten Ruf, daß nur wenige neben ihm hätten dienen wollen. Der König fragte daher Herrn von Liancourt, seinen persönlichen Freund, ob er ihm zu Liebe ein Ministerium in Gemeinschaft mit Mirabeau annähme. Herr von Liancourt, dem Könige sehr ergeben, antwortete, daß er alles thun werde, wodurch ihm ein Dienst geleistet werde. Diese Frage des Königs wurde Mirabeau bald hinterbracht, und machte ihm große Freude, und er zweifelte nicht mehr, daß er, sobald es die Umstände gestatteten, zum Minister ernannt werden würde.

## Note 12. zu Seite 145.

Man wird mit Interesse die Schilderung Ferrière's von dem Betragen seiner eignen Partei lesen:

„Es waren in der Versammlung nur ungefähr dreihundert wirklich rechtliche Männer, die jedem Parteigeiste, jedem Club fremd waren, das Gute um dessen selbst willen, und unabhängig von Standes- oder Rang-Vortheil wollten, und somit immer den Antrag unterstützten, der ihnen der nützlichste und gerechteste erschien, ohne Rücksicht darauf, von wem er herrühre. Dieses waren Männer, welche des ehrenwerthen Amtes würdig waren, zu dem sie berufen waren; sie haben die wenigen guten Gesetze gemacht, die von der verfassunggebenden Versammlung ausgegangen sind; sie sind es, die Alles Uebel verhindert haben, welches dieselbe nicht beging. Indem sie immer das annahmen, was gut war, das abwiesen, was ihnen schlecht vorkam, haben sie oft den Ausschlag gegeben, wo sonst der Parteigeist sein Spiel getrieben hätte."

„Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen des unklugen Betragens des Adels und der Bischöfe zu erwähnen. Da sie nur dahin trachteten, die Versammlung aufzulösen, und das Beginnen derselben verhaßt zu machen, so waren sie weit entfernt sich schlechten Decreten zu widersetzen, sondern waren in diesem Punkte von einer unbegreiflichen Unbekümmertheit. Sie verließen den Saal, wenn der Präsident die Fragen zur Abstimmung stellte, und riefen die Abgeordneten von ihrer Partei auf, ihnen zu folgen; oder wenn sie blieben, so riefen sie ihnen zu, sich nicht in die Berathung zu mischen. Die Clubisten waren somit die Herren der Versammlung, und beschlossen, was sie wollten. Der Adel und die Bischöfe, in der festen Ueberzeugung, daß die neue Ordnung der Dinge nicht bestehen würde, trieben die Versammlung mit einer Art Ungeduld vorwärts, in der Hoffnung, die Neuerungen dadurch zum Umsturze zu bringen. Mit diesem tollen Betragen verbanden sie eine Vernachlässigung, welche für die Versammlung, und für die Zuschauer beleidigend war. Sie hörten nicht zu, lachten, sprachen laut, und bestärkten so das Volk in der schlechten Meinung, welche es ohnedis von ihnen hatte; und statt sich zu bemühen, sein Zutrauen und

seine Achtung sich wieder zu erwerben, gaben sie sich alle Mühe, sich dessen Haß und Verachtung aufzuladen. Dieses unkluge Betragen kam daher, weil die Bischöfe und der Adel sich nicht davon überzeugen wollten, daß die Revolution schon längst in der Meinung und dem Wunsche aller Franzosen vollendet sei. Sie wähnten mit solchen Dämmen einen Strom abzuwehren, der alle Tage stärker anschwoll. Sie stauten nur die Gewässer desselben auf, damit diese desto mehr Verwüstung anrichteten, indem sie mit Eigensinn bei dem alten Zustande verharrten, der Grundlage aller ihrer Handlungen und Widersprüche, von dem aber Niemand mehr hören wollte. Durch diesen ungeschickten Widerstand zwangen sie selbst die Anhänger der Staatsveränderung, ihre Plane weiter auszudehnen, als diese anfänglich im Sinne gehabt hatten; und dann klagten sie über Ungerechtigkeit und Unterdrückung. Sie sprachen von dem Alter und der Alt-Herkömmlichkeit ihrer Rechte zu Menschen, welche die Grundlagen aller Rechte untergraben hatten. (Ferrières Th. II Seite 122.)

## Note 13. zu Seite 146.

Die Zurückberufung der Leibwache gab Anlaß zu einer Anekdote, welche so bezeichnend ist, daß sie hier angeführt zu werden verdient. Die Königin beklagte sich gegen Lafayette, daß der König nicht frei sei, und als Beweis hiervon führte sie an, daß der Dienst im Schlosse von der National-Garde und nicht von der Leibwache versehen werde. Lafayette fragte sie sogleich, ob sie die Zurückberufung dieser Letzteren gerne sehen würde. Die Königin zögerte anfänglich zu antworten, allein sie konnte doch das Anerbieten des Generals nicht wohl von der Hand weisen. Er begab sich sogleich zum Stadtrathe, und bewog diesen, den König amtlich zu bitten, er möge seine Leibwache zu sich nehmen, und sich anzuerbieten, den Dienst im Schlosse gemeinschaftlich mit dieser zu versehen. Der König und die Königin sahen diesen Antrag gerne, allein man machte sie auf die Folgen desselben aufmerksam, und diejenigen, welche wollten, daß der König unfrei erscheine, bewogen sie zu einer abschläglichen Antwort. Für diese einen hinreichenden Grund aufzufinden, war nun freilich schwierig, und die Königin, der man oft noch schwierigere Aufträge gab, wurde angewiesen, Lafayette zu erklären, daß man den Antrag des Stadtrathes nicht annehmen könne; als Grund gab sie an, daß man die Leibwache nicht dem Tode aussetzen wolle. Allein Lafayette hatte so eben einem begegnet, der im Palais-Royal in seiner Dienstkleidung spazieren ging. Er erzählte dis der Königin, die noch mehr in Verlegenheit dadurch gerieth, allein dessenungeachtet auf der Weigerung beharrte.

## Note 14. zu Seite 147.

Die Rede Monsieur's auf dem Stadthause enthält folgende merkwürdige Stelle:

„Was meine persönlichen Meinungen betrifft, so kann ich darüber mit Vertrauen zu meinen Mitbürgern sprechen. Seit dem

Tage, an dem ich mich in der zweiten Versammlung der Notabeln über die Hauptfrage aussprach, welche damals die Ansichten theilte, habe ich immer geglaubt, daß eine große Veränderung der Dinge nahe; daß der König sich durch seine Absichten, seine Tugenden und seine hohe Stellung an ihre Spitze stellen müsse, da sie dem Volke nicht nützlich sein könnte, ohne es auch für den Fürsten zu werden; daß die königliche Gewalt die Schutzmauer der National-Freiheit, diese aber die Grundlage der königlichen Gewalt sein müsse. Man kann nicht eine Handlung, nicht eine Rede von mir anführen, welche diesen Grundsätzen widerspräche, welche zeigte, daß nicht unter allen Umständen das Wohl des Königs und des Volkes der einzige Gegenstand meiner Gedanken gewesen sei; bis jetzt habe ich das Recht, Vertrauen in mein Wort zu verlangen; ich habe meine Gesinnungen und Grundsätze nie geändert, und werde sie nie ändern."

## Note 15. zu Seite 149.

Diese Rede des Königs war vortrefflich und die darin herrschende Sprache beurkundete hinreichend, daß er nur seinem eignen Gefühle gemäß sprach. Er erklärte der Wahrheit gemäß, daß er schon früher aus eigner Bewegung alle Arten von Verbesserungen einzuführen getrachtet habe, und daß er vollkommen die unumgängliche Nothwendigkeit einer neuen Ordnung der Dinge einsehe. Er wünschte, daß die Achtung vor den Priestern sich nicht mehr verringere, und sprach zugleich die Hoffnung aus, daß die Priester selbst dazu beitragen würden. „Allerdings müssen diejenigen, welche ihre pecuniären Privilegien verloren haben und nicht mehr wie früher einen eignen Stand im Staate bilden sollen, Opfer darbringen, deren ganze Härte ich einsehe; allein, ich bin zu überzeugt, sie werden viel Edelmuth besitzen, um nicht in den Vortheilen, welche die Gesellschaft davon zieht, hinreichenden Ersatz zu finden." Schlüßlich versprach er die constitutionelle Freiheit aufrecht zu erhalten. „Ich werde sie immer vertheidigen, und werde im Einverständniß mit meiner gleichgesinnten Gemahlin, zur rechten Zeit den Geist und das Herz meines Sohnes für Frankreich's neues Geschick erziehen." ...

## Note 16. zu Seite 156.

Folgender Auszug aus Froment's Denkwürdigkeiten wird den besten Begriff von den Ausgewanderten und ihren verschiedenen Parteien geben.

„Ich begab mich im Januar 1790 heimlich nach Turin zu den französischen Prinzen um ihre Billigung und Unterstützung mir zu erbitten. In einer Berathung, welche wegen meiner Ankunft gehalten wurde, stellte ich ihnen vor, daß, wenn sie die Anhänger des Altars und des Thrones bewaffnen, und die Interessen der Religion und des Königthums vereinigen wollten, es leicht sein werde beide zu retten. Obgleich eifrig dem Glauben meiner Väter ergeben, so waren es doch nicht die Nicht-Katholiken, gegen die ich zu Felde ziehen wollte, sondern die erklärten Feinde des Katholicismus und des Königthums, die, welche laut erklärten, daß man schon zu lange

von Jesus und den Bourbonen spreche, die, welche den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters erwürgen wollten.

„Meine Absicht ging lediglich dahin, eine Partei zu schaffen, und ihr, so viel an mir wäre, Festigkeit und Ausdehnung zu geben. Da der wahre Beweisgrund der Revolution die Gewalt war, so meinte ich, daß die wahre Antwort ebenfalls nur Gewalt sei: damals, wie jetzt noch, war ich überzeugt, daß eine starke Leidenschaft nur durch eine noch stärkere erstickt werden könne, und daß daher durch religiösen Eifer die Narrheit der Freiheit erstickt werden müsse. Die Wunder, welche die Religion später in der Vendée und in Spanien hervorbrachte, beweisen, daß die Philosophen und Revolutionäre nie ihr unreligiöses und ungesellschaftliches System über den größten Theil von Europa verbreitet hätten, wenn die Minister Ludwigs XVI. einen dem meinigen ähnlichen Plan gefaßt, oder die Räthe der ausgewanderten Prinzen ihn mit Eifer aufgefaßt und unterstützt hätten."

„Allein unglücklicherweise dachten und handelten die meisten Rathgeber des Königs und der Prinzen nur nach philosophischen Grundsätzen, obgleich gerade die Philosophen und ihre Schüler die Ursache und die Leiter der Umwälzung waren. Sie hätten geglaubt sich mit Schande und Spott zu bedecken, wenn sie das Wort Religion nur ausgesprochen, wenn sie die mächtigen Mittel angewendet hätten, deren sich die größten Staatsmänner aller Zeiten mit Erfolg bedient haben. Während die National-Versammlung sich bemühte, das Volk zu verleiten, und es durch Abschaffung der Lehen-Rechte, der Zehnten, der Salzsteuer u. s. w. für sich zu gewinnen, wollten sie wieder zum Gehorsam und zur Unterwerfung bewegen durch eine Auseinandersetzung des innern Widerspruches der neuen Gesetze, durch Schilderungen vom Unglücke des Königs, durch Schriften, welche zu hoch für seine Fassungskraft waren. Durch dergleichen Mittel glaubten sie in den Herzen aller Franzosen eine reine und uneigennützige Liebe für den Fürsten zu erwecken; sie wähnten, daß das Geschrei der Mißvergnügten die Unternehmungen der Aufrührer aufhalten, und dem Könige die Mittel geben würden, gerade auf den Punkt loszugehen, den zu erreichen er sich vorgesetzt habe. Meine Rathschläge wurden nicht beachtet, ich ging nach Turin, allein ich sah mit Schmerz, daß die Ausgewanderten in zwei Partheien gespalten waren, von denen die eine die Contre-Revolution durch die fremden Mächte, die andere aber durch die Königlichgesinnten im Innern bewerkstelligen wollte.

„Die ersteren behaupteten, daß die fremden Mächte, gegen die Abtretung einiger Provinzen, den Ausgewanderten so zahlreiche Heere stellen würden, daß die Aufrührer unterworfen werden könnten; daß man mit der Zeit diese Abtretungen leicht wieder erobern werde, und daß der Hof, wenn er gegen keine Körperschaft im Staate eine Verbindlichkeit einginge, allen Franzosen leicht Gesetze vorschreiben könne. — Die Höflinge fürchteten, der Land-Adel und die Königlichgesinnten aus dem dritten Stande möchten den schwankenden Thron wieder sicher stellen. Sie sahen ein, daß sie dann nicht mehr die Gnaden- und Gunstbezeugungen zu vergeben haben würden, und daß

ihr Reich aus sei, sobald der Land-Adel mit Aufopferung seines Blutes die königliche Gewalt wieder hergestellt, und dadurch die Wohlthaten und das Vertrauen des Fürsten erworben haben würde. Die Furcht vor diesem neuen Stande der Dinge brachte sie zu dem Entschlusse, die Prinzen wo nicht ganz von dem Plane abzubringen, die Königlichen im Innern zu verwenden, doch ihre Blicke hauptsächlich auf die europäischen Cabinete zu wenden, und sie zu bewegen, ihre hauptsächlichste Hoffnung auf diese fremde Hilfe zu setzen. Zu Folge dieses Systems wendeten sie heimlich die wirksamsten Mittel an, um die innern Hilfsmittel zu lähmen, und um die vorgeschlagenen Entwürfe, von denen mehrere das Königthum hätten wiederherstellen können, scheiternd zu machen.

„Die andere Parthei dagegen behauptete, daß die fremden Mächte mehreremale die Waffen ergriffen hätten, um den Bourbonen zu schaden, namentlich um Ludwig XIV. zu hindern seinem Enkel die Krone von Spanien zu versichern; daß man also dieselben nicht zur Hilfe aufrufen, sondern im Gegentheile den Eifer der Geistlichkeit, des Adels und des Volkes für den König beleben, und sich beeilen müsse, diesen Familien-Streit zu beendigen, damit die Fremden nicht in Versuchung kämen sich denselben zu Nutzen zu machen.

„Diese unselige Trennung unter den Ausgewanderten, und die Jämmerlichkeit, oder der Verrath der Minister des Königs sind es, welchen die Empörer ihren Sieg verdankten. Ja, ich gehe noch weiter, und behaupte, daß nicht die National-Versammlung die Umwälzung hervorgebracht hat, sondern die Umgebungen des Königs und der Prinzen; ich behaupte, daß die Minister Ludwigs XVI. ihn seinen Feinden überliefert haben; ich behaupte, daß gewisse Höflinge, welche Ludwig XVI. und Ludwig XVIII. umgeben, wahre Marktschreier und politische Verschnittene sind, und daß ihre Trägheit, ihre Feigheit oder ihr Verrath Schuld an allen den Uebeln ist, die Frankreich zu erdulden hatte, und die noch immer die ganze Welt bedrohen. (Froment, Sammlung verschiedener sich auf die Staatsumwälzung beziehender Schriften. Seite 4. u. f.

## Note 17. zu Seite 181.

Hier finde auch eine Beschreibung der Föderation von Ferrières Platz:

„Während der Zeit kamen die Verbündeten von allen Enden des Reichs herbei. Man brachte sie bei den Einwohnern unter, die sich eine Freude daraus machten, ihnen Betten, Holz und Alles zu liefern, was den Aufenthalt in der Stadt angenehm machen konnte. Zwölf tausend Arbeiter waren beständig mit Zubereitung des Mars-Feldes beschäftigt; allein doch schritt das Werk nur langsam fort. Man fürchtete, es könne bis zum 14. Juli, dem zur Ceremonie bestimmten Tage, nicht vollendet werden; in dieser Verlegenheit forderten die Stadt-Abtheilungen die guten Bürger im Namen des Vaterlandes auf, die Arbeiter zu unterstützen. Diese Einladung setzte alles in Bewegung; die Frauen theilen den Jubel und theilen ihn weiter mit; man sieht Seminaristen, Schüler, Nonnen, alte Kartäuser

ihre Klöster verlassen und auf das Mars-Feld eilen, die Schaufel auf der Achsel, und Fahnen in den Händen, welche patriotische Sprüche zieren. Auf diesem großen Platze sind alle Stände durch einander gemischt, und bilden Einen ungeheuren Werkplatz, dessen verschiedene Theile ganz verschiedene Gruppen darbieten: die schaamlose Buhlerin befindet sich neben dem keuschen Weibe; der Kapuziner zieht einen Schiebkarren mit dem Ludwigsritter, der Lastträger mit dem süßen Herrn aus dem Palais-Royal, das starke Fischweib schiebt den Karren fort, welchen die elegante und mit Krämpfen geplagte Dame füllt; Reiche und Arme, Gutgekleidete und mit Lumpen Bedeckte, Greise, Kinder, Schauspieler, Schweizer-Leibwächter, Kaufmannsdiener arbeiten oder ruhen sich aus, helfen mit oder sehen zu, und zeigen dem erstaunten Auge ein Bild voll Leben und Bewegung; wandernde Schenken, tragbare Buden vermehren den Reiz des schönen Schauspiels; die Gesänge, der Freudenjubel, das Wirbeln der Trommeln, die kriegerische Musik, das Lärmen der Hacken und der Schiebkarren, die Stimmen der sich aufmunternden und zurufenden Arbeiter — die Seele war erdrückt unter der Last dieser süßen Freude, beim Anblick eines ganzen Volkes, das die ersten Gefühle der Bruderliebe wieder belebte. — Mit dem Schlage neun Uhr entwirrt sich alles; Jeder begiebt sich an den Ort, wo seine Abtheilung sich sammelt, und findet hier seine Familie, seine Bekannten. Die Züge setzen sich unter Trommelschlag in Bewegung und ziehen von Fackeln begleitet nach Paris zurück, ça ira singend, und sich in Spöttereien gegen die Aristokraten ergießend.

„Endlich kommt der 14. Juli, der Tag der Hoffnungen des Einen, und der Furcht des Andern heran. Das Fest hatte zwar nicht den Charakter eines volksthümlichen und religiösen zugleich, eine Verbindung, welche dem französischen Charakter fremd sein möchte, allein es bot das Bild einer tausendmal rührenderen allgemeinen Freude dar. Die Verbündeten, nach den 83 Departements unter eben so vielen Fahnen aufgestellt, zogen vom Bastille-Platz ab; die Abgeordneten der Land- und Seemacht, die Pariser National-Garde, Trommler, Musikbanden, die Fahnen der Abtheilungen giengen dem Zuge voran, oder folgten ihm.

„Die Verbündeten durchzogen die Straßen St. Martin, St. Denis, St. Honoré, und gelangten über den Cours la Reine zu einer über die Seine geschlagenen Schiffsbrücke. Auf ihrem Zuge empfingen sie den Zuruf einer unermeßlichen Menge Volkes, welches die Straßen, die Fenster, die Kajen bedeckte. Der Regen floß in Strömen, er hielt aber ihren Zug nicht auf; von Regen und Schweiß triefend tanzten sie Farandolen, und riefen: es leben unsere Brüder die Pariser! Man ließ aus den Fenstern Wein, Schinken, Würste, Früchte herab, und bedeckte das Volk mit Segenswünschen. Die National-Versammlung schloß sich auf dem Platze Ludwigs XV. an den Zug an; sie gieng zwischen der Schaar der Alten, und der der jungen Zöglinge des Vaterlandes, um anzuzeigen, daß sie alle Alter und Interessen vereinige.

„Der Weg zum Mars-Felde war mit einer unzähligen Menge bedeckt, welche in die Hände klatschte und ça ira sang. Der Kaj

von Chaillot, und die Höhe von Passy bot ein großes Amphitheater dar, wo die zierliche Kleidung, die Reize, die Schönheit der Frauen das Auge bezauberten, und nicht einmal die Einräumung eines Vorzuges gestatteten. Der Regen fiel immer fort. Niemand schien es zu bemerken: die französische Heiterkeit siegte über das schlechte Wetter, die schlechten Wege und die weite Entfernung.

Lafayette, auf einem herrlichen Pferde, umgeben von seinen Adjutanten, gab Befehle und erhielt den Beifall des Volkes und der Verbündeten.

Mehr als 300,000 Menschen, Männer und Frauen, erwarteten seit zehn Uhr Morgens auf den Stufen des Mars-Feldes unter Lachen und Geplauder die Verbundenen und die Versammlung; sie saßen auf dem Raasen, waren ganz durchnäßt, beschmuzt, bewaffneten sich mit Sonnenschirmen gegen die Regengüsse, und sobald ein Sonnenstrahl durchdrang, säuberten sie sich wieder und suchten den Haarputz wieder herzustellen. Man hatte ein weitläufiges Amphitheater für den König, die königliche Familie, die fremden Gesandten und die Abgeordneten errichtet. Die zuerst anlangenden Verbundenen tanzten eine Farandole, die spätern reihen sich an, und bildeten bald einen Kreis, welcher einen großen Theil des Marsfeldes bedeckte.

Als endlich der ganze Zug herein war, so hörte der Tanz auf, und Jeder begab sich zu seiner Fahne. Der Bischoff von Autun schickt sich an, an einem in der Mitte des Marsfeldes errichteten antiken Altare die Messe zu lesen. Dreihundert Priester in weißen Meß-Gewändern, und mit dreifarbigen Bändern gegürtet, stellen sich an den vier Ecken des Altars auf. Der Bischoff von Autun segnet die Oriflamme und die drei und achtzig Fahnen ein und stimmt ein Herr Gott, dich loben wir, an. Zwölfhundert Musiker führen die heilige Musik auf. Lafayette an der Spitze des Generalstabes der Pariser Miliz, und der Abgeordneten der Land- und See-Truppen, so wie der Verbundenen, stieg die Stufen des Altars hinan, und schwur im Namen Aller der Nation, dem Gesetze und dem Könige treu zu sein. Kanonen-Donner theilte die Nachricht von diesem feierlichen Schwure mit. Die zwölfhundert Musiker lassen kriegerische Gesänge ertönen; die Fahnen flattern; die Säbel glänzen. Der Präsident der Versammlung wiederholt den nämlichen Eid. Das Volk und die Abgeordneten antworten mit dem Rufe: „Ich schöre.“ Nun erhebt sich der König und spricht mit lauter Stimme: „Ich, König der Franzosen, schwöre die mir durch die Verfassung anvertraute Gewalt zu benutzen, um die von der National-Versammlung beschlossene und von mir angenommene Verfassung aufrecht zu erhalten.“ Die Königin nimmt den Dauphin, stellt ihn dem Volke vor und spricht: „Hier ist mein Sohn, er schließt sich mit mir, an diese Gesinnungen an.“ Diese unerwartete Bewegung wurde mit tausendstimmigem Lebehoch erwiedert. Das Geschütze fuhr fort seine majestätischen Laute in den kriegerischen Ton der Instrumente, und unter den Jubelruf des Volkes zu mischen. Der Himmel hatte sich aufgehellt, die Sonne glänzte in ihrer ganzen Pracht, es schien, der Ewige selbst wolle Zeuge sein dieses gegenwärtigen Versprechens, und

es durch seine Gegenwart heiligen. Ja, er sah, er hörte den Eid; und das grause Unglück, das seit diesem Tage Frankreich verheerte, ist eine gerechte Strafe eines Meineides. Die ewige Vorsicht hat den Fürsten und das Volk gezüchtigt, weil sie ihres Eides vergaßen. Ferrières, Theil II. Seite 89.).

## Note 18. zu Seite 186.

Herr von Talleyrand bestimmte auf eine merkwürdige Weise die finanziellen Resultate des Papiergeldes im Voraus: „Die Assignaten werden stets unter dem Werthe des baaren Geldes stehen, denn man wird erstlich bezweifeln, ob auch ein richtiges Verhältniß zwischen der Masse der Assignaten und der Nationalgüter statt habe; sodann wird man lange Zeit über den Absatz der Verkäufe in Ungewißheit sein. Ferner weiß man nicht, zu welcher Zeit die Assignaten getilgt sein werden. Endlich ist das Geld, sowohl das baare wie das Papiergeld, eine Waare, und je mehr sich diese Waare im Ueberflusse vorfindet, desto mehr verliert sie auch an Werth. ... Welchen Weg werden die Assignaten zu durchlaufen haben? Der bezahlte Staatsgläubiger kauft mit den Assignaten entweder Staatsgüter, oder er behält sie, oder er verwendet sie zu andern Zwecken. Kauft er Staatsgüter, so erfüllt allerdings die Maßregel ihren Zweck. Wenn er nun aber aus Mißtrauen lieber die Interessen verloren gibt, und die todte Anweisung in den Händen behält; oder wenn er die Assignaten in baares Geld umsetzt, um dieses zu verscharren, oder in Wechsel auf das Ausland, um sie hinüberzuschaffen; wenn nun diese beiden letzten Classen zahlreicher als die erste sind; wenn, mit einem Worte, die Assignaten lange Zeit in der Circulation stocken, bevor sie von der Classe der außerordentlichen Ausgaben eingelöst werden; endlich wenn man gezwungen wird, sie al pari zu nehmen und sie doch nicht zu gleichem Werthe wieder ausgeben kann: wie wird es dann mit den segensreichen Folgen stehen, die man sich jetzt von dieser Operation verspricht?“ ...

## Note 19. zu Seite 191.

Mirabeau war fest von der Nothwendigkeit einer Abänderung der Verfassung überzeugt; und wenn schon seine kleinen persönlichen Eifersüchteleien dazu beitrugen, ihn von der Volkspartei zu entfernen, so war er doch der Anarchie von Herzen abgeneigt. Andere dagegen fürchteten den Hof und die Aristokratie mehr, als das Volk.

## Note 20. zu Seite 195.

Ferrières, Augenzeuge von den Umtrieben jener Zeit, erzählt diejenigen selbst, welche angewendet wurden, um die Priester von der Leistung des Eides abzuhalten:

Die Bischöffe sowohl als die Anhänger der Revolution trieben sich mannichfach herum, die einen um die Leistung des Eides zu fördern, die andern um sie zu verhindern. Beide Parteien fühlten, daß das Betragen der Geistlichen in der Versammlung von großem Gewichte in den Provinzen sein werde. Die Bischöffe näherten sich

ihren Pfarrern; die frommen Seelen beiderlei Geschlechtes setzten sich in Bewegung. Alle Unterredungen hatten nur den Eid der Geistlichen zum Gegenstande; man hätte glauben können, daß das Heil Frankreichs, und das Wohl aller seiner Bewohner von der Leistung oder Verweigerung desselben abhänge. Männer, deren Meinungen sonst sehr frei gewesen waren, Frauen, deren Sitten in dem übelsten Rufe standen, wurden plötzlich strenge Theologen, glühende Prediger für die Reinheit und die unverletzte Achtung der katholischen Religion.

„Das Journal de Fontenay, der Ami du Roi, die Gazette de Durosoir wendeten die gewöhnlichen Waffen an, Uebertreibung, Verläumdung, Lüge. Man verbreitete eine Menge Schriften, in denen die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit als schismatisch, ketzerisch, religionszerstörend dargestellt wurde. Die Frommen trugen diese Schriften von Haus zu Hause; sie baten, beschworen, drohten, je nach der Anlage der Charaktere und der Neigungen. Den einen zeigte man den Triumph der Geistlichkeit, die Auflösung der Versammlung, die Entsetzung der abtrünnigen Geistlichen, ihre Gefangensetzung in den Besserungshäusern; die andern dagegen den Ruhm und Reichthum der Getreugebliebenen. Der Pabst werde seine Bannstrahlen gegen die gottlose Versammlung, und die abtrünnigen Priester schleudern. Das Volk werde sich gegen die Entziehung des Gottesdienstes empören, die fremden Mächte werden in Frankreich einrücken, und dieses Werk der Gottlosigkeit und des Verbrechens in sich zusammenstürzen.“ (Ferrières, Th. II. S. 198.)

## Note 21. zu Seite 197.

Froment erzählt in seiner schon angeführten Schrift folgende Thatsache:

„Unter diesen Umständen beschlossen die Prinzen im Innern des Landes, sobald es ihnen möglich sei, Schaaren aus allen getreuen Anhängern des Königs zu bilden, um sich derselben zu bedienen, bis das stehende Heer wieder ganz gereinigt und eingerichtet sei. Ich wünschte wieder an der Spitze der Königlichgesinnten zu stehen, die ich in den Jahren 1789 und 1790 befehligt hatte, und schrieb daher an den Herrn Grafen von Artois um ihn um eine Bestallung als Obrist zu bitten, die so abgefaßt wäre, daß sich jeder Königliche schmeicheln könnte ein gleiches zu erhalten, wenn er eine hinreichende Anzahl von Bewaffneten zusammengebracht hätte. Der Herr Graf von Artois nahm meine Gedanken und meine Bitte gnädig auf, allein die Mitglieder des Rathes waren nicht seiner Meinung. Sie fanden es äußerst sonderbar, daß ein Bürgerlicher eine Militair-Bestallung verlange, und einer fragte mich mit Unwillen: Warum verlangen Sie nicht lieber noch ein Bisthum? „Ich antwortete ihm nur mit einem schallenden Gelächter, das seine Würde etwas in Verlegenheit brachte. Jedoch wurde die Frage bei Herrn von Flachslanden noch einmal abgehandelt; die Berathenden stimmten dahin überein, daß diese bewaffneten Schaaren „Bürger-Legionen“ zu nennen seien. Ich bemerkte ihnen: daß sie dadurch nur die National-Garde

wieder auflegten; daß die Prinzen dieselben nicht würden überall hinschicken können, weil sie behaupten würden, nur zur Vertheidigung ihres Heerdes verbunden zu seyn; daß zu fürchten wäre, die Feinde möchten zwischen ihnen und dem stehenden Heere Mißhelligkeiten erregen; daß sie mit bloßen leeren Worten das Volk gegen die Regierung bewaffnet hätten, daß also klüger sein werde, ihrem Beispiele zu folgen, und die neuen Legionen „königliche Legionen" zu nennen, daß — — „Nein, nein, unterbrach mich der Bischof von Arras, es muß etwas von bürgerlich in Ihrer Bestallung stehen." Und der Baron Flachslanden, der es ausfertigte, brachte es auch wirklich hinein. (Sammlung u. s. w. Seite 62.)

## Note 22. zu Seite 218.

Folgendes sind die Nachrichten über die Rückreise von Varennes, welche Frau Campan aus dem Munde der Königin selbst hatte;

„Gleich am Tage meiner Ankunft ließ mich die Königin in ihr Cabinet kommen, um mir zu sagen, daß sie meiner sehr bedürfe, um Verbindungen mit dem Herrn Barnave, Duport und Alexander Lameth zu unterhalten, die sie neuerlich angeknüpft habe. Sie sagte mir, Barnave sei ein achtungswerther Mann. Als ich Paris verließ, sprachen eine Menge Leute von ihm nur mit Abscheu. Ich bemerkte es ihr, und es schien sie nicht zu überraschen, aber sie sagte, er habe sich sehr verändert; daß dieser junge Mann voll Talent und edler Gesinnungen zu der durch Erziehung ausgezeichneten Classe gehöre, und nur durch den Ehrgeiz auf Abwege gerathen sei, welchen ein wahres Verdienst erzeuge. „Ein Gefühl des Stolzes, das ich an einem jungen Mann aus dem Bürgerstande nicht tadeln kann, hat ihn für alle die Maßregeln gestimmt, welche seiner Kaste den Weg zu Ehrenstellen und zum Ruhme eröffneten: wenn je die Macht wieder in unsere Hände kömmt, so ist Barnave's Begnadigung schon längst in unserem Herzen beschlossen." Die Königin fügte bei, daß seine ehrfurchtsvollen Rücksichten, sein ganzes Betragen und alle seine Worte ihm nicht nur ihr, sondern auch das Wohlwollen der Prinzessin Elisabeth erworben hätte.

## Note 23. zu Seite 221.

„Nie, sagte der König darin, werde ich mich scheuen, die Bewegungsgründe meines Benehmens zu veröffentlichen. Die Beschimpfungen und Drohungen, womit ich und meine Familie am 18. April überhäuft wurde, sie allein bewogen mich zu dieser Abreise.... In mehren Schriften predigte man offen die Gewaltthätigkeit gegen mich und die Meinigen; ich hielt es daher weder meiner Ehre noch meiner Sicherheit gemäß, länger in Paris zu verweilen. Nie war es meine Absicht das Königreich zu verlassen; nie habe ich bis gegen die fremden Mächte, gegen meine Verwandten oder gegen irgend einen der Ausgewanderten geäußert. Den besten Beweis vom Gegentheil geben die Zimmer, die in Montmedy zu meinem Empfange bereitet worden sind. ... Hauptsächlich beabsichtigte ich durch meine Reise das Gerede von meiner Nicht-Freiheit niederzudrücken,

denn dieses konnte Gelegenheit zu Unruhen geben. Hätte ich aber wirklich das Reich verlassen wollen, so würde ich meine Denkschrift nicht an dem Tage meiner Abreise veröffentlicht sondern damit gewartet haben, bis ich über die Grenze war.... Auch wollte ich auf dieser Reise die öffentliche Meinung kennen lernen, welchen Zweck ich in Paris nicht vollkommen erreichen konnte." .....

## Note 24. zu Seite 231.

Um eine Idee davon zu geben, was damals in der Versammlung vorfiel, theilen wir einen vom Grafen Gouvernet an Bouillé unter dem 26. August 1791 geschriebenen Brief mit:

„Ich hatte Ihnen Hoffnungen gemacht, die ich nicht mehr habe. Diese unglückliche Verfassung, welche verbessert, durchgesehen werden sollte, wird es nicht werden. Sie wird bleiben, was sie ist, ein Gesetzbuch der Anarchie, eine Quelle von Unheil; und unser Unstern will, daß in dem Augenblicke, als selbst die Volksthümler einen Theil ihrer Fehler einsahen, nun die Aristokraten sich einer Besserung widersetzen, indem sie ihre Unterstützung verweigern.

„Am Tage der Abreise des Königs, und den Tag nachher hielten sich die beiden Seiten der Versammlung ruhig und beobachteten sich gegenseitig genau. Die Volkspartei war sehr bestürzt; die Königlichen sehr beunruhigt. Die mindeste Unvorsichtigkeit konnte die Wuth des Volkes erwecken. Alle Mitglieder der rechten Seite schwiegen, und die der linken Seite überließen es ihren Häuptern die sogenannten Sicherheits-Maßregeln vorzuschlagen, denen sich Niemand widersetzte. Am zweiten Tage nach der Abreise wurden die Jakobiner drohend, die Verfassungsfreunde gemäßigt. Sie waren damals, und sind auch jetzt noch viel zahlreicher als die Jacobiner; sie sprachen von einer Uebereinkunft, von einer Absendung an den König. Zwei von ihnen schlugen Malouet's Unterhandlungen vor, welche des folgenden Tages beginnen sollten; allein da erfuhr man die Verhaftung des Königs, und es war nicht weiter die Rede hiervon. Allein ihre Meinung war doch bekannt geworden, und sie sahen sich mehr als je von den Uebergespannten getrennt. Die Dankbarkeit, welche Ihre Majestäten Barnave wegen seines Benehmens ausdrückten, haben das bisher unerbittliche Herz dieses jungen Mannes in gewisser Art umgewandelt. Er ist, wie Sie wissen, der talentvollste und einer der einflußreichsten seiner Partei. Er vereinigte also vier Fünftheile der linken Seite um sich, nicht nur um den König vor der Wuth der Jacobiner zu schützen, sondern sogar, um ihm einen Theil seiner Gewalt, und die Mittel sich zu vertheidigen zurückzugeben, wenn er sich in dem Wege der Verfassung halten wolle. Nur Duport und Lameth waren im Vertrauen, denn der große Haufen der Verfassungs-Anhänger flößte ihnen immer noch so viel Besorgniß ein, um sich der Mehrheit der Versammlung nur dann sicher zu glauben, wenn sie auf die rechte Seite zählen könnten; sie glaubten aber auf diese zählen zu können, wenn sie bei der Durchsicht der Verfassung dem Könige mehr Rechte einräumen würden.

„So standen die Sachen, als ich Ihnen schrieb. Allein, so

sehr ich auch von der Ungeschicklichkeit und dem verkehrten Betragen der Aristokraten überzeugt war, so glaubte ich doch nicht, daß ihr Wahnsinn so weit gehen könne.

„Als man die Verhaftung des Königs in Varennes erfuhr, so beschloß die rechte Seite in ihren geheimen Zusammenkünften, nicht mehr zu stimmen, an den Berathungen der Versammlung durchaus keinen Antheil mehr zu nehmen und beharrte trotz Malouets Vorstellungen auf ihrem Entschlusse. Malouet erklärte, daß er fortfahren werde sich auf der Rednerbühne zu widersetzen, und daß er alles anwenden werde, um das Uebel zu verhüten. Er hat mich versichert, daß er nur fünf und dreißig bis vierzig Mitglieder der rechten Seite für seine Meinung gewinnen konnte, und daß er fürchte, diese falsche Maßregel der Königlichgesinnten werde von sehr üblen Folgen sein.

„Die Gesinnungen der Versammlung waren damals im allgemeinen so günstig für den König, daß als, während der Zeit man ihn nach Paris führte, Thouret die Rednerbühne bestieg, um die Art zu bestimmen, wie er bewacht werden sollte, die größte Stille in der Versammlung und auf den Gallerirn herrschte. Beinahe alle Abgeordnete, selbst die von der linken Seite, sahen bestürzt aus, als sie den unglücklichen Beschlus lesen hörten; allein keiner sprach. Der Präsident wollte über ihn abstimmen lassen, als Malouet sich plötzlich erhob und mit Entrüstung sprach: „Was wollen Sie thun, meine Herren? Nachdem der König verhaftet ist, schlägt man Ihnen vor, ihn durch einen Beschluß für gefangen zu erklären! Wohin führte Sie dieser Schritt? Haben Sie es auch recht bedacht? Sie wollen befehlen, daß der König gefangen gesetzt werde?" — Nein, Nein, riefen mehrere Mitglieder der linken Seite, und erhoben sich mit Getümmel; wir wollen nicht, daß der König gefangen sei. Und schon war es daran, daß der Beschluß beinahe einstimmig verworfen worden wäre, als Thouret sich beeilte zuzusetzen: der Sprechende hat den Sinn und den Ausdruck des Beschlusses schlecht aufgefaßt. Wir wollen den König eben so wenig gefangen setzen, als er; zu seiner eigenen Sicherheit, und zu der der königlichen Familie schlagen wir diese Maßregeln vor. Erst nach dieser Erklärung ging der Beschluß durch, obgleich die Gefangenschaft in der Wirklichkeit vorhanden ist, und schaamloser Weise immer noch fortgesetzt wird.

„Gegen das Ende Juli's verfolgten die Constitutionellen, welche die Protestation der Königlichgesinnten vermutheten, jedoch nicht gewiß wußten, den Plan die Verfassung durchzugehen nur läßig. Sie fürchteten mehr als je die Aristokraten, und die Jacobiner. Malouet begab sich in den Ausschuß zur Durchsicht der Verfassung. Zuerst sprach er zu ihnen, als zu Leuten, denen er rücksichtlich der Gefahren und der Fehler der Verfassung nichts neues zu sagen nöthig habe, allein er sah bald, daß sie zu großen Verbesserungen wenig mehr geneigt seien. Sie fürchteten ihre Volksgunst zu verlieren. Target und Duport stritten sich mit ihm, um ihr Werk zu vertheidigen. Am folgenden Tage begegnete er Barnave und Chapelier, die anfänglich seine Aufforderung mit Verachtung von der Hand wiesen, und sich erst nach und nach zu dem Plane verstanden, dessen Gefahr er allein übernehmen sollte. Er schlug ihnen vor, am 8. die Haupt-

puncte der Verfassung durchzugehen, und alle ihre Fehler zu zeigen. Man kam über diesen Plan überein, allein die Protestation der rechten Seite wurde jetzt bekannt, ihr Entschluß nicht mehr zu stimmen, zeigte sich immer deutlicher, und die Verfassungsanhänger verloren dadurch alle Hoffnung die Durchsicht der Verfassung durchzusetzen, der sich die Jacobiner aus allen Kräften widersetzten, und sie verzichteten also darauf. Malouet, der in keiner regelmäßigen Verbindung mit ihnen stund, machte doch seinen Angriff. Er verwarf die Verfassungs-Urkunde als antimonarchisch und unausführbar. Seine Entwickelung schien schon großen Eindruck zu machen, als Chapelier, der nichts mehr hoffte von der Vollziehung der Verabredung, ihn unterbrach, von Lästerung des Heiligen sprach, und verlangte, daß er die Rednerbühne verlassen solle, was ihm auch befohlen wurde. Am andern Tage gestand er, daß er Unrecht gehabt habe, allein er und die Seinigen hätten alle Hoffnung verloren von dem Augenblicke an, als sie nicht mehr auf die rechte Seite hätten zählen können.

„Ich mußte Ihnen schon diese lange Geschichte erzählen, damit Sie nicht alles Zutrauen in meine Voraussagungen verlieren. Jetzt sind sie traurig: das Uebel hat den höchsten Punkt erreicht, und um es zu verbessern, sehe ich im Innern und Aeußern nur Ein Mittel, es ist dis die Vereinigung der Kraft mit der Vernunft. (Denkwürdigkeiten von Bouillé, Seite 282. folg.)

## Note 25. zu Seite 238.

Der Minister Bertrand de Molleville hat uns mit den Gesinnungen des Königs und der Königin bei Eröffnung der gesetzgebenden Versammlnng auf eine Art bekannt gemacht, die keinen Zweifel über ihre Aufrichtigkeit zuläßt. Ich betrachte, sagte der König zu ihm, diese Verfassung keineswegs als ein Meisterstück, ich glaube vielmehr, daß sie sehr große Fehler hat, und daß, wenn ich der Versammlung meine Bemerkungen hätte mittheilen können, sehr nützliche Abänderungen sich ergeben hätten. Jetzt ist es aber nicht mehr Zeit; ich habe sie angenommen, wie sie ist; ich habe geschworen, sie zu befolgen, ich muß und will meinem Eide ganz treu sein, um so mehr als ich glaube, daß die genaue Befolgung der Verfassung das sicherste Mittel ist, sie dem Volke in ihrem wahren Lichte zu zeigen, und ihm die nöthigen Abänderungen derselben bemerklich zu machen. Ich habe keinen andern Plan, und kann keinen andern haben; ich werde mich unter keiner Bedingung von demselben entfernen, und verlange, daß meine Minister denselben befolgen. — Dieser Plan scheint mir sehr weise, Sire, antwortete Bertrand, allein ist es mir erlaubt Eure Majestät zu fragen, ob die Meinung der Königin hiermit übereinstimmt? — „Ja, durchaus; sie wird es Ihnen selbst sagen."

Ich ging zur Königin hinunter, die mir erst mit außerordentlicher Güte bezeugte, wie sehr sie die Verbindlichkeit theile, welche der König mit mir habe, daß ich das Ministerium in so bedenklichen Zeiten übernehmen wolle, und dann beifügte: „Der König hat Ihnen seinen Plan rücksichtlich der Verfassung mitgetheilt; glauben Sie nicht auch, daß der einzige Plan, den er befolgen kann, der ist,

seinem Eide getreu zu bleiben? — Ja gewiß, Eure Majestät. — Nun, so verlassen Sie sich darauf, daß wir uns nicht ändern werden. Muth, Herr Bertrand; ich hoffe, daß mit Geduld, mit Festigkeit und Beständigkeit noch nicht Alles verloren ist." (Bertrand de Molleville Theil VI., Seite 22.)

Dasselbe bestätigt auch Frau Campan, die zwar manchmal verdächtig ist, allein dismal sehr aufrichtig scheint.

„Die Verfassung war, wie ich gesagt habe, dem Könige am 3. September vorgelegt worden; alle Minister mit Ausnahme Herrn von Montmorin's behaupteten die Nothwendigkeit, die Verfassung im Ganzen anzunehmen. Auch der Fürst Kaunitz war dieser Meinung. Malouet wollte, der König solle sich mit Aufrichtigkeit über die Gefährlichkeit und die Fehler der Verfassung erklären. Allein Duport und Barnave, welche den Geist fürchteten, welcher in dem Jacobiner-Club und selbst in der Versammlung herrschte, in welcher Robespierre sie schon als Vaterlandsverräther angeklagt hatte, und welche großes Unglück besorgten, vereinigten sich mit der Mehrheit der Minister und mit Kaunitz. Diejenigen, welche die Verfassung ernstlich befolgen wollten, riethen sie nicht unbedingt und im Ganzen anzunehmen; unter ihnen waren, wie ich eben bemerkt habe, Montmorin und Malouet. Der König schien auch ihrer Meinung zu sein, und es ist dis einer der größten Beweise von der Aufrichtigkeit des unglücklichen Fürsten. (Denkwürdigkeiten der Fr. Campan, Th. II. Seite 161.)

## Note 26. zu Seite 246.

Frau Campan ist es, welche uns benachrichtigt, daß der König einen geheimen Briefwechsel mit Coblenz führte.

„Während geheime Eilboten die vertraulichen Briefe des Königs an seine Brüder und an die fremden Fürsten brachten, forderte die Versammlung ihn auf, den Prinzen zu schreiben, sie sollen nach Frankreich zurückkehren. Der König beauftragte den Abbé von Montesquieu, ihm diesen Brief zu schreiben. Ohne Zweifel waren die Prinzen durch den geheimen Briefwechsel auf einen solchen Brief vorbereitet. (Denkwürdigkeiten der Fr. Campan, Th. II. Seite 172.)

## Note 27. zu Seite 250.

### Brief des Königs an Ludwig Stanislaus, französischen Prinzen, Bruder des Königs.

Paris, den 11. Novbr. 1791.

Ich habe Ihnen, mein lieber Bruder, am verflossenen 16. Oktober geschrieben, und Sie haben meine wahren Gesinnungen dabei nicht verkennen können. Ich bin erstaunt darüber, daß mein Brief nicht den Erfolg hatte, den ich mir versprechen durfte. Ich habe alle Gründe angeführt, welche sie bewegen sollten, zu Ihrer Pflicht zurückzukehren. Ihre Abwesenheit ist ein Vorwand für alle Uebelwollenden, eine Entschuldigung für alle die betrogenen Franzosen, die mir zu dienen wähnen, indem sie Frankreich in einer beständigen

Unruhe und Bewegung erhalten, welche mir das Leben zur Qual machen. Die Umwälzung ist vorüber: die Verfassung ist beendigt; Frankreich will sie, und ich werde sie aufrecht erhalten: das Wohl der Monarchie hängt von ihrer Feststellung ab. Die Verfassung hat Ihnen Rechte gegeben, allein unter einer Bedingung, die Sie sich beeilen müssen zu erfüllen. Glauben Sie mir, lieber Bruder, entfernen Sie die Zweifel, die man Ihnen über meine Freiheit einflößen will. Ich werde durch eine auffallende Handlung und bei einer Sie selbst sehr nahe berührenden Gelegenheit beweisen, daß ich frei handeln kann. Beweisen Sie mir dagegen, daß Sie mein Bruder und ein Franzose sind, und geben Sie meinen Bitten nach, Ihre wahre Stellung ist an meiner Seite: Ihr Vortheil und Ihr Gefühl rufen Sie dahin zurück; ich fordere Sie dazu auf, und wenn es sein muß, ich befehle es Ihnen.

Unterzeichnet: Ludwig.

## Antwort Monsieur's an den König.

Coblenz, den 3. Decbr. 1791.

Sire, mein Bruder und Herr!

Der Graf Vergennes hat mir von Seiten Eurer Majestät ein Schreiben übergeben, dessen Aufschrift, trotz meiner Taufnamen, so wenig an mich lautete, daß ich es uneröffnet zurückgegeben hätte, wenn er mich nicht bestimmt versichert hätte, es sei an mich. Ich öffnete es daher, und der Name Bruder, den ich fand, ließ mir keinen Zweifel mehr übrig; ich las es daher mit der Achtung, welche ich der Handschrift und dem Namen Eurer Majestät schuldig bin. Der Befehl, den das Schreiben enthält, mich zu Eurer Majestät zu begeben, ist nicht der Ausdruck Ihres freien Willens, und meine Ehre, meine Pflicht, selbst meine Zärtlichkeit verbieten mir in gleichem Maaße, zu gehorchen. Wenn Eure Majestät alle meine Gründe im Einzelnen wissen will, so belieben Sie sich meines Briefes vom 10. September zu erinnern. Ich bitte Euer Majestät mit Güte den Ausdruck meiner eben so zärtlichen als ehrfurchtsvollen Gefühle aufzunehmen, mit denen ich die Ehre habe zu sein, Sire u. s. w.

## Brief des Königs an Karl Philipp, französischen Prinzen, Bruder des Königs.

Paris, den 11. Nov. 1791.

Sie kennen sicherlich den Beschluß, welchen die National-Versammlung in Beziehung auf die von ihrem Vaterlande entfernten Franzosen gefaßt hat; ich habe geglaubt, meine Zustimmung demselben versagen zu müssen, weil ich mir mit der Ueberzeugung schmeichle, daß gelinde Wege sicherer zu dem gewünschten Ziele führen werden. Die verschiedenen Schritte, welche ich bei Ihnen schon gethan habe, können Ihnen keinen Zweifel über meine Absichten oder meine Wünsche gelassen haben. Die öffentliche Ruhe, und meine persönliche Sicherheit erfordern Ihre Zurückkehr. Sie können ein Betragen, welches Frankreich beunruhigt, und mich betrübt, nicht

länger fortsetzen, ohne an Ihren wichtigsten Pflichten zu fehlen. Ersparen Sie mir den Schmerz zu strengen Maßregeln gegen Sie vorzuschreiten; bedenken Sie Ihren wahren Vortheil; lassen Sie sich durch die Liebe leiten, die Sie Ihrem Vaterlande schuldig sind, und geben Sie endlich den Wünschen der Franzosen und Ihres Königs nach. Dieser Schritt wird ein Beweis Ihrer Gesinnungen gegen mich sein, und Ihnen die Fortdauer derer versichern, mit denen ich Ihnen beständig zugethan war.

Unterzeichnet Ludwig.

### Antwort des Grafen von Artois an den König.

Coblenz, den 3. Decbr.

Sire, mein Bruder und Herr!

Der Graf von Vergennes hat mir gestern einen Brief übergeben, von dem er mich versichert, er sei mir von Eurer Majestät zugeschickt. Die Ueberschrift giebt mir einen Titel, den ich nicht annehmen kann, und ich glaubte daher, der Brief sei nicht für mich bestimmt; allein da ich das Siegel Eurer Majestät erkannte, so öffnete ich ihn, und achtete die Handschrift und die Unterschrift meines Königs; allein die gänzliche Auslassung des Bruder-Namens, und noch mehr, die Erwähnung der Beschlüsse, haben mir einen neuen Beweis von der moralischen und physischen Gefangenschaft gegeben, in welcher unsere Feinde Eure Majestät zu halten wagen. Nach dieser Auseinandersetzung wird Eure Majestät es natürlich finden, daß ich, getreu den Gesetzen der Ehre und meiner Pflicht, Befehlen nicht gehorche, welche offenbar durch Gewalt entrissen worden sind.

Ueberdieß enthält der Brief, den ich am 10. Septbr. gemeinschaftlich mit Monsieur an Eure Majestät zu schreiben die Ehre hatte, die Grundsätze und die Entschlüsse von denen ich mich nie entfernen werde; ich beziehe mich also lediglich darauf; sie werden die Grundlage meines Betragens sein, und ich erneuere hiermit den Eid, sie zu halten. Ich bitte Eure Majestät, den Ausdruck der eben so zärtlichen als achtungsvollen Gesinnungen zu genehmigen, mit denen ich bin, Sire u. s. w.

### Note 28. zu Seite 251.

Der Bericht von Gallois und Gensonné ist ohne Widerspruch die beste Geschichte des Anfanges der Unruhen in der Vendée. In demselben heißt es:

„Die Zeit der Leistung des Priester-Eides war für das Departement der Vendée die Zeit der Entstehung seiner Unruhen; bis dahin hatte das Volk der größten Ruhe genossen. Die Religion dieses Volkes, das heißt die Religion so wie sie es versteht, ist für dasselbe die stärkste, um nicht zu sagen, die einzige sittliche Gewohnheit seines Lebens geworden; als ihren hauptsächlichsten Gegenstand sieht es die Verehrung der Bilder an; und der Diener dieser Religion, den sie als den Spender der himmlischen Gnaden betrachten, welcher durch die Inbrunst seines Gebetes die Ungunst des Wetters beschwö-

ren kann, und über das Glück eines künftigen Lebens verfügt, hat bald die sanftesten und lebhaftesten ihrer Gefühle für sich erworben.

Die Beständigkeit der Bevölkerung dieses Departements in seinen Religionsübungen, und das unbegränzte Zutrauen, welches die Priester, an die es gewöhnt ist, genießen, sind die hauptsächlichsten Gründe der Unruhen, welche es bewegt haben, und welche es auch noch künftig bewegen können.

„Mehrere dieser Priester meinen es gut; sie scheinen tief von den Ideen, welche sie verbreiten, und von den Gefühlen, welche sie einflößen, durchdrungen. Andere dagegen klagt man an, unter dem Mantel des Religions-Eifers ihnen theurere Interessen vertheidigen zu wollen; und diese haben eine Thätigkeit, welche sich nach den Umständen vermehrt oder vermindert. Ein mächtiger Bund ist geschlossen zwischen dem ehemaligen Bischof von Luçon und einem Theile der alten Geistlichkeit seines Sprengels; man hat einen Plan festgesetzt, wie man in allen Kirchspielen sich gemeinschaftlich der Beschlüsse der National-Versammlung widersetzen wolle; Hirtenbriefe, von Paris geschickte aufrührerische Schriften sind allen Pfarrern zugeschickt worden, um sie in ihren Entschlüssen zu bestärken, oder sie zu einer Verbindung einzuladen, die man für allgemein ausgab.

„Diese Umtriebe werden sehr kräftig von Missionairen unterstützt, welche sich in dem Markte St. Laurent, im Bezirke Montaigu niedergelassen haben: wir glauben sogar ihrer Thätigkeit, ihren geheimen Umtrieben, ihren unermüdeten heimlichen Ermahnungen die Stimmung eines sehr großen Theiles der Bevölkerung des Departements der Vendée, und des Bezirkes von Châtillon, im Departement der Deux-Sevres zuschreiben zu müssen. Es ist wesentlich erforderlich, daß die National-Versammlung ihre Aufmerksamkeit auf das Betragen dieser Missionaire und den Geist ihrer Lehren richte.

„Die Missions-Anstalt wurde vor ungefähr sechzig Jahren von einer Gesellschaft Welt-Priester gestiftet, die von Almosen lebten, und zum Predigen, als Missionäre bestimmt waren. Sie haben das Vertrauen des Volkes erworben durch eine schlaue Vertheilung von Rosenkränzen, Medaillen und Indulgenzen, und durch die Errichtung von Calvarienbergen an allen Orten. Diese Missionaire sind seither zahlreich genug geworden um auch in andern Theilen des Königreichs ähnliche Anstalten zu gründen.

„Um Ihre Meinung über das Betragen dieser glühenden Religionseiferer, und über die von ihnen gelehrte religiöse Moral festzusetzen, wird hinreichend sein, einen Auszug aus verschiedenen Papieren zu machen, welche die National-Garden von Angers und Cholet bei ihnen fanden. Diese Papiere sind abgefaßt in der Form von Anweisungen für das Landvolk, und stellen den Satz auf, daß man sich nicht an die verfassungsmäßigen Geistlichen, hier Eindringlinge genannt, der Religious-Uebung wegen wenden könne, und daß alle, welche auch nur durch ihre Gegenwart Theil daran nehmen, sich einer Tod-Sünde schuldig machen, und daß nur Unwissenheit oder Verstandes-Armuth hier zur Entschuldigung dienen können; daß diejenigen, welche die Frechheit haben, sich von diesen abtrünnigen Priestern trauen zu lassen, nicht gesetzlich verheirathet seien, sondern den

göttlichen Fluch auf sich und ihre Kinder ziehen werden; daß man die Sachen schon so einrichten werde, daß die von den alten Priestern vollzogene Trauungen nicht als ungültig angefochten werden können; daß man aber so lange sich zu allem entschließen müsse; daß wenn auch die Kinder aus solchen Ehen nicht als ehelich gelten sollten, sie es doch seien, daß im Gegentheile die Kinder der von den Eindringlingen Getrauten Bastarte seien, weil Gott ihre Verbindung nicht bestätige; und es sei doch besser, daß eine Ehe vor den Menschen ungültig sei, als wenn sie vor Gott nicht gültig wäre; daß man sich an die neuen Pfarrer der Beerdigung wegen nicht wenden dürfe, und daß, wenn der alte Pfarrer sie, ohne sein Leben und seine Freiheit in Gefahr zu setzen, nicht besorgen könne, die Freunde und Verwandten der Verstorbenen die Beerdigung selbst insgeheim besorgen müssen.

„Dieser Zustand des öffentlichen Geistes ist um so mehr zu beklagen, als die Mittel der Belehrung täglich schwieriger werden. Das Volk verwechselt die allgemeinen Staatsgesetze mit den besondern Verordnungen über die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit, und bekümmert sich nichts um die Bekanntmachung derselben. Die Mißvergnügten, die mit der neuen Ordnung der Dinge Unzufriedenen, oder die, welche wenigstens die Bestimmungen rücksichtlich der Geistlichkeit nicht billigen, unterhalten mit vieler Mühe diese Abneigung des Volkes, befestigen durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel das Ansehen der nicht beeidigten Priester, und schwächen das der andern. Der Arme erhält keine Unterstützung, der Handwerker darf keine Verwendung seiner Geschicklichkeit und seines Gewerbfleißes hoffen, als wenn er verspricht, nicht in die Messe des beeidigten Priesters zu gehen; und so kömmt es, einer Seits durch das in die alten Priester gesetzte Vertrauen, anderer Seits durch Verführungen und Drohungen, daß die Kirchen der beeidigten Priester verlassen stehen, und die Menge sich zu denen drängt, welche aus Mangel an neuen Geistlichen nicht neu besetzt werden können.

„Dieses, meine Herren, sind die Thatsachen, welche im Departement der Vendée zu unserer Kenntniß gekommen sind, so wie die Bemerkungen, die sich uns darüber aufdrangen.

## Note 29. zu Seite 261.

Wir haben schon mehrere Male Gelegenheit gehabt, von den Planen Leopolds, Ludwigs XVI., und denen der Ausgewanderten zu sprechen; Bouillé schreibt hierüber:

„Der König von Schweden war über die wahren Gesinnungen des Kaisers und seiner Verbündeten, welche damals dahin gehen mußten, sich nicht weiter in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen, ganz im Ungewissen. Die Kaiserin wußte sie ohne allen Zweifel, sie hatte ihm aber nichts darüber mitgetheilt. Ich wußte, daß sie damals allen ihren Einfluß auf den Kaiser und den König von Preußen dazu benutzte, um sie zu einer Kriegserklärung zu bewegen. Sie hatte dem ersteren sogar einen sehr starken Brief geschrieben, in dem sie ihm vorstellte, daß der König von Preußen,

wegen einer bloßen seiner Schwester bewiesenen Unhöflichkeit ein Heer nach Holland geschickt habe, während er ruhig die Beleidigungen und Beschimpfungen, mit denen man die Königin von Frankreich überhäufe, so wie die Herabwürdigung ihres Ranges und ihrer Würde, und die Vernichtung des Thrones seines Schwagers und Verbündeten erdulde. Mit eben dieser Heftigkeit drang die Kaiserin in Spanien, das friedliche Grundsätze aufgestellt hatte. Allein der Kaiser hatte nach Annahme der Verfassung den Botschafter von Frankreich aufs Neue empfangen, dem er früher den Hof verboten hatte. Er war sogar der erste, welcher die National-Flagge in seinen Häfen zuließ. Nur die Höfe von Madrid, Stockholm und Petersburg riefen damals ihre Gesandten von Paris zurück. Alles dieses beweißt, daß Leopold damals den Frieden wollte, was dem Einflusse des Königs und der Königin zuzuschreiben ist." (Bouillé's Denkwürdigkeiten, Seite 314.)

Fernerhin sagt Bouillé:

„Es verflossen aber mehrere Monate, ohne daß ich etwas davon bemerkte, daß der Plan des Kaisers, ein Heer an der Grenze zu versammeln, einen Congreß zu bilden und Unterhandlungen mit der französischen Regierung zu eröffnen, ausgeführt wurde.

„Endlich am 12. Septbr. ließ der Kaiser mir entbieten, zu ihm zu kommen, und den Plan zum Feldzuge mit zu bringen, den er früher von mir verlangt hatte. Er erklärte mir, er habe sich entschlossen, einen Congreß zu versammeln, und mit der französischen Regierung zu unterhandeln, nicht nur über die Klaglosstellung des deutschen Reiches, dessen Rechte im Elsaß und in den andern Grenz-Provinzen verletzt worden seien, sondern auch über die Mittel, Ruhe in Frankreich herzustellen, dessen Unordnungen ganz Europa in Gefahr setzten; er hoffe diese Mittel werden einen günstigen Erfolg haben, und einem blutigen Kriege zuvorkommen, den er nur im äußersten Falle führen werde. Er fügte bei, daß die Unterhandlungen von furchtbaren Heeren werden unterstützt werden. Ich nahm mir die Freiheit, den Kaiser zu fragen, ob er von den wahren Gesinnungen des Königs unterrichtet sei. Er kannte sie; er wußte, daß Ludwig XVI. allen gewaltsamen Mitteln abgeneigt sei.

„Ich glaube, daß der Kaiser diesen friedlichen und äußerst vernünftigen Plan erst dann angenommen hat, als er Ludwig XVI. befragt hatte, der immer für eine friedliche Ausgleichung, und für Unterhandlungen, nicht aber für den Krieg war. (Ebendaselbst, Seite 299.)

## Note 30. zu Seite 268.

Bertrand de Molleville erzählt den Vorfall auf folgende Art:

„Ich berichtete noch am nämlichen Tage im Ministerrathe den Besuch, welchen der Herzog von Orléans mir gemacht hatte, und unsere Unterredung. Der König entschloß sich, ihn zu empfangen, und hatte am folgenden Tage eine mehr als halbstündige Unterredung mit ihm, von der S. M. sehr zufrieden zu sein schien. Ich glaube wie Sie, sagte mir der König, daß seine Annäherung ganz

ehrlich gemeint ist, und daß er Alles, was von ihm abhängt, thun wird, um das Uebel wieder gut zu machen, daß er angerichtet hat, und an dem er vielleicht nicht so viel Antheil hatte als wir glaubten.

„Am folgenden Sonntage kam er zum Lever des Königs, wo er von den Hofleuten, die nicht wußten, was vorgefallen war, und von den Königlichgesinnten, die an diesem Tage gewöhnlich in Menge nach dem Schlosse kamen, um der königlichen Familie ihre Achtung zu bezeugen, auf das schimpflichste empfangen wurde. Man drängte sich um ihn, man trat ihm absichtlich auf die Füße, trieb ihn gegen die Thüre, und ließ ihn nicht wieder herein. Er ging zur Königin hinunter, wo schon aufgetragen war; sobald er erschien rief man von allen Seiten: „Meine Herren, geben Sie Achtung auf die Schüsseln," als ob man gewußt hätte, er trage Gift in allen Taschen.

„Das beleidigende Gemurre, welches seine Gegenwart überall erzeugte, zwang ihn am Ende zu gehen, ohne daß er die königliche Familie gesehen hatte. Man verfolgte ihn bis an die Treppe der Königin, und als er hinabstieg, spuckte man ihm auf den Kopf und auf die Kleider. In seinem Gesichte mahlte sich die Wuth und der Aerger; er war überzeugt, daß der König und die Königin diese Beleidigungen angezettelt haben, von denen sie doch gar nichts wußten, und über welche sie selbst sehr aufgebracht waren. Er schwur ihnen unversöhnliche Rache, und er hat seinen schrecklichen Eid nur zu getreu gehalten. Ich war den Tag im Schlosse, und habe dis Alles selbst mit angesehen." (Bertrand de Molleville, Theil VI. Seite 290.)

## Note 31. zu Seite 282.

Frau Campan erzählt die Unterredung Dumouriez's anders:

„Alle Parteien trieben sich um; die einen um den König zu retten, die andern um ihn zu verderben. Eines Tages fand ich die Königin sehr beunruhigt; sie sagte mir, sie wisse nicht, wie sie daran sei; die Häupter der Jacobiner haben sich durch Dumouriez anbieten lassen, oder Dumouriez habe dieselben verlassen, und habe sich selbst angeboten; daß sie ihm Gehör gegeben habe; daß er, als er allein mit ihr gewesen sei, sich ihr zu Füßen geworfen und gesagt habe, er habe die rothe Mütze bis über die Ohren gezogen, allein er sei kein Jakobiner, und könne keiner sein, man habe die Revolution bis zu dem Auswurfe dieser Zerstörer hinabrollen lassen, die nur nach Plünderung trachten, alles zu thun fähig seien, und der Versammlung ein furchtbares Heer zur Untergrabung des nur zu sehr erschütterten Thrones stellen können. Mit Hitze sprechend, habe er sich auf die Hand der Königin geworfen, habe sie mit Entzücken geküßt, und gerufen: lassen Sie sich retten. Die Königin sagte, man könne den Betheuerungen eines Verräthers nicht trauen; sein ganzes Betragen sei allzu gut bekannt, das Beste sei, sich nicht auf ihn zu verlassen; die Prinzen empfehlen überdis, sich keinem aus dem Innern kommenden Vorschlag anzuvertrauen." — (Theil II. Seite 202.)

Diese Erzählung ist, wie man sieht, etwas verschieden; im We-

sentlichen aber ist sie dieselbe. Nur mußte sie, indem sie durch den Mund der Königin und der Frau Campan ging, eine für Dumouriez ungünstige Farbe annehmen. Die von Dumouriez malt auf eine wahrscheinlichere Art die Bewegungen der unglücklichen Marie Antoinette, und da diese Erzählung nichts Beleidigendes für sie hat, und mit ihrem sonstigen Charakter übereinstimmt, so habe ich sie vorgezogen. Uebrigens ist allerdings möglich, daß Dumouriez's Eitelkeit ihn bewogen hat, vor allen die für ihn schmeichelhaften Aeußerungen uns aufzubewahren.

## Note 32. zu Seite 283.

Bouillé, der in der Lage war, die wirklichen Absichten der verbündeten Mächte genau zu kennen, glaubte durchaus nicht an den anscheinenden Eifer Catharina's II. Er drückt sich hierüber so aus: „Man sieht, daß dieser Fürst (Gustav III.) sich viel auf die Kaiserin von Rußland verließ, und auf ihren thätigen Antheil an der Verbindung, der sich doch nur auf Demonstrationen beschränkte. Der König von Schweden war im Irrthum, und ich bezweifle sehr, daß Catharina ihm je die 18,000 Russen anvertraut hätte, die sie ihm versprach. Ueberdieß bin ich überzeugt, daß weder der Kaiser noch der König von Preußen ihm ihre wahren Absichten anvertraut hatten. Sie hatten beide mehr als persönliche Abneigung gegen ihn, und ihr Wunsch war, daß er sich in die französischen Angelegenheiten nicht mischen möge." (Bouillé, Seite 319.)

## Note 33. zu Seite 284.

Frau Campan belehrt uns in derselben Stelle über das Vorhandensein des eisernen Wandschrankes und über eine heimliche Verwahrung des Königs gegen die Kriegserklärung. Die Abneigung des Königs gegen den Krieg war außerordentlich, und er suchte ihn auf alle mögliche Art auf die Volkspartei zu wälzen:

„Der König hatte eine unermeßliche Menge Papiere, und kam auf den unglücklichen Gedanken, für dieselbe ganz heimlich einen eisernen Schrank in einem der innern Gänge seiner Zimmer von einem Schlosser verfertigen zu lassen, der seit 10 Jahren mit ihm arbeitete. Dieser Schrank wäre ohne die Angabe dieses Menschen lange verborgen geblieben. Allein, noch ehe der Schlosser der Versammlung diesen berühmten eisernen Schrank anzeigte, hatte die Königin erfahren, daß er mit einigen seiner Freunde davon gesprochen habe, und daß er, dem der König aus Gewohnheit ein zu großes Vertrauen schenkte, ein Jacobiner sei. Sie benachrichtigte den König davon und bestimmte ihn, ein sehr großes Portefeuille mit den Papieren zu füllen, an deren Erhaltung ihm am meisten gelegen sein mußte, und dasselbe mir anzuvertrauen. Ich fragte die Königin, was darin sei? Es sind Papiere, antwortete sie, die für den König sehr verderblich wären, wenn man so weit ginge, ihm seinen Prozeß machen zu wollen. Das aber will er gewiß, daß ich Ihnen sage, es sei in dem Portefeuille ein Protokoll des Staatsrathes, in welchem der König sich gegen den Krieg erklärt hat. Er hat es von allen

Ministern unterzeichnen lassen, und er hält es, selbst im Falle eines solchen Prozesses, für sehr nützlich für ihn. (Frau Campan, Theil II. Seite 222.)

## Note 34. zu Seite 287.

„Die National-Versammlung, sagt Condorcet darin, durch die unabweisliche Nothwendigkeit gezwungen, zu dem Kriege ihre Zustimmung zu geben, weiß wohl, daß sie beschuldigt werden wird, denselben freiwillig veranlaßt oder beschleunigt zu haben.

„Eine einfache Auseinandersetzung ihres Betragens ist ihre einzige Antwort, und sie wendet sich mit gleichem Vertrauen an die Fremden wie an die Franzosen, weil die Natur in die Brust eines jeden Menschen das nämliche Rechtsgefühl gelegt hat.

„Jedes Volk hat allein das Recht sich seine Gesetze zu geben, und das unveräußerliche Recht, sie abzuändern. Dieses Recht gehört keinem, oder es gehört allen gleichmäßig: es bei einem Volke angreifen, heißt es bei keinem anerkennen; es mit Gewalt einem fremden Volke rauben wollen, heißt es auch bei dem nicht anerkennen wollen, dessen Bürger oder Oberhaupt man ist; es ist Verrath gegen sein Vaterland, eine Kriegserklärung gegen die Menschheit! Das französische Volk konnte glauben, daß alle Fürsten diese einfachen Wahrheiten einsehen würden, und daß im 18. Jahrhundert Niemand ihm die alten Grundsätze der Zwingherrschaft entgegenhalten würde: seine Hoffnung wurde getäuscht; es hat sich ein Bund gegen seine Unabhängigkeit gebildet, und es hat nur die Wahl gehabt, seine Feinde über die Gerechtigkeit seiner Sache aufzuklären, oder sich ihnen mit den Waffen in der Hand zu widersetzen.

„Bei der Nachricht von diesem drohenden Bündnisse hat die für Erhaltung des Friedens besorgte Versammlung gefragt, welche Ursache dieser Uebereinstimmung von Mächten zu Grunde liege, die so lange einander gegenüber standen; man hat ihr geantwortet, diese Ursache sei die Erhaltung der öffentliche Ruhe, die Sicherheit und die Ehre der Kronen, die Furcht Ereignisse sich wiederholen zu sehen, welche einige Epochen der französischen Staatsumwälzung dargeboten hatten.

„Allein wie konnte Frankreich die allgemeine Sicherheit stören, da es den feierlichen Entschluß gefaßt hatte, keine Eroberungen machen, und die Freiheit keines Volkes angreifen zu wollen; da es bei den langen und blutigen Unruhen, welche in den Niederlanden und im Gebiete von Lüttich zwischen den Herrschern und den Unterthanen ausgebrochen waren, die strengste Neutralität beobachtet hatte?

„Allerdings hat die französische Nation laut erklärt, daß die oberste Gewalt im Staate nur dem Volke gebühre, welches in der Ausübung seines Willens durch die Rechte der künftigen Geschlechter gebunden ist, und daher keine unwiderruflichen Rechte ertheilen kann; allein welchen Begriff haben denn die Fürsten von der Rechtmäßigkeit ihrer Gewalt, oder von der Gerechtigkeit, mit der sie sie ausüben, wenn sie die Erklärung dieser Grundsätze als einen Angriff auf die Ruhe ihrer Staaten betrachten?

„Man hat von den Versuchen der Franzosen gesprochen, die benachbarten Völker zur Zerbrechung ihrer Fesseln, zur Rücknahme ihrer Rechte zu bewegen. — Allein die Minister, welche diesen Vorwurf wiederholt haben, ohne eine einzige Thatsache anführen zu können, wußten selbst recht gut, wie sehr er aus der Luft gegriffen sei; und selbst wenn diese Versuche wirklich gemacht worden wären, so hätten die Mächte, welche die Zusammenrottung unserer Ausgewanderten geduldet haben, das Recht verloren sich zu beklagen.

„Das französische Volk hat durch den Gebrauch seines Rechtes die Form seiner Verfassung nach Gutdünken zu bestimmen, weder die Sicherheit noch die Ehre der fremden Kronen gefährden können. Rechnen denn die fremden Staatsoberhäupter es unter ihre Vorrechte, die französische Nation zwingen zu dürfen, ihrem Könige eine eben so große Gewalt einzuräumen, als sie selbst besitzen?

„Wenn Verbrechen, einige Perioden der französischen Staatsveränderung begleitet haben, so hatten allein die mit dem Nationalwillen Beauftragten das Recht, dieselben zu bestrafen, oder in ewige Vergessenheit zu begraben. Die fremden Mächte aber können, so lange ihre Unterthanen nicht unter den Ereignissen gelitten haben, keinen gerechten Grund haben, sich zu beklagen, oder feindliche Maßregeln zu ergreifen, um dergleichen künftig zu verhindern.

„Mit Einem Worte, diese vorgeblichen Gründe zu einem Bunde gegen Frankreich waren nur neue Beleidigungen gegen seine Unabhängigkeit. Es hatte das Recht zu verlangen, daß beleidigende Zurüstungen aufgegeben würden, und die Weigerung als eine Kriegserklärung anzusehen: dieses waren die Grundsätze, nach denen die Versammlung ihr Verfahren leitete.

„Man hat behauptet, der Wunsch des französischen Volkes nach der Aufrechthaltung seiner Gleichheit und seiner Unabhängigkeit, sei der einer Faction. — Allein das französische Volk hat eine Verfassung; diese Verfassung ist von der Mehrheit der Bürger angenommen worden; sie kann nur durch den Wunsch des Volkes geändert werden, und nach Formen, die sie selbst vorschreibt.

„Ferner, sagen sie, der König ist nicht frei. — Heißt das unfrei sein, wenn man den Gesetzen des Landes gehorcht? Die Freiheit sich denselben zu entziehen, sie zu hindern, eine fremde Gewalt ihnen entgegen zu setzen, wäre kein Recht sondern ein Verbrechen."

## Note 35. zu Seite 296.

Frau Campan erklärt das Geheimniß der in Sèvres verbrannten Papiere folgendermaßen:

„Im Anfange des Jahres 1792 bat ein sehr ehrwürdiger Geistlicher um eine geheime Unterredung mit mir. Er hatte das Vorhandensein einer neuen Schmähschrift der Lamotte in Erfahrung gebracht. Er sagte mir, er habe bei den Leuten, welche sie von London gebracht haben, nichts bemerkt als Habsucht, und sie seien bereit, die Handschrift für tausend Louisd'or herauszugeben, wenn sich eine Freundin der Königin fände, die ihrer Ruhe dieses Opfer zu bringen bereit sei; er habe an mich gedacht, und er wolle mir die

Handschrift verschaffen, wenn J. M. ihm die 24,000 Livres geben wolle.

„Ich theilte diesen Vorschlag der Königin mit, die es abschlug, und mir befahl zu antworten, daß sie zu der Zeit, als es möglich gewesen wäre, die Verbreiter solcher Schmähschriften zu bestrafen, dieselben so abscheulich und so unwahrscheinlich gefunden habe, daß sie es unter ihrer Würde gefunden habe, dieselben zu unterdrücken; daß sie, wenn sie die Unvorsichtigkeit und die Schwäche hätte, eine einzige derselben abzukaufen, es die thätige Ausforscherei der Jakobiner entdecken könnte; daß dann die abgekaufte Schrift doch gedruckt werden würde, und daß sie dann nur um so gefährlicher wäre, wenn dem Publikum die Mittel bekannt würden, durch die man sie seiner Kenntniß hätte entziehen wollen.

„Eines Tages kam Herr von Aubier, der Kammerherr des Königs und sagte mir: „Die Versammlung war sehr beschäftigt mit einer Anzeige, welche die Arbeiter der Fabrik von Sèvres gemacht haben. Sie haben auf den Tisch des Präsidenten einen Pack Bücher gelegt, die sie für das Leben der Königin ausgaben. Der Direktor der Manufactur ist vorgefordert worden, und hat erklärt, den Befehl erhalten zu haben, diese Druckschriften in dem Porzellanofen zu verbrennen."

„Während ich dis der Königin erzählte, erröthete der König und beugte sich über seinen Teller. Die Königin fragte: Wissen Sie etwas davon, mein Herr? Der König antwortete nichts. Die Prinzessin Elisabeth fragte, was dieses bedeute. Dasselbe Stillschweigen. Ich zog mich schnell zurück. Wenige Augenblicke darauf kam die Königin zu mir, um mir zu sagen, der König habe aus Schonung für sie, die ganze Auflage des nach der Handschrift, die ich ihr angetragen habe, gedruckten Werkes aufkaufen lassen, und Herr de Laporte habe kein geheimnißvolleres Mittel gewußt, dieses Buch zu vernichten, als es mitten unter 200 Arbeitern zu verbrennen, von denen 180 Jakobiner seien. Sie sagte mir, sie habe dem Könige ihren Schmerz verborgen; er sei sehr bestürzt, und sie habe nichts zu sagen, da seine Zärtlichkeit und sein guter Wille Schuld an dem Unfalle gewesen seien. (Frau Campan, Theil II. Seite 196.)

## Note 36. zu Seite 311.

Es ist sehr wichtig den Auftrag zu beweisen, den der König Mallet-du-Pan gab, und der nach dem Zeugnisse Bertrand's de Molleville nicht in Zweifel gezogen werden kann. Bertrand war damals Minister, und mußte ganz genau unterrichtet sein; und da er contrerevolutionairer Minister war, so hätte er eine solche Thatsache lieber geläugnet, als eingestanden. Dieser Auftrag beweißt die Mäßigung Ludwigs XVI., allein auch seine Verbindungen mit den Fremden.

Der König gab Mallet-du-Pan folgende eigenhändig geschriebenen Anleitungen:

1) „Der König verbindet seine Bitten mit seinen Befehlen, daß doch die französischen Prinzen und Ausgewanderten nicht durch eine thätige und feindliche Theilnahme dem gegenwärtigen Kriege

seinen Charakter eines auswärtigen zwischen zwei unabhängigen Mächten geführten Krieges nehmen möchten.

2) „Er empfiehlt ihnen ausdrücklich, sich auf ihn und auf die vermittelnden Mächte rücksichtlich der Feststellung ihrer Rechte zu verlassen, wenn der Augenblick zu unterhandeln gekommen sein wird.

3) „Sie müssen nur als Theile, nicht aber als Schiedsrichter bei dem Streite erscheinen; diese Entscheidung muß S. M. vorbehalten bleiben, wenn sie ihre Freiheit wieder erhalten hat, so wie den Mächten, welche dieselbe erzwingen werden.

4) „Jedes andere Betragen würde einen Bürgerkrieg im Innern erzeugen, würde das Leben des Königs und seiner Familie in Gefahr setzen und den Thron umstürzen.

5) „Den Höfen von Berlin und Wien ist die Nützlichkeit einer gemeinschaftlich mit den übrigen verbündeten Mächten zu erlassenden öffentlichen Bekanntmachung vorzustellen; die Nothwendigkeit diesen Aufruf so abzufassen, daß die Jakobiner von dem übrigen Theile des Volkes getrennt, und alle diejenigen beruhigt werden, welche im Stande sind, von ihrer Verirrung zurückzukommen, oder die zwar nicht die jetzige Verfassung, aber die Unterdrückung der Mißbräuche, und eine eingeschränkte Monarchie wollen!

6) „In diesem, in Wahrheit grundwesentlichen, Aufrufe ist zu sagen, daß man nur gegen eine jeder bürgerlichen Gesellschaft widerstrebenden Faction und nicht gegen das französische Volk Krieg führe; daß man die rechtmäßigen Regierungen und die Völker vertheidigen wolle gegen eine wüthende Auflösung aller Ordnung, durch welche alle Bande des Zusammenlebens, und alle Verträge gebrochen werden, in deren Schutze die Freiheit, der Friede, die öffentliche Sicherheit gegen Außen und gegen Innen ruhen; daß man alle Furcht einer Zersplitterung entferne, keine Gesetze vorschreibe, sondern nur der Versammlung, den Verwaltungsbeamten, den Gemeinderäthen, den Ministern ernstlich erkläre, daß man sie persönlich und jeden einzeln verantwortlich mache für jedes gegen die geheiligte Person des Königs, der Königin und ihrer Familie, so wie gegen die Personen oder die Güter irgend eines Bürgers begangene Verbrechen;

7) „Es ist der Wunsch des Königs auszudrücken, daß die fremden Mächte bei ihrem Eintritte in das Königreich erklären, daß sie zum Frieden bereit seien, allein nur mit dem Könige unterhandeln können und werden; daß sie daher verlangen, daß ihm die vollständigste Freiheit eingeräumt, und daß man dann einen Congreß versammeln werde, auf welchem die verschiedenen Interessen nach den schon bestehenden Grundlagen berathen, die Ausgewanderten als klagender Theil zugelassen, und der allgemeine Plan für die Forderungen unter der Aufsicht und der Gewährleistung der verbündeten Mächte festgesetzt werden. (Bertrand de Molleville, Theil VIII. Seite 39.)

## Note 37. zu Seite 311.

Bertrand de Molleville, dem wir die Mallet-du-Pan betreffenden Thatsachen nacherzählen, drückt sich über die Aufnahme, die ihm wurde, und über die Gesinnungen, welche er fand, folgendermaßen aus:

„Mallet-du-Pan hatte am 15. und 16. Juli lange Unterredungen mit dem Grafen Cobentzl, mit dem Grafen Haugwitz und mit Heymann, den Ministern des Kaisers und des Königs von Preußen. Nachdem sie seine Beglaubigungen untersucht, gestanden sie, daß Alles vollkommen mit den Ansichten übereinstimme, die der König früher den Höfen von Berlin und Wien mitgetheilt habe, von welchen sie auch zum Theile angenommen worden seien. Sie billigten in allen Punkten den von ihm vorgeschlagenen Aufruf und erklärten ihm in den bestimmtesten Ausdrücken, daß durchaus kein persönlicher Vortheil, kein Zerstückelungsplan sie für den Krieg stimme, sondern daß die verbündeten Mächte lediglich die Wiederherstellung der Ordnung in Frankreich bezwecken wollen. Man sprach ihm mit Unwillen und Vorurtheil gegen die französischen Prinzen, denen man den Absichten des Königs ganz entgegengesetzte Plane zutraute, und namentlich die, unabhängig handeln und einen Reichsverweser ernennen zu wollen. (Mallet-du-Pan bestreitet diese Vermuthung aufs stärkste, und behauptete, man dürfe über die Absichten der Prinzen nicht nach dem leichtsinnigen oder übertriebenen Geschwätze einiger ihrer Umgebungen urtheilen). Nachdem man die verschiedenen Aufträge Mallet-du-Pan's reiflich erörtert hatte, so erkannten die drei Minister die Weisheit und Richtigkeit derselben einstimmig an, jeder derselben verlangte eine Abschrift oder einen Auszug derselben, und gab die bestimmtesten Versicherungen, daß die Wünsche des Königs, welche ganz mit denen der Mächte übereinstimmten, aufs genaueste befolgt werden sollten. (Bertrand de Molleville, Theil VIII. Seite 320.)

## Note 38. zu Seite 311.

„Als die Partei der Prinzen, sagt Frau Campan, von der Annäherung der Königin an die Ueberbleibsel der Verfassungspartei benachrichtigt ward, so wurde sie sehr beunruhigt. Auch die Königin fürchtete immer die Partei der Prinzen, und die Ansprüche ihrer Anhänger. Sie erwies dem Grafen von Artois Gerechtigkeit, sagte, daß seine Partei seinen persönlichen Gesinnungen gegen den König und gegen sie ganz zuwider handle, daß er sich aber von Leuten fortreissen lasse, auf welche Calonne den verderblichsten Einfluß habe. Sie machte dem Grafen Esterhazy, dem sie Gnadenbezeugungen ohne Zahl verschafft hatte, große Vorwürfe, daß er sich auf Calonne's Seite so sehr geschlagen habe, daß sie ihn als ihren persönlichen Feind betrachten müsse. (Denkwürdigkeiten der Frau Campan; Theil II. Seite 193.)

Note 40. *) zu Seite 313.

„Die Ausgewandetten zeigten eine große Furcht gegen alle Unternehmungen im Innern, die auf das Zusammenwirken mit den Verfassungsfreunden berechnet waren, weil sie diese Partei als nur noch dem Namen nach vorhanden, und ohne alle Mittel, ihre Fehler zu verbessern, betrachteten. Noch lieber waren ihnen die Jakobiner, denn, sagten sie, alsdann habe man mit Niemand zu unterhandeln, wenn man den König und seine Familie dem Abgrunde entrissen habe." (Ebendaselbst Theil II. Seite 194.)

Note 41. **) zu Seite 323.

Unter den Zeugen-Aussagen, welche in den Untersuchungs-Acten gegen die Urheber des Aufstandes vom 20. Juni enthalten sind, ist eine wegen der Einzelnheiten, welche sie enthält, äußerst merkwürdig, es ist die Aussage des Zeugen Lareynie. Sie enthält allein beinahe Alles, was die andern theilweise wiederholen, und wir führen sie daher vorzugsweise an:

„Vor uns — — — erschien der Herr Johann Baptist Maria Ludwig Lareynie u. s. w. Derselbe giebt an: daß er schon seit ungefähr acht Tagen durch Verbindungen, welche er in der Vorstadt St. Antoin hat, weiß, daß die Bewohner dieser Vorstadt bearbeitet werden, von Herrn Santerre, Herrn Fournier, Herrn Rotondo, Herrn Legendre, Herrn Cuirelle-Vertrières; daß diese alle Nächte bei Santerre, oder auch im Versammlungssaale des Bezirkes des Findelhauses heimliche Zusammenkünfte hatten; daß man hier beschlossen hat, welche Anträge in den Volkshaufen im Palais-Royal, in den Tuilerien, auf dem Grève-Platz, und vorzüglich auf dem Platze de la porte St. Antoine, und auf dem Bastillen-Platze gemacht werden sollen; daß man da aufrührerische Aufrufe abgefaßt hat, welche von Zeit zu Zeit in den Vorstädten angeschlagen worden sind, und Bittschriften, welche Abordnungen der Volks-Gesellschaften eingeben sollten; daß mit Einem Worte hier die berüchtigte Bittschrift abgefaßt, und die Verschwörung vom 20. Juni ausgemacht wurde. Daß des Tags zuvor eine geheime Versammlung bei Santerre gehalten wurde, in der, wie Zeugen bestätigen können, die er namhaft machen kann, wenn sie von den Sendungen zurückgekommen sein werden, die ihnen Santerre für die Umgegend gegeben hat, man die Herren Pétion, Robespierre, Manuel, Alexander und Sillery gesehen hat. Daß am 20. Santerre die erschrockenen Häupter seines Anhanges, welche wegen des Beschlusses der Departements-Verwaltung sich nicht haben bewaffnet zeigen wollen, weil man auf sie schießen würde, versichert hat, es sei nichts zu fürchten, die National-Garde habe Befehl nicht zu schießen, und der Maire Pétion werde anwesend sein. Daß er, Zeuge, einige des Gefolges von Santerre gefragt hat, warum sie den Baum nicht auf die Terasse der Tuilerien pflanzten, wie ausgemacht sei, sie aber geantwortet haben, „sie würden sich wohl hüten dieses zu thun, weil dis eine Falle sei, die ihnen

*) Note 39. fällt, als irrthümlich im Texte bezeichnet, hinweg.
**) Irrthümlich im Texte mit 35 bezeichnet.

die Feuillants stellen wollten, da Kanonen in dem Garten aufgepflanzt wären; sie lassen sich aber nicht so fangen." ... Daß dann Santerre in Begleitung mehrerer Personen, unter denen er Herrn von Saint-Hurugue bemerkt hat, sich an den damals ganz ruhigen Haufen wendete und ihn fragte, warum sie nicht in das Schloß gedrungen seien; man müsse durchaus hinein, denn blos deßhalb sei man ja gekommen. Daß er sodann den Kanonieren seines Bataillons befahl, ihm mit einer Kanone zu folgen, und erklärte, man müsse das Thor einschießen, wenn es nicht freiwillig geöffnet werde.

## Note 42. zu Seite 365.

Von der Furcht der königlichen Familie erzählt Frau Campan: „Die Polizei des Herrn de Laporte, Intendanten der Civil-Liste, benachrichtigte ihn gegen das Ende des Jahres 1791, daß einer der Hausofficianten des Königs, der sich als Pastetenbäcker im Palais-Royal gesetzt habe, nun in seine Stelle eintreten werde, da sein Vorgänger gestorben sei; derselbe sei ein so unsinniger Jakobiner, daß er gesagt habe, man würde Frankreich einen großen Dienst leisten, wenn man den König umbrächte. Der Dienst desselben erstreckte sich nur auf die Pastetenbäckerei; er wurde von den Küchenbeamten sehr genau beobachtet; allein ein Giftstoff kann so leicht unter die Speisen gemischt werden, daß beschlossen wurde, der König und die Königin sollten nur noch Braten essen; daß Herr Thierry de Ville d'Avray, der Aufseher über die innern Zimmer, das Brod und selbst den Wein liefern sollte. Der König liebte die Pasteten, und ich mußte daher, als wäre es für mich, bald bei diesem, bald bei jenem Pastetenbäcker welche bestellen. Eben so war der gestoßene Zucker in meinem Zimmer. Der König, die Königin und die Prinzessin Elisabeth servirten gemeinschaftlich ohne daß Jemand zur Bedienung da blieb. Jedes von ihnen hatte ein kleines Tischchen von Mahagonyholz und eine Klingel neben sich. Herr Thierry brachte mir selbst das Brod und den Wein, und ich verschloß es in einen dazu bestimmten Kasten im Cabinete des Königs zur ebenen Erde. Sobald der König bei Tafel war, brachte ich den Wein und die Pasteten. Es wurde Alles unter der Tafel versteckt aus Furcht vor den Bedienten, wenn man ihrer bedürfen sollte. Der König glaubte nämlich, es sei eben so gefährlich als betrübt, ein solches Mißtrauen gegen seine Küchenoffizianten blicken zu lassen. Da er nie eine ganze Flasche Wein über Tisch trank, (die Prinzessinen tranken nur Wasser) so füllte er die, welche ich ihm gebracht hatte, mit der von den Bedienten aufgesetzten auf, und ich nahm sie nach Tische weg. Obgleich man nur von den Pasteten aß, welche ich brachte, so stellte man sie doch, als habe man auch von den aufgetragenen gespeißt. Die Frau, welche meinen Dienst übernahm, fand diese heimliche Einrichtung getroffen, und setzte sie eben so fort. Nach drei bis vier Monaten berichtete dieselbe Polizei, daß man nichts mehr zu fürchten habe, daß der Plan ganz geändert sei, und man jetzt die Angriffe zugleich auf den Thron und die Person des Königs machen wolle." (Denkwürdigkeiten der Frau Campan, Theil II. Seite 188.)

## Note 43. zu Seite 366.

Als Lafayette in den Gefängnissen von Olmütz war, so schrieb Herr von Lally-Tollendal zu dessen Gunsten einen sehr beredten Brief an den König von Preußen. Er zählte darin alles auf, was der General gethan habe, um Ludwig XVI. zu retten, und belegte seine Worte mit den nöthigen Beweisen. Unter den Beweisstellen finden sich folgende Briefe, welche über die Bemühungen und die Plane der Verfassungsfreunde zu jener Zeit belehren und die wir hier im Auszuge mittheilen:

### Abschrift eines Briefes des Herrn von Lally-Tollendal an den König.

Paris, Montag den 9. Juli 1792.

„Ich bin von Herrn von Lafayette beauftragt, S. M. denselben Plan für den 15. vorzuschlagen, den er anfänglich für den 12. vorschlug, weil er nicht mehr ausgeführt werden kann, seitdem S. M. versprochen hat bei dem Feste am 14. zu erscheinen.

„Lafayette will am 15. mit dem alten General Luckner hier sein. Sie haben sich so eben gesehen, und sich das Wort gegeben; beide haben dieselbe Gesinnung und denselben Plan. Sie schlagen S. M. vor, daß sich Dieselbe mit ihnen öffentlich aus der Stadt begebe, und einen Brief an die Versammlung hinterlasse, daß Sie die verfassungsmäßige Grenze nicht überschreite, sondern Sich nach Compiègne begeben will. S. M. und die ganze königliche Familie werden in Einem Wagen sein. Hundert gute Reiter zur Bedeckung sind leicht gefunden. Die Schweizer und ein Theil der National-Garde werden im Nothfalle die Abreise decken. Die beiden Generale werden bei S. M. bleiben. Bei der Ankunft in Compiègne wird der König eine Abtheilung der National-Garde des Ortes, die sehr gut gesinnt ist, eine gewählte Abtheilung aus der Hauptstadt, und eine Abtheilung des Heeres zur Bewachung haben. General Lafayette hält, nachdem er alle feste Plätze und sein Rückzugslager gedeckt hat, 10 Escadronen Reiterei, und die reitende Artillerie zu diesem Dienste bereit. Zwei Eilmärsche können dieselben nach Compiègne bringen.

„Wenn gegen alle Wahrscheinlichkeit S. M. die Hauptstadt nicht verlassen könnte, so würden, da die Gesetze dann offenbar gebrochen wären, die beiden Generale mit einem Heere herbeieilen.

„Die Folgen dieses Planes sind klar: Der Frieden mit ganz Europa durch die Vermittelung des Königs; — Die Wiedereinsezzung des Königs in seine ganze gesetzmäßige Gewalt; — Eine weite und nothwendige Vergrößerung seiner geheiligten Vorrechte; — Eine wahre Monarchie, ein wahrer Monarch, eine wahre Freiheit; — Eine wahre Volksvertretung, deren Oberhaupt und Mitbestandtheil der König sein wird; — Eine wahre ausübende Gewalt; — Eine wahre aus Begüterten gewählte Volksvertretung; — Die Durchsicht der Verfassung, die Verwerfung des einen Theiles derselben, die Verbesserung und feste Begründung des andern Theiles; — Nur dreimonatliche Sitzungen des neuen gesetzgebenden Körpers; — Wiedereinsetzung des Adels in seine alten Vorrechte, nicht in die politischen,

sondern die von der Meinung abhängenden, als Titel, Wappen, Livréen u. s. w.

„Herr von Lafayette hat keinen Gedanken daran, daß der König nach seiner Abreise aus der Hauptstadt einer andern Leitung folgen müsse, als seinem Gewissen und seinem freien Willen. Mit Einem Worte Freiheit des Königs, und Zernichtung der Unruhstifter ist alles was er von ganzer Seele will. Was folgen soll, wird schon folgen."

## Abschrift eines Briefes Herrn von Lafayette's.

Am 8. Juli 1792.

„Ich hatte mein Heer so vertheilt, daß die besten Schwadronen, die Grenadiere, nnd die Artillerie zu Pferde unter dem Befehle von M... von der 4. Division standen; und wenn mein Vorschlag angenommen worden wäre, so hätte ich in zwei Tagen 15 Schwadronen und 8 Kanonen nach Compiègne geführt; das übrige Heer stand stufenweise einen Marsch von einander, und ein Regiment, das auch den ersten Schritt nicht gethan hätte, wäre doch mir und seinen Waffengefährten zu Hilfe gekommen, wenn wir angegriffen worden wären.

„Ich hatte Luckner so gewonnen, daß er mir versprach mit mir gegen Paris zu ziehen, wenn es die Sicherheit des Königs erfordern sollte, und dieser es befehlen würde; ich habe 5 Escadronen in seinem Heere, über die ich ganz, wie ich will, verfügen kann, Languedoc und — — — — —; sein Befehlshaber der Artillerie zu Pferd ist mir ebenfalls ganz ergeben; ich zählte darauf, daß diese ebenfalls nach Compiègne gekommen wären.

„Der König hat versprochen zu dem Bundesfeste zu kommen; ich bedaure, daß mein Plan nicht angenommen wurde; allein man muß sich bemühen, aus dem jetzt den beliebten möglichsten Nutzen zu ziehen. Die Schritte, welche ich gethan habe, die Zustimmung vieler Departements und Gemeinden, die des Generals Luckner, mein Ansehen in meinem, und selbst in den andern Heeren; meine Volksgunst im ganzen Lande, die zwar in Paris sehr verringert, aber sonst überall eher vergrößert ist: alle diese Umstände und viele andere haben die Unruhstifter zum Nachdenken gebracht, und die Ehrenleute wieder neu belebt; ich hoffe daher daß die wirkliche Gefahr des 14. Juli sehr vermindert ist. Ich glaube sogar, daß gar keine vorhanden ist, wenn der König sich von Luckner und mir begleiten, und von den auserlesenen Bataillonen umgeben läßt, die ich ihm vorbereite.

„Allein wenn der König und seine Familie in der Hauptstadt bleiben, sind sie da nicht immer in den Händen der Jakobiner?

„Ich wiederhole, der König muß aus Paris. Ich weiß, daß es nachtheilig wäre, wenn er nicht mit Aufrichtigkeit zu Werke ginge; allein wenn es sich davon handelt sich dem Könige, der ein rechtlicher Mann ist, anzuvertrauen, kann man einen Augenblick zaudern? Ich bin äußerst daran gefochten, den König in Compiègne zu sehen.

## Note 44. zu Seite 366.

Die folgende Antwort ist aus der in der vorigen Nummer angeführten Sammlung genommen:

### Antwort von der Hand des Königs.

„Man muß ihm antworten, daß ich ihm äußerst dankbar für seine Anhänglichkeit an mich bin, die ihn dazu bewegt, sich so blos stellen zu wollen; daß aber sein Vorschlag mir unausführbar scheint. Es ist keine persönliche Furcht, allein es hieße alles auf Eine Karte setzen, und, trotz seiner gegentheiligen Versicherung, würde die Mißlingung des Verfahrens mehr als je, und tiefer als je unter die Gewalt der Verschwörer führen. Fontainebleau ist eine Gasse ohne Ausgang cul-de-sac), zu einem Rückzug in den Süden durchaus nicht geschickt, und ein Rückzug in den Norden hätte den Schein, als wolle man den Oesterreichern entgegengehen. Ueber das was er sonst verlangt, wird man ihm antworten; ich habe also hier nichts darüber zu sagen. Die Anwesenheit der Generale bei dem Bundesfeste könnte nützlich sein, ihr könnte aber auch eine Unterredung mit dem neuen Minister zum Vorwande dienen, um sich mit ihm über die Heer-Bedürfnisse zu besprechen. Der beste Rath, den man Herrn von Lafayette geben kann, ist der, für die Unruhstifter immer als Popanz zu dienen, und sein Amt als Feldherr gut zu versehen. Dadurch wird er sich seines Heeres immer mehr versichern, und sich desselben im Nothfalle bedienen können, wie er will.

## Note 45. zu Seite 371.

In einem von Carra unterzeichneten geschichtlichen Berichte über den Ursprung des Aufstandes vom 10. August ist von den höheren Oberbehörden die Rede, welche schon lange den Aufstand vorbereiteten. Sie bestand aus dem im Texte angeführten Personen und von ihr allein ging nach Carra's Versicherung der Aufstand aus.

## Zu Seite 384.

In diesem Briefe erklärten die Unterzeichner, daß nach ihrer Meinung die unmittelbare Ursache alles Unglücks, welches Frankreich in diesem Augenblicke treffe, das Betragen der ausübenden Gewalt sei, und daß das einzige Mittel den Uebeln zuvorzukommen, welche dem Reiche drohen, und die Ruhe wieder herzustellen, ein solches Betragen des Königs sei, durch welches er jeden Verdacht entfernte, sich durch Thatsachen auf das deutlichste und unzweideutigste ausspräche, und sich mit dem Vertrauen des Volkes umgäbe, das allein seine Gewalt bilde, und allein sein Glück machen könne.

„Warum wählt aber — sagten sie weiter darin — der König seine Minister nicht unter den für die neue Ordnung der Dinge am meisten sich aussprechenden Männern? Warum hat der König in einem Augenblicke, wo alle Vertheidigungsmittel angewendet werden müssen, und Frankreich nicht alle seine Vertheidiger bewaffnen kann, nicht die Pferde und die Flinten seiner Leibwache angebo-

ten? Warum bittet der König nicht selbst um ein Gesetz, welches die Civil-Liste einer Verrechnung unterwürfe, durch welche die Nation versichert wäre, daß sie nicht zu andern, als ihren gesetzmäßigen Zwecken verwendet werde? ...

„Ein anderes großes Mittel, das Volk über die persönlichen Gesinnungen des Königs zu beruhigen, wäre, wenn er selbst auf ein Gesetz über die Erziehung des Kronprinzen antragen und somit den Augenblick beschleunigen wollte, in dem die Aufsicht auf den Prinzen einem mit dem Vertrauen des Volkes versehenen Manne übertragen würde.

„Man beklagt sich ferner, daß der Gesetzentwurf über die Auflösung des Generalstabes der Pariser National-Garde noch nicht bestätigt ist. Die häufigen Versagungen der Bestätigungen von Gesetzen, welche die öffentliche Meinung verlangt, und deren Nothwendigkeit nicht bestritten werden kann, reizen zu der Untersuchung der Verfassungsfrage über das Veto wider Gelegenheitsgesetze, und tragen nicht bei zur Verminderung der Besorgnisse und des Mißvergnügens.

„Auch wäre es sehr wichtig, wenn der König Herrn Lafayette den Befehl nehmen wollte. So viel ist gewiß, daß er der öffentlichen Sache nicht mehr mit Nutzen dienen kann u. s. w.

### Brief von Thieery an Boze.

„So eben bin ich zum Zweitenmale geschmählt worden, daß ich den Brief angenommen habe, den ich aus Dienst-Eifer übergab. Doch hat mir der König erlaubt zu antworten:

1) daß er seine Minister immer sorgfältig wähle;
2) daß man die Kriegserklärung solchen sogenannten patriotischen Ministern verdanke;
3) daß er seiner Zeit Alles gethan habe, um die Verbündung der fremden Mächte zu verhindern, und er heute, um die Heere von den Grenzen zu entfernen, nur die allgemeinen Mittel habe;
4) daß er seit seiner Annahme die Gesetze der Verfassung sehr genau beobachtet habe, daß aber viele Leute gegenwärtig im entgegengesetzten Sinne arbeiten."

### Note 46. zu Seite 398.

Das folgende Aktenstück ist unter den von Herrn Lally-Tollendal in seinem Briefe an den König von Preußen angeführten:

### Protocoll einer Sitzung, gehalten am 4. Aug. 1792, geschrieben von Lally-Tollendal.

„Herr von Montmorin, ehemaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten; — Herr Bertrand, ehemaliger Marineminister; — Herr von Clermont-Tonnerre; — Herr von Lally-Tollendal; — Herr Malouet; — Herr von Gouvernet; — Herr von Giliers. —

„Drei Stunden Berathung an einem verborgenen Orte des Gartens des Herrn von Montmorin. Jeder erzählte, was er erfahren hat. Ich hatte einen Brief ohne Unterschrift erhalten, in

welchem man mir eine Zusammenkunft bei Santerre anzeigte, in welchem der Plan festgesetzt worden sei, gegen die Tuilerien zu ziehen, den König im Getümmel zu tödten, und sich des Kronprinzen zu bemächtigen, um daraus zu machen, was die Umstände erforderten; oder wenn der König nicht getödtet werde, die ganze königliche Familie gefangen zu nehmen. Wir beschlossen alle, daß der König aus Paris müsse, koste es was es wolle, begleitet von den Schweizern, von uns und unsern Freunden, deren eine gute Anzahl war. Wir zählten auf Herrn von Liancourt, der sich erboten hatte, uns von Rouen entgegenzukommen, und dann auf Herrn von Lafayette. Wir beschlossen, daß Herr von Montmorin sogleich nach dem Schlosse gehe, um den König von unsern Nachrichten und unsern Beschlüssen zu unterrichten. Der König schien einzuwilligen, und beauftragte Herrn Montmorin, mit Herrn von Sainte-Croix zu sprechen, der sich mit Herrn von Montciel auch mit einem Plane zur Flucht beschäftige u. s. w.

# Inhalt.

## Erstes Kapitel.

Seite

Moralischer und politischer Zustand Frankreichs gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts. — Thronbesteigung Ludwigs XVI. — Maurepas, Turgot und Necker als Minister. — Calonne. Versammlung der Notabeln. — Der Minister von Brienne. — Opposition des Parlaments, dessen Auflösung und abermalige Einberufung. — Verbannung des Herzogs von Orleans. — Verhaftung des Staatsraths d'Espremenil. — Necker wird zurückberufen und ersetzt Herrn v. Brienne. — Neue Versammlung der Notabeln. — Erörterungen in Bezug auf die états-généraux. — Entstehung der Clubs. — Ursachen der Revolution. — Erste Wahlen der Deputirten zu den états-généraux. — Brand des Hauses Reveillon. — Der Herzog von Orleans; sein Charakter. . . . . 3

## Zweites Kapitel.

Zusammenberufung und Eröffnung der Generalstaaten. — Verhandlungen über die Prüfung der Vollmachten und das Stimmen nach Ständen und Köpfen. — Der dritte Stand erklärt sich zur National-Versammlung. — Der Saal der Generalstaaten wird geschlossen, die Deputirten versammeln sich in einem andern Orte. — Der Schwur im Ballhaus. — Königliche Sitzung vom 23. Juni. — Die Versammlung setzt ihre Berathungen, unbekümmert um das Königl. Verbot fort. — Definitive Vereinigung aller drei Stände. — Erste Arbeiten der Versammlung. — Volksunruhen in Paris. — Das Volk befreit die in der Abtei eingeschlossenen Garden. — Complott des Hofes. Die Truppen nahen sich Paris. — Verabschiedung Neckers. —

Seite

12. 13. und 14. Juli. Erstürmung der Bastille. — Der König begiebt sich in die Versammlung und von da nach Paris. — Zurückberufung Neckers. . . . . 32

## Drittes Kapitel.

Arbeiten der Munizipalität in Paris. — Lafayette Commandant der Nationalgarde; sein Character und seine Rolle in der Revolution. — Ermordung von Foulon und Berthier. — Neckers Rückkehr. — Lage und Spaltung der Parteien und ihrer Anführer. — Mirabeau; sein Charakter, seine Plane und sein Genie. — Die Brigands. — Unruhen in den Provinzen und auf dem Lande. — Die Nacht des 4. August. — Aufhebung der Feudalrechte sammt allen Privilegien. — Erklärung der Menschenrechte. — Discussionen über die Constitution und das Veto. — Unruhen in Paris. — Auflauf im Palais-Royal. 81

## Viertes Kapitel.

Ränke des Hofes. — Festmahl der Gardes-du-Corps und der Offiziere des Regiments Flandern zu Versailles. — Der 4., 5. und 6. October; stürmische und blutige Scenen. — Volkssturm auf das Schloß von Versailles. — Der König nimmt seinen Wohnsitz in Paris. — Stand der Parteien. — Der Herzog von Orleans verläßt Frankreich. — Unterhandlungen Mirabeaus mit dem Hofe. — Die Versammlung begibt sich nach Paris. — Gesetz über das Kirchengut. — Der Bürgereid. — Mirabeau's Vertrag mit dem Hofe. — Bouille. — Die Favrassche Angelegenheit. — Contrerevolutionaire Pläne. — Clubs der Jacobiner und Feuillants. . . . . 119

## Fünftes Kapitel.

Politische Lage und Stellung der auswärtigen Mächte im Jahre 1790. — Berathungen über das Recht den Krieg zu erklären und Frieden zu schließen. — Erste Einführung des Papiergeldes oder der Assignaten. — Organisation der Gerichte. — Staatsbürgerliche Reform des Clerus. — Aufhebung des Adels. — Jahrestag des 14. Juli. Fest der ersten Föderation. — Aufstand der Truppen zu Nancy. — Rücktritt Neckers. — Plane des Hofes und Mirabeaus. — Bildung des Lagers zu Jalès. — Der Bürgereid der Geistlichen. . . . . 161

## Sechstes Kapitel.

Wachsende Auswanderung. — Das empörte Volk stürmt den Schloßthurm von Vincennes. — Verschwörung der Ritter vom Dolche. — Berathung des Emigrantengesetzes. — Mirabeau's Tod. — Contrerevolutionaire Ränke. — Flucht des Königs und seiner Familie;

Seite

dessen Gefangennehmung zu Varennes und gezwungene Rückkehr nach Paris. — Stellung der auswärtigen Mächte; Rüstungen der Emigranten. — Die Pillnitzer Declaration. — Proclamation des Kriegsgesetzes auf dem Marsfelde. — Der König nimmt die Constitution an. — Schluß der constituirenden Versammlung. . . . . 196

Neuntes Kapitel. *)

Urtheil über die constituirende Versammlung. — Eröffnung der zweiten National-Versammlung, (gesetzgebenden Versammlung); ihre Zusammensetzung. — Zustand der Clubs; ihre einflußreichsten Mitglieder. — Pétion, Maire von Paris. — Politik der auswärtigen Mächte. — Die Emigration; Decrete gegen die Emigrirten und die unbeeidigten Priester. — Veränderungen im Ministerium. — Kriegsrüstungen; Zustand der Armee. . . . . 232

Zehntes Kapitel.

Trennung der Parteien in Folge der Kriegsfrage. — Rolle des Herzogs von Orleans und seiner Partei. — Die ausgewanderten Prinzen werden in Anklagestand versetzt. — Bildung eines Gironde-Ministeriums. — Dumouriez, sein Character, sein Genie und seine Plane. — Die neuen Minister. — Unterredung Dumouriez's mit der Königin. Kriegserklärung an den König von Ungarn und Böhmen. — Erste Militairoperationen. — Niederlagen von Quievrain und von Tournay. Ermordung des Generals Dillon. . . 266

Eilftes Kapitel.

Spaltungen im Gironde-Ministerium. — Der angebliche österreichische Comité. — Decret zur Bildung eines Lagers von 20,000 Mann bei Paris. — Brief Roland's an den König. — Entlassung der Gironde-Minister; Demission Dumouriez. — Bildung eines Feuillant-Ministeriums. — Projecte der constitutionellen Partei; Brief Lafayettes an die Versammlung. — Stellung der Volkspartei und ihrer Führer; Plane der Deputirten aus dem Süden; Pétions Rolle bei den Juni-Ereignissen. — Der 20. Juni 1792; Aufstand der Vorstädte; Auftritte in den Gemächern der Tuilerien. . 290

Zwölftes Kapitel.

Folgen des 20. Juni. — Ankunft Lafayettes zu Paris; seine Beschwerden in der Versammlung. — Kriegsgerüchte; die nahe Inva-

*) Das achte und neunte Kapitel ist im Texte irrthümlich übersprungen worden, was, um weitern Irrungen vorzubeugen, hier bemerkt wird.